Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DD
801
.B465
A2
ser. 7
V. 2

B 1,687,036

Lebensläufe aus Franken

Herausgegeben im Auftrag
der Gesellschaft für Fränkische Geschichte

von

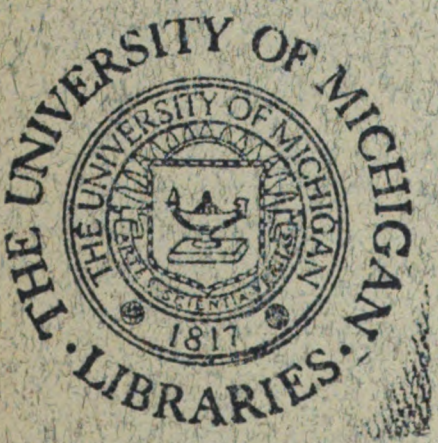
Anton Chroust

Zweiter Band

UNIV. of MICH.
MAY 09 1990
STACKS

Würzburg
Im Kommissions-Verlag von Kabitzsch & Mönnich
1922

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte

Siebente Reihe:

Lebensläufe aus Franken

Zweiter Band

Würzburg
Im Kommissions-Verlag von Kabitzsch & Mönnich
1922

Digitized by Google

Lebensläufe aus Franken

Herausgegeben im Auftrag
der Gesellschaft für fränkische Geschichte

von

Anton Chroust

Zweiter Band

Würzburg
Im Kommissions-Verlag von Kabitzsch & Mönnich
1922

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Amorbach
Gottlob Volkhardtsche Druckerei
Gebr. Volkhardt

Digitized by Google

Vorwort.

Drei Jahre nach Abschluß des ersten Bandes der „Lebensläufe aus Franken" darf der Herausgeber den zweiten Band den Freunden fränkischer Geschichte vorlegen. Der neue Band kann nicht ganz verleugnen, daß er in schweren Zeiten entstanden ist; auch die kleinen Unstimmigkeiten und Übersehen, die zum Schluß des Inhaltsverzeichnisses berichtigt sind, mögen damit entschuldigt werden. Im übrigen sucht der zweite Band die Anerkennung zu verdienen, die nach Erscheinen des ersten Bandes dem Gedanken einer Sammlung fränkischer Lebensläufe und der Ausführung desselben in fast überreichem Maß zuteil geworden ist. Lob verpflichtet, und darum hätte der Herausgeber gewünscht, allen Forderungen genügen und allen Anregungen nachgehen zu können, die laut geworden sind. Wie weit er hinter denselben noch zurückbleibt, ist ihm selber nur zu deutlich bewußt.

Der vorliegende Band enthält nur 59 Lebensläufe, ein Zeichen, daß es dem Herausgeber leider noch immer nicht gelungen ist, den zuweilen überquellenden Mitteilungstrieb einzelner Mitarbeiter zu beschränken; aber jeder Herausgeber weiß auch, mit wie vielen Schwierigkeiten und mit wie viel Verdruß es verbunden ist, bei den Mitarbeitern Kürzungen zu erzielen. Auch bei der Auswahl unter den zur Verfügung gestellten Lebensläufen war es nicht immer möglich, ein gewisses Verhältnis unter den verschiedenen Landesteilen, Berufsständen, Parteigruppen herzustellen. Der Absicht fehlte die Möglichkeit der Ausführung, da versprochene Beiträge nicht selten ausblieben und trotz aller Mahnungen nicht zu erlangen waren. So kommt es, daß auch diesmal die Professoren- und Gelehrtenwelt unverhältnismäßig stark vertreten ist und fast die Hälfte des vorliegenden Bandes füllt. Freilich sind die meist einfachen Lebensläufe und das literarische Lebenswerk der Gelehrten leichter zu übersehen und darzustellen als die anderer Stände; es bieten sich auch Schüler oder Nachfolger ziemlich bereitwillig an, ihrem Lehrer ein literarisches Denkmal zu setzen. Nicht in demselben Maß gilt dies von den

Digitized by Google

Künstlern, deren Franken im XIX. Jahrhundert an und für sich vielleicht nicht so viele hervorgebracht hat als in den vorausgegangenen Zeiten; dazu hat unser Unternehmen hier den Wettbewerb mit dem monumentalen Allgemeinen Lexikon der bildenden Künste auszuhalten, das längst die berufensten Darsteller in seinen Dienst gezogen hat. Noch schwieriger ist es, für die Vertreter der Industrie und des Handels Biographen zu finden; erfreulich genug, wenn sich ein Sohn oder Enkel einstellt, der das Werk des Vaters oder Großvaters zu schildern unternimmt. Fast ganz wird man im vorliegenden Bande die Soldaten und die Männer der Verwaltung vermissen. Aber die Zahl der ersteren ist überhaupt nicht groß, da unter den namhafteren Truppenführern nur wenige geborene Franken sind und die übrigen nur mit einem geringeren Bruchteil ihrer Wirksamkeit nach Franken hereinragen; für die gefallenen Helden des jüngsten Krieges liegt das Material noch nicht gesichtet vor. Den Verwaltungsbeamten aber, die in so großer Zahl aus Franken stammen, daß man eine Zeit lang gesagt hat, Bayern werde von Franken regiert, fehlen die bereitwilligen Darsteller ihrer Wirksamkeit. Fast möchte man für sie das bekannte Wort dahin abändern, daß auch dem Verwaltungsbeamten die Nachwelt keine Kränze flicht; das Wirken des einzelnen, selbst an hervorragender Stelle, ist in dem der Mitarbeiter mitbeschlossen und läßt sich nicht wohl davon trennen oder es liegt unter einem Wust von Akten begraben, die dem Forscher den geistigen Anteil des einzelnen doch nicht erkennen lassen. So kommt es, daß die eifrigen Bemühungen des Herausgebers, Männern wie Lutz, Feilitzsch, Luxburg, Bumm die verdiente Würdigung zu sichern, vorläufig noch ohne Frucht geblieben sind und höchstens zu bisher unerfüllten Zusagen geführt haben. — Aber wer möchte heute, da alles schwankt oder im Fluß begriffen ist, wegen eines nicht eingelösten literarischen Versprechens rechten?

Die Grundsätze der Auswahl der Lebensläufe für den ersten Band sind im großen nnd ganzen gebilligt worden. Anstoß nahm der eine oder andere Beurteiler daran, daß in den Lebensläufen Persönlichkeiten berücksichtigt wurden, die mit Franken nur im lockeren Zusammenhang stehen, Männer, die nur für begrenzte Zeit an einer der fränkischen Universitäten wirkten und dann wieder verschwanden oder deren Beziehung zu Franken sich darauf beschränkt, daß sie daselbst das Licht der Welt erblickten, während ihr fernerer Lebenslauf sie weit weg von der fränkischen Heimat führte. — Aber darf man aus der Geistes- und Kulturgeschichte Frankens, zu der die Lebensläufe Bausteine liefern sollen, Namen wie Chlodwig Fürst Hohenlohe oder Richard Wagner

Digitized by Google

streichen, und ist es nicht auch eine bedeutsame Tatsache, daß Franken solche Kräfte an sich zu ziehen vermocht hat? Freilich wird bei der Berücksichtigung solcher Namen der Willkür ein gewisser Spielraum eingeräumt werden müssen; es läßt sich eben die Frage nicht mit Bestimmtheit beantworten, wie lange ein solcher Mann in Franken gelebt haben muß, um sich einen Platz in den Lebensläufen aus Franken zu erobern. Man wird sich aber z. B. die Bamberger Romantik ohne E. Th. A. Hoffmann, der nur fünf Jahre in Bamberg lebte, die Geschichte der Heilkunde in Franken und besonders in Würzburg ohne den Namen Virchows nicht denken können, obgleich dieser nur sieben Jahre in Würzburg gewirkt hat; der bekannte und gefeierte Präsident des bayerischen Oberkonsistoriums, Adolf v. Stählin, ist nur durch einzelne Abschnitte seiner Lebensfahrt mit Franken verknüpft und doch ist sein Name mit der evangelischen Kirche in Franken so enge verbunden, daß er in den Lebensläufen vermißt werden würde, wenn ihm eine Darstellung nicht gewidmet worden wäre. Andererseits wird sich vertreten lassen, daß wir den Germanisten Erich Schmidt nicht berücksichtigt haben, obgleich er zwei Semester lang als Privatdozent der Alma Julia in Würzburg angehört hat.

Daß wenn möglich alle geborenen Franken von Bedeutung in unserer Sammlung vertreten sein sollen, einerlei, wie bald sie ihr Schicksal in die Fremde führte, wird weniger bestritten werden wollen. Wer als Geisteshelb auf fränkischer Erde geboren worden ist, legt schon dadurch Zeugnis ab von der hohen Kultur, die das Land seinen Söhnen mitzugeben in der Lage war; in ihm entfalteten sich die vielleicht lange verborgen gewesenen geistigen Kräfte einer ganzen fränkischen Ahnenreihe.

Aller Auswahl haftet nun einmal das Merkmal der Willkürlichkeit an und es wird nicht selten auch von Zufällen abhängen, daß jedem einzelnen hier die ihm gebührende Ehre und nicht mehr und nicht minder gewährt wird. Eifrige Mitarbeit aller Berufenen an dem begonnenen Werk und verständnisvolles Eingehen auf den den Lebensläufen zugrunde liegenden Gedanken werden Mängel im einzelnen beheben helfen.

Für einen dritten Band liegt der Stoff gutenteils fertig vor. Ob es möglich sein wird, etwa in drei Jahren an die begonnene Kette wieder ein neues Glied anzusetzen, das wird vor allem von den äußeren Umständen abhängen, namentlich von dem künftigen Schicksal des gelehrten deutschen Buches, dessen Herstellung schon jetzt nur mehr

Digitized by Google

mit der äußersten Anspannung materieller Mittel möglich ist. Die Gesellschaft für fränkische Geschichte und der Herausgeber werden aber alles tun, was in ihren bescheidenen Kräften steht, um das so verheißungsvoll begonnene und so freundlich aufgenommene Sammelwerk trotz der Ungunst der Zeiten zum sachgemäßen Abschluß zu bringen.

Würzburg, den 19. März 1922.

Anton Chroust.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

des zweiten Bandes.

Seite

1. **Abert**, Friedrich Philipp von, Professor der Theologie, Erzbischof von Bamberg (1859—1912). — Von Dr. Oskar Braun, Universitätsprofessor in Würzburg 1
2. **Arnheim**, Fischel, Politiker (1812—1864). — Von Dr. A. Eckstein, Distriktsrabbiner in Bamberg 11
3. **Berg**, Franz, kath. Theologe, Historiker und Philosoph (1753—1821). — Von DDr. Sebastian Merkle, Universitätsprofessor in Würzburg . . 14
4. **Berolzheimer**, Heinrich, Industrieller und Philanthrop (1836—1906). — Von Dr. Michael Berolzheimer, Hofrat und Justizrat in München 25
5. **Bezzel**, Hermann von, Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in München (1861—1917). — Von Kirchenrat Gottfried Sperl in Wittelshofen am Hesselsberg 29
6. **Boveri**, Theodor, Professor der Zoologie an der Universität Würzburg (1862—1915). — Von Dr. Fritz Baltzer, Universitätsprofessor in Bern 40
7. **Braungart**, Richard, Professor an der landwirtschaftlichen Akademie in Weihenstephan (1839—1916). — Von Pfarrer Hermanns in Gruiten bei Elberfeld 57
8. **Brentano**, Franz, Professor der Philosophie in Wien (1838—1917). — Von Geheimrat Dr. Karl Stumpf, Universitätsprofessor in Berlin . 67
9. **Castell-Castell**, Graf Friedrich Karl Wilhelm Ernst, Standesherr (1826—1904). — Von Dr. August Sperl, Direktor des Staatsarchivs in Würzburg 85
10. **Craemer**, Karl, Politiker (1818—1902). — Von Geheimen Hofrat Dr. Sigmund Günther, Professor an der technischen Hochschule in München 96
11. **Delitzsch**, Franz, Professor der alttestamentlichen Studien an der Universität Erlangen (1813—1890). — Von D. Wilhelm Lotz, Universitätsprofessor in Erlangen 98
12. **Elsperger**, Christoph von, Schulmann und Gymnasialrektor in Ansbach (1798—1873). — Von Geheimrat und Kronsyndikus Dr. Philipp Zorn, Universitätsprofessor a. D. in Ansbach und Dr. Wilhelm Elsperger, Studienrektor in Hersbruck 104
13. **Frey**, Franz Andreas, Kirchenrechtslehrer und Kirchenpolitiker in Bamberg (1763—1820). — Von Dr. Wilhelm Heß, Professor am Lyzeum in Bamberg 119

Digitized by Google

Seite

14. **Fröhlich**, Franz Joseph, Gründer und erster Direktor des Musikinstituts in Würzburg (1780—1862). — Von Hofrat Max Meyer Olbersleben, Direktor a. D. des Konservatoriums in Würzburg 133
15. **Gademann**, Joh. Georg, Industrieller in Schweinfurt (1754—1813). — Von Dr. Ferdinand Gademann, Fabrikbesitzer in Schweinfurt . . 138
16. **Gegenbaur**, Karl, Professor der Anatomie an der Universität Heidelberg (1826—1903). — Von Dr. Wilhelm Lubosch, Universitätsprofessor in Würzburg 144
17. **Geiger**, Konrad (1751—1808) und **Geiger**, Margaretha (1783—1809), Maler. — Von Elsbeth Sattler in Schweinfurt 157
18. **Hammer**, Friedrich Ludwig, Professor der Naturwissenschaften in Straßburg (1762—1837). — Von Emma Reinsch in Erlangen . . 167
19. **Harles**, Gottlieb Christoph, Professor der Beredsamkeit an der Universität Erlangen (1738—1815). — Von Dr. Otto Stählin, Universitätsprofessor in Erlangen 177
20. **Harleß**, Adolf von, Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in München (1806—1879). — Von D. Philipp Bachmann, Universitätsprofessor in Erlangen 183
21. **Held**, Josef von, Professor des Staatsrechts an der Universität Würzburg (1815—1890). — Von Geheimen Hofrat Dr. Robert Piloty, Universitätsprofessor in Würzburg 195
22. **Hettinger**, Franz Seraph, Professor der Theologie an der Universität Würzburg (1819—1890). — Von Dr. Theodor Henner und DDr. Georg Wunderle, Universitätsprofessoren in Würzburg 202
23. **Hohenlohe-Schillingsfürst**, Fürst Chlodwig von, Reichskanzler (1819—1901). — Von Geheimen Hofrat Dr. Felix Rachfahl, Universitätsprofessor in Freiburg i. B. 215
24. **Kistler**, Cyrill, Tondichter (1848—1907). — Von Professor Hermann Ritter in Würzburg 228
25. **Kolde**, Theodor von, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Erlangen (1850—1913). — Von DDr. Karl Schornbaum, Pfarrer in Alfeld 234
26. **Külpe**, Oswald, Professor der Philosophie an der Universität Würzburg (1862—1915). — Von Dr. Karl Bühler, Professor an der technischen Hochschule in Dresden 244
27. **Laubmann**, Georg von, Direktor der Hof- und Staatsbibliothek in München (1843—1909). — Von Geheimen Rat Dr. Hans Schnorr von Carolsfeld, Generaldirektor der Staatsbibliothek in München 256
28. **Lefflad**, Michael, Professor der Kirchengeschichte am Lyzeum in Eichstätt (1828—1900). — Von Dr. Franz Heidingsfelder, Professor am Lyzeum zu Regensburg 261
29. **Lommel**, Eugen, Professor der Physik an der Universität Erlangen (1837—1899). — Von Geheimen Hofrat Dr. Eilhard Wiedemann, Universitätsprofessor in Erlangen 264
30. **Leiningen**, Fürst Ernst, britischer Admiral (1830—1904). — Von Dr. R. Krebs, Archivrat in Amorbach 269

Digitized by Google

Seite

31. **Messerschmitt**, Pius Ferdinand, Maler (1858—1915). — Von Dr. Hans Fischer, Oberbibliothekar in Bamberg 280
32. **Michel**, Julius von, Professor der Augenheilkunde an der Universität Würzburg (1843—1911). — Von Dr. Karl Wesselv, Professor an der Universität Würzburg 288
33. **Montag**, Eugen, Geschichtsforscher und letzter Abt von Ebrach (1741—1811). — Von † Dr. Johann Jaeger, Gymnasialprofessor in Nürnberg 297
34. **Müller**, Friedrich von, sachsen-weimarscher Kanzler (1779—1849). — Von Dr. Hermann Freiherrn von und zu Egloffstein, großherzoglich sächsischer Kammerherr in Würzburg 312
35. **Nehr**, Joh. Georg, Schulmann und Geschichtsschreiber (1765—1854). — Von Dr. Franz Babinger, Privatdozent an der Universität Berlin 328
36. **Ottl**, Georg von, Bischof von Eichstätt (1794—1866). — Von Dr. Johann Baptist Götz, Stadtpfarrer in Ingolstadt 329
37. **Ohm**, Georg Simon, Professor der Physik in Nürnberg, dann an der Universität München (1789—1854). — Von Geheimen Hofrat Dr. Eilhard Wiedemann, Universitätsprofessor in Erlangen 337
38. **Roth**, Ludwig, Gründer der Karlstadter Portland-Zement-Werke (1845—1911). — Von Dr. Ludwig Roth, Rechtsanwalt in Wetzlar . 346
39. **Roth**, Paul Rudolf von, Professor der Rechte und Vorstand der Bibliothek der Universität München (1820—1892). — Von Geheimen Justizrat Dr. Georg Kleinfeller, Universitätsprofessor in Kiel 355
40. **Ruland**, Anton, Politiker und Oberbibliothekar der Universität Würzburg (1809—1874). — Von Dr. Otto Handwerker, Oberbibliothekar in München 359
41. **Sachs**, Julius, Professor der Botanik an der Universität Würzburg (1832—1897). — Von Dr. Hans Kniep, Universitätsprofessor in Würzburg 372
42. **Schäffler**, August, Archivar und Geschichtsforscher (1837—1891). — Von Dr. August Sperl, Direktor des Staatsarchivs in Würzburg . 386
43. **Schneegans**, Heinrich, Professor der romanischen Philologie an der Universität Würzburg (1863—1914). — Von Dr. H. Heiß, Universitätsprofessor in Freiburg i. B. 393
44. **Schuckert**, Johann Sigm., Elektrotechniker in Nürnberg (1846—1895). — Von Direktor Dr. Josef Cassimir in München 399
45. **Seiler**, Christoph von, Bürgermeister von Nürnberg (1822—1904). — Von Dr. Ernst Mummenhoff, Archivdirektor a. D. in Nürnberg . 406
46. **Soldner**, Johann Georg, Astronom und Geodät in München (1776—1833). — Von Dr. Franz Josef Müller, Obergeometer in Augsburg 417
47. **Stählin**, Adolf von, Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in München (1823—1897). — Von Dr. Otto Stählin, Universitätsprofessor in Erlangen 427

Digitized by Google

Seite

48. **Stauffenberg**, Franz, Frhr. von Schenk, Parlamentarier (1834—1901). — Von Geheimen Hofrat Dr. Sigmund Günther, Professor an der technischen Hochschule in München 437

49. **Stöckl**, Albert, Professor der Philosophie am Lyzeum zu Eichstätt (1823—1895). — Von DDr. Georg Wunderle, Universitätsprofessor in Würzburg 440

50. **Strauß**, Andreas, Bibliothekar des Klosters Rebdorf (1751—1805). — Vom Geistlichen Rat Dr. Franz Sales Romstoeck, Professor a. D. am Lyzeum zu Eichstätt 443

51. **Thalhofer**, Valentin, Dompropst und Professor der Liturgik am Lyzeum zu Eichstätt (1825—1891). — Von Dr. Ludwig Eisenhofer, Professor am Lyzeum zu Eichstätt 445

52. **Thon**, Christian August, Eisenachscher Kanzler (1755—1829) und dessen Familie:

Thon, August, Universitätsprofessor in Jena (1839—1912).

Thon, Georg Philipp Friedrich, Amtmann von Lichtenberg und Stadtrichter zu Ilmenau (1761—1834).

Thon, Gust., großherzogl. sachs.-weimarscher Staatsminister (1804—1882).

Thon, Heinrich Christian Kaspar, herzoglich sächsisch-eisenachscher Hofrat und Amtmann von Lichtenberg (1730—1807).

Thon, Heinrich Christoph, Hofadvokat in Eisenach (1756—1835).

Thon, Heinrich Johann Wilhelm, kgl. württemb. Salinendirektor, großherzoglich sachsen-weimarscher Legationsrat (1759—1834).

Thon, Johann Heinrich Christian, herzoglich sächsisch-eisenachscher Amtmann von Lichtenberg (1699—1784).

Thon, Johann Karl Salomo, Oberkonsistorialdirektor in Eisenach (1752—1830).

Thon, Karl, großherzoglicher Kammerpräsident in Weimar (1795—1880).

Thon, Karl Christian, von Dittmer, Bankier in Regensburg (1763—1831).

Thon, Ottokar, Geheimer Legationsrat in Weimar und Mitbegründer des Deutschen Zollvereins (1792—1832).

Thon, Theodor, Universitätsprofessor in Jena (1792—1838).

Thon, Therese, vermählte Pfennig, Kaufmannswitwe (1800—1890). — Von Geheimen Staatsrat Dr. M. Vollert, Kurator der Universität Jena 449

53. **Virchow**, Rudolf, Professor der pathologischen Anatomie in Würzburg, dann Berlin (1821—1902). — Vom Geheimen Hofrat Martin Benno Schmidt, Universitätsprofessor in Würzburg 465

54. **Wagner**, Johann Peter, Bildhauer in Würzburg (1750—1809). — Von Universitätsprofessor Dr. Friedrich Knapp in Würzburg . . . 476

55. **Wetzel**, Friedrich Gottlob Karl, Schriftsteller (1779—1819). — Von Universitätsprofessor DDr. Sebastian Merkle in Würzburg 488

56. **Windischmann**, Karl Josef Hieronymus, Professor an den Universitäten Aschaffenburg und Bonn (1775—1839). — Von Geheimrat Dr. Adolf Dyroff, Universitätsprofessor in Würzburg 494

Digitized by Google

Seite

57. **Wislicenus**, Professor der Chemie an der Universität Würzburg (1835—1902). — Von Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Wislicenus in Tübingen 500

58. **Yelin**, Julius Konrad, Physiker (1771—1826). — Von Dr. Franz Josef Müller, Obergeometer in Augsburg 512

59. **Zipperer**, Wilhelm, Schulmann und Dichter (1847—1911). — Von Franz Grafen Pocci in Ammerland 514

Ergänzungen und Berichtigungen.

Beim Lebenslauf Johann Georg Gademann (Nr. 15) ist der Name des Verfassers weggeblieben. Es ist Dr. Friedrich Gademann in Schweinfurt.

Der Verfasser des Lebenslaufs von Josef v. Held ist Robert, nicht Ferdinand Piloty.

Durch ein Versehen ist bei den Nr. 29 und 30 die alphabetische Reihenfolge gestört worden.

S. 15, Z. 1 v. o. lies statt „aufgewecktere" „aufgeklärtere".

S. 327, Z. 13 v. u. lies „1851" statt 1858.

S. 327, Z. 12 v. u. sind nach „wurde" die Worte einzuschalten „am 19. Februar 1858".

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

des ersten und zweiten Bandes.

Seite

Abert, Friedrich Philipp von, Professor der Theologie, Erzbischof von Bamberg (1859—1912). — Von Dr. Oskar Braun, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . II., 1

Arnheim, Fischel, Politiker (1812—1864). — Von Dr. A. Eckstein, Distriktsrabbiner in Bamberg . . . . . II., 11

Aufseß, Hans, Freiherr von und zu, Altertumsforscher, Gründer des Germanischen Museums (1801—1872). — Von Geheimen Hofrat Dr. Gustav von Bezold, erstem Direktor des Germanischen Museums in Nürnberg I., 1

Autenrieth, Georg, Schulmann, Rektor des Alten Gymnasiums in Nürnberg (1833—1900). — Von Dr. Friedrich Bock, Kustos an der Universitätsbibliothek in München . . . . . I., 11

Berg, Franz, kath. Theologe, Historiker und Philosoph (1753—1821. — Von DDr. Sebastian Merkle, Universitätsprofessor in Würzburg . . II., 14

Berolzheimer, Heinrich, Industrieller und Philanthrop (1836—1906). — Von Dr. Michael Berolzheimer, Hofrat und Justizrat in München II., 25

Bezzel, Hermann von, Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in München (1861—1917). — Von Kirchenrat Gottfried Sperl in Wittelshofen am Hesselsberg . . . . . II., 29

Bomhard, Christian von, Schulmann, Professor und Rektor am Gymnasium in Ansbach (1785—1862). — Von Dr. August Sperl, Reichsarchivrat und Vorstand des Reichsarchivs in Würzburg . . . . . I., 14

Bomhard, Georg Christian August, evangelischer Theologe, Kirchenrat und Dekan in Augsburg (1787—1869). — Von Dr. August Sperl, Reichsarchivrat und Vorstand des Kreisarchivs in Würzburg . . . . I., 19

Boveri, Theodor, Professor der Zoologie an der Universität Würzburg (1862—1915). — Von Dr. Fritz Baltzer, Universitätsprofessor in Bern II., 40

Brater, Karl, Parlamentarier und politischer Schriftsteller (1819—1869). — Von Frau Agnes Sapper, geb. Brater in Würzburg . . . . . I., 25

Braun, Karl Guido Robert, katholischer Theologe, Kanonikus und Dompfarrer in Würzburg (1841—1909). — Von Dr. Alfred Winterstein, Kanonikus und Dompfarrer in Würzburg . . . . . I., 39

Braungart, Richard, Professor an der landwirtschaftlichen Akademie in Weihenstephan (1839—1916). — Von Pfarrer Hermanns in Gruiten bei Elberfeld . . . . . II., 57

Brentano, Franz, Professor der Philosophie in Wien (1838—1917). — Von Geheimrat Dr. Karl Stumpf, Universitätsprofessor in Berlin . . II., 67

Digitized by Google

Seite

Caspari, Karl Heinrich, evangelischer Pfarrer in Sommerhausen, dann in München, Schriftsteller (1815—1861). — Von Geheimen Hofrat Universitätsprofessor Dr. Walter Caspari in Erlangen . . . . . I., 47

Castell-Castell, Graf Friedrich Karl Wilhelm Ernst, Standesherr (1826—1904). — Von Dr. August Sperl, Direktor des Staatsarchivs in Würzburg . . . . . II., 85

Castell-Rüdenhausen, Fürst Wolfgang, bayerischer Standesherr, Reichsrat der Krone Bayern (1830—1913). — Von Emma Fürstin zu Castell-Rüdenhausen in Rüdenhausen . . . . . I., 55

Craemer, Karl, Politiker (1818—1902). — Von Geheimen Hofrat Dr. Sigmund Günther, Professor an der technischen Hochschule in München II., 96

Delitzsch, Franz, Professor der alttestamentlichen Studien an der Universität Erlangen (1813—1890). — Von D. Wilhelm Lotz, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . II., 98

Döllinger, Ignaz von, katholischer Theologe, Professor an der Universität München, Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften, Reichsrat der Krone Bayern (1799—1890). — Von Prof. Dr. Hugo Koch in München I., 63

Egloffstein, August Karl, Freiherr von und zu, großherzoglich sächsischer Generalmajor (1771—1834). — Von Dr. Hermann Freiherrn von und zu Egloffstein, großherzoglich sächsischem Kammerherrn in Würzburg I., 78

Elsperger, Christoph von, Schulmann und Gymnasialrektor ins Ansbach (1798—1873). — Von Geheimrat und Kronsyndikus Dr. Philipp Zorn, Universitätsprofessor a. D. in Ansbach und Dr. Wilhelm Elsperger, Studienrektor in Hersbruck . . . . . II., 104

Ewald, Paul Hermann August, Professor der Theologie an der Universität Erlangen (1857—1911). — Von DDr. Karl Schornbaum, Pfarrer in Alfeld . . . . . I., 87

Faber, Johann, Bleistiftfabrikant in Nürnberg (1819—1901). — Von Dr. Theodor Bitterauf, Professor an der Kriegsakademie in München I., 88

Faber, Lothar, Freiherr von, Großindustrieller in Stein bei Nürnberg, Reichsrat der Krone Bayern (1817—1896). — Von Dr. Theodor Bitterauf, Professor an der Kriegsakademie in München . . . . . I., 90

Fick, Adolf, Professor der Physiologie an der Universität Würzburg (1829—1901). — Von Dr. Friedrich Fick, Fabrikdirektor in Würzburg I., 94

Frey, Franz Andreas, Kirchenrechtslehrer und Kirchenpolitiker in Bamberg (1763—1820). — Von Dr. Wilhelm Heß, Professor am Lyzeum II., 119

Fröhlich, Franz Joseph, Gründer und erster Direktor des Musikinstituts in Würzburg (1780—1862). — Von Hofrat Max Meyer Olbersleben, Direktor a. D. des Konservatoriums in Würzburg . . . . . II., 133

Fürst, Dr. Hermann von, Forstdirektor, Direktor der forstlichen Hochschule in Aschaffenburg (1837—1917). — Von Dr. Lorenz Wappes, Regierungsdirektor in Speier . . . . . I., 101

Gademann, Joh. Georg, Industrieller in Schweinfurt (1754—1813). — Von Dr. Ferdinand Gademann, Fabrikbesitzer in Schweinfurt . . II., 138

Gegenbaur, Karl, Professor der Anatomie an der Universität Heidelberg (1826—1903). — Von Dr. Wilhelm Lubosch, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . II., 144

Digitized by Google

Seite

Geigel, Nikolaus Alois, Professor der Medizin an der Universität Würzburg (1829—1887). — Von Dr. Richard Geigel, Professor an der Universität Würzburg . . . . . I., 105

Geiger, Konrad (1751—1808) und **Geiger**, Margaretha (1783—1809), Maler. — Von Elsbeth Sattler in Schweinfurt . . . . . II., 157

Gerhardt, Karl, Professor der Medizin an der Universität Würzburg (1833—1902). — Von Dr. Dietrich Gerhardt, Professor an der Universität Würzburg . . . . . I., 116

Gleichen-Rußwurm, Emilie, Freifr. von, geb. von Schiller (1804—1872). — Von Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, Schriftsteller und Gutsbesitzer in München . . . . . I., 119

Gleichen-Rußwurm, Heinrich Ludwig, Freiherr von, Maler und Gutsbesitzer (1836—1901). — Von Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, Schriftsteller und Gutsbesitzer in München . . . . . I., 124

Grillenberger, Karl, sozialdemokratischer Politiker (1848—1897). — Von Wilhelm Blos, Schriftsteller, Präsident des Staates Württemberg in Stuttgart . . . . . I., 126

Grübel, Johann Konrad, Flaschnermeister in Nürnberg und Dialektdichter (1736—1809). — Von Gymnasialprofessor Dr. Karl Frommann in Nürnberg . . . . . I., 145

Hammer, Friedrich Ludwig, Professor der Naturwissenschaften in Straßburg (1762—1837). — Von Emma Reinsch in Erlangen . . . . . II., 167

Harles, Gottlieb Christoph, Professor der Beredsamkeit an der Universität Erlangen (1738—1815). — Von Dr. Otto Stählin, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . II., 177

Harleß, Adolf von, Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in München (1806—1879). — Von D. Philipp Bachmann, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . II., 183

Hartmann, Jakob, Freiherr von, bayerischer General der Infanterie, kommandierender General des II. bayerischen Armeekorps in Würzburg (1795—1873). — Von Karl R. von Landmann, bayerischer Generalleutnant in München . . . . . I., 157

Hefner-Alteneck, Friedrich von, Elektrotechniker, Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin (1845—1904). — Von Geheimen Hofrat Dr. Robert Piloty, Professor an der Universität Würzburg . I., 161

Hefner-Alteneck, Jakob Heinrich von, Altertumsforscher, Kunstschriftsteller und Direktor des Nationalmuseums in München (1811—1903). — Von Geheimen Hofrat Dr. Robert Piloty, Professor an der Universität Würzburg . . . . . I., 168

Held, Josef von, Professor des Staatsrechts an der Universität Würzburg (1815—1890). — Von Geheimen Hofrat Dr. Robert Piloty, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . II., 195

Henle, Friedrich Gustav Jakob, Professor der Anatomie an der Universität Göttingen (1809—1885). — Von Geheimen Medizinalrat Dr. Friedrich Merkel, Professor an der Universität Göttingen . . . . . I., 183

Digitized by Google

Seite

Hergenröther, Josef Adam Gustav, katholischer Theologe, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg, Kardinal in Rom (1825—1890). — Von Dr. Sebastian Merkle, Professor an der Universität Würzburg . . . . . I., 188

Hettinger, Franz Seraph, Professor der Theologie an der Universität Würzburg (1819—1890). — Von Dr. Theodor Henner und DDr. Georg Wunderle, Universitätsprofessoren in Würzburg . . . . . II., 202

Hoffmann, Johann Josef, Professor der ostasiatischen Sprachen an der Universität Leiden (1805—1878). — Von Dr. Franz Babinger in Würzburg . . . . . I., 197

Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürst Chlodwig von, Reichskanzler (1819—1901). — Von Geheimen Hofrat Dr. Felix Rachfahl, Universitätsprofessor in Freiburg i. B. . . . . II., 215

Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Alexander Leopold Franz, Prinz von, Titularbischof von Sardika, der Wundertäter (1794—1849). — Von Dr. Sebastian Merkle, Professor an der Universität Würzburg . I., 204

Jaeck, Heinrich Joachim, Exzisterzienser von Langheim, Sammler, Schriftsteller, Vorstand der Bibliothek in Bamberg (1777—1847). — Von Oberbibliothekar Hans Fischer in Bamberg . . . . . I., 214

Kalb, Charlotte von, geb. Marschalk von Ostheim (1761—1843). — Von Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, Schriftsteller und Gutsbesitzer in München . . . . . I., 235

Kistler, Cyrill, Tondichter (1848—1907). — Von Professor Hermann Ritter in Würzburg . . . . . II., 228

Kleinfeller, Gustav Adolf, Begründer des Realschulwesens in Bayern, Rektor der Industrieschule in München (1824—1899). — Von Geheimen Justizrat Dr. Georg Kleinfeller, Professor an der Universität Kiel I., 237

Kliebert, Karl, Tondichter, Direktor der Musikschule in Würzburg (1849—1907). — Von Professor Hermann Ritter in Würzburg . . I., 241

Koelliker, Rudolf Albert, Professor der Anatomie und Histologie an der Universität Würzburg (1817—1905). — Von Dr. Paul Bonwiller, Privatdozent an der Universität Würzburg . . . . . I., 247

Kolde, Theodor von, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Erlangen (1850—1913). — Von DDr. Karl Schornbaum, Pfarrer in Alfeld . . . . . II., 234

Kreß, Georg, Freiherr von, Rechtsanwalt, Politiker und Geschichtsforscher in Nürnberg (1840—1911). — Von Dr. Ludwig Freiherrn von Welser, Regierungspräsident a. D. in Nürnberg . . . . . I., 266

Külpe, Oswald, Professor der Philosophie an der Universität Würzburg (1862—1915). — Von Dr. Karl Bühler, Professor an der technischen Hochschule in Dresden . . . . . II., 244

Kundmüller, Hans, Porträtmaler in Bamberg (1837—1893). — Von Anton Kundmüller, Regierungs- und Forstrat in Würzburg . . . I., 274

Laubmann, Georg von, Direktor der Hof- und Staatsbibliothek in München (1843—1909). — Von Geheimen Rat Dr. Hans Schnorr von Carolsfeld, Generaldirektor der Staatsbibliothek in München II., 256

Digitized by Google

Seite

Lefflad, Michael, Professor der Kirchengeschichte am Lyzeum in Eichstätt (1828—1900). — Von Dr. Franz Heidingsfelder, Professor am Lyzeum zu Regensburg . . . . . II., 261

Leiningen, Fürst Ernst, britischer Admiral (1830—1904). — Von Dr. R. Krebs, Archivrat in Amorbach . . . . . II., 269

Leonrod, Franz Leopold, Frhr. von, Bischof von Eichstätt (1827—1905). — Von Kanonikus Dr. Karl Vogt, Eichstätt . . . . . I., 277

Lexer, Matthias von, Professor der deutschen Philologie an den Universitäten Würzburg und München (1830—1892). — Von Dr. Friedrich Wilhelm, Professor an der Universität München . . . . . I., 292

Löhe, Johann Konrad Wilhelm, evangelischer Theologe, Gründer der Anstalten von Neuendettelsau (1808—1872). — Von Dr. Heinrich Weber, Direktor in Neuendettelsau . . . . . I., 297

Lommel, Eugen, Professor der Physik an der Universität Erlangen (1837—1899). — Von Geheimen Hofrat Dr. Eilhard Wiedemann, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . II., 264

Marschall von Ostheim, Emil Freiherr von, Sammler und Geschichtsfreund in Bamberg (1841—1903). — Von Oberbibliothekar Hans Fischer in Bamberg . . . . . I., 305

Maximilian, Herzog in Bayern, Schriftsteller und Tondichter in München (1808—1888). — Von Dr. A. Dreyer, Schriftsteller in München . . I., 310

Messerschmitt, Pius Ferdinand, Maler (1858—1915). — Von Dr. Hans Fischer, Oberbibliothekar in Bamberg . . . . . II., 280

Michel, Julius von, Professor der Augenheilkunde an der Universität Würzburg (1843—1911). — Von Dr. Karl Wessely, Professor an der Universität Würzburg . . . . . II., 288

Montag, Eugen, Geschichtsforscher und letzter Abt von Ebrach (1741—1811). — Von † Dr. Johann Jaeger, Gymnasialprofessor in Nürnberg . . . . . II., 297

Müller, Friedrich von, sachsen-weimarscher Kanzler (1779—1849). — Von Dr. Hermann Freiherrn von und zu Egloffstein, großherzoglich sächsischer Kammerherr in Würzburg . . . . . II., 312

Muncker, Theodor von, Bürgermeister von Bayreuth (1823—1900). — Von Geheimen Hofrat Dr. Franz Muncker, Professor an der Universität München . . . . . I., 327

Nehr, Joh. Georg, Schulmann und Geschichtsschreiber (1765—1854). — Von Dr. Franz Babinger, Privatdozent an der Universität Berlin . II., 323

Oberthür, Franz, katholischer Theologe und Professor an der Universität Würzburg (1745—1831). — Von Geheimen Hofrat Dr. Remigius Stölzle, Professor an der Universität Würzburg . . . . . I., 336

Ottl, Georg von, Bischof von Eichstätt (1794—1866). — Von Dr. Johann Baptist Götz, Stadtpfarrer in Ingolstadt . . . . . II., 329

Ohm, Georg Simon, Professor der Physik in Nürnberg, dann an der Universität München (1789—1854). — Von Geheimen Hofrat Dr. Eilhard Wiedemann, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . II., 337

Digitized by Google

Seite

Pickel, Johann Balthasar Ignaz, Exjesuit, Professor der Mathematik und Physik in Eichstätt (1736—1818). — Von Geistlichem Rat Professor Dr Franz Sales Romstoeck in Eichstätt . . . . . I., 358

Pühn, Theodor von, Direktor der Hypotheken- und Wechselbank in München (1829—1900). — Von Sophie Kleinfeller geb. Pühn, Universitätsprofessorsgattin in Kiel . . . . . I., 364

Reisach, Karl August, Graf von, Bischof von Eichstätt, Erzbischof von München-Freysing, Kardinal in Rom (1800—1869). — Von Dr. Joh. Bapt. Goetz, Stadtpfarrer in Ingolstadt . . . . . I., 371

Ritter, Alexander, Tondichter in Würzburg und München (1833—1896). — Von Dr. Sigmund von Hausegger, Hamburg . . . . . I., 379

Roppelt, Johann Baptist Georg, Exbenediktiner des Klosters Banz, Professor der Mathematik und Topograph in Bamberg (1744—1814). — Von Dr. Wilhelm Heß, Hochschulprofessor in Bamberg . . . . . I., 386

Roth, Ludwig, Gründer der Karlstadter Portland-Zement-Werke (1845—1911). — Von Dr. Ludwig Roth, Rechtsanwalt in Wetzlar . II., 346

Roth, Paul Rudolf von, Professor der Rechte und Vorstand der Bibliothek der Universität München (1820—1892). — Von Geheimen Justizrat Dr. Georg Kleinfeller, Universitätsprofessor in Kiel . . . . II., 355

Ruland, Anton, Politiker und Oberbibliothekar der Universität Würzburg (1809—1874). — Von Dr. Otto Handwerker, Oberbibliothekar in München . . . . . II., 359

Sachs, Julius, Professor der Botanik an der Universität Würzburg (1832—1897). — Von Dr. Hans Kniep, Universitätsprofessor in Würzburg II., 372

Sattler, Wilhelm, Fabrikbesitzer in Schweinfurt, Erfinder des Schweinfurter Grüns (1784—1859). — Von Elsbeth Sattler in Schweinfurt I., 395

Schädler, Franz, Domdechant und Politiker in Bamberg (1852—1913). — Von Dr. August Knecht, Professor der Theologie an der Universität Straßburg . . . . . I., 401

Schäffler, August, Archivar und Geschichtsforscher (1837—1891). — Von Dr. August Sperl, Direktor des Staatsarchivs in Würzburg . . II., 386

Scharrer, Johannes, Kaufmann, Finanzpolitiker und zweiter Bürgermeister von Nürnberg, Schöpfer der ersten Eisenbahn in Deutschland (1785—1844). — Von Archivrat Dr. Ernst Mummenhoff, Vorstand des Stadtarchivs in Nürnberg . . . . . I., 410

Schneegans, Heinrich, Professor der romanischen Philologie an der Universität Würzburg (1868—1914). — Von Dr. H. Heiß, Universitätsprofessor in Freiburg i. B. . . . . II., 393

Schuckert, Johann Sigm., Elektrotechniker in Nürnberg (1846—1895). — Von Direktor Dr. Josef Cassimir in München . . . . . II., 399

Schuler, Georg Michael, katholischer Geistlicher und Schriftsteller in Würzburg (1833—1909). — Von Dr. A. Dreyer, Schriftsteller in München I., 427

Seiler, Christoph von, Bürgermeister von Nürnberg (1822—1904). — Von Dr. Ernst Mummenhoff, Archivdirektor a. D. in Nürnberg . II., 406

Soldner, Johann Gg., Astronom und Geodät in München (1776—1833). — Von Dr. Franz Josef Müller, Obergeometer in Augsburg . . . . II., 417

Digitized by Google

Seite

Stählin, Adolf von, Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in München (1823—1897). — Von Dr. Otto Stählin, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . II., 427

Stahl, Georg Anton von, Bischof von Würzburg (1805—1870). — Von DD. August Amrhein, Dechantpfarrer in Eßfeld (Unterfranken) . . I., 432

Standt, Wilhelm von, General der Infanterie und Chef des Generalstabs der bayerischen Armee (1825—1917). — Von Karl Heller, Major a. D. in Rothenburg o. T. . . . . I., 437

Stauffenberg, Franz, Frhr. von Schenk, Parlamentarier (1834—1901). — Von Geheimen Hofrat Dr. Sigmund Günther, Professor an der technischen Hochschule in München . . . . . II., 437

Stöckl, Albert, Professor der Philosophie am Lyzeum zu Eichstätt (1823—1895). — Von DDr. Georg Wunderle, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . II., 440

Strauß, Andreas, Bibliothekar des Klosters Rebdorf (1751—1805). — Von Geistlichem Rat Dr. Franz Sales Romstoeck, Professor a. D. am Lyzeum zu Eichstätt . . . . . II., 443

Suttner, Josef Georg, Dompropst von Eichstätt, Diözesanhistoriker (1827—1888). — Von Dr. Franz Sales Romstoeck, Professor und Geistlicher Rat und Dr. Karl Vogt, Domkapitular in Eichstätt . . . I., 445

Thalhofer, Valentin, Dompropst und Professor der Liturgik am Lyzeum zu Eichstätt (1825—1891). — Von Dr. Ludwig Eisenhofer, Professor am Lyzeum zu Eichstätt . . . . . II., 445

Thomasius, Gottfr., Professor der Theologie in Erlangen (1802—1875). — Von Dr. Hermann Jordan, Universitätsprofessor in Erlangen . . . I., 451

Thon, Christian August, Eisenachscher Kanzler (1755—1829) und dessen Familie:

Thon, August, Universitätsprofessor in Jena (1839—1912).

Thon, Georg Philipp Friedrich, Amtmann von Lichtenberg und Stadtrichter zu Ilmenau (1761—1834).

Thon, Gust., großherzogl. sachs.-weimarscher Staatsminister (1804—1882).

Thon, Heinrich Christian Kaspar, herzoglich sächsisch-eisenachscher Hofrat und Amtmann von Lichtenberg (1730—1807).

Thon, Heinrich Christoph, Hofadvokat in Eisenach (1756—1835).

Thon, Heinrich Johann Wilhelm, kgl. württemb. Salinendirektor, großherzoglich sachsen-weimarscher Legationsrat (1759—1834).

Thon, Johann Heinrich Christian, herzoglich sächsisch-eisenachscher Amtmann von Lichtenberg (1699—1784).

Thon, Joh Karl Salomo, Oberkonsistorialdirektor in Eisenach (1752—1830).

Thon, Karl, großherzoglicher Kammerpräsident in Weimar (1795—1880).

Thon, Karl Christian, von Dittmer, Bankier in Regensburg (1763—1831).

Thon, Ottokar, Geheimer Legationsrat in Weimar und Mitbegründer des Deutschen Zollvereins (1792—1832).

Thon, Theodor, Universitätsprofessor in Jena (1792—1838).

Thon, Therese, vermählte Pfennig, Kaufmannswitwe (1800—1890). — Von Geheimen Staatsrat Dr. M. Vollert, Kurator der Universität Jena II., 449

Digitized by Google

Seite

Thüngen, Hans Karl, Freiherr von, Präsident des Appellgerichts in Aschaffenburg (1804—1850). — Von Rudolf Freiherrn von Thüngen, Oberst a. D. in Heilsberg bei Zeitlofs . . . . . I., 476

Virchow, Rudolf, Professor der pathologischen Anatomie in Würzburg, dann Berlin (1821—1902). — Von Geheimen Hofrat Martin Benno Schmidt, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . II., 465

Wagner, Johann Peter, Bildhauer in Würzburg (1750—1809). — Von Universitätsprofessor Dr. Friedrich Knapp in Würzburg . . . . . II., 476

Wagner, Johann Rudolf von, Professor der Technologie an der Universität Würzburg (1822—1880). — Von Dr. Alfred Heiduschka, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . I., 483

Wagner, Richard, Tondichter (1813—1883). — Von Geheimen Hofrat Dr. Wolfgang Golther, Universitätsprofessor in Rostock . . . . . I., 488

Waldenfels, Karl Wilhelm Ernst von, preußischer Hauptmann und Mitverteidiger von Kolberg (1772—1807). — Von Wilhelm Freiherrn von Waldenfels, General-Major a. D. in Bayreuth . . . . . I., 506

Wetzel, Friedrich Gottlob Karl, Schriftsteller (1779—1819). — Von Universitätsprofessor DDr. Sebastian Merkle in Würzburg . . . . II., 488

Wilmersdoerffer, Max von, Numismatiker (1824—1903). — Von Theodor Wilmersdoerffer, sächsischer Generalkonsul in München . . . . I., 511

Windischmann, Karl Josef Hieronymus, Professor an den Universitäten Aschaffenburg und Bonn (1775—1839). — Von Geheimrat Dr. Adolf Dyroff, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . II., 494

Wislicenus, Professor der Chemie an der Universität Würzburg (1835—1902). — Von Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Wislicenus in Tübingen . . . . . II., 500

Woerner, Ulrike Carolina, Dichterin (1865—1911). — Von Dr. Roman Woerner, Universitätsprofessor in München . . . . . I., 513

Wolff, Josef, Abenteurer, Reisender und Judenapostel (1795—1862). — Von Dr. Franz Babinger in Würzburg . . . . . I., 519

Yelin, Julius Konrad, Physiker (1771—1826). — Von Dr. Franz Josef Müller, Obergeometer in Augsburg . . . . . II., 512

Zezschwitz, Karl Adolf Gerhard von, Professor der Theologie in Erlangen (1825—1886). — Von G. von Zezschwitz, Pfarrer in Burgbernheim (Mittelfranken) . . . . . I., 528

Zipperer, Wilhelm, Schulmann und Dichter (1847—1911). — Von Franz Grafen Pocci in Ammerland . . . . . II., 514

Zirkel, Gregor, Bischof von Hippo, Weihbischof in Würzburg (1762—1817). — Von Dr. August Friedrich Ludwig, Hochschulprofessor in Freising . . . . . I., 533

Zöpfl, Heinrich, Professor des Staatsrechts an der Universität Heidelberg (1807—1877). — Von Dr. Karl Rieker, Universitätsprofessor in Erlangen I., 550

Zürn, Georg von, Bürgermeister der Stadt Würzburg (1834—1884). — Von Geheimen Hofrat Philipp R. von Michel, Oberbürgermeister a. D. in Würzburg . . . . . I., 553

Digitized by Google

Digitized by Google

1. Abert, Friedrich Philipp von, Professor der Theologie, Erzbischof von Bamberg 1852—1912.

Abert, Friedrich Philipp, war geboren am 1. Mai 1852 zu Münnerstadt als der zweitjüngste der sieben Söhne des Schneidermeisters und Stadtkirchners Georg Franz A. und seiner Ehefrau Elisabeth geb. Schmitt. Von seinen Brüdern starben zwei als Gymnasialprofessoren, zwei als Juristen, einer als angesehener Magistratsrat Würzburgs, einer als Nachfolger des Vaters. In seiner Vaterstadt besuchte er Volksschule und Gymnasium, das er im Jahre 1870 mit Note I absolvierte. Eine muntere, etwas abenteuerliche Floßfahrt auf der Donau brachte ihn dann nach Passau, an dessen Lyzeum er Philosophie unter der Obhut seines dort als Studienlehrer wirkenden ältesten Bruders studierte, der später als Augustinerpater Alphons und angesehener Philolog in Münnerstadt am 5. März 1905 starb. Am 26. Oktober 1871 trat er in das geistliche Seminar zu Würzburg ein. Hier waren es besonders der Dogmatiker Denzinger und der Regens Renninger, die, wie er später oft dankbar versicherte, auf seine geistige Entwicklung großen Einfluß gewannen. — Es ist ein charakteristisches Zeichen seiner Pietät, daß er später regelmäßig am Allerheiligenabend auf dem Würzburger Friedhof die Gräber aller seiner heimgegangenen Lehrer besuchte. — Da er das vorgeschriebene Alter noch nicht erreicht hatte, erhielt er die Priesterweihe erst sechs Monate nach seinen Mitschülern am 20. Februar 1875 allein aus der Hand des Bischofs Valentin v. Reißmann; aber er hatte diese unfreiwillige Muße benützt, um die von der theologischen Fakultät gestellte Preisaufgabe über Papst Eugen IV. zu bearbeiten (gedr. Mainz, 1884). Am 19. März wurde er als Kaplan nach Oberschwarzach angewiesen; „Deo gratias“ bemerkt er dazu in seinem Directorium.[1]) Es war eine mühevolle Stelle für den jungen Anfänger, auf der ihn fast täglich die Pflicht zu einer der sechs Filial-

[1]) Diese Directorien mit ihren täglichen Einträgen waren für die Darstellung seines inneren Lebens die wertvollsten Quellen. Leider enthalten sie zumeist als Randbemerkungen nur kurze Schlagworte und oft findet sich Monate hindurch kein Eintrag. Amtliche Quellen wurden mir nicht zur Verfügung gestellt.

Digitized by Google

kirchen und zum Beichtstuhl rief. Besonders waren es die vielen Sterbenden, die, wie aus seinen gerade hierüber verhältnismäßig ausführlichen Notizen hervorgeht, auf sein jugendfrohes Gemüt großen Eindruck machten. Und es ist bezeichnend für ihn, daß er zum 23. Februar 1878, an dem er als Pfarr- und Schloßkaplan nach Wiesentheid übersiedelte, bemerkt: „Die Kinder waren zahlreich versammelt um die reichgeschmückte Chaise." War er ja auch später als Professor wie als Erzbischof, wo er sich zeigte, sofort von einer frohen Kinderschar umringt. Im Sommer 1880 und 1881 war er Kurkaplan in Kissingen. Am 1. August 1881 wurde er von Bischof v. Stein als Nachfolger des in das Benediktinerstift Metten eingetretenen Dr. Rudolf Söder zum Assistenten im Würzburger Priesterseminar ernannt, als welcher er neben der finanziellen Verwaltung des Hauses [1]) den Alumnen Repetitionen aus der Moraltheologie zu geben hatte. Damit war er in die wissenschaftliche Laufbahn eingetreten. Am 2. Juli 1882 auf grund seiner Preisschrift zum Dr. theol. summa cum laude promoviert, wurde er am 1. Februar 1885 zum außerordentlichen Professor der Dogmatik am Lyzeum in Regensburg ernannt, aber bereits am 16. August 1890 auf den einstimmigen Vorschlag der Fakultät als Dogmatiker und Nachfolger Hettingers nach Würzburg zurückberufen. Bald darauf (1892) übernahm er auch die Vorstandschaft der Universitätskirche und die Vorträge für die marianische Studentenkongregation. Jederzeit zu ermüdender Aushilfe in der Seelsorge bereit, die er als nützliches Gegengewicht gegen die einseitige Verstandestätigkeit des akademischen Lehrers pries, beteiligte er sich auch gerne an Weltpriestermissionen. So schreibt er zum 9. April 1903 über die Mission in Oberleichtersbach: „Die Mission hob mich seelisch ungemein. Bis zu Tränen ward ich gerührt durch den gewaltigen Glaubenseifer der Leute, ihre liebenswürdige Freundlichkeit und die Herzlichkeit, mit der sie Alles entgegennahmen." Mit dem bald darauf von dem Straßburger Priesterseminar berufenen Albert Ehrhard und dem älteren, ernsten Hermann Schell schloß sich Abert bald zu einem engeren Freundeskreis zusammen. Und es waren schöne Zeiten, als die drei Freunde umgeben von einer Schar strebsamer Studenten, die zumeist aus dem Elsaß gekommen waren, jeden Samstag nach dem weinfrohen Randersacker oder im Sommer zum Guttenberger Forsthause wanderten und bei einem Schoppen die Probleme, die Wissenschaft, Kirche und Staat gerade boten, in

[1]) Einmal bemerkt er zum 11. April 1883: „850 Liter Steinwein pro 57 ℳ (für das Haus) gesteigert."

Digitized by Google

Rede und Gegenrede für sich lösten, oder in den engen, muffigen Räumen des längst verschwundenen „Stattelmann" bei Eichstätter Bier die Würzburger Bürger im Austausch gegen die kleinen Magistratssorgen zu den steilen Höhen der Metaphysik und Kulturgeschichte erhoben. Auch die Ferien führten die Freunde oft gemeinsam in die Welt, mit Vorliebe in die Schweiz, wobei ihre so verschiedenartigen Lebensgewohnheiten und Temperamente manche komische Szenen herbeiführten. Besonders war es aber Abert gegeben, die Streitigkeiten, die sich aus der Zusammenarbeit verschieden gerichteter Gelehrter immer wieder ergeben, zu mildern und zu versöhnen und es ist zum Teil sein Verdienst, daß die allmählich auftauchende Schellfrage bis zum Tode des Gelehrten nicht zu schwerem, vielleicht unheilbarem Konflikte führte. Sein ausgleichender Takt und sein Interesse für die Gesamtuniversität fand denn auch dadurch Anerkennung, daß er am 21. Juli 1900 mit 38 von 40 abgegebenen Stimmen zum Rektor für das folgende Jahr gewählt wurde. Daß er aber auch seine eigene Überzeugung zu wahren wußte, zeigte er bald darauf, als er in dem scharfen Konflikt, der im Juni 1902 anläßlich einer Landtagsrede des Kultusministers Landmann zwischen diesem und dem Senate ausbrach und der zum Sturz des Ministers führte, mit bloß zwei Kollegen sich an dem Vorgehen des Senates nicht beteiligte. — Auch die literarischen Pflichten des Hochschullehrers vergaß er nicht; seine Arbeiten sind alle der Theologie des h. Thomas von Aquin gewidmet. Es erschienen: „Die Einheit des Seins in Christus nach dem h. Th. v. A." (1889); „Von den göttlichen Eigenschaften und von der Seligkeit, zwei dem h. Th. v. A. zugeschriebene Abhandlungen" (1895) und als erster (und einziger) Band einer Bibliotheca Thomistica das Compendium theologiae des hl. Th. (1901). Eine ruhige Entgegnung auf Harnacks kurz zuvor erschienenes „Wesen des Christentums" ist seine Rektoratsrede: „Das Wesen des Christentums nach dem h. Th. v. A." (1901). Und nur der Hitze der damaligen politischen Kämpfe ist es wohl zuzuschreiben, wenn A. Moser am 12. April 1907 in einem vielverbreiteten Artikel der Neckarzeitung „von besonderer Seite" zu wissen glaubt, „daß man in den Würzburger hyperorthodoxen Kreisen gegen eine Sonderausgabe der Abertschen Abhandlung gearbeitet hat." Ein Lehrbuch der Dogmatik sollte nicht über den ersten Entwurf hinauskommen.

Denn am 25. Januar 1905 war Erzbischof Schork von Bamberg nach langer Krankheit gestorben und schon am 30. Januar wurde Abert von Prinzregent Luitpold zu seinem Nachfolger ernannt, nach-

Digitized by Google

dem Rom die Ernennung „freudigst acceptiert" hatte (Directorium v. 7. Februar). Welche Aufnahme die Ernennung in Würzburg fand, zeigt die Tatsache, daß sämtliche 28 Korporationen der Universität dem neuen Erzbischof einen Fackelzug darbrachten, eine Ehre, die einem Theologen wohl schon lange nicht mehr zu Teil geworden war. Über die Gefühle, die ihn selbst damals bewegten, schreibt er am 25. März 1906: „Übermorgen ist es ein Jahr, seit ich zum Erzbischof von Bamberg bin präkonisiert worden. Ich bin noch nicht dazu gekommen, die wechselvollen Gefühle aufzuzeichnen, die seit meiner Ernennung mein Herz bewegt haben. Es ist das auch nicht so leicht. Aber das kann ich sagen: Wenn ich nicht früher schon ruhig und vor Gott, besonders auch beim Studium des h. Thomas, überlegt hätte, was es sei um das Bischofsamt der kath. Kirche, bei der Unmasse der Äußerlichkeiten ... hätte ich in ganz weltlicher Gesinnung in das heiligste Amt der Kirche kommen können. Wie war das doch bei meiner Priesterweihe so ganz anders; wie innerlich still, so ganz abgeschieden konnte ich damals meinen Eintritt in das Priestertum feiern. Doch bin ich froh, daß ich, bevor ich das Jawort gab, mich in der Kiliansgruft kurz sammelte und an der Marterstätte des alten Regionarbischofes und Apostels der Franken mich Gott zum Opfer aufs Neue darbot für meine Mitmenschen, und daß ich beim ersten Betreten von Bamberg ungekannt sofort zum Grabe des h. Otto eilte und ihm mich und das ganze Erzbistum empfahl. ... Eine arme, alte Frau im Armenhaus zu Atzhausen, die ich (als Kaplan von Wiesentheid) oft besuchte und auch unterstützte, hatte mir einmal gesagt, in ihren langen, schlaflosen Nächten bäte sie oft zu Gott, er wolle über mich ausgießen „den Segen der Patriarchen." Es ergriff mich über diesen eigenartigen Worten fast ein Schauer. Noch heute sehe ich sie im Bette sitzen mit ihren langen, schneeweißen Haaren wie eine Druide. Ich konnte den Vorgang nie mehr vergessen. Wenn ich, in die Kirche einziehend, vom Chor singen höre: Benedictionem omnium gentium dedit illi ... muß ich immer wieder daran denken."

Als er daher am 1. Mai, zugleich seinem Geburts- und Namenstag, von Erzbischof Stein von München, seinem ehemaligen Lehrer, im altehrwürdigen Dom von Bamberg zum Erzbischof geweiht wurde, schien das allgemeine Vertrauen, das ihm entgegengebracht wurde, sowie seine anscheinend unverwüstliche Körperkraft ihm eine lange ehrenvolle Laufbahn zu verheißen. Aber sein Episkopat sollte ein langes Martyrium werden. Die nur scheinbar felsenfeste Gesundheit hielt den übermäßigen Anforderungen, die er sofort in buntem Wechsel

Digitized by Google

an sie stellen zu dürfen glaubte, nicht stand; schon im folgenden Sommer zeigten sich die ersten Vorboten einer schweren Erkrankung. Auch die Zurückhaltung, zu der ihn seine Würde zwang, konnte nur ungünstig auf Seele und Leib einwirken und sie brachte ihm auch manchen seelischen Konflikt. „Allein in den Michelsberger Wald" lesen wir jetzt oft in ermüdender Gleichförmigkeit. Und doch bedurfte er wie nur Wenige der Geselligkeit. Dazu kamen die unerwarteten Schwierigkeiten des Amtes, das nicht nur neue bisher ungekannte Anforderungen stellte, sondern ihn auch zum Kampfe zwang. Als Professor war es ihm dank seines liebenswürdigen Taktes nicht schwer geworden, auch zu Männern freundliche Beziehungen zu gewinnen, die seiner kirchlichen Weltanschauung durchaus fremd gegenüberstanden. Ein Gelehrter kann sich ja wie ein Künstler von dem rauhen Boden des wirklichen Lebens immer in die kühle Welt der Ideen zurückziehen. Und so hoffte er, durch gewinnende Klugheit auch als Erzbischof Gegensätze ausgleichen zu können, die sich nicht ausgleichen lassen. So sagte er in einer Ansprache an seine Hörer, als diese ihm nach seiner Ernennung eine Ovation bereiteten: „Mich reizen an dieser Stelle die Probleme, die diese Stelle, wie keine zweite in Bayern, an ihren Inhaber stellt." Er meinte damit hauptsächlich die Probleme der Diaspora und der Industriestädte. Aber diese Probleme haben ihn getötet. Und mit Befriedigung sprach er von der Freundlichkeit, mit der ihn ein angesehener liberaler Parlamentarier empfing, und als er anscheinend Aberts Befremden fühlte, bemerkte: „Ja, Exzellenz, sehen Sie, ich bin nicht so, wie man mich immer hinstellt." Und gerade dieser war es, der ihn bald darauf von der Tribüne des Landtages aus auf das Schärfste angriff. Ein Bischof, der aus dem praktischen Leben kam, hätte sich darüber wohl nicht gewundert und er hätte es auch nicht so tragisch genommen.

Aus all den vielen Ansprachen seiner ersten Zeit tönt uns demonstrativ das Wort „Friede" entgegen und mit den Worten: „Der Friede sei mit euch," beginnt er seinen ersten Hirtenbrief. Aber es war keine Friedenszeit, in der er das bischöfliche Amt übernahm. Nach der Reichstagsauflösung durch Bülow am 13. Dezember 1906 hatten die „Blockwahlen" am 25. Januar 1907 den Sozialisten einen Verlust von 19 Sitzen und dem Wahlkreis Erlangen-Fürth Stichwahl zwischen Manz (lib.) und Segitz (Soz.) gebracht. Als nun die Parteileitung des Zentrums hier wie in den beiden Münchener Wahlkreisen, wo die Lage die gleiche war, für die Wahl des Sozialisten eintrat, mißbilligten die beiden Erzbischöfe öffentlich diese Wahlparole.

Digitized by Google

über die seinerzeit leidenschaftlich umstrittene Geschichte dieses Vorgehens geben uns die gerade hier ausnahmsweise ausführlicheren Directoriumseinträge Aufschluß. Da heißt es zum 2. Februar: „Gelesen, daß die Zentrumsleitung für die Stichwahl in Erlangen-Fürth Wahl des Sozialdemokraten beschlossen hat. Beschlossen, dagegen mich zu stellen.[1]) . . . An Stadtpfarrer in Erlangen, Fürth geschrieben; desgl. abends Brief an H. Erzbischof von München geschrieben." Dann zum 5. Februar: „Meine Stichwahlparolemißbilligung erregte größte Erbitterung." Zum 10. Februar: „Die ganze Woche Hetze in der Presse gegen die Erzbischöfe. Viel an Erklärungen geschrieben, aber nicht abgeschickt . . . Erklärung an die Augsburger Postzeitung wegen des Münchener Erzbischofs."[2]) Und zum 17. Februar: „Nachmittags 4 erste Fastenpredigt. Der Dom dicht gefüllt mit Männern. Am Schluß Erklärung. Der Andacht beigewohnt. Durch das Fürstenportal heraus. In te domine speravi, non confundar in aeternum! Daß nur das christliche Volk sein Vertrauen zu seinem Erzbischof nicht verliert bei den Verdächtigungen, die ich sonst ja gerne trage zur Buße für meine Sünden." Dieses „kurze Wort der Aufklärung" übergab er am folgenden Tag der Öffentlichkeit. Ohne auf den Streitgegenstand selbst einzugehen, spricht er darin von „zeitweiligen Mißverständnissen," über denen „das gegenseitige Vertrauen nicht zugrunde gehen dürfe, und schließt mit den bewegten Worten: „Wenn ich einst wie meine Vorgänger seit 900 Jahren — deren Tradition auch in diesem Falle treugeblieben zu sein ich mir bewußt bin — meine letzte Ruhestätte mitten unter euch gefunden haben werde, wird wohl so mancher, der mich heute noch nicht versteht, an meinem Grabe sagen: „Er hat doch Recht gehabt und er hat es gut gemeint." In der Wahl am 5. Februar siegte Manz mit 200 Stimmen Mehrheit. Ob das Eintreten des Erzbischofs dazu mitgewirkt, mag zweifelhaft bleiben, da das Zentrum in der Hauptwahl nur 1385 Stimmen erhalten hatte. Trotzdem glaubte sogar der Reichskanzler in der

[1]) Damit ist jedenfalls die Erklärung gemeint, die unter dem gleichen Datum im Bamberger Tagblatt erschien: „Bei der bekannten Stellung, welche die Sozialdemokratie grundsätzlich zu Staat, Kirche und Religion einnimmt, erachte ich es für ausgeschlossen, daß ein überzeugter Katholik, geschweige denn ein katholischer Priester, durch Abgabe seiner Stimme die Sozialdemokratie direkt unterstützt oder fördert."

[2]) Dort in Nr. 35 abgedruckt. Gegenüber der „Zentrums-Parlaments-Korrespondenz", deren Darstellung den Eindruck erwecke, als habe Erzbischof v. Stein einem Drucke aus Hofkreisen nachgegeben, erkläre er, daß er den Anstoß dazu gegeben habe.

Digitized by Google

Reichstagssitzung vom 25. Februar den beiden Erzbischöfen für ihr treues, furchtloses Auftreten danken zu müssen.

Aber wenn die Politik vielleicht Grundsätze hat, ihr Handeln bestimmt sie nur nach Nutzen und Erfolg. Wenige Monate später folgten die bayerischen Landtagswahlen und der eben noch von der liberalen Partei so gefeierte Erzbischof ist ihr nur zum tyrannischen Finsterling geworden. Und das kam so. Am 4. Mai richtete er an Pfarrer Grandinger von Nordhalben einen Brief, den er dann auch im Bamberger Tagblatt veröffentlichte: er habe aus den Zeitungen erfahren, daß Gr. sich im Wahlkreis Naila als liberalen Kandidaten aufstellen ließ. Vom religiösen und seelsorgerlichen Standpunkt aus mache es ihm sein bischöfliches Amt zur Pflicht, ihm zu erklären: „Es liegt mir ferne, mich in die Fragen rein politischer Natur einzumengen und die meiner speziellen Aufsicht unterstellten Geistlichen in dem Gebrauche ihrer staatsbürgerlichen Rechte irgendwie zu beeinträchtigen. Bei der Stellung jedoch, welche die liberale Partei in der Schulfrage einnimmt und bei der Art und Weise, in der einzelne Organe derselben die religiösen Gefühle des katholischen Volkes verletzen und kränken, halte ich es für unmöglich, daß ein katholischer Priester sich dieser Partei anschließt und einfügt, ohne in den weitesten Kreisen des katholischen Volkes Anstoß und Ärgernis zu geben." Grandinger erwiderte, er lasse sich als Heimatskandidat aller Parteien gegen die Sozialisten aufstellen; persönlich stehe er allerdings auf liberalem Boden. Aber am 30. Mai sprach Casselmann zu Naila für den „Heimatskandidaten": „Gerade weil der Erzbischof so geschrieben hat, müssen wir den Pfarrer wählen und dem Erzbischof zeigen, daß wir uns von ihm keine Vorschrift machen lassen." Und noch auffälliger wird die Tendenz durch die Tatsache, daß Naila mit seiner überwiegend protestantischen Bevölkerung einer der sichersten liberalen Wahlkreise und keineswegs durch die Sozialdemokraten gefährdet war, weshalb der „Bayerische Volksfreund" (Nr. 103) nicht ohne Berechtigung schreibt: „Wo bleibt das protestantische Bewußtsein? Oder sollen wir unsere protestantischen Angelegenheiten wirklich so gering einschätzen, daß wir . . . die Vertretung derselben getrost einem katholischen Pfarrer überlassen, der bei allem Liberalismus doch auf dem Boden des Syllabus steht?" Am 31. Mai wurde Grandinger mit großer Majorität gewählt, durch einen Fackelzug mit Musik wurde der Sieg in Nordhalben gefeiert, und er konnte schließlich als „Wilder" in den Landtag einziehen. — Bei der nächsten Wahl gedachte man des Heimatkandidaten

Digitized by Google

nicht mehr; man hatte dem Erzbischof den Dank für die Reichstagswahl abgestattet.

Noch mehr verbittert und verlängert wurde dieser politische Streit durch das Eingreifen des Pfarrers Tremel von Volsbach, der zuerst als „langjähriger Leser und gelegentlicher Mitarbeiter" der Augsb. Abendzeitung in deren Nr. 55 vom 24. Februar 1907 für seinen Erzbischof eintrat, dann aber in dem Auftreten Grandingers kein „Ärgernis", vielmehr einen „Vorboten besserer Zeiten" zu erkennen glaubte (Ebd. Nr. 138) und dann auch in jungliberalen Versammlungen gegen den Bischof sprach. Als deshalb das Bamberger Ordinariat, während der Erzbischof in Gries bei Bozen schwer krank lag, seine Suspensio a divinis aussprach, die der Erzbischof nachträglich billigte, legte der jungliberale Verein in Bayreuth folgende Fragen allen juristischen Fakultäten Deutschlands vor: 1) „Dürfen auf grund der bayerischen Staatsverfassung Staatsbürgerrechte durch kirchliche Standesvorschriften ohne besondere staatsgesetzliche Sanktion eingeschränkt oder aufgehoben werden?" 2) „Ist ein Staatsbürger, dessen verfassungsmäßige Rechte durch kirchliche Standesvorschriften eingeschränkt sind, im Vollbesitz des passiven Wahlrechts?" Aber alle Fakultäten lehnten eine Stellungnahme ab, weil die Frage das politische Gebiet berühre; München soll überhaupt nicht geantwortet haben. Ebenso richteten 330 Nürnberger Katholiken, Mitglieder des Vereins „Nächstenliebe", am 6. März 1909 eine Protestadresse gegen die Maßregelung Tremels an den Erzbischof. Aber gerade, als der Bruch unvermeidlich geworden schien, erhielt der Erzbischof am 26. März ein Schreiben Tremels mit dessen Unterwerfung und dem Ausdruck seines aufrichtigen Bedauerns darüber, „daß ich E. Exzellenz durch mein Verhalten eine Kränkung zugefügt habe."

Auch der Streit um Schell hat den Anfang seines Episkopates verbittert. Am Abend des 31. Mai 1906 war Schell plötzlich gestorben und als am Abend des Pfingsttages (3. Juni) der Würzburger Friedhof einen Trauerzug so gewaltig, wie er ihn wohl noch selten gesehen, aufnahm, erschien plötzlich der Erzbischof, der eigens aus Bamberg herbeigeeilt war, um dem geschiedenen Freund und Kollegen noch am Grabe durch einen Nachruf Zeugnis zu geben. Auch ein Aufruf von Freunden Schells zur Beschaffung von Mitteln für dessen Grabdenkmal trug die Unterschriften des Erzbischofs von Bamberg und des Bischofs Henle von Regensburg. Da wurde ein Brief des Papstes vom 16. Juni an den schärfsten wissenschaftlichen Gegner Schells, Prof. Commer in Wien, anläßlich dessen Schrift:

Digitized by Google

„H. Schell und der fortschrittliche Katholizismus," veröffentlicht, der heftig darüber klagt, daß es „Leute gibt", die sogar glauben, Schell „sei würdig, daß seinem Gedächtnis durch Errichtung eines Denkmals die Bewunderung der Nachwelt gesichert werde." In dieser peinlichen Lage, die wohl durch Übereifer auf beiden Seiten verursacht war, veröffentlichten nun die beiden Bischöfe am 23. Juli eine Erklärung, worin sie 1) die theologischen Irrtümer Schells verwerfen in dem Sinne und in der Ausdehnung, wie sie die Kirche verwirft; daraus hätten sie auch nie ein Hehl gemacht; 2) erklären sie, ihre Unterschrift nur zu einer Sammlung gegeben zu haben, „aus Pietät für einen nahezu in dürftigen Verhältnissen gestorbenen Freund und Kollegen," der sich der Kirche unterworfen und in Frieden mit ihr gestorben sei; 3) weisen sie jeden Versuch zurück, diesen Pietätsakt als Demonstration gegen die Kirche zu deuten. Darauf erklärte die streitfertige Correspondenza Romana, diese Erklärung habe in Rom den besten Eindruck gemacht; und sie meinte etwas naiv, als der Papstbrief geschrieben wurde, habe man in Rom noch nicht gewußt, daß auch die beiden Bischöfe unterschrieben hätten, sonst wäre der Brief sicherlich ungeschrieben geblieben. Damit war auch diese leidige Sache erledigt und so wurde Abert gelegentlich seiner Romreise am 18. Mai 1908 zum römischen Grafen und päpstlichen Thronassistenten ernannt.

Aber gerade die Überanstrengung dieser Romfahrt brachte das lauernde Siechtum zum Ausbruch, dem er nach langem, schweren Kampfe erliegen sollte. Am Abend des 4. Mai reiste er von Bamberg ab und kam nach ununterbrochener Fahrt am 6. Mai in Rom an. Dort war die dem Deutschen so gefährliche Sommerhitze bereits ungewöhnlich früh eingetreten. Dabei herrschte gerade wieder einmal Fiakerstreik, so daß er die vielen, weiten Geschäftsbesuche zu Fuß machen mußte. Dazu die ermüdenden Empfänge; so fühlte er sich schon unwohl, als er am 14. Mai wieder direkt nach Hause zurückkehrte. Trotzdem hielt er am 17. Mai in Vierzehnheiligen Pontifikalamt, Vesper und Prozession. „Frostig gefühlt; bald zu Bett gelegt," bemerkt er dazu. Aber am 19. war er wieder bei der Reichsratssitzung in München. Am 20. sank er auf der Rückfahrt von Neuhausen, wo er das Atelier des Bildhauers Busch besucht hatte, im Wagen zusammen und klagte über Kopfweh und Schwindel. Trotzdem der Arzt ihm vollständige Ruhe verordnete, kehrte er am 21. nach Hause zurück. Und nun beginnen die Klagen. „Die ganze Woche zu Bett gelegen." „Fortwährendes Siechtum." „Frohnleich-

Digitized by Google

nam zu Bett zugebracht; Dompropst hält die Prozession; ich traurig zu Hause." Was er mir einst erzählt, Thomas von Aquin sei einmal über den Psalmvers: „Ne projicias me domine in tempore senectutis", in Tränen ausgebrochen und habe gebetet, Gott möge ihn vor langem Siechtum erlösen, war wie eine Vorahnung des eigenen Schicksals. Am 4. November suchte er Genesung in Gries. Ende März 1909 schien die Katastrophe einzutreten; sein Bruder Joseph, der Generalvikar und der Sekretär waren telegraphisch an sein Krankenlager gerufen worden. Zum 24. März bemerkt er: „Die h. Wegzehrung empfangen und die letzte Ölung. Das Glaubensbekenntnis abgelegt. Ich fühle mich recht glücklich in Gottes Willen." Trotzdem am 28. März ein neuer, schwerster Ohnmachtseinfall eintrat, raffte sich seine energische Natur wieder auf. Schon am 18. April, dem weißen Sonntag, ließ er sich zur Stiftskirche von Gries fahren, um den Kindern, seinen Lieblingen, eine Ansprache zu halten. Am 15. Mai kam er wieder nach Hause; „viele Leute am Bahnhof," bemerkt er dazu. Und nun ging es auf und ab. Zum 9. September bemerkt er wieder: „Als ich heute vor dem Sakramentsaltar der Michaelskirche . . . betete und mir mein körperliches Siechtum recht schwer zu Herzen ging, war es mir, als hörte ich eine Stimme vom Altar: „Was bist du traurig über diese Schwäche? Sieh, Wissen ist Macht und Liebe ist Macht." Und ein süßer Trost kam über mich. Eine Frau mit ihrem Kind auf dem Arm kniete an der Kommunionbank; ich legte ihr und dem Kind die Hand auf und segnete sie, sowie einige andere Frauen, welche zur Kommunionbank herbeieilten. Wie doch dieser frommgläubige Sinn des Bamberger Volkes mich tröstet und aufrichtet." Im Jahre 1910 brachte ein Kuraufenthalt in Karlsbad wohl einige Erleichterung, so daß er am 25. September in Nürnberg und am 23. Oktober in Fürth, seinen beiden größten Sorgenkindern, den äußerst ermüdenden Ritus der Kirchweihe vornehmen und vom 11. bis 13. Oktober der Bischofskonferenz in Freising anwohnen konnte. Aber am 2. November lesen wir wieder die erschütternde Klage: „Mich sehr schlecht gefühlt; doch in den Dom; Requiem gehalten; kaum nach Hause geschleppt; linker Arm, linker Fuß ganz gelähmt." Aber der 31. Dezember klingt wieder ergeben aus: „Dem ewigen Gott sei Dank für Alles, auch für das Jahr des Siechtums." Die ersten Tage des Jahres 1911 brachten ihm noch die Freude der staatlichen Genehmigung einer Niederlassung der Franziskaner in Nürnberg. Unter Aufbietung seiner letzten Kraft besuchte er noch vom 19. bis 21. April die Bischofs-

Digitized by Google

konferenz in Freising. Aber der Versuch, noch einmal in Nauheim Besserung zu finden, endete mit der fortschreitenden Abnahme der Sehkraft. Und dann kam der letzte schwere Winter, in dem ihm zwei seiner Brüder im Tode vorangingen, mit seinen schmerzvollen Tagen und schlaflosen Nächten. „Der Bischof muß nicht nur beten für seine Diözesanen, sondern auch wachen und leiden," sprach er nach einer solchen Nacht zu seinem Generalvikar. Ende Februar 1912 erließ das Ordinariat auf seinen ausdrücklichen Wunsch einen amtlichen Erlaß an den Klerus, man möge die Gebete um seine Genesung einstellen. Was er so in öffentlicher Kundgebung ersehnte, der Tod brachte ihm endlich Erlösung am 23. April 1912. Drei Tage später wurde er von Kardinal Bettinger von München unter Assistenz seiner drei Suffragane und des Bischofs von Augsburg im Dom zu Bamberg in die Gruft gesenkt. Das geringe Erbe — er war immer ein stiller Wohltäter gewesen — fiel, abzüglich einiger Legate, dem Baufond des Knabenseminars Ottonianum zu, für dessen Neubau er im Jahre 1908 gelegentlich der Neunhundertjahrfeier der Diözese einen Bauplatz erhalten und den St. Ottoverein gegründet hatte.

Oskar Braun (Würzburg).

2. **Arnheim,** Fischel, Dr., Landtagsabgeordneter 1812—1864.

Der Anfang des 19. Jahrhunderts war den bayerischen und deutschen Israeliten die zukunftverheißende Morgenröte einer neuen Zeit, in welcher sie unter dem Lichtschein deutscher Bildung und Kultur aus dem Dämmerzustand mittelalterlichen Ghettolebens geweckt wurden und durch immer innigere Teilnahme am Geistesleben ihrer Umwelt sich durchrangen zu innerer und äußerer Freiheit. Einer der edelsten Vertreter des Judentums jener Zeit war der am 23. Februar 1812 als einziger Sohn religiösgesinnter Eltern in Bayreuth geborene F. Arnheim, der in seiner Kindheit sowohl in den Elementen allgemeiner Bildung als auch in Bibel und Talmud von tüchtigen Hauslehrern einen gründlichen Unterricht erhielt und so weit gefördert wurde, daß er in seinem 17. Lebensjahre die Eintrittsprüfung für die Oberklasse des Gymnasiums bestehen konnte. Nach absolviertem Studium der Rechtswissenschaft erhielt er erst im Jahre 1848 die damals noch erforderliche Ernennung der Staats-

Digitized by Google

regierung zum kgl. Advokaten in Naila im Voigtlande, von wo er bald darauf nach seiner Vaterstadt übersiedelte. Im darauffolgenden Jahre wurde er in Hof, einem völlig „judenreinen" Wahlkreise, zum Landtagsabgeordneten gewählt und das ihm bewiesene Vertrauen des Volkes hat er durch sein langjähriges Wirken in der Kammer vollauf gerechtfertigt.

Als Politiker war Arnheim ein Anhänger freiheitlichen Fortschritts und Vertreter freiheitlicher Zeitforderungen und hat als solcher in schönem Redefluß seine Stimme erhoben für das allgemeine Wahlrecht und gegen das ständische Prinzip, für die Trennung der Justiz von der Verwaltung, für die Unabhängigkeit der Presse vom Gängelbande polizeilicher Bevormundung, und 1852 hatte er den Mut, die Abschaffung einer Anzahl von bayerischen Gesandtschaften im Auslande zu beantragen, was ihm von seiten des damaligen Ministerpräsidenten den von ihm mit Entrüstung zurückgewiesenen Vorwurf republikanischer Gelüste eintrug. Im allgemeinen aber war die hohe Politik dasjenige Gebiet, auf dem A. sich nicht heimisch fühlte und auf das er sich nur ungerne vorwagte oder herausfordern ließ.

A. war dagegen einer der ausgezeichnetesten Juristen der bayerischen Abgeordnetenkammer. Wo es sich um Fachfragen handelte, da war seine Domäne, da entwickelte sich seine herrliche Begabung zur scharfer Dialektik, da glänzte er durch seine bewundernswerte Kenntnis der bayerischen Partikularrechte, wie der ausländischen Gesetzessammlungen, da erhob er sich durch Scharfsinn der Untersuchung zur Meisterschaft. Was an ihm aber mehr noch als die Beherrschung des Stoffes zur Anerkennung nötigt, das ist die Fähigkeit, für den Gegenstand der Beratung die höhern und allgemeinern Gesichtspunkte ausfindig zu machen und sie, nachdem sie auseinandergelegt sind, zur Form des Begriffes zusammenzufassen. Durch seine zahlreichen aus den Bedürfnissen der Praxis geschöpften Anträge hat A. bisweilen die ganze Debatte wie ein Kreuzfeuer auf sich gezogen. Seine zahlreichen Referate, aus denen nur dasjenige über die deutsche Wechselordnung, das erste allgemeine deutsche Gesetz, das seit Auflösung des alten Reiches zur Einführung gelangte, hervorgehoben sei, waren Meisterleistungen an Klarheit und Gründlichkeit, wie seine schriftlichen Arbeiten gelehrte Abhandlungen sind, welche wertvolle Beiträge enthalten zur Auslegung der unter seiner Mitwirkung beschlossenen Gesetze. Man möchte ihn darum den Lasker der bayerischen Abgeordnetenkammer nennen, einen Baumeister am Werke der Gesetzgebung, dessen Begabung und Arbeitskraft auch von der Kammer durch seine Wahl in den Gesetzgebungs-

Digitized by Google

ausschuß zur Vorberatung der Entwürfe der Zivilprozeßordnung und des Zivilgesetzbuches anerkannt wurde.

Die Gemeindekollegien der Stadt Hof ernannten ihn „in Würdigung und zur Verdankung seiner ausgezeichneten Verdienste, welche er sich seit einer Reihe von Jahren um das Wohl der Gemeinde erworben," zu ihrem Ehrenbürger und widmeten ihm eine prachtvoll ausgestattete Urkunde, die ihm von einer Abordnung der Stadt in München überreicht wurde.

Auch zur Verbesserung der Verhältnisse der Israeliten durch Förderung ihrer damals noch stark angefochtenen Gleichberechtigung in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Hinsicht hat A. mit dem Ansehen seiner Persönlichkeit und dem Gewichte seines Wortes in der Abgeordnetenkammer viel beigetragen und insbesondere durch seine unermüdliche Mitwirkung zur gesetzlichen Aufhebung des im § 12—13 des Judenedikts vom 10. Juni 1813 festgesetzten Matrikelzwanges, der in geradezu pharaonischer Weise die Anzahl der angesiedelten Judenfamilien auf die damalige Norm für die Dauer beschränkt hatte, sich im Jahre 1861 um die Sache seiner Glaubensgenossen große und bleibende Verdienste erworben.

Im Januar 1864 begab sich A., schon ein kranker Mann, nach München zur Teilnahme an den Beratungen des Gesetzgebungsausschusses, da bereitete eine Lungenkrankheit seinem verdienstvollen Leben und Wirken am 31. Januar ein rasches Ende. Sein Leichnam wurde nach Bayreuth überführt und mit großen Ehren von seiten aller Kreise der Bevölkerung bestattet. Der Kammerpräsident widmete seinem Andenken folgende Worte: „Nicht bloß diejenigen, die das Vergnügen hatten, den trefflichen Kollegen kennen zu lernen und seine Charaktertüchtigkeit zu würdigen, sondern auch unsere Nachfolger werden Anlaß und Gelegenheit haben, seine Tüchtigkeit kennen zu lernen; seine Vorträge und Reden, wie sie in unsern Verhandlungen niedergelegt sind, gehören zu den tüchtigsten und würdigsten, die wir überhaupt aufzuweisen haben."

Quellen: Beiträge zur Geschichte der Juden in Bayern I. von A. Eckstein, S. 7—16. — Die stenographischen Berichte der bayerischen Landtagsverhandlungen. Allgemeine Zeitung des Judentums 1868, S. 57.

A. Eckstein (Bamberg).

Digitized by Google

3. Berg, Franz,
katholischer Theologe, Historiker und Philosoph
1753—1821.

Geboren am 31. Januar 1753 zu Frickenhausen a. M. als Kind wenig begüterter Bäckersleute, lernte der Knabe die Anfangsgründe des Lateins in Heidingsfeld, wo ein Bruder seines Vaters ihm zwei Jahre lang Obdach und Unterhalt gewährte. 1765 kam er an das Jesuitengymnasium in Würzburg, dessen Lehrer ihn wegen seines frommen Sinnes und seiner reichen Begabung schätzten und zur Unterstützung empfahlen; 1772 ward er in das bischöfliche Klerikalseminar aufgenommen. Einige von seiner Hand ausgearbeitete Theses zeigen nach Schwab, wie gut er sich in die scholastische Traktatentheologie eingearbeitet hatte, während seine Hefte aus des Jesuiten Grebner kirchengeschichtlichen Vorlesungen „den Beweis liefern, wie außerordentlich dürftig das war, was man damals den Theologen als Kirchengeschichte bot". Allein schon in dem Alumnus Berg vollzog sich ein Umschwung, als er entdeckte, „daß er in seiner Bildung von den Jesuiten sehr vernachlässigt worden". Er beklagte später, „daß er die Einleitung in die Literatur, die Methode des gelehrten Studiums, die Kenntnis der alten Sprachen nicht so erhielt, wie ein Protestant das Glück hat sie zu erhalten". Sinn und Neigung für die eben mächtig aufblühende deutsche Literatur mußten unbefriedigt bleiben an einer Hochschule, von der ein Student weggewiesen wurde, weil er Geßners Idyllen las. Daß man gegen die neuere schöne Literatur abgesperrt war und deren Erzeugnisse nur verstohlen genießen durfte, schuf Mißtrauen und Abneigung gegen die Lehrer, in deren Hörsälen Fragen, die nach Lösung rangen, nicht einmal gestellt, geschweige beantwortet wurden. So wandten sich die Hörer an die rationalistische Theologie des zeitgenössischen Protestantismus, und auffälliger als irgendwo zeigt sich in Würzburg die Erscheinung, daß gerade die begabtesten Schüler der Jesuiten sich enttäuscht und mißmutig von ihren Lehrern abwandten und deren bitterste Feinde wurden.

An der Würzburger Hochschule hatte schon die Generation vor Berg den Bruch mit der alten Schule teilweise vollzogen. Der Seminarregens D. Günther empfahl das Studium der französischen Theologen und der deutschen Klassiker, eine Lektüre, die den Geschmack an Erbauungsschriften und asketischen Übungen verdrängte. Neben

Digitized by Google

dem Regens wirkten aufgewecktere Theologen: die Professoren Oberthür und Mich. Ign. Schmitt, der später berühmt gewordene Geschichtsschreiber der Deutschen. Zugleich Vorstand der Universitätsbibliothek, versah dieser den strebsamen Alumnus nicht nur mit allen Schriften, die er wünschte (vor allem Hume empfahl er ihm), sondern ließ ihn gelegentlich auch an den Zirkeln teilnehmen, in denen allwöchentlich bedeutende literarische Erscheinungen und die wichtigsten Tagesfragen besprochen wurden.

Bergs schöngeistiges Interesse zeigt sich in dem Entwurf eines geistlichen Romans „Der Kaplan", der ein Gemälde der Sitten und Zustände der katholischen Geistlichkeit seiner Zeit werden sollte, aber nicht viel weiter gedieh, als einige andere literarische Projekte. Dagegen wurde ein Aufsatz des jungen Theologen als Beantwortung der von Wieland im „Teutschen Merkur" 1775 gestellten Frage: „Kann man ein Heuchler sein, ohne es zu wissen?" in derselben Zeitschrift 1776 gedruckt. Er verrät, indem er die Frage bejaht, „eine Anschauung, die bei einem jungen Manne, der sich für den Empfang der Priesterweihe vorbereitet, nicht nur befremden muß, sondern auf eine innere Abkehr von dem Glauben der Kirche hindeutet." Das Studium von De la Mettries L'homme machine und Holbachs Système de la nature verrät sich in mannigfachen Reminiszenzen. „Die Theologie" — meint der Verfasser — „verdirbt das Gefühl für die Wahrheit; alles wird aus unrechtem Gesichtspunkte betrachtet, vergrößert oder verkleinert." Die Religion war ihm nicht mehr eine vom Himmel gebrachte Wahrheit, sondern ein natürliches Erzeugnis der Kulturentwicklung, das darum ebenso einem beständigen Veränderungsprozeß unterliege. Wenn er trotz solchen Anschauungen die Priesterweihe sich geben ließ (24. Mai 1777), so mag hiebei die Rücksicht auf seine Angehörigen, wie der Gedanke an die bei einem Rücktritt drohenden Gefahren (in einem geistlichen Staate!), sicher aber auch die aus Hume geschöpfte Meinung bestimmend gewesen sein, man müsse sich äußerlich nach dem Aberglauben richten, den man innerlich verlache; Kindern und Narren brauche man die Wahrheit nicht zu sagen. Da Berg als Verfasser erwähnten Aufsatzes bekannt wurde, erwuchsen ihm mancherlei Schwierigkeiten, über die ihm aber Schmitts und Oberthürs Vermittlung hinweghalfen, so daß er 1779 auf unmittelbaren Befehl des Fürstbischofs Adam Friedrich v. Seinsheim als Kaplan an der Dompfarrei angestellt wurde, wo er sich auf das theologische Doktorat vorbereiten konnte. Ein nach dem Regierungsantritte Franz Ludwigs v. Erthal erneuter Versuch, ihn

Digitized by Google

unmöglich zu machen, wurde durch das Dazwischentreten des Weihbischofs und Generalvikars Daniel J. A. v. Gebsattel vereitelt, dem Berg dafür 1788 in seiner Trauerrede ein würdiges Denkmal setzte.

Als Prediger erhob Berg sich bald über die üblichen Gemeinplätze. Seine Predigten zeugen von feiner psychologischer Beobachtung; dem „Wortchristentum", dem „Taglöhnerchristentum", verschiedenen Auswüchsen des kirchlichen Lebens, besonders dem damals ziemlich entarteten Wallfahren, ging er scharf zu Leibe. Eine Art Nachhall seiner belletristischen Versuche bildeten Bergs Kirchenlieder, zu deren Abfassung er bereits als Alumnus und dann wieder als Domkaplan aufgefordert worden war. Wenn die Aufklärung wie anderwärts so auch in Würzburg den Ruf nach neuen kirchlichen Gesangbüchern erhob, so war hier durch das „Christkatholische Gesangbüchlein" mit seinen oft geschmacklosen, derb anthropopathischen, in unerträglicher, zuweilen geradezu unverständlicher Sprachmengerei — von welcher Schwab S. 55 ff. bezeichnende Proben mitteilt — gehaltenen Reimereien ein nur zu dringenden Anlaß gegeben. Aber freilich, die „Lieder zum katholischen Gottesdienst . . . von Fr. Berg, der h. Schrift Licentiat und Domkaplan in Würzburg" (Fulda 1781) konnten keinen Ersatz bieten, „weil ihnen, als bloßen Produkten der Reflexion und forcierter Empfindung, der reine Naturlaut des frommen Gemütes und inniger Gottergebenheit gänzlich fehlt" (Schwab 60). Die Glaubensarmut des Verfassers, der die Zeit, wo ihn „die Religion noch plagte", bereits hinter sich hatte, tritt überall zutage, und so konnten die Lieder nirgends Eingang finden, wurden später auch vom Dichter selbst als mißlungen bezeichnet.

Bergs Zukunft lag auf einem ganz anderen Gebiete, das seiner nüchternen, kritischen Anlage mehr entsprach als praktisches Kirchentum. Der verknöcherte Scholastizismus der Jesuitenschulen des 17. und 18. Jahrhunderts drängte seit der Mitte des letzteren zu Versuchen einer Reform der Theologie vor allem durch vertieftes Quellenstudium. Die Bibel und die Kirchenväter sollten wieder eifriger, systematisch studiert werden. Um die letzteren den jungen Theologen näher zu bringen, gab Oberthür seine bekannte Sammlung patristischer Schriften heraus und lenkte die Aufmerksamkeit von Doktoranden auf solche Themata. So entstand auch Bergs Dissertatio de Clemente Alexandrino ejusque morali doctrina (Würzburg 1779), die ihm zunächst die Würde eines Lizentiaten eintrug (das Doktorat 1. Mai 1786). Bei allen Mängeln der Arbeit — sie greift eine einzelne Seite des Systems heraus, ohne ins Ganze eingedrungen zu sein, und läßt

Digitized by Google

das Verhältnis des Alexandriners zur vorchristlichen Ethik, besonders zur Stoa, ganz unberücksichtigt — bedeutet sie doch, vor allem methodologisch, einen beträchtlichen Schritt vorwärts. Der Versuch, den Mann als Kind seines Volkes und seiner Zeit zu würdigen und zu verstehen, ist umso höher anzuschlagen, je weniger man sich damals um solche Fragen kümmerte, und wenn auch weder der Charakter der alten Ägypter richtig gezeichnet, noch die Stellung des Klemens mit dem Schlagwort Synkretismus zutreffend bestimmt ist, so stellt die Schrift dennoch durch die Selbständigkeit des Urteils und die Sicherheit des Standpunktes eine höchst achtungswerte Leistung dar, die auch bei Theologen wie E. Klüpfel Anerkennung fand.

Franz Ludwig, der seine Universität durch Errichtung neuer Lehrstühle und Institute wie durch Heranziehung tüchtiger junger Kräfte zu heben suchte, übertrug unter den 12. Juli 1785 dem 32-jährigen Domkaplan die nach österreichischem Muster neugeschaffene Professur für Patrologie, aber ohne Gehalt; dafür erhielt Berg am 14. April 1789 ein Kanonikat am Kollegiatstift Neumünster. Des heiklen Auftrages, „über die Folgen der Freiheit zu denken und zu handeln", einen Aufsatz auszuarbeiten, hatte der als selbstdenkender Kopf verrufene Theologe sich mit ebensoviel Klugheit wie Freimut entledigt, wobei freilich sein Vorschlag, der Gelehrte möge die gefundene Wahrheit durch „Verkleisterung" vor „dem übrigen Haufen" für den „Denker" vorbehalten, allzu klug erscheint. Die am 20. Juli 1786 gehaltene Antrittsrede (De origine rituum ecclesiasticorum qui circa aquam versantur) behandelt den Ursprung des Weihwassers fast nach modern religionsgeschichtlicher Methode, wie denn Berg auch in seinen Vorlesungen durch Gedanken überrascht, welche die Ergebnisse viel späterer Forschungen bezw. Entdeckungen kühn vorwegnehmen. So meint er bei Besprechung der längeren und (nach heutigem Bestand) mittleren Rezension der ignatianischen Briefe: „Vielleicht können wir noch kürzere (Formen) finden, wenn sie uns die Zeit nicht hinweggenommen hat." Und mehr als ein halbes Jahrhundert später (1845) veröffentlichte Curton eine „noch kürzere", die ihm und manchen andern als die allein echte galt, während freilich ein Menschenalter später Th. Zahn feststellen mußte, diese „kürzeste Rezension" sei wie ein schöner Traum entschwunden. Auch die Evangelienkritik der protestantischen Tübinger Schule hatte in Berg einen Vorläufer, wenn er die interpolierten Ignatiusbriefe „ein Gegenstück der immer überarbeiteten Evangelien" nennt und, für jene Zeit freilich wenigstens für Studenten kaum verständlich — in der „esote-

Digitized by Google

rischen" Sprache, die er liebte, — fortfährt: „Nach den Aposteln und ihren Jüngern mußte die Reihe der pseudonymen Schriftstellerei an die Martyrer kommen." An die Apokryphen dachte er hiebei kaum. Nicht weniger eilte er den Tübingern voraus mit der Ansicht, es sei Stückwerk, was man für Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte gebe, man habe von diesen Jahrhunderten noch gar keine Geschichte. In seiner Vorlesung über die Schrift des Origenes gegen Celsus tritt der Würzburger Theologe, während der Göttinger Protestant Mosheim ungenügenden Antworten des Apologeten nachhilft, umgekehrt auf die Seite des Angreifers, dessen Gründen er erst die nötige Schärfe gibt; „ja sogar, wo dem Celsus die Beweise ausgehen, ist Berg so gefällig, aus seinem eigenen Vorrate das Fehlende beizubringen." Seine Zuhörer „erfuhren daher eigentlich nur, wie er zu Werke gegangen wäre, wenn er Celsus geworden." Einen ähnlichen Geist atmen seine Vorlesungen über Tertullian und Cyprian. Dank dem schützenden Gewand der lateinischen Sprache (in ihr wurden anfangs diese Kollegien gehalten) konnte er hier sogar mehr als nur esoterische Winke geben. Später zogen seine kirchengeschichtlichen Vorlesungen die Aufmerksamkeit von der Patrologie ab.

Als nämlich jenes Fach durch den Heimgang Grebners (19. Mai 1787), dem N. Steinacher zunächst im Lehramte, bald auch im Tode nachfolgte, verwaist war, betraute der Fürstbischof am 29. April 1790 den Patrologen umso lieber mit der Vertretung der Kirchengeschichte, als dieser kurz vorher durch seine sachkundige, nach Inhalt und Sprache Aufsehen erregende Rezension von Henkes und Schröckhs Kirchengeschichte sich dazu als hervorragend geeignet erwiesen hatte. Und gewiß hätte Franz Ludwig unter all' seinen Theologen kaum einen gefunden, der mit größerer geistiger Überlegenheit, freilich auch mit größerem Radikalismus die kirchengeschichtlichen Probleme angefaßt hätte als Berg. Seine Besprechung Henkes konnte als Programm gelten. Er forderte eine pragmatische Geschichtsschreibung und Ermittlung des Zusammenhangs der Erscheinungen. Aber dieser wurde nach der Sitte der Zeit nicht so sehr durch strenge Forschung und Kritik der Quellen, als durch psychologische Reflexion herauszustellen versucht, wobei natürlich dem Subjektivismus ein weiter Spielraum blieb. Der Unterschied zwischen Bergs und Grebners Betrieb der Kirchengeschichte lag nicht nur in freimütigerer Beurteilung von Zuständen und Personen. Vielmehr stand der Nachfolger gegenüber dem supranaturalistischen Standpunkte des Vorgängers völlig auf dem Boden des Naturalismus; die Entwicklung des Christentums ist ihm rein

Digitized by Google

durch natürliche, menschliche Faktoren bedingt. Seine Beurteilung Jesu und seine Evangelienkritik unterscheidet sich nur durch größere Vorsicht im Ausdrucke von jener des zeitgenössischen rationalistischen Protestantismus. Die Annahme eines Aufenthalts Petri in Rom ruht ihm nur „auf alten unerwiesenen Sagen", der Glaube an eine wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl ist Ergebnis einer Verwechslung, Augustin, „dieser Überläufer der Aufgeklärten", steht weit zurück hinter dem „Genie" des Pelagius. Dagegen scheint Bergs Beurteilung der Reformation, die ihm einfach Revolution ist, durchaus katholisch; Luther hat „die Rohheit seines niederen Standes und die Rauhigkeit der Klosterzucht, welche beide den Eigensinn mehr steifen als brechen und Härte einflößen, nicht durch praktische Weisheit, Erfahrung oder Politur der schönen Künste mäßigen gelernt," und darum „gehörte er nicht unter die gebildeten Geister seiner Zeit". Er steht tief unter dem feinen, überlegenen Erasmus. Das System von der Gnade und Rechtfertigung durch den Glauben war „ein Produkt des Aberglaubens in Luthers Hand wie ehemals in der Hand des Paulus." Aber hauptsächlich zu große Gläubigkeit war der Grund dieses Mißfallens, und damit stimmt, daß über das Konzil von Trient ein nicht weniger vernichtender Spruch gefällt wird, der Sarpis Geschichte womöglich noch überbietet. Begreiflich, daß es zu Klagen gegen den Professor kam, deren Widerlegung indes bei ihrer Unsicherheit und Allgemeinheit nicht zu schwer war. Nur als im Jahre 1798 der Ausschnitt über Entstehung und Ausbildung der Kirchenbuße (mit oder ohne Wissen Bergs?) anonym im Drucke erschien, hatte der geistige Urheber Mühe, „den an seinen Vorlesungen begangenen Raub" als durch allerlei Fehler, „halb ausgelassene und verschrobene Sätze, Widersprüche" u. ä. entstellte Wiedergabe abzulehnen.

Bei Franz Ludwig hatte die alte Schule mit ihren Verdächtigungen der neuen umso weniger Glück, als sie durch ihre plumpe Gehässigkeit und abgeschmackte Konsequenzmacherei ihre tiefsten Beweggründe allzu deutlich verriet. So wenig der aufrichtig gläubige und sittlich ernste Fürstbischof gesonnen war, Abstriche am Glaubensgut hingehen zu lassen, so wenig Lust hatte er, durch kleinlichen Schulneid und offensichtliche Rückständigkeit das Kleinod seines Landes, die Universität, verdunkeln zu lassen. Das gute Recht der gemäßigten Aufklärung stand ihm fest, und wenn auch Berg ein Vertreter der radikalen war, wußte er dies doch durch seine esoterische Sprache zu verschleiern. So genoß er trotz allem das Vertrauen seines Bischofs, wofür der Auftrag, bei den in der Karwoche herkömmlichen geistlichen

Digitized by Google

Übungen im Jahre 1793 gemeinsam mit Zirkel die Vorträge zu halten, ein glänzender Beweis war. Franz Ludwig hatte es nicht zu bereuen. Die „Predigten über die Pflichten der höheren Stände" fanden nicht nur, als sie gehalten wurden, außerordentlichen Beifall; das überschwängliche Lob, das sie nach ihrer durch den Bischof veranlaßten Drucklegung ernteten, — in der Jenaer Literaturzeitung rechnete sie G. E. Paulus „zu den vollkommensten, die je in der katholischen oder protestantischen Kirche erschienen sind" —, warf seinen Glanz auch auf den Fürsten, zumal Hofrat Meiners in Göttingen schrieb, nirgends in Deutschland als in der Hofkapelle in Würzburg hätte man so predigen können. Umso lieber mochte der in seinem patriotischen Sinn angenehmst berührte Fürst es Oberthür gegenüber aussprechen, daß die in den Berg'schen Reden aufgestellten Grundsätze ganz auch die seinigen seien. (Der Redner hatte besonders betont, daß nicht die Aufklärung an der französischen Revolution schuld sei, sondern „die Unsittlichkeit der kultivierten Stände und die Scheinphilosophie.") Nur die von den Augsburger Ex-Jesuiten ausgehende Kritik zollte zwar der formellen Seite von Bergs Predigten alle Anerkennung, aber Christus den Gekreuzigten habe er nicht gepredigt; er sei ein politischer Redner, „den christlichen sucht ihr vergebens", — ein Urteil, das nicht als grundlos gelten kann, während dieselbe Kritik sonst sich in abgeschmackten Folgerungen gefiel. Der glänzende Erfolg bei diesem Anlasse war es wohl, der das Domkapitel bestimmte, demselben Redner auch die Gedächtnispredigt auf den Hingang Franz Ludwigs bei der Totenfeier im Dom (5. März 1795) zu übertragen. Aber er entledigte sich der neuen Aufgabe nicht mit demselben Glück: „Durch einen selbstisch verbitterten Zug kirchlich-politischer Polemik" gegen die Feinde der Aufklärung stieß er namentlich beim Adel an, und auch daß er durch die Schatten der französischen Revolutionsgreuel einen scharfen Kontrast zu dem Licht in Franz Ludwigs Charakterbild schaffen zu sollen meinte, wurde übel vermerkt, so daß sich wegen der Drucklegung längere, widerwärtige Verhandlungen mit der Zensur anschlossen.

Der neue Fürstbischof Georg Karl von Fechenbach schien der kirchlichen Reaktion, die unter Hinweis auf den üblen Ausgang der Mainzer Aufklärung ihre verletzten persönlichen Interessen zur Berücksichtigung empfahl, größeren Einfluß zugestehen zu wollen. Schon beim Empfang der Universität am 19. März 1795 bekam diese den veränderten Wind zu spüren. Sodann wurde ihr Gesuch um Zensurfreiheit (für welches Berg eine Begründung lieferte) abgewiesen, und

Digitized by Google

eine Verordnung über Wiedereinführung des Latein als Vorlesungssprache für die Theologen scheint nur durch eine wiederum von Berg verfaßte, sehr treffende Vorstellung der Fakultät abgewandt worden zu sein. Der im Jahre 1797 als Lehrer der Dogmatik angestellte G. M. Bergold hielt es nicht unter seiner Würde, Alumnen als Spitzel gegen ihre Kommilitonen, gegen Kollegen und Seminarvorstände aufzustellen. Aber Berg wußte sich bald auch dem neuen Herrscher unentbehrlich zu machen. Nach dem Einrücken der Franzosen (24. Juli 1796) verlor die Bevölkerung in Stadt und Land alle Haltung, erst die Siege des Erzherzogs Karl machten dem wüsten Treiben ein Ende. Als es nun galt, das Volk zum Schutze des Vaterlandes aufzumuntern, verfaßte Berg einen „Aufruf an das fränkische Volk", der zwar durch die Verhältnisse überholt wurde, dem Verfasser aber doch den Titel eines geistlichen Rates eintrug.

Das drohende Gespenst der Säkularisation suchte der Fürstbischof durch Betreiben eines engeren Anschlusses der geistlichen Fürsten an den Kaiser wie durch Entgegenkommen gegen die religiösen Neigungen des Volkes, durch Missionen u. s. w. zu bannen. Auch jetzt trat der Professor der Kirchengeschichte wiederum in die Bresche, indem er gegen eine Schrift des Leipziger Professors Weiße eine ablehnende Rezension schrieb und „die Unrechtmäßigkeit der Säkularisation" in einer Broschüre erwies (1799), der noch eine zweite folgte (1800). Der Verfasser vermochte seinem Fürsten noch weitere Dienste mit seiner Feder zu leisten. Aber die Satire „Lob der allerneuesten Philosophie", die er 1802 auf dessen Wunsch zunächst gegen den Bamberger Professor Nüßlein, tatsächlich aber gegen Schelling veröffentlichte, ward durch das ungemein giftige Pasquill: „Lob der Kraniosкopie" (1802) erwidert, als dessen Verfasser bald der Mediziner Marcus, bald der Physiologe Döllinger bezeichnet wurde, und das den Schädel Bergs mit „ätzender, mephistisch dünstender Jauche" übergoß. Vergeblich waren alle Gegenkundgebungen des Betroffenen, erst die Säkularisation drängte die Sache in den Hintergrund.

Von der kurpfalz-bayerischen Regierung wurden sämtliche Professoren der Theologie, mit Ausnahme von Berg und Onymus, entlassen. Ersterer, der noch unter Georg Karl in einem Gutachten für Unauflöslichkeit der Ehe eingetreten war, während Oberthür, auf die Evangelien zurückgehend, „der Schwachheit" unter Umständen eine Trennung gestattet wissen wollte, hatte sich (in Besprechungen, Gutachten, akademischen Gelegenheitsschriften) stets als Gegner der Kant'schen Philosophie gezeigt, noch bevor sie in Würzburg Aufnahme

Digitized by Google

gefunden, und als nun ihr Vertreter Reuß großen Zulauf fand, ward er in seinem Widerspruche noch bestärkt. Vor allem die Theorie Kants von Raum und Zeit und das synthetische Urteil a priori bekämpfte er. In der neuen Ära trat er nicht nur als Kritiker fremder Systeme, sondern als Schöpfer eines eigenen auf den Plan. Die Bestimmung der ersten Schrift zeigt schon der Titel: „Sextus oder die absolute Erkenntnis von Schelling" (Würzburg 1804); zu dieses Philosophen „Bruno" sollte sie ein Gegenstück sein. Von den Gegnern der Identitätsphilosophie über Verdienst gepriesen, ward der Sextus von deren Anhängern nicht immer mit sachlichen Mitteln bekämpft. Das folgende Jahr brachte ein größeres Werk: „Epikritik der Philosophie" (1805), mit dem der Verfasser der philosophischen Strömung eine neue Richtung zu geben hoffte. Als „pragmatischer Geschichtsschreiber des menschlichen Geistes" wollte er im ersten Teile (Abschnitt 1—15) zeigen, daß die bisherige Spekulation im Sande verlaufen sei, wobei es freilich ohne Willkürlichkeiten nicht abgeht, während Bergs Kritik der Kant'schen Kategorienlehre noch bei Schopenhauer Anerkennung gefunden hat. Im zweiten, positiven Teile (der Verfasser wehrt sich übrigens gegen die Unterscheidung polemisch—positiv oder dogmatisch; der erste Teil solle regressiv, der zweite progressiv sein) versucht Berg vom Willen aus zur Realität der Erkenntnis zu gelangen. Das Urteil war für den kritischen Teil ebenso günstig, — ein Leipziger Rezensent sagt von dem Buche, daß es „wie ein kolossaler Meilenzeiger an der Grenze des labyrinthischen Gebietes der neuesten Philosophie steht" und „als Dokument eines kritischen Scharfsinnes von seltener Beharrlichkeit merkwürdig und schätzbar ist" — wie für den positiven Teil ungünstig, obwohl keiner der Kritiker dessen tatsächliche Abhängkeit von Jacobi, Fichte und selbst von Kant hervorhob. Berg beklagte sich später über Verkennung der Tatsache, daß er als erster „die Bahn der neukritischen Philosophie betreten". Der Mangel an organischer Gliederung und das für einen katholischen Theologen doppelt trostlose skeptische Resultat erklären wohl die geringe Beachtung, die das Buch fand. „Für Unsterblichkeit und Gottes Dasein habe ich getan, was möglich war," entgegnete Berg auf eine Bemängelung; aber daß ihm bei seiner Stellung so wenig „möglich" war, daß er den Skeptizismus als der Weisheit letzten Schluß predigte, war für viele das Niederdrückende.

Noch im Erscheinungsjahre der Epikritik war Würzburg an den früheren Großherzog von Toscana, Erzherzog Ferdinand, übergegangen. Die Vertreter der Aufklärung wurden als „bayerische Par-

Digitized by Google

tei" verdächtigt, die theologische Fakultät aufgehoben und durch das „geistliche Seminar" ersetzt, die Professoren zur Disposition gestellt. Berg fühlte sich „lebendig begraben". Zwei Schriften zur Kritik der neuen Lage blieben ungedruckt, dagegen ließ er in seiner „Kritik des natürlichen Kirchenrechts" (1812) seinem Unmut über den hierarchischen Geist freien Lauf. Mit schonungsloser Härte werden die Ansprüche der Kirche als unbegründet abgetan, sie selbst als Staatsinstitut bezeichnet; vom Staate sind nicht nur die Professuren der Theologie, sondern die kirchlichen Ämter überhaupt zu besetzen — ein Standpunkt, der auch von protestantischer Seite (J. Voigt, Verfasser des „Hildebrand als Gregor VII.") angefochten wurde. Unter dem Titel eines „Programms auf die dritte Jubelfeier der Kirchenreformation" schrieb der Gereizte eine Entgegnung, die aber erst nach seinem Tode von G. E. Paulus (Sophronizon 1825) veröffentlicht wurde. Als Professor der Universalgeschichte, zu welcher Stellung Berg auf Antrag des akademischen Senates am 14. September 1811 berufen worden war, konnte er seinen Naturalismus ungescheut walten lassen. Vom Christentum als einem eine neue Zeit einleitenden Faktor ist in seinen Vorlesungen nicht die Rede; der Umschwung ergab sich nach ihm einfach aus dem unter Augustus begründeten Weltreich, das bedeutende Veränderungen bedingte. Die Abneigung gegen allen Supranaturalismus und alle Hierarchie kommt in den Ausführungen über Ursprung des Bösen, der Sprache, der Religion (die mit dem Polytheismus beginnt) und über die Geschichte Israels samt ihren biblischen Quellen klar zum Ausdruck. Bei diesem theologischen Radikalismus ist aber Berg ein ausgesprochener Gegner aller Revolution, aller Demokratie, ein Lobredner der Monarchie und der „Vernunftaristokratie". Nur die monarchische Verfassung sei wohltätig für Wissenschaft und Kunst; für kostbare Bibliotheken u. ä. habe die Demokratie keinen Sinn, sondern nur für kostspielige Theaterbauten. Im ganzen Mittelalter mit seinem Vorwalten des kirchlichen Einflusses sieht Berg nur Düsteres, sein Urteil über die Reformation und Luther ist jetzt günstiger, eine friedliche Erneuerung im Sinne des Erasmus wäre unmöglich gewesen. Auch am 18. Jahrhundert, in dem er selbst mit beiden Füßen stand, sieht er nur das Schlimme; für den neuen Lebenskeim, das Prinzip der Humanität, hat er kein Auge. Den Repräsentativ-Verfassungen, die in einzelnen kleineren Staaten aufkamen, brachte er kein Vertrauen entgegen, da die dabei vorausgesetzte Gleichheit aller Staatsbürger mangels gleichmäßiger Bildung nirgends verwirklicht sei. Von der freien Presse, auf die

Digitized by Google

er seine einzige Hoffnung setzte, wäre er im Verlaufe gewiß ebenfalls enttäuscht worden. So erscheint ihm denn die Zukunft in trübem Lichte; die wieder erwachende religiöse Sehnsucht, die ihm ein Ergebnis der Ungeschicklichkeit der Regierungen ist („Bayern ist wie ein Ort, wo immer gepflastert wird, . . . oder wo man sich stets zu einem Gastmahl vorbereitet; desto hungriger wird man nach einem Gastmahl jenseits"), und vollends katholisierende Stimmen aus Berlin erfüllen ihn mit äußerstem Mißbehagen. Nur der Tod Zirkels (18. Dezember 1817), der aus einem Lobredner der Aufklärung zum Vorkämpfer der Hierarchie sich entwickelt hatte, gewährte ihm eine gewisse Genugtuung. „War etwa," schreibt er spöttisch, „der rote Hut die Siegeskrone, die er noch aus der heiligsten Hand erwartete? Das Schicksal gab ihm den Totenkranz."

Nicht dreieinhalb Jahre später gab es ihn auch dem unversöhnlichen Gegner des Weihbischofs. Am 6. April 1821 starb Berg, dem der Domkaplan Behringer die Sterbsakramente gereicht hatte, in seiner Kanonikatskurie, nachdem er stark ein Jahr zuvor noch ein sehr abschätziges Gutachten über den Plan der Monumenta Germaniae erstattet hatte, die ihm schon wegen der Zeit, deren Geschichte sie fördern wollten, zuwider waren. Auch wenn man berücksichtigt, daß die Unbestimmtheit der Ankündigung die Möglichkeit der Verwirklichung fraglich erscheinen ließ, kann der Gutachter kaum von dem Vorwurfe der Einseitigkeit und Entstellung verschont bleiben.

Bergs Charakterbild vermag trotz der reichen Begabung und der umfassenden Gelehrsamkeit des Mannes keinen sympathischen Eindruck zu hinterlassen, weil ein tiefer Zwiespalt und mit ihm eine beständige Unwahrhaftigkeit durch sein ganzes Leben sich zieht. Das Schicksal hatte ihn zum Vertreter einer Sache bestellt, zu der ihn seine innere Überzeugung in immer schärferen Gegensatz brachte. Dieser Widerspruch konnte nicht anders als im höchsten Grade schädlich auf seinen Charakter und sein Gemütsleben wirken. Die Notwendigkeit, seine innersten Gefühle zu verschweigen oder zu verleugnen, die Wahrnehmung, wie andere in glücklicherer Lage ihre Kräfte ungestört entfalten und ihm, dem ungleich Begabteren, den Rang ablaufen konnten, hat ihn je länger je mehr verbittert. Daher seine Intriguen gegen den Kantianer Metz und seine unwürdigen, von Konkurrenzneid eingegebenen Schmähungen auf J. J. Wagner (Neuer rhein. Merkur 1816, Nr. 29). Aber all das konnte seine Lage nicht verbessern. Im Gegenteil, die pessimistische, überall das Ungünstige hervorkehrende Art seiner Vorträge stieß die Jugend ab, der sie nicht mehr zeitgemäß

Digitized by Google

erschienen, während Wagners Hörsaal bis zum Jahre 1831 zu den besuchtesten der ganzen Universität gehörte. Ein gerechtes Urteil über Berg und andere Männer der Aufklärung wird aber nicht vergessen dürfen, was Schwab mit Recht betont: daß die Unwahrheit in ihrem Leben und Wirken, die wie ein Unsegen auf der ganzen Bewegung ruhte, „eine Nachwirkung des Druckes und Zwanges war, der im katholischen Deutschland seit Jahrhunderten auf dem geistigen Leben lag. Jedes Bedenken, jeden Zweifel mußte man in sich verschließen, wenn man sich nicht Mißhandlungen aussetzen wollte; so bildeten sich geistige Zustände, wie wir sie in Berg gewahren, und damit der Haß gegen die kirchliche Autorität und der Überdruß am kirchlichen Leben."

Die Quellen, gedruckte wie ungedruckte, sind aufgeführt und verwertet in der trefflichen, abschließenden Monographie von J. B. Schwab (weil. Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg): Franz Berg, geistlicher Rat und Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg. Ein Beitrag zur Charakteristik des katholischen Deutschlands, zunächst des Fürstbistums Würzburg im Zeitalter der Aufklärung. Würzburg, Stahel, 1869. (2. [Titel-] Ausgabe 1872.)

Dort sind auch Bergs Schriften alle aufgezählt und besprochen. Hervorzuheben sind als wichtig für die Lebensgeschichte die „Apologie für Professor Berg" in dessen (anonym erschienenen) Anti-Argus, 2. Heft, Augsburg 1808, S. 1—86, und die ebenfalls autobiographischen Daten in Felders Gelehrtenlexikon I (Landshut 1817), 35, denen Z. 36 f. ein Verzeichnis der Schriften (auch der anonymen: des Aufsatzes im Teutschen Mercur 1776, der Entstehung und Ausbildung der Kirchenbuße 1798, des Anti-Argus), aber ohne die „Kritik des natürlichen Kirchenrechts" (1812), S. 37—40 eine Rechtfertigung seiner „Epikritik" beigefügt ist.

Sebastian Merkle (Würzburg).

4. **Berolzheimer**, Heinrich, Industrieller und Philanthrop 1836—1906.

Berolzheimer, Heinrich, kam am 6. September 1836 in Fürth bei Nürnberg, Sterngasse 19, als Sohn des Kaufmanns Daniel Berolzheimer (geboren 6. Februar 1810 in Fürth, gestorben ebenda am 24. Februar 1859) und dessen Ehefrau Friderike, geborener Heilbronn (geboren 6. März 1814 in Fürth, gestorben ebenda am 2. Dezember 1867), zur Welt. Sein Großvater Emanuel Berolzheimer war 1787 in Berolzheim (Mittelfranken) geboren und starb am 10. Oktober 1827 in Fürth. Die Mutter Friderike entstammte einer

Digitized by Google

in Fürth ansässigen Kaufmannsfamilie, die sich in ununterbrochener Linie bis auf Uri Heilbronn (gestorben in Fürth am 5. Februar 1710) zurückverfolgen läßt. Die Mutter der Mutter der Friderike stammte von dem kaiserlichen Hoffaktor Simson Wertheimer (geboren 17. Januar 1658 in Worms, gestorben 6. August 1724 in Wien) ab, dessen Großmutter (Tochter des Simson und Frau des Liepmann Wertheim) am 16. September 1659 starb und zu Worms begraben liegt.[1])

Heinrich genoß den Unterricht des nachmals in Würzburg tätigen Professors End in Fürth und besuchte später die Handelsschule in Nürnberg. Dann kam er in die Lehre zur Bankfirma Adolph Meyer in Hannover. Durch den im Jahre 1859 erfolgten Tod seines Vaters aber wurde er nach Hause und in den Lebenskampf berufen. Gemeinschaftlich mit Leopold Illfelder hatte Daniel Berolzheimer im Dezember 1856 in Fürth den Bau einer Bleistiftfabrik begonnen[2]) und sie bei seinem Tod unvollendet gelassen. Von den Söhnen war der älteste Jurist, der jüngste noch ein Knabe; Heinrich allein war im Stande, die Fabrik zu übernehmen; er tat dies unter den schwierigsten allgemeinen und besonderen Geldverhältnissen. Die Firma Berolzheimer und Illfelder verlegte sich bald stark auf die Ausfuhr ihrer Fabrikate nach den Vereinigten Staaten von Amerika, gründete eine Niederlassung in New-York, sah sich aber durch die hohen Einfuhrzölle gezwungen, dort eine Fabrik zu errichten. Diese wurde unter der Firma Eagle Pencil Co. von Heinrich Berolzheimer, Leopold Illfelder, Josef Illfelder, Josef Reckendorfer und Martin Berolzheimer betrieben. Später traten Vater und Sohn Illfelder aus (dieser übernahm die Fabrik in Fürth), Reckendorfer starb im Jahre 1882, sodaß Berolzheimer, nachdem auch sein Bruder Martin wieder ausgetreten war, das New-Yorker Geschäft allein weiterbetrieb, später indessen seinen Söhnen Emil und Philipp übertrug (Aus der Ehe, die Berolzheimer am 12. Mai 1861 mit Karolina, geborener Schnebel, geboren am

[1]) Vgl. Dav. Kaufmann, Samson Wertheimer (Wien 1888); Dav. Kaufmann, Urkundliches aus dem Leben Samson Wertheimers (Wien 1892). — F. v. Mensi, die Finanzen Oesterreichs v. 1701—1740 (1890, S. 132 ff.). — Max Grunwald, Samuel Oppenheimer und sein Kreis (Wien 1913) S. 217 ff. — Grunwald, Geschichte der Juden in Wien 1625—1740, in „Geschichte der Stadt Wien", 5. Band, 2. Teil (Wien 1914). — J. Taglicht, Nachlässe der Wiener Juden im 17. und 18. Jahrhundert (Wien 1917), S. 37 ff., 102 ff. — Bernhard Wachstein, die Inschriften des alten Judenfriedhofes in Wien (Wien 1917), 2. Teil (1696—1783), S. 129 ff. — Schema genealogicum des Stadt- und Distrikts-Rabbinats Fürth vom 21. Oktober 1897 J.-Nr. 821.

[2]) Fronmüller, Chronik der Stadt Fürth, 2. Aufl. 1887, S. 305.

Digitized by Google

3. April 1839 in Redwitz an der Rodach, gestorben 15. August 1901 in Lauterbrunnen, geschlossen hatte, gingen vier Söhne — von welchen der zweite im Kindesalter starb — und eine Tochter hervor).

Im Jahre 1868 war Berolzheimer zum ersten Male nach Amerika gefahren, in den achtziger Jahren wiederholte er diese Reise mehrere Male, verlegte sogar 1886—1888 seinen Wohnsitz dorthin, kehrte aber dann, als sein Sohn Emil trotz seiner Jugend sich als vollkommen fähig erwies, das Geschäft selbständig zu leiten, nach Fürth zurück und siedelte 1889 nach Nürnberg über, wo er am 15. April 1906 einem Darmkrebsleiden erlag.

Berolzheimer verdankte seine geschäftlichen Erfolge einerseits dem Aufblühen der Vereinigten Staaten von Amerika nach Beendigung des Secessionskrieges, andererseits der Stärke seines Verstandes und Charakters. Er vereinigte Solidität mit Kühnheit des Entschlusses. Dies war von Bedeutung, wenn es galt, einen für richtig erkannten Gedanken trotz aller Gefahr auszuführen. So, als er aus kleinen Verhältnissen heraus das Geschäft in Amerika gründete; oder als er es dort Mitte der achtziger Jahre allein übernahm und dabei sein ganzes Vermögen und seinen ganzen Kredit einsetzte. Das Solide seines Wesens erwies sich auf das deutlichste, als damals von Mitarbeitern mit großer Energie der Plan vertreten wurde, das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft mit relativ großem Kapital umzuwandeln. Er wies diese Gelegenheit, ein stattliches Vermögen aus dem Geschäft zu ziehen und das Risiko zu verkleinern, von sich, um das Unternehmen zwar auf kleinerer und äußerlich weniger glänzender aber umso soliderer finanzieller Grundlage und in seiner Totalität seiner Familie zu erhalten. Noch eine Eigenschaft besaß er in hohem Maße, die zur Führung eines großen Unternehmens unerläßlich ist: er verstand es, tüchtige Mitarbeiter zu finden und schenkte diesen dann aber unbeschränktes Vertrauen und seine Freundschaft. Hier ist besonders des Fabrikvorstandes Samuel Kraus aus Zirndorf bei Fürth zu gedenken, der mit großem Erfolge die Verbilligung von Kraft und Stoff durch die Maschine, die Konzentrierung der Arbeit und die Wahl der Rohstoffquellen im Verein mit der Vergrößerung des Umsatzes durchführte.

Von seiner endgültigen Rückkehr nach Deutschland an überließ Berolzheimer die Leitung der Firma vollständig seinem Sohn Emil und übergab dann Ende der neunziger Jahre diesem und dem Sohn Philipp ein Geschäft, das er aus ganz kleinen An-

Digitized by Google

fängen zu dem bedeutendsten aller Unternehmen gleicher Art emporgehoben hatte.

Eine bei Berolzheimer ganz besonders ausgeprägte Anlage war seine Hilfsbereitschaft; er hatte von jeher geradezu das Bedürfnis, Freunden und Fremden nach besten Kräften mit Rat und Tat zu helfen. Als er nun 1889 nach Nürnberg übergesiedelt war und den Gang des Geschäftes in New-York zwar immer noch eifrig verfolgte, aber allmählich immer weniger aktiv eingriff, begann er sich mehr und mehr mit Plänen zu beschäftigen, wie er zur geistigen Hebung weiterer Volksschichten seiner Heimat beitragen könne. Diese auch durch die Bekanntschaft mit amerikanischen Volksbibliotheken beeinflußten Pläne führten im Jahre 1904 zu der gemeinschaftlich mit den Söhnen Emil und Philipp erfolgten Gründung des „Berolzheimerianum" in Fürth, eines Volksbildungsheims zur Aufnahme einer öffentlichen, unentgeltlich zu benützenden Lesehalle und einer öffentlichen gleichfalls unentgeltlich zu benützenden Volksbibliothek, ferner eines größeren Saales zur Veranstaltung von wissenschaftlichen und künstlerischen Vorträgen, Unterhaltungsabenden, Konzerten und Ausstellungen künstlerischer und kunstgewerblicher Gegenstände.[1]) Am 26. Mai 1906, also erst nach dem Tode seines Gründers, wurde das nach jeder Richtung wohlgelungene Haus seiner Bestimmung übergeben.[2])

Dieses Lob kann man nicht mit gleicher Unbedingtheit einem zweiten Werk spenden, das Berolzheimer durch Hingabe eines Teiles der zum Bau erforderlichen Geldmittel in Gang gebracht hat, dem am 3. Juli 1910 eingeweihten „Künstlerhaus" in Nürnberg. Gibt schon die Verquickung eines der Kunst dienenden Gebäudes mit einer öffentlichen Gastwirtschaft zu Bedenken Anlaß, so erscheint es zweifelhaft, ob die Qualität der meisten im „Künstlerhaus" untergebrachten Kunstwerke ein besonderes Monumentalgebäude rechtfertigte. Auf diese Dinge hatte indessen Berolzheimer kaum Einfluß.

Ein drittes Werk, das von Berolzheimer gemeinschaftlich mit den Söhnen Emil und Philipp gestiftete, auf dem von der Stadt Nürnberg zur Verfügung gestellten Grund errichtete und nach dem von ihm wegen seiner vornehmen Einfachheit und Bescheidenheit verehrten Prinzregenten Luitpold genannte „Luitpoldhaus" in Nürnberg wurde

---

[1]) Stiftungsurkunde vom 18. Mai 1904.

[2]) Bericht zur Eröffnung des Hauses am 26. Mai 1906, erstattet (ohne Nennung seines Namens) von dem um das Zustandekommen des Werkes hochverdienten Oberbürgermeister Theodor Kutzer und dem Erbauer Otto Holzer.

Digitized by Google

am 12. März 1911 seiner Bestimmung übergeben. Es dient drei verschiedenen Zwecken: Erstens dem Verein für Volksbildung, zweitens der Naturhistorischen Gesellschaft und deren der Öffentlichkeit zugänglichen Sammlung, drittens dem ärztlichen Verein.

Michael Berolzheimer (Untergrainau).

5. Bezzel, Hermann von,
Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in München
1861—1917.

Sechs Kilometer westlich von Gunzenhausen liegt das Pfarrdorf Wald. Dort hat Hermann Bezzel als das älteste von 12 Kindern des Pfarrers Georg Ludwig Bezzel seine ersten Jugendjahre verlebt. Von seinem Vater in den Lehrgegenständen der unteren Klassen des Gymnasiums zu Hause unterrichtet, besuchte er später das Gymnasium in Ansbach und studierte in Erlangen in den Jahren 1879—83 Philologie und Theologie. Nach einer siebenjährigen Tätigkeit als Gymnasiallehrer und Inspektor des prot. Alumneums in Regensburg wurde er 1891 Rektor der Diakonissenanstalt Neuendettelsau, von wo aus ihn im Jahre 1909 ein Ruf der Krone als Präsidenten des Oberkonsistoriums an die Spitze der prot. Kirche Bayerns stellte. In dieser Stellung ist er 1917, 56 Jahre alt, gestorben.

In der Familie seines Vaters war seit Jahrhunderten das Studium der Theologie oder Philologie Tradition. Von ihm, einem strengen, berufstüchtigen Mann, der neben dem Pfarramt auch als Distriktsschulinspektor eine hervortretende Tätigkeit ausübte, wird er ein gut Teil seiner Arbeitskraft und Pflichttreue ererbt haben. Tiefe, für das ganze Leben nachwirkende religiöse Eindrücke empfing er namentlich durch seine früh verstorbene Mutter, Emma, eine geborene Frauenknecht aus Gunzenhausen. Züge aus dem Jugendleben lassen erkennen, daß er zu jenen Persönlichkeiten gehörte, deren Wille, bestimmt durch religiöse Motive, von Kind auf mit ganzer Entschiedenheit sich auf das Gute gerichtet hat. Dabei war er ohne jeden pietistischen Zug, kernig und kameradschaftlich. Schon als Neunjähriger hatte er die 12 Bände der Schlosser'schen Weltgeschichte durchgelesen und sich, bis er das Elternhaus verließ, eine sehr große Menge von Kenntnissen angeeignet; trotzdem verliefen seine ersten Schulstudien nicht ohne Schwierigkeiten. Der Übergang vom Privatunterricht zum

Digitized by Google

Schulbetrieb und vom Landpfarrhaus zum Anstaltsleben ließ es ihm in Ansbach zunächst hinderlich gehen, bis seine hohe Begabung und Tüchtigkeit sich durchsetzte. Seine Haupteindrücke aus der Gymnasialzeit hat er später selbst niedergelegt in Alfred Graf's Buch: Schülerjahre. Erlebnisse und Urteile namhafter Zeitgenossen (Berlin 1912, S. 117). Er bewahrte unter seinen Lehrern namentlich dem Rektor Dr. Schiller und dem Gymnasialprofessor Dr. Lechner, später Oberstudienrat in Nürnberg, bleibende Dankbarkeit. Tief wirkte auf ihn auch der Konfirmandenunterricht des damaligen Dekans (nachmaligen Oberkonsistorialrats) Seybold.

Als Bezzel mit 18 Jahren die Universität Erlangen bezog, wünschte der Vater, sein Ältester möchte sich der klassischen Philologie widmen. Der Sohn, dessen Neigung mehr nach der Theologie hinging, vereinigte in der Folge beide Studien. Neben angestrengter wissenschaftlicher Arbeit und bei knappem Wechsel wußte der Student auch der jugendlichen und persönlichen Seite des akademischen Lebens ihr Recht zu geben. Er fand in der Burschenschaft Bubenruthia einen Freundeskreis, dem er lebenslang verbunden blieb. Für die Art seiner Persönlichkeit ist es aber in hohem Maß bezeichnend, daß er, obwohl den burschenschaftlichen Idealen mit Überzeugung ergeben, doch sehr bald anfing, Dinge, die ihm als Unsitten erschienen, auf das Nachdrücklichste und Wirksamste zu bekämpfen. So schaffte die starke Verbindung unter seinem Einfluß die Bestimmungsmensur ab und hielt sie eine Reihe von Jahren aus ihrem Kreis fern. Im späteren Leben konnte es nicht ausbleiben, daß Bezzel zwischen idealen Momenten, die ihm von dem Prinzip der studentischen „Satisfaktion" nicht ablösbar erschienen, und seinem geklärteren christlichen Urteil eine starke Spannung empfand, aus der er gegen niemand ein Hehl machte. Der hohe Wert, den er im übrigen der Verbindung beimaß und die Verehrung, welche diese hinwiederum ihm entgegenbrachte, ließ das Gemeinschaftsband trotz der ausgesprochenen Meinungsverschiedenheit bestehen.

Seine ersten Berufsaufgaben fand Dr. Bezzel, wie schon erwähnt, in Regensburg. Da er neben der beruflichen Lehraufgabe auch noch die Inspektion des Alumneums und zudem später auch noch den Religionsunterricht am Neuen Gymnasium übernahm und in der Stadt vielfach Aushilfe in Predigten leistete, lag auf ihm ein sehr reiches Maß von Arbeit, deren hingebende Erfüllung namentlich an dem Alumneum sichtbare Früchte brachte. Dieses kleine Internat war eine alte kirchliche Stiftung, welche protestantischen Gymnasial-

Digitized by Google

schülern billige oder unentgeltliche Verpflegung gewährte und ihnen dafür Leistungen im Gesang beim Gottesdienst und kirchlichen Handlungen zur Pflicht machte. Die Anstalt hatte seit lange nicht recht blühen können, zum Teil, weil an die kirchendienstlichen Verpflichtungen der Schüler mancher Nachteil für Studium und Aufsicht sich angehängt hatte. Es gelang dem neuen Inspektor, das Internat mit einem ganz neuen Geist zu erfüllen. Etliches taten dabei organisatorische Maßnahmen, das meiste tat die persönliche Einwirkung. „Bezzel gönnte sich keine andere Erholung als die, welche er mit seinen Zöglingen teilte. Mit ihnen nur machte er Spaziergänge, unternahm er Wanderungen, unter ihnen saß er gern plaudernd oder einem Lied, das sie sangen, zuhörend" — so ist seine damalige Tätigkeit von einem Beteiligten später geschildert worden. Bald hoben sich in der bemerkenswertesten Weise die Leistungen der Schüler, und die anfänglich kleine Schar von 9 Zöglingen wuchs im Laufe von 7 Jahren auf mehr als 50, für die ein neues Haus gebaut werden mußte. Viele nahmen eine unvergeßliche Erinnerung an ihren Inspektor mit hinweg, und dieser selbst verlor nicht leicht einen seiner früheren Zöglinge im späteren Leben aus dem Auge. — In jener Zeit traf Bezzel eine Entscheidung in seiner kirchlichen Richtung, die für später bedeutungsvoll werden sollte. Ein in einer Großstadt für Zwecke der inneren Mission veranstalteter Bazar hatte ihn gegen den vielfach herrschenden Betrieb kirchlicher Liebesarbeit bedenklich gemacht und bestimmte ihn, sich einem tiefer gründenden kirchlichen Kreis anzuschließen. Er sah, was er suchte, am besten verwirklicht in der um die Mitte des 19. Jahrhunderts von dem bekannten Pfarrer Wilhelm Löhe in Neuendettelsau, dem Begründer des Diakonissenhauses und der Missionsanstalt, ins Leben gerufenen „Gesellschaft für innere und äußere Mission in der evangelisch-lutherischen Kirche". Aus dieser Gesellschaft sollte an ihn selbst bald eine ernste Berufsfrage herantreten.

In Neuendettelsau starb im Juni 1891 der Rektor der Diakonissenanstalt, Friedrich Meyer, der Nachfolger Löhe's. Das Helferkollegium der „Gesellschaft für innere und äußere Mission" und der Schwesternrat beriefen als Leiter für die zu einem bedeutenden Umfang und Einfluß herangeblühte Anstalt den erst 30jährigen Dr. Bezzel. Die Berufenden empfanden selbst die Berufung des noch so jungen, dazu unverheirateten Mannes als ein Wagnis, wie denn diese Wahl damals allgemeines Aufsehen erregte; aber sie hat sich in reichgesegnetem Erfolg bewährt. In bezug auf eine naheliegende

Digitized by Google

Gefahr konnte ein genauer Kenner der Verhältnisse später schreiben: „Nie hat irgendwelch ein Klatsch sich an diesen Mann gewagt, dessen Persönlichkeit so übermächtig war". Und Bezzels Persönlichkeit fand in Neuendettelsau ein reiches Feld zu voller Auswirkung.

Die Leitung einer Diakonissenanstalt kann wohl eine in besonderem Maß dankbare Aufgabe heißen, aber sie ist auch eine in besonderem Maß arbeitsreiche. Neben der Hauptaufgabe, die Schwestern für eine vollwertige Ausübung ihres Berufs heranzubilden und sie durch seelsorgerliche Führung auf der wünschenswerten inneren Höhe zu halten, will auch ein ausgebildetes Gottesdienstwesen geleitet und ein bedeutender Verwaltungsapparat geführt sein, wozu in Neuendettelsau noch die Aufsicht über mehrere Schulen kommt und endlich noch als eine Hauptarbeit die Oberleitung über ein weit ausgedehntes Netz von Zweigstationen unter fortwährenden Verhandlungen mit Lokalvereinen und Lokalbehörden. Wenn hierbei dem Rektor selbstverständlich helfende Kräfte zur Seite stehen, so lag es doch in Bezzels Art, daß er alles, so weit als irgend möglich in die eigene Hand nahm und damit auch seine Grundsätze in allen Zweigen der Anstaltsarbeit kraftvoll zur Geltung brachte. Was er in den vielen Predigten, den zahlreichen Unterrichtsstunden, den regelmäßigen Christenlehren, der eigenhändigen und promptesten Führung der gesamten Korrespondenz, den nicht endenden Besuchen, Berichten, Rücksprachen, Visitationsreisen u. s. f. leistete, davon gewann nur der den vollen Eindruck, der bei gelegentlichem Einblick beobachtete, mit welcher Kraft, Tiefe und unverwüstlicher Frische all die einzelnen Aufgaben erfüllt wurden. Bei regelmäßiger Zuhilfenahme später Nachtstunden und seltener Schnelligkeit in geistiger Arbeit pflegte der Rektor den Eindruck eines Mannes zu machen, dem für Geschäfte und Personen hinreichend Zeit zur Verfügung stand. Bei den unerwarteten Visitationen benutzte er gerne Nachtzeiten zur Reise, tauchte schon in der Morgenfrühe auf irgend einer Station auf, nahm in einigen Stunden von allen Zweigen der Arbeit genaue Einsicht, versäumte auch nicht, das Haushaltungsbuch nachzurechnen, besuchte die Lokalvorstände, und dann ging es ohne persönliche Rast unter Benützung der schnellsten Reisemöglichkeiten nach anderen Stationen weiter. Zudem wurde Bezzel je länger je mehr zu Vorträgen bei allerlei kirchlichen Veranstaltungen, selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus, begehrt, und er gab nicht leicht eine Absage. In den 18 Jahren seiner Rektoratszeit hat er nicht einen Tag Urlaub genommen. Er besaß für eine solche Tätigkeit die erforderliche natürliche Ausrüstung.

Digitized by Google

Bezzel war eine ausgeprägte Willensnatur, choleriſch veranlagt, mit einem Einſchlag melancholiſcher Neigung. Eine kraftvolle Herrſcherperſönlichkeit bekundete ſich ſchon in der äußeren Erſcheinung des hochgewachſenen, wuchtigen Mannes mit der charakteriſtiſch ſtraffen Haltung, dem tiefernſten, bartloſen Geſicht und den energiſchen, bei Gelegenheit mächtig aufflammenden Augen, und dabei eignete doch wieder ein Zug großer Güte und Freundlichkeit. Die mächtige Stimme bedurfte meiſt der Mäßigung, wodurch der Vortrag nicht unweſentlich beeinträchtigt wurde. Am meiſten kam ſeine natürliche Friſche und Redegewalt zur Geltung, wenn er unvorbereitet ſprechen mußte, wobei ſich ihm die Gedanken einfacher und plaſtiſcher geſtalteten als in der ſchriftlichen Konzeption. Außerordentlich ſtark war ſein Gedächtnis. Die Fülle von perſönlichen und ſachlichen Verhältniſſen, die er feſtzuhalten vermochte, erſchien faſt unbegrenzt, und nichts überſah er. Von Natur auch für eine joviale Geſelligkeit ſehr veranlagt, pflegte er doch größere geſellige Veranſtaltungen zu meiden, weil er den Eindruck hatte, daß fortgeſetztes leichtes Plaudern leicht zu „Verleugnungen" gegenüber der Hauptſache führe. Es war eben nur ein Gedanke, von dem er beherrſcht war und beherrſcht ſein wollte. Dabei pflegte er in der Äußerung religiöſer Gedanken unaufdringlich zu ſein und ſich auf kurze, oft mehr andeutende Worte zu beſchränken. Für ſeelſorgerliche Ratſchläge war ihm eine beſondere Fähigkeit zu prägnanter, behältlicher und eindringlicher Formulierung eigen. Den Gefahren ſeines Naturells iſt er nicht immer entgangen. Sein raſcher ſcharfer Verſtand urteilte doch oft zu raſch, was ſich bei ſeinem ebenſo raſchen Handeln um ſo fühlbarer machte. „Zu ſehr konnte er Einzelne erheben, nach irgend einer ſchwierigen Erfahrung ſie wieder fallen laſſen und nicht alle raſchen Entſchlüſſe und Maßnahmen bewähren ſich beim allmählichen Werden der Perſönlichkeiten und der Verhältniſſe", ſo hat ein Kundiger über die Schattenſeiten ſeiner glänzenden Amtsführung zutreffend geſchrieben. Bezzel war ein nicht minder gefürchteter als verehrter Rektor. Er hielt das für heilſam. Wie er ſich ſelbſt das Äußerſte und wohl allzuviel zumutete, ſo forderte er auch von den Schweſtern die Aufbietung der letzten Kraft. Ohne manche Überforderungen dürfte es dabei nicht abgegangen ſein. Aber der im eigenen Beiſpiel bewieſene heilige Ernſt und die Reinheit der Motive wirkten doch mächtig.

Für die Diakoniſſenanſtalt Neuendettelsau wurde die Perſönlichkeit Bezzels auch dadurch bedeutſam, daß durch ihn das Band mit der Landeskirche enger und vielfacher geknüpft, zugleich aber die Selbſt-

Digitized by Google

ständigkeit der Anstalt und ihre von Löhe her überkommene Eigenart kräftig gewahrt und mit voller Liebe gepflegt wurde, während hinwiederum die Landeskirche an ihm einen bedeutenden und originalen Fortsetzer der durch Löhe einst aus der besten Kraft der kirchlichen Kreise Frankens hervorgewachsenen konfessionellen und zugleich religiös praktischen Bewegung besaß.

Die Arbeit des Diakonissenhauses mehrte sich stetig. Bezzel hatte im Laufe seiner Amtszeit vier Neugründungen großer Zweiganstalten durchzuführen[1]), ein Lehrerinnenseminar zu errichten, die Töchterschulen der Anstalt mit den staatlichen Anforderungen in Einklang zu setzen, zwei kleinere Seminare für Handarbeitslehrerinnen und für Kindergärtnerinnen ins Leben zu rufen, endlich ein großes Schulhaus und ein großes Krankenhaus zu bauen. Die Zahl der Schwestern stieg von 400 auf mehr als 700, und entsprechend groß war die Anzahl der neu übernommenen Außenstationen, wobei namentlich auch Diasporagemeinden ein nicht genug zu dankendes verständnisvolles Entgegenkommen des Rektors erfuhren.

Unter der Fülle der nächsten Berufsarbeit vermochte es Bezzel noch als tiefgegründeter geistiger Führer nicht nur für den Schwesternkreis tätig zu sein, sondern auch weit darüber hinaus. Er verfügte über eine sehr umfassende theologische Gelehrsamkeit und fand Zeit, seine bedeutende Belesenheit unabläßig weiter auszudehnen. Mit Grund verlieh die theologische Fakultät Erlangen ihm 1905 die Würde eines Ehrendoktors der Theologie.

Alles, was von ihm ausging, es mochte dem Anstaltskreis oder einer größeren Öffentlichkeit dargeboten sein, trug das Gepräge nicht nur eines geistvollen Mannes, sondern auch eines wissenschaftlich hochstehenden Theologen. Sein vorwiegend vom Willen aus bestimmtes Naturell verleugnete sich auch in seinem theologischen Denken nicht. Er sah die Fragen des Glaubens und des Lebens im innigsten Zusammenhang, aber nicht auf „Fragen" lag für ihn das Schwergewicht, sondern auf heiligsten das Gewissen bindenden und stillenden göttlichen Forderungen und göttlichen Gaben. Nach zusammenhängender, methodischer Verarbeitung systematischer Art empfand er wenig Bedürfnis. Darum fand er auch für seine knappen Formulierungen gegenüber den Zeitproblemen nicht immer eine allseitig befriedigende Form. Sein später von hoher Warte aus in die theologischen Kämpfe hineingeworfenes Wort, daß der Christ berufen sei, die der göttlichen

[1]) Zwei Blödenanstalten in Bruckberg, eine Blödenanstalt der Haushaltungsschule in Himmelkron und ein Erholungsheim in Obernzenn.

Digitized by Google

Wahrheit sich entgegenstellenden Zweifel „in würdigem Trotz niederzuringen", wurde von den Gegnern nicht ohne Grund stark kritisiert. Dabei sollte aber doch auch richtig verstanden werden, wie treffend jenes Wort die Form kennzeichnet, in der bei Naturen von der Art Bezzels der Glaube seine Selbstbehauptung vollzieht.

Je mehr der Kampf der theologischen Richtungen auch in Bayern seine Wellen aufwarf, um so mehr wurde Bezzel veranlaßt, im Verein mit anderen für das Recht des biblisch gläubigen Bekenntnisses öffentlich einzutreten. Auf einer größeren Versammlung von positiven Geistlichen verschiedener Schattierungen, die im Herbst 1907 in Ansbach gehalten wurde, schlug ein mehr als einstündiges Referat Bezzels in ganz hervorstechender Weise durch. Bezeichnend war das Thema, das er sich gewählt hatte: „Die Notwendigkeit persönlicher Irenik in den gegenwärtigen kirchlichen Kämpfen". Der Versuch, die positiv gerichteten Geistlichen mehr zu sammeln, nahm in der Folgezeit nicht den von den Urhebern gewünschten Fortgang. Aber in weiten Kreisen sah man seitdem um so mehr auf Bezzel als auf eine Kraft, von welcher Stärkung und Beruhigung zugleich ausgehen konnte.

Der Sommer 1909 sollte ihn auch beruflich in den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens stellen. Nach dem Tode des Oberkonsistorialpräsidenten Alexander von Schneider suchte der Kultusminister Dr. von Wehner für die im damaligen Augenblick besonders schwierige Präsidentenstelle einen Mann in der Fülle der Kraft, und seine Wahl fiel unter Fühlungnahme mit kirchlichen Kreisen verschiedener Richtungen auf Bezzel. Wieder einmal erfuhr dieser damit eine sehr außergewöhnliche Berufung. Sie war um so bemerkenswerter, als er bis dahin nicht nur keine der sonstigen Stufen höherer Kirchenämter durchlaufen, sondern auch noch nie ein Pfarramt geführt hatte. Seine Beförderung war ein Sprung „vom Kandidaten zum Präsidenten". Er selbst sah gerade in dem Ungesuchten und Unerwarteten dieser Lebenswendung eine Stärkung, wie er überhaupt Wert darauf legte, daß er nie im Leben sich um ein Amt beworben hatte. Diese Beruhigung war ihm um so wichtiger, als er der neu zu übernehmenden Stellung mit schweren Besorgnissen entgegensah. Er soll damals geäußert haben, wenn er nach München gehe, werde man wohl in zwei Jahren „einen toten Bezzel hinaustragen". Ein altes Herzleiden hatte den Gedanken an ein frühes Ende schon seit längerem in ihm erweckt. Der Abschied von der bisherigen Tätigkeit fiel ihm natürlich sehr schwer, und die Schwierigkeiten des neuen Amts waren in der Tat sehr groß. Nicht ganz 8 Jahre sollte er in diesem Amt wirken.

Digitized by Google

Unter den hochgespannten Erwartungen, mit welchen der neue Mann begrüßt wurde, stand nicht in letzter Linie für manche Kreise der Gedanke, daß Bezzel bei seiner bekannten Energie und ausgeprägten theologischen Richtung mit eisernem Besen den theologischen Liberalismus aus der Landeskirche ausfegen werde. Andere wieder rechneten stark auf seine „persönliche Irenik". In Wirklichkeit trug Bezzel, so tief er von der Verderblichkeit einer die biblischen Heilstatsachen auflösenden Theologie überzeugt war, die Anhänger der neuen Richtung im ganzen und großen weiter, wie das Kirchenregiment vor ihm — gleichfalls ungern — sie auch getragen hatte. Er fürchtete, mit einem äußerlich gesetzlichen Zugreifen mehr zu verderben als gut zu machen. Doch unterließ er nicht, in mehrfachen Erlassen stark zu betonen, was die Treue gegen die Ordinationspflicht fordere, und er sprach namentlich deutlich aus, daß von der auf der Gegenseite beanspruchten „Gleichberechtigung der Richtungen" keine Rede sein dürfe. Natürlich blieb die Haltung des Oberkonsistoriums, dessen Räte hinter dem Präsidenten standen, nicht ohne Wirkungen in der kirchenregimentlichen Praxis, so namentlich bei der Aufnahme der Kandidaten und bei der Besetzung wichtigerer Stellen. In den führenden Kreisen der Liberalen regte sich bald starkes Unbehagen und es äußerte sich in Vorstößen, die geschickt darauf angelegt waren, der Kirchenleitung Verlegenheiten zu bereiten. In einem großen Teil der Presse erhoben sich heftige Angriffe. Bezzel unterließ es, Gegenstöße zu führen. Seine Haltung konnte den Eindruck einer wenig kräftigen Defensive machen. — Ein ähnlich geduldiges, fast passives Verhalten war bei ihm in Fällen kirchlicher Kollisionen des öfteren zu bemerken. Es wurde in der Kammer der bayerischen Reichsräte einigemale in einer gegenüber dem Protestantismus stark verletzenden Weise über kirchliche Dinge geredet, so namentlich einmal von einem zum Katholizismus übergetretenen früheren Protestanten. Die Erwiderungen des Präsidenten fielen ganz auffallend sanftmütig aus. Sehr viele protestantische Zeitungsleser waren heftig enttäuscht und bitter unmutig. In der Tat schien der Mann, der doch eine Kampfnatur wie nur irgend jemand besaß, in allen diesen Konfliktsfällen völlig zu versagen, seine Schärfe und Schlagfertigkeit schien wie entflohen. Wer Bezzel länger kannte, konnte wissen, daß er in ähnlichen Fällen sich schon in früheren Jahren ähnlich verhalten hatte. Die „Notwendigkeit persönlicher Irenik" dehnte sich für ihn weit aus. Ausgesprochenermaßen wirkte dabei die stille Frage mit, ob nicht auch eine feindselige Kritik dennoch Wahrheit enthalte, und auch ein starker Eindruck, den sittliche

Digitized by Google

Tüchtigkeit und religiöser Ernst auf ihn machten, wenn er davon auch an ungerecht werdenden Gegnern etwas gewahrte.

Das Gebiet, dem der Präsident alle Kraft zuwandte, war positiv aufbauende Arbeit. Die Pfarrerschaft zu möglichst gesteigerter und möglichst zweckdienlicher Ausnützung aller Kräfte zu vereinigen, war sein vornehmstes Anliegen. Jedem Geistlichen, der in Amtsangelegenheiten eine Förderung oder Beratung wünschte, stand er mit unerschöpflicher Bereitwilligkeit zur Verfügung, — und wenn es der jüngste Kandidat gewesen wäre, — so sehr ihm andererseits ein starkes Gefühl für das Recht kirchenregimentlicher Autorität eigen war. Persönliche Fäden anzuknüpfen, persönlich zu ermutigen und anzueifern, war ihm eine sichtliche Freude. Gerne fand er sich auch zu unerwarteten Visitationen in Predigt oder Christenlehre ein. Eindrücke die er so gewann, dienten ihm häufig zur Unterlage bei seinem Streben, tüchtige Leute in nicht zu vorgerücktem Alter an verantwortungsvolle Plätze zu stellen. Daß dabei oft von seiten älterer Bewerber die Klage über „persönliches Regiment" laut wurde, war unausbleiblich. Sie machte auf Bezzel keinen Eindruck. Sein Bestreben, zur Arbeit anzuregen, richtete er unter anderem auch auf die kirchlichen Vereine, auf deren freie Tätigkeit er großen Wert legte; so half er insbesondere mit, den Landesverein für innere Mission durch weiteren Ausbau seiner Arbeitsorganisation und durch Zuziehung geeigneter Kräfte zu stärken. Sein persönliches Beispiel stand natürlich jetzt um so sichtbarer vor der ganzen Landeskirche. Von früh 8 Uhr bis über die Mittagszeit hinaus und nachmittags bis spät in den Abend hinein war er auf dem Oberkonsistorium zu treffen und zu sprechen, zu Hause aber setzte er die Arbeit bis Mitternacht und darüber hinaus fort. Wo irgend ein helfendes Zugreifen nötig war, da konnte man sicher sein, daß der Präsident das Menschenmögliche beitrug. Die Zahl der Kirchen hin und her im Land, in denen er aus allerlei Anlässen, nicht selten auch zur Aushilfe für erkrankte Pfarrer, gepredigt hat, ist sehr groß. Es ist zu vermuten, daß er die Mehrzahl der bayerischen protestantischen Pfarreien aus eigener Anschauung kannte.

Gewiß brachte Bezzels Tätigkeit und Haltung der Landeskirche reichen Segen. An glänzenden äußeren Anerkennungen fehlte es ihm nicht. Er wurde 1910 zum Ritter des Verdienstordens der bayerischen Krone und damit in den Adelsstand erhoben, 1912 erhielt er den Titel „Exzellenz", was für seine Stellung eine ungewöhnliche Ehrung war. Die beiden von ihm geleiteten Generalsynoden von 1909 und

Digitized by Google

1913 nahmen einen bedeutsamen Verlauf und die rasche und ersprießliche Erledigung aller ihrer Aufgaben zeugte beredt von der sicheren und geschickten Hand ihres Dirigenten. Die „Deutsche Evangelische Kirchenkonferenz", die alle 2 Jahre in Eisenach tagt, wählte ihn zum Vorsitzenden. In dem in Berlin tagenden „Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß" war er zweiter Vorsitzender. Die hohe Achtung, die seine markante Persönlichkeit in auswärtigen evangelischen Kreisen genoß, war unverkennbar. Bei ihm selbst aber überwog mehr und mehr das Gefühl der Unbefriedigung. Vieles, was er nicht merklich zu ändern vermochte, lag schwer auf ihm. Machte die von ihm scharf im Auge behaltene Zunahme der Entgöttlichung und Entsittlichung der Großstädte auf ihn einen furchtbaren Eindruck, so doch noch mehr die Lauheit des Kirchentums.

Er hat die bei Ausbruch des Kriegs aufsteigende religiöse Welle weniger hoch eingeschätzt als man es sonst damals meist tat. Er traute der Notfrömmigkeit nicht weit. Seine Erwartungen für die Zukunft der Kirche wurden je länger je trüber. Zur Benützung der Gelegenheiten, die die Zeit immerhin bot, hat er vielleicht zu wenig Freudigkeit gefunden. Eine Ursache mochte in dem niederdrückenden Umstand liegen, daß es ihm erst nach hartem und langen Ringen gelang, eine befriedigende geistliche Versorgung der Truppen zu erreichen. Erst verhältnismäßig spät entschloß er sich zu einer zweimaligen Inspektionsreise an die Westfront. Nicht Bequemlichkeit hatte ihn zurückgehalten. Er mutete sich in der Heimat auch an Kriegshilfsarbeit noch ein erkleckliches Teil zu. Die beiden Reisen (in der Passionszeit und im August 1916) wurden übrigens für ihn doch zu Lichtpunkten. Sie zeigten ihm bei seinen bis in die vordersten Stellungen ausgedehnten Besuchen, bei den Feldgottesdiensten und dem sonstigen Verweilen unter den Truppen neben allem Schrecklichen und Bösen doch so viel Heldentum und Größe der Leistung in unmittelbarer Nähe, daß er, wie er vielen Stärkung gebracht hatte, auch selbst innerlich gestärkt und neu angeregt zurückkehrte. Es sollten für ihn letzte Lichtblicke sein. Schon seit länger hatte das alte Herzleiden unter der Mitwirkung der Kriegslasten begonnen, seine Kraft zu zermürben. Nur der eiserne Wille erzwang noch eine Weile die Weiterarbeit. Im Frühjahr 1917 trat ein völliger Zusammenbruch ein, der nach einer Zeit schwerer Leiden und Anfechtungen am 8. Juni 1917 zu einem gottergebenen Ende führte.

Er hat niemals geheiratet; den äußerst einfachen Haushalt führte ihm lange Zeit eine alte Pfarrerswitwe, nach deren Tod eine un-

Digitized by Google

verheiratete Schwester. Seinem Wunsch gemäß wurde er auf dem Friedhof seines Heimatdorfes Wald bestattet. Dort liegt sein Grab neben dem seiner Eltern. Die dankbare Liebe der Neuendettelsauer Schwestern hat ihm in schlichter Schönheit das Grabdenkmal gesetzt. Der Stein trägt der Bestimmung des Verstorbenen gemäß nur die Inschrift: „Hermann Bezzel, geboren 18. Mai 1861 in Wald, gestorben 8. Juni 1917 in München. Erbarme dich meiner, o Jesu." Man hat darunter auf dem Sockel noch den Text der Grabrede angebracht: Joh. 7, 38: „Wer an mich glaubet, wie die Schrift sagt, von des Leib werden Ströme des lebendigen Wassers fließen".

Bezzel hat in seinem arbeitsreichen Leben auch viel für den Druck geschrieben. So sind seine zahlreichen Vorträge meist gedruckt worden, teils in kirchlichen Zeitschriften teils für sich. Genannt seien die als Broschüren erschienenen: „Warum haben wir Luther lieb?" und „Bismarck und das deutsche Gemüt." Achtzehn Jahrgänge des monatlich erscheinenden Korrespondenzblattes für die Diakonissen von Neuendettelsau sind fast ausschließlich von ihm verfaßt. Eingehendere kirchliche Zeitbetrachtungen erschienen je in der Neujahrsnummer der „Neuen kirchlichen Zeitschrift" von 1910 bis 1917. Über pastoraltheologische Fragen handelt zusammenhängend das Büchlein: „Der Dienst des Pfarrers". Der Verfasser bringt hier sein hohes Berufsideal mit steter Bezugnahme auf praktische Einzelfragen zur Darstellung, packend und anregend auch für den, der manche Anforderung zu hoch gespannt findet. An Predigtsammlungen ließ er erscheinen: „Predigten über die 10 Gebote", und zwei Predigtjahrgänge „Auf ewigem Grund" über die altkirchlichen Evangelien und „Dienst und Opfer" über die altkirchlichen Episteln. Die Eindrücke aus dem Feld vereinigt das Heftchen: „Frontreisen". Nach des Verfassers Tod wurden veröffentlicht: „Passionspredigten über die sieben Worte am Kreuz", „Sendlinger Predigten", „Beichtreden", „Die Offenbarung Johannis" (einst gegeben als Unterricht für die Industrieschülerinnen), „Der Knecht Gottes", ein sehr interessanter Diakonissenunterricht, welcher heiliges Dienen als den beherrschenden Gedanken der gesamten Offenbarung darstellt und zugleich als den Schlüssel für die schwierigsten Anstöße und Probleme in Schrift und Leben, endlich eine Sammlung „Briefe", die in die persönliche Seite dieses arbeitsreichen Lebens reiche und charakteristische Einblicke gibt, namentlich auch in die ganz großartige Seelsorge mit ihrer feinfühligen, knappen und konzentrierten Art.

Digitized by Google

Bezzel pflegte in sehr rascher Niederschrift eine Überfülle von Gedanken und Beziehungen in knappste Form zusammenzudrängen. Darunter hat die Glätte der Darstellung erheblich gelitten. Namentlich sind die sonst interessanten Neujahrsbetrachtungen in recht schwerer zum Teil direkt dunkler Sprache abgefaßt. Reicher und wertvoller Gedankeninhalt zeichnet aber alles, was aus Bezzels Feder floß, aus. Seine ganze Persönlichkeit gibt sich vielleicht am klarsten in den Korrespondenzblättern mit ihren inhaltreichen und knappen Berichten über Berufsreisen, Veranstaltungen und Feste verschiedenster Art und mannigfaltigen Besprechungen, meist in einfacherer Sprache. Sehr wertvolle Gaben sind die Predigtsammlungen. Leider sind auch sie von den schon erwähnten Mängeln der Darstellung nicht durchaus frei. Sie wären sonst dazu angetan, einen sehr großen Einfluß zu üben. Wem es nicht zu schwer fällt, raschen Gedankenwendungen zu folgen und prägnant angedeutete Beziehungen auszudenken, der wird bei stiller Beschäftigung mit diesen Predigten immer wieder eine innere Befruchtung erfahren, wie nur wenige andere Sammlungen sie in ähnlicher Fülle geben. Die aus der ganzen Tiefe der evangelischen Wahrheit geschöpften, in klarer Reinheit herausgestellten, auch in der Form oft wunderbar ergreifenden und mit unmittelbarer Macht auf das Leben eindringenden Gedanken können dem gesammelten Leser wirklich religiös vorwärts helfen.

Kirchenrat Gottfried Sperl (Wittelshofen am Hesselberg).

6. Boveri, Theodor,
Professor der Zoologie in Würzburg
1862—1915.

Th. Boveri wirkte wie seine Vorfahren während seines ganzen Lebens in der engeren fränkischen Heimat. Auf diesem Boden ist seit mehr als 300 Jahren das Geschlecht der Boveri ansässig; ihm blieb auch Boveri treu und spann auf ihm den Faden seiner Familie weiter. Das Lob des Herkommens, um mit Gottfried Keller zu reden, hat hier guten Grund. Wir sehen in der Familie hohen Intellekt und künstlerische Fähigkeiten von Generation zu Generation übergehen. Der Großvater, Appellationsgerichtsrat Albert Boveri in Bamberg hielt, wie uns berichtet wird, ein Haus voll des „schöngeistigen hochgebildeten Lebens der Empire- und Biedermeierzeit". Der Vater, Dr. med. Th. Boveri, war wiederum für Bamberg ein

Digitized by Google

Mittler der Kultur und Künste. Er besaß ein bedeutendes Zeichentalent und war vor allem ein ausgezeichneter Klavierspieler und Musiker. Mit den bedeutendsten ausübenden Künstlern seiner Zeit stand er in persönlichen Beziehungen. Sein Haus war der Mittelpunkt des Bamberger musikalischen Lebens und in der Musikerwelt Deutschlands weit bekannt. Auch von der mütterlichen Seite überkamen auf den Naturforscher Boveri hervorragende Eigenschaften, nicht zum wenigsten vielleicht die unverbrauchte Kraft und Ursprünglichkeit, wie sie bedeutenden Individuen niederer Volkskreise gegeben ist. Boveris Großvater von der mütterlichen Seite war der als armer Bauernjunge geborene und zu hohem Ansehen emporgestiegene Hofrat Josef Elßner in Bamberg. Dessen Tochter Antonie, Boveris Mutter, wird uns als gescheite energische Frau geschildert. Sie war, so wird berichtet, nach alter Väter Sitte in der Kunst des Kochens und in allen, auch den feinsten weiblichen Handarbeiten Meisterin. In ihrer Jugend hatte sie auch gemalt und Musik getrieben, diese Künste aber gegenüber den überragenden Talenten ihres Mannes und unter den Lasten von Haushalt und Kindererziehung nicht mehr geübt. So liegt es bereits im Erbe der Vorfahren, daß der Zoologe Th. Boveri neben seinen wissenschaftlichen Gaben künstlerische Fähigkeiten und ein ausgesprochenes künstlerisches Gefühl besaß, das im persönlichen Umgang in hohem Grade zum Ausdruck kam, das aber auch auf die Gestalt seiner Werke von bestimmendem Einfluß war.

Th. Boveri wurde am 12. Oktober 1862 zu Bamberg geboren und durchlief hier die ersten Schulen. Die Vaterstadt mit ihren einzigartigen Baudenkmälern, vor allem dem gewaltigen romanischen Dom, machte schon auf den Knaben einen tiefen Eindruck und förderte seine künstlerischen Neigungen.

Von 1875—81 besuchte er das Realgymnasium zu Nürnberg. Es war die Stadt seiner Jünglingsjahre, wohl geeignet, die Eindrücke des Elternhauses zu erweitern, zu vertiefen und den Jüngling zur Selbständigkeit zu führen. Er lebte in der Familie des Leiters der Nürnberger Musikschule Robert Steuer und hatte von diesem Manne vielfache musikalische und persönliche Anregung gewonnen; in jugendlicher Freundschaft und Kameradschaft verkehrte er mit seinen Mitschülern. Außerhalb dieser Kreise aber überlieferte ihm das alte Nürnberg die Anschauung einer vergangenen reichen Zeitperiode und es begleiteten ihn die großen Werke der Architektur und Plastik jener Zeit.

1881 verließ er die Schule mit Auszeichnung. Seine Fähigkeiten sind, wie einer seiner damaligen Mitschüler H. Beeg be-

Digitized by Google

richtet, durchweg vorzüglich gewesen. „Er verfügte über Auffassungskraft und Konzentrationsgabe in einem Maße, wie es in diesen Jahren der Entwicklung selten beobachtet werden dürfte." Viele der späteren hervorragenden Geistesgaben waren schon damals erkennbar: eine den Mitschülern überlegene Logik, ein unabhängiges eigenes Urteil und eine in jugendlichen Jahren seltene objektive Selbstkritik. Vor allem aber wird von jenem Jugendfreund rückschauend Boveris außergewöhnliche moralische Kraft hervorgehoben. Sie bewirkte, daß er seine reichen Anlagen gewissenhaft ausnützte; keine Frühreife, keine wilden Schößlinge, keine Einseitigkeit; alles trug den Stempel der Selbstverständlichkeit und Harmonie. Die Empfindung und Hingabe für Musik und bildende Künste saßen tief in ihm. Seine Selbstkritik, sein geistiger Ordnungssinn bewirkte aber, daß er die Klippe des Dilettantismus und Tändelns mit seinen reichen Anlagen glücklich umfuhr.

Es ist bei solchen verschieden gerichteten und die Seele stark erfassenden Anlagen nicht erstaunlich, daß die Berufsfrage Boveris zunächst manche Schwierigkeiten bot. Der Vater glaubte ihn nach Begabung und besonderen Talenten zum Architekten oder Ingenieur bestimmt. „Aber," so berichtet sein Bruder, „die Neigungen zogen ihn nicht zu den praktischen Berufen, an die der Vater gedacht hatte, sondern zu den tieferen Wissenschaften." Zunächst wandte er sich historisch-philosophischen Studien zu, dann ging er endgültig zu den Naturwissenschaften über. Am liebsten wäre er freilich Maler geworden, doch schreckte ihn die große Unsicherheit dieses Berufes ab. Immer aber blieben Malerei und Musik die von ihm zeitlebens bevorzugten Künste. Er hat ihnen manches kleine Ölbildchen, manche innerlich empfundene Zeichnung und manchen Abend, manche Stunde klassischer Musik gewidmet.

Auch innerhalb der Naturwissenschaften vollzog sich bei Boveri nochmals eine Schwenkung. Zunächst wandte er sich der Anatomie zu; er studierte bei C. v. Kupffer in München und arbeitete unter ihm auch seine erste Schrift „Beiträge zur Kenntnis der Nervenfaser" aus, mit der er 1885 zum Doctor philosophiae promovierte. Im gleichen Jahr jedoch ging er von Anatomie und Histologie zur Zoologie über und gehörte nun 8 Jahre dem Münchner zoologischen Institut unter Richard Hertwig an; 1887 habilitierte er sich in München für Zoologie und vergleichende Anatomie, von 1891 an war er bei Hertwig Assistent.

Der äußere akademische Lebensgang verlief nun in einfacher

Digitized by Google

Bahn. Seine Arbeiten, die Ende der 80er Jahre in rascher Folge erschienen, gaben seinem Namen in kurzer Zeit einen bedeutenden Klang. Als Dreißigjähriger wurde er 1893 auf den durch Sempers Tod verwaisten Lehrstuhl für Zoologie und vergleichende Anatomie an die Universität Würzburg berufen. Hier blieb er. Längere Zeit wurden an größeren Universitäten keine Lehrstühle frei; später, als Berufungen an ihn gelangten, nach Freiburg i. Br. und nach Berlin an das neu zu gründende Institut für experimentale Biologie der Kaiser-Wilhelmsgesellschaft — da hielt ihn seine Bodenständigkeit, seine große Liebe zum fränkischen Boden, eine gewisse Schwerfälligkeit und andere Gründe zurück. Er liebte nicht die große Welt, mochte sie ihn als scharfen Beobachter wohl interessieren, und er lebte der Überzeugung, an einer kleinen Universität seiner Wissenschaft besser dienen, in ihr mehr leisten zu können.

Es war am 16. Oktober 1915, da wich er nach langer Krankheit von der Stätte seiner Lebensarbeit. Der überwinder alles Organischen, der Tod, hatte über den 53jährigen die Oberhand gewonnen. Das Alter mit dem Absinken der geistigen Leistungen und Kraft blieb ihm erspart.

In den 22 Jahren seiner Würzburger Tätigkeit hat er Zoologen aus aller Welt nach Würzburg gezogen, nicht weil das Institut besonders glänzend gewesen wäre oder überreiche Mittel besessen hätte. Das Anziehende war allein die wissenschaftliche Persönlichkeit Boveris und die durch sie geprägten wissenschaftlichen Werke.

Und die Welt kam mit äußeren Ehrungen an ihn heran, wenn er sich auch von seinem Heimatboden nicht ablösen ließ. Eine Reihe gelehrter Gesellschaften ernannten ihn zum Ehrenmitglied. Mit Rufen und wachsendem Ruhm stellten sich Titel und Orden ein. Nicht geringe Freude hat es ihm bereitet, als ihn im Jahre 1913 die Stadt Würzburg zu ihrem Ehrenbürger ernannte, zum Dank, daß er ihre Mauern dem hervorragenden Platz in Berlin vorgezogen hatte.

Boveris Denken war im hohem Grade originell. Er war stark gefühlsbetont. Ein lebhaft humoristisches Wesen trat immer wieder, und je näher man ihn kannte, um so stärker hervor. In seiner Familie traf man eine gastliche Ungezwungenheit, vertieft durch Musik, schöne Künste und Literatur. Ganz besonders genoß der Besucher auf seinem Landgut in Höfen ein frohes Zusammenleben. Hier war er ein der Natur völlig hingegebener Führer durch die von ihm geliebte Heimat. Er wurde nicht müde, das Landschaftsbild zu loben,

Digitized by Google

den freien Blick in die Weite, die Hügelketten der Bamberger Gegend, die Aussichtspunkte zu preisen.

Sein Charakter war gerecht. Er liebte das Echte, Wahre, Aufrichtige. Er setzte sich dafür mit großer Kraft und Überzeugung ein, nicht ohne die gründlichste, allseitige Vorbedachtheit. Man kann schwerlich die Bedeutung übertreiben, die ein solcher gleichzeitig wohlwollender, sachlicher, starker und maßvoller Mann für das Leben der Universität, der er angehört und damit des Landes besitzt.

Die ihn kannten, werden sich noch leicht an das äußere Bild Boveris erinnern. Er war von gedrungener, untersetzter Gestalt. Überflüssige Bewegungen vermied er. Er ging gemessen, ruhig, überlegend, beobachtend. Zu überstürzen liebte er nicht. Wenn er sprach, trat der Körper hinter der Denktätigkeit zurück. Dann war ein ruhiger, klarer Blick aus prüfenden Augen und eine hohe, ebenmäßige Stirn unter schräg gestrichenen Haaren auf sein Gegenüber gerichtet. So wird er vielen Zuhörern aus weiteren Kreisen, aus den Vorlesungen und aus der physikalisch-medizinischen Gesellschaft, wo er oft über seine Forschungen sprach, im Gedächtnis geblieben sein.

Während seiner 30jährigen wissenschaftlichen Lebensarbeit hat Boveri unablässig und unbeirrbar einige große wissenschaftliche Ziele verfolgt und sich durch ihre Erforschung unter die großen Meister mikroskopischer und experimenteller Forschung gestellt. Auf welchen stofflichen Grundlagen beruht der Vorgang der Vererbung? Welche Teile der Fortpflanzungszellen enthalten die Vererbungssubstanz? Wie sind in ihr die Erbanlagen des kommenden Individuums enthalten, und in welcher Weise geschieht die Entfaltung der Erbeigenschaften in dem sich entwickelnden Organismus? Boveri bezeichnet sich selbst einmal, wie Spemann hervorgehoben hat, als einen, der seine wissenschaftliche Befriedigung vor allem darin findet, den Vorgängen nachzuforschen, durch die aus den elterlichen Zeugungsstoffen ein neues Individuum von bestimmten Eigenschaften hervorgeht. Als solcher vor allem, als Erforscher der morphologischen Grundlagen der Vererbung, wird er in der Wissenschaft fortleben. Sein erzieherisches Beispiel wird dauernd zeigen, wie tief ein durchdringender Verstand, Wille und experimentelle Begabung auch in die verwickelsten Fragen der Wissenschaften vom Leben eindringen kann, ohne sich in Unsicherheit zu verlieren. Er findet für die aufgeworfenen Probleme neue Wege mit genialer Intuition, er vertieft die Fragen mit steigender Kraft. Sein Denken kehrt immer wieder an die kritischen Stellen der Probleme und der Beobachtungsreihen zurück, an denen sich das Licht weiterer

Digitized by Google

Erkenntnis entzündet. Er hat die Feinheit intuitiver Erkenntnis, die intellektuelle Einsicht; er unterläßt nie die völlige Durcharbeitung. Er ist unermüdet im Schärfen der Formulierung, im Entwickeln der Probleme, rücksichtslos und freimütig im Feststellen der Grenzen des Tatsächlichen. Er ist nicht zuletzt — trotz rastloser Energie und nie ruhendem Erkenntnisdrang — unbeirrbar in seinem Gleichmaß. So trägt neben den speziellen Forschergaben, wie Spemann trefflich hervorhebt, zu dem großen Endergebnis, „gerade soviel die Tüchtigkeit seines Wesens bei, die nichts, was es auch sei, halb tun konnte, seine Gründlichkeit, die keinen ungelösten Rest ertrug, sondern hartnäckig weiter arbeitete, bis alles durchsichtig und klar dalag und die schärfste Formulierung gefunden war". Im Nachfühlen und Nacherkennen dieser Eigenschaften liegt die persönliche, hinreißende Wirkung dieses Forscherlebens.

Boveri war, so urteilt E. B. Wilson, sein Gefährte und Freund im gleichen Forschungsgebiet, „einer der hervorragendsten unter jenen Gelehrten, die durch langsam fortschreitende, mühsame Beobachtungen, Experimente und Analysen die tatsächliche Verschmelzung von Cytologie, Embryologie und Entwicklungsgeschichte vollendeten, eine biologische Tat, die hinter keiner andern unserer Zeit zurücksteht. — Oberflächlich betrachtet mag dies Forschungsgebiet vielleicht eng und äußerst spezialisiert erscheinen; wer aber mit Boveris Untersuchungen vertraut ist, kann nicht in diesen Irrtum geraten. Denn sie strahlen ein helles Licht aus, das die Größe des Problems erkennen und seine weitverzweigten Zusammenhänge ahnen läßt. Boveris Eigenart zeigte sich nicht in einer Gewandtheit oberflächlicher Art; sie offenbarte sich vielmehr in der Kraft und Größe der Auffassung, in dem Scharfsinn, womit er ein Problem anfaßte, in der kunstvollen Vollendung der Technik, der Fruchtbarkeit seines Denkens. Sie hatte eine schwer zu bezeichnende magnetische Kraft, welche die Bewunderung seiner Fachgenossen erzwang, selbst wenn — was manchmal unvermeidlich war — sie nicht in allen seinen Schlüssen mit ihm zu gehen vermochten."

Und noch in anderer Richtung ist Boveris Lebensarbeit ein eindrucksvoller Beweis. Seinem harmonischen Intellekt, der zu derart ausschöpfenden Arbeiten führte, stand ein großes Bedürfnis nach künstlerischer Form zur Seite. Es zwang ihn — kann man ohne Übertreibung sagen — zu einer vollendeten sprachlichen Gestaltung seiner Werke, zu einer musterhaft schönen Illustrierung. Diese Wissenschaftlichkeit und künstlerisches Streben haben ihn zu Schöpfungen

Digitized by Google

von besonderer Schönheit geführt — ein Beispiel um so eindrucksvoller, als wir wissen, daß diese vollendete Gestaltung nicht fertig wie Pallas Athene aus dem Kopfe des Zeus hervorsprang, sondern sich erst aus mühevoller Arbeit und Teilung ergab.

Wie jeder Forscher, so stand auch Boveri auf den Schultern von Vorgängern und Zeitgenossen; die Ausgangspunkte der Boverischen Arbeiten seien flüchtig berührt. Es war Richard Hertwig, der ihn auf das Gebiet der Zellenlehre hinwies, den Bereich, wo Boveri schon mit seinen ersten großen Arbeiten, die auch bereits seine Eigenart deutlich zur Schau trugen, seinen Ruhm begründete. Es waren ferner die glänzenden Untersuchungen Eduard van Benedens über die Teilung des Kerns und Plasmas, die ihn unmittelbar anregten und zur Untersuchung des gleichen Objekts, des Spulwurmeies, veranlaßten. Dieses klassische cytologische Objekt bot für die Probleme der Zellenlehre außerordentlich günstige Untersuchungsmöglichkeiten. Es war endlich die ganze Zeit der 80er Jahre, da durch Flemming, Bütschli, O. und R. Hertwig, van Beneden, Rabl, Straßburger u. A. eine Fülle von Anregungen in das Gebiet der Zellenlehre geworfen worden war und in denen durch Roux, Weismann und Driesch die Fragen der Zellforschung und Vererbung eine theoretische Durcharbeitung ersten Ranges erfahren hatten. In jenen Jahren wurden experimentelle Methoden in fast jedes Gebiet der Zoologie hineingetragen und dadurch vielfache Erneuerung, Erweiterung und Förderung hervorgebracht. Boveri hat es wie wenige verstanden, hier die schwierigsten Probleme nicht zu scheuen. Er unternahm — so lautet E. B. Wilsons Urteil — die in mancher Hinsicht noch schwierigere Arbeit, auf den bereits gelegten Fundamenten weiterzubauen. Diesem Bauwerk seien nun die nachfolgenden Blätter gewidmet.

Zunächst hat Boveri in seinen ersten Arbeiten neben E. van Beneden und C. Rabl die Grundlagen und die scharfe Fassung für eines der Grundgesetze der Zellenlehre geliefert, das heute als die Theorie von der Individualität der Chromosomen seinen festen Platz besitzt. Er hat nachgewiesen, daß gewisse Körperchen in Zellkern, die Chromosomen, als konstante individuelle Gebilde von einer Zellgeneration zur nächsten übergehen. Die Individualität dieser Körperchen geht scheinbar oft verloren, indem sie sich — die vorher kompakte Stäbchen oder Schleifen oder rundliche Gebilde waren — in ein verzweigtes zusammenhängendes Netzwerk auflösen. Doch ist eben diese Auflösung nur scheinbar. Aus dem Netzwerk treten wieder

Digitized by Google

die gleichen Chromosomenindividuen hervor, die in dasselbe eingegangen waren. — Die Eier des Pferdespulwurms, an denen Boveri diese Beobachtungen anstellte, lassen die Tatsache der morphologischen Individualität der Chromosomen in klarer Form beweisen.

Diese Individualitätstheorie ist deshalb von so großer Bedeutung geworden, weil man sich in den Chromosomen der Fortpflanzungszellen — des Eies und der Samenzelle — die Erbqualitäten lokalisiert denkt. Ihre Wirkung bestimmt die Entwicklung des Organismus. Boveri kam auf diesem Wege zu den Problemen der Vererbung, und es sind denn auch seinen genannten ersten Arbeiten, die Ende der 80er Jahre erschienen, bald andere gefolgt, die das Vererbungsproblem mit weiten Gesichtspunkten zu durchforschen beginnen. Wir werden sehen, wie diese Fragen sich immer weiter verwickelten und immer stärkere Anforderungen an den Forscher stellten, der sie zu lösen versucht. Es ist höchst reizvoll zu verfolgen, wie Boveri eine Schwierigkeit nach der anderen in Angriff nahm, aus ihrer Position verdrängte und damit unsere Erkenntnis von Stufe zu Stufe vorwärts trug.

Vorerst führten ihn die Beobachtungen an seinem ersten Objekt, dem Spulwurm-Ei, nach einer andern Seite weiter. Außer den Chromosomen findet man, wie bereits van Beneden gezeigt hatte, in der Zelle ein schwer färbbares, lichtbrechendes Körperchen, das als Zentralkörperchen oder Zentrosoma bezeichnet wird. Mit seiner Tätigkeit hängt die Teilung der Zelle in Tochterzellen zusammen. Es ist das cellulöse Teilungsorgan. Die Beobachtungen über die Funktion des Zentrosomas führten Boveri zu einer neuen Anschauung über das Wesen der Befruchtung. Als solche galt seinen Vorgängern die Vereinigung einer weiblichen und einer männlichen Fortpflanzungszelle, eines Eies und eines Spermatozoons oder galt die Vereinigung der Kerne dieser Zellen. Boveri konnte diese Anschauungen auf ihre genauere Bedeutung zurückführen. Durch das Zentrosoma, das mit dem Spermatozoon in die Eizelle eingeführt wird, wird der Anstoß zur Weiterentwicklung des Eies gegeben. Das Ei selbst hat seine ursprüngliche Teilungsfähigkeit während der letzten Entwicklungsperiode, die der Befruchtung vorausgeht, eingebüßt. Der Befruchtungsprozeß besteht nun nach Boveris Hypothese darin, daß dem Ei durch die Vereinigung mit dem Samenfaden ein neues Teilungsorgan geliefert und damit die Weiterentwicklung ermöglicht wird. Man kann diese Hypothese, deren Gültigkeit heute allerdings wieder eingeschränkt ist, als einen Seitenzweig am Baume der Ideen Boveris bezeichnen.

Digitized by Google

Die direkte Linie führt an ihr vorüber von der Theorie der Chromosomen-Individualität zu einem weiteren wichtigen Satz über die Chromosomen, der von 1902—08 in mehreren Schriften (1902, 1903, 1908) seine Ausarbeitung gefunden hat. Die klassische Fassung erreichte er 1908 in einem der bedeutendsten Werke Boveris, der Arbeit über „Die Entwicklung dispermer Seeigeleier."

Nicht die normale Entwicklung des Seeigeleies fesselt hier das Interesse. Das Neue, Wichtige bringen Eier, die eine doppelte (disperme) Befruchtung durch zwei Samenfäden zugleich erfahren haben. Die Entwicklung verläuft in diesem Fall in seltenen Ausnahmen abnorm und diese Anormalität wiederum bildet für Boveri den Ausgangspunkt der langen Reihe von Experimenten und Beobachtungen, die kunstvoll wie die Glieder einer Kette in einander greifen. Boveri hat hier unscheinbare, räumlich zusammenhanglose Tatsachen mit einander verknüpft und mit genialer Intuition den inneren Zusammenhang erkannt. Fundamentale Erkenntnisse für die Bedeutung des Chromatins bei Vererbung und Entwicklung waren der Lohn dieser 6jährigen Arbeit. Er vermochte die einzelnen Ideen so überzeugend durch Experimente wie mit Pfeilern und Verstrebungen zu verbinden, daß selbst widerstrebende Gegner zur Überzeugung kamen: Boveri hat im wesentlichen Recht.

Seinerzeit war es Boveris Gedanke, daß die Chromosomen konstante Qualitäten besitzen, daß sie gleichsam selbständige Individuen, aber gleichen Wertes innerhalb der Zelle sind. Der neue weitere Gedanke ist, daß die einzelnen Chromosomen wohl konstante, dabei aber vor allem auch verschiedene Qualitäten enthalten. Mit Boveris Ausdruck: die Chromosomen sind verschiedenwertig. Da es sich bei dieser Wertigkeit in erster Linie um Vererbungsqualitäten handelt, ist die Arbeit ein Hauptwerk der modernen Vererbungslehre geworden. Sie gab die Möglichkeit, die Erbanlagen in bestimmten Teilen der Zelle zu lokalisieren und dabei ein materielles Fundament für die Anschauungen der ganzen Mendelschen Vererbungslehre zu gewinnen.

In den als Chromosomen bezeichneten Körperchen der Fortpflanzungszellen — und allgemein jeder Zelle — können wir mit guten Gründen die Träger der Faktoren erkennen, welche in nuce die Eigenschaften der Eltern auf das Kind übertragen und damit dessen Entwicklung bestimmen.

Als literarisches Werk betrachtet, ist die Arbeit eine der krönenden Schriften moderner Biologie. Sie ist genial im Gedankengebäude und lückenlos überzeugend in der Beweiskette. Sie ist von unüber-

Digitized by Google

trefflicher Kraft und Tiefgründigkeit und dabei abgerundet und vollendet auch in ihrer Darstellung und Sprache. „Wer", sagt E. B. Wilson bei der Beurteilung dieses Werkes, „dem Rätsel der doppelt befruchteten Seeigeleier vergeblich nachgegrübelt hat, konnte Boveris restlose und treffliche Lösung nicht ohne Entzücken lesen. Diese Schrift zeigt aufs beste Boveris außerordentliche Begabung als Beobachter, Experimentator und Meister der Darstellung."

Boveri hatte mit diesen Arbeiten die Bedeutung der Chromosomen, die einen Hauptbestandteil des Kernes in der Zelle bilden, für den Prozeß der Vererbung untersucht und als sehr wesentlich bewiesen. Es mußte sich ihm gleichzeitig die Frage stellen, welche Bedeutung der Leib der Zelle, das Plasma, bei der Vererbung besitzt. Es ist ja nicht nur der Kern, es ist ebenso das Plasma, das mit den Fortpflanzungszellen von den Eltern auf den Nachkommen übergeht. — Eine Lösung dieser Frage ist noch schwieriger als diejenige über die vererbende Rolle des Kerns. Das Gesamtproblem der Vererbung hat mit dieser Unterscheidung der Bedeutung von Kern und Plasma eine neue außerordentliche Verwicklung erfahren. Es gewährt einen hohen Genuß, auch gerade hier Boveri inmitten der größten Schwierigkeiten zu folgen, wo er gleich einem umsichtigen Seemann die verschiedensten Kräfte benutzt, nach den verschiedensten Richtungen vordringt, um allmählich dem Ziele entgegenzusteuern.

Seine Auseinandersetzung mit der Frage nach der Bedeutung des Plasma begann bereits 1892 und ging in Etappen (1895, 1899, 1901, 1904 und 1905) bis zu einer Hauptarbeit im Jahre 1910 vorwärts. Er verließ sie erst mit der durch Krankheit erzwungenen Einstellung seiner Forschertätigkeit im Jahre 1914. Eine im Nachlaß gefundene Arbeit kehrt wie ein schmerzlicher Abschiedsgruß noch einmal zum Thema Plasma und Kern zurück.

Die beiden Lieblingsobjekte Boveris, das Ei des Spulwurms und dasjenige des Seeigels, bedeuten für die Frage nach der Rolle des Plasmas zwei gegensätzliche Typen. Der eine Typus, in der ersten Entwicklung des Seeigeleies repräsentiert, ist charakterisiert durch eine überwiegende Funktion des Kerns. Er bestimmt die Entwicklung des Plasmas. Im andern Fall aber, den das Ei des Spulwurms verwirklicht, sind die Wirkungen des Plasmas zunächst für die Entwicklung des Kerns maßgebend. Hier wird zunächst das Schicksal der Chromosomen von der Beschaffenheit des Plasmas, in dem sie liegen, bestimmt. Rückwirkend aber geben die Chromosomen der Tochter-Zelle,

Digitized by Google

in die sie gelangt sind, das Gepräge, und bestimmen damit eine weitere Entwicklungsetappe des Embryos. Die Wechselwirkung wiederholt sich. Plasmawirkungen und Chromatinwirkungen folgen sich und greifen wie Glieder einer Kette in einander. So ist nach Boveris Worten bei der Entwicklung des Organismus an eine innige Wechselwirkung zwischen Zelleib und Kern zu denken, die schließlich zu so gewaltigen Verschiedenheiten der Zellen führt, wie wir sie in den verschiedenen Organen des Körpers finden. Es ist kein Zweifel, daß diese Wechselwirkungen gesetzmäßig ablaufen; von einer endgültigen Vorstellung dieser Ereignisse aber sind wir noch weit entfernt. — Boveri gelangte — wobei ich Wilsons Urteil folge, „ebenso wenig wie seine Vorgänger zu einem vollständigen Verstehen der Beziehungen zwischen Kern und Plasma. Seine Leistung bestand darin, daß er unsere Einsicht in das Problem erwirkte, es dem direkten Experiment zugänglicher machte, unser Wissen durch eine Reihe von Entdeckungen bereicherte, die alle wichtig und von denen einige grundlegend waren; und man kann bezweifeln, ob in dieser Beziehung irgend ein Forscher der Gegenwart mehr geleistet hat als er."

Der Leser wird nicht erwarten, daß ihm hier ein vollständiges Bild von Boveris Schaffen gegeben werden könne. Es sind lediglich einige der Hauptbahnen erwähnt worden. Sein Anteil am Bau der modernen Zellenlehre und experimentellen Biologie wäre eingehend nur darzulegen in Verbindung mit einer geschichtlichen Darstellung dieser Gebiete selbst. Nicht ungenannt bleibe, daß neben diesen im Fluß der Jahre logisch sich entfaltenden Arbeitsreihen noch unabhängige Einzelgänger stehen, unter denen als glänzende Leistung die Arbeit über die Nierenkanälchen des Amphioxus, eines niedersten Verwandten der Fische, besonders hervorragt.

Noch eine andere Seite der literarischen Arbeit Boveris ist hier zu nennen. Die ausgeprägte künstlerische Seite seines Wesens bringt es mit sich, daß bei Gelegenheiten, wo die Fähigkeit der Darstellungskunst eine besondere Rolle spielte, Boveri zu wahrhaft künstlerischem Wirken geführt wird. Seine zusammenfassenden und allgemein verständlich gehaltene Vorträge und Schriften sind Muster ihrer Art. Die ordnende Harmonie ist in diesen Arbeiten eine außerordentliche; man möge dafür die „Ergebnisse über die Konstitution der chromatischen Substanz" nachlesen, die allgemein für Biologen geschrieben sind; man möge weiter seine Rektoratsrede „Die Organismen als historische Wesen" zur Hand nehmen, die er am Stiftungsfest der Würzburger Universität im Jahre 1906 gehalten

Digitized by Google

hat. Hier hat er ein historisches Problem für das dem Biologen höchste erklärt: die Frage nach der Entstehung der Arten. Die vielfältigen in diesem Problem noch immer liegenden Rätsel der Abstammungslehre breitet die Rede in vollendeter Darstellung vor dem Hörer aus. Boveri nimmt keine scharf umschriebene Stellung gegenüber den Möglichkeiten der Artbildung ein. Es scheint ihm heute gar nicht von besonderer Wichtigkeit, sich für eine bestimmte Anschauung zu entscheiden. „Vielmehr müssen", sagt er, „uns alle Gedankengänge willkommen sein, von denen aus sich lösbare Fragen an die Natur stellen lassen. Niemand wird sich anmaßen dürfen, sie alle zu übersehen." Die Rede ist bezeichnend für Boveris Einschätzung historischer Probleme, für die Einsicht, die sich aus dem Prinzip organischer Umwandlung ergibt. Sie ist auch bezeichnend für die Freiheit seiner Stellung gegenüber den Parteiungen im Streite um die Frage der Artenentstehung. Er hatte bereits ein Lebenswerk entwicklungsphysiologischer und experimenteller Arbeit hinter sich; in dieser Arbeit liegt wohl gerade eine Ursache zu seiner freien Stellung. Wenn schon so kurze Geschehnisse, wie eine Eientwicklung zu Problemen größter Verwicklung führen, wie soll da die Entwicklung der Tierwelt durch Jahrmillionen reinlich nach einer Seite hin auszulegen sein.

Spemann hat treffend hervorgehoben — und die Rede ist einer der lebendigsten Beweise dafür — daß Boveri ein lebendiges Verhältnis zur vergleichenden Anatomie mit ihrer historischen Betrachtungsweise besaß und daß ein vergleichend-anatomischer Einschlag in fast allen seinen Arbeiten nachweisbar ist, „ob er nun die Richtungskörper als rudimentäre Eier erklärt oder über die Entstehung des Teilungsapparates der Zelle reflektiert". Damit hängt zusammen, daß er auch bei physiologischen Problemen stets stark morphologisch gerichtet geblieben ist. So möchte man es nicht als Zufall bezeichnen, daß er sich in seiner Jugend zu historischen Studien hingezogen fühlte.

Und endlich muß unter den Werken besonderer Darstellungskunst die Gedächtnisrede auf Anton Dohrn genannt sein, den Begründer der zoologischen Station in Neapel, an der Boveri selbst viele seiner mühevollen Experimente ausgeführt hat. Ihr Inhalt enthält in allgemeinen Gedanken viel von Boveris eigenem Wesen, ohne daß dadurch das Ziel, die Analyse des Organisators und Forschers Anton Dohrn, Schaden gelitten hätte. Die Rede erfüllt die höchste Forderung, die an ein Kunstwerk gestellt werden kann. Ein großer Inhalt ist in eine vollkommene harmonische und gleichwertige Form eingeordnet, ohne daß auch nur der leiseste Druck durch die Formung

Digitized by Google

zu verspüren wäre. Scheinbar mühelos — und doch liegt darin, wie man damals von Boveri selbst hören konnte, eine Unsumme von Arbeit. Man wird ganz zwangsmäßig dazu geführt, in Werken, wie den genannten, in der Rede über Dohrn, ja auch in der Rektoratsrede, Eigenschaften nicht nur des Forschers, sondern auch des Menschen, der sie schrieb, zu suchen und zu erkennen. Sie leiten uns unmerklich zu einer Betrachtung seiner Persönlichkeit selbst über und ihr seien nun noch einige Blätter gewidmet.

Von der Ferne gesehen, erscheint Boveris Leben wohl als ein reines Gelehrten-Dasein; jedoch ist dies nur zur Hälfte richtig. Die künstlerischen, die persönlichen Gefühls-Eigenschaften führten ihn über das reine Denkerdasein, wie wir es in imponierendem Umfang und von Unsterblichkeit erfüllt etwa bei Kant vorfinden, hinaus.

Für seine Wirkung als Lehrer, für den Eindruck, den er als Forscher und als Persönlichkeit bei seinen Schülern hervorrief und hinterließ, ist Boveris gefühlsbetontes Wesen von tiefer Bedeutung. Wohl sahen wir in erster Linie Boveris scharfen und schlagenden Verstand, spürten aber bald auch, daß unter einer kühlen Oberfläche eine reiche Gefühlswelt lag, die von einem starken Temperament in Erregung gesetzt werden konnte. Seinen vielseitigen menschlichen Interessen entsprechend interessierten ihn nicht nur die wissenschaftlichen, sondern auch die menschlichen Anlagen der unter ihm heranwachsenden Schüler. Er wurde, wenn eine gewisse Wesensverwandtschaft als Boden dafür vorhanden war, ihr Freund und war in jedem Fall ihr vorsorglicher Berater. In den Betrachtungskreis eines solchen Freundschaftsverhältnisses wurden allmählich fast alle Gebiete des menschlichen und täglichen Lebens gezogen, eine Quelle höchster Anregung. So wurde Boveri nicht nur zu einem Schrittmacher für das wissenschaftliche Arbeiten, er wurde außerdem zum Maßstab eines bedeutenden Menschen und wirkte dadurch als Erzieher. Sein Vorbild riß nicht fort, er bezauberte zunächst auch kaum, sein Einfluß setzte langsam ein. Er war keineswegs der Typus des leicht nach außen sich gebenden sanguinischen Temperaments, sondern der einer klugen, ausgeglichenen, innerlichen Harmonie ohne Hast und Eile. Um so sicherer schaute man nach einiger Zeit mit Staunen und Verehrung auf diesen Mann, der äußerlich so ruhig und im Gleichmaß, nicht selten auch mit ungeschminkten Gefühlsäußerungen den Weg seines Lebens ging.

Seine Kritik beherrschte das Institutsleben; sie war scharf und wurde von ihm zielbewußt angewandt, um den Schüler zu wissen-

Digitized by Google

schaftlichem Denken und zu größter Objektivität zu erziehen. Der Forscher widmet sich dem Suchen und der Erkenntnis der Wahrheit, dessen soll sich der Schüler in erster Linie bewußt sein. Verstöße gegen dieses Fundament bekämpfte er aus tiefster Seele. Nur auf den Grund objektiver Tatsachen sollten sich theoretische Vorstellungen aufbauen und als Theorie auch immer ihrem Verfechter bewußt bleiben.

Die Achtung Boveris vor der fremden Persönlichkeit war groß, sofern er sie nur als echt und strebend erkannte. Mit feinem Taktgefühl hielt er vor dem Bedürfnis des Schülers nach Selbständigkeit an, einer abweichenden Meinung begegnete er mit Achtung. Sie interessierte ihn und er hätte wohl an einem selbständig Abweichend-Denkenden mehr Freude empfunden wie an zehn gerechten Nachbetern — bei aller Zähigkeit, mit der er eigene Anschauungen verteidigte.

Es ist begreiflich, daß ein von Natur so beschaffener Geist dem Institut ein ganz bestimmtes Gepräge gab. Hier herrschte die Achtung vor der Tatsache. Die Kritik hatte den unbestrittenen ersten Platz. Er scheute sich nicht, das Resultat langer Arbeit als lausig und unzureichend zu bezeichnen. Vor allem aber waren alle durchdrungen von der Bedeutung, die neben den tatsächlichen Feststellungen dem Gedanken als dem Führer durch das Labyrinth der Erscheinungen zukam. Über große geistige Leistungen, z. B. über das Werk Darwins, konnte man ihn mit Ausdrücken höchster Bewunderung urteilen hören.

Im Laufe der Jahre hat er dem Würzburger Institut immer mehr den Charakter einer Forschungsstätte gegeben, wo die Forschungsaufgaben vor den Lehraufgaben den Vorrang hatten, wo neben einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Doktoranden Forscher aus allen Ländern seinen Einfluß suchten und unter ihm arbeiteten. Die wissenschaftliche Atmosphäre erfuhr dadurch eine starke Steigerung. Die Intensität der Arbeit war vorbildlich. Während der etwas mehr als zwei Jahrzehnte dauernden Tätigkeit Boveris in Würzburg sind außer Boveris eigenen Werken rund 20 Dissertationen und gegen 40 von selbständigen Forschern ausgeführte Arbeiten entstanden. Die Themata liegen vorwiegend auf dem Gebiet der beschreibenden oder experimentellen Zellenlehre. Viele sind Teilprobleme von Boveris eigenem Schaffen gewidmet. — Wenn man den Umfang und die Bedeutung dieser Arbeiten betrachtet, so kann man sagen: für den Schüler fehlte in gewissem Grade die Breite der Zoologie. Die Arbeitsrichtungen waren spezialisiert, die Tendenz nicht encyklopädisch. Eine um so größere Wirkung aber lag in der Tiefe, mit der die

Digitized by Google

Forschung betrieben wurde, in dem Wichtigsten, was ein Lehrer dem Schüler geben kann: der Art, Probleme zu erfassen, auf ihre Bedeutung einzuschätzen und methodisch zu erforschen.

Boveri hat die drangvolle Zeit, in der wir heute stehen, nur in ihren Anfängen noch erlebt und öfter mit düsteren Ahnungen die Zukunft erwartet. Heute, wo der Staat bis in seine Fundamente erschüttert ist, wird man mehr als je bei der Wertung eines Mannes fragen, welche Bedeutung er im Staat, als Glied im großen Ganzen gehabt hat. Boveri stand dem politischen Getriebe fern. Als Lehrer der Universität aber hatte er natürlicherweise Anteil am geistigen Leben des Staates und hier gaben ihm goldene Bürgertugenden Bedeutung und hohe Schätzung. Er war frei von persönlichem Ehrgeiz, er war heiß bemüht um sachliches Erkennen und Urteilen. Er blieb dabei nicht stehen bei Worten, sondern suchte sie in die Tat umzusetzen; er war bodenständig und von tiefem Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber dem Gemeinwesen, in erster Linie der Universität gegenüber, erfüllt.

Als Rektor hielt er 1905—06 die Leitung der Universität in seiner Hand. Als Dekan hat er zweimal die Geschäfte der philosophischen Fakultät geführt. Als Senator hat er zu wiederholten Malen den Angelegenheiten der Universität gedient. Das Vertrauen, das er genoß, war groß und berechtigt; denn er hatte in erster Linie das Wohl der Allgemeinheit im Auge, mit dem er die Interessen des Einzelnen in Einklang zu bringen suchte. Die vielen von ihm für Senat und Fakultät verfaßten Berichte zeichneten sich sämtlich durch rein objektive Sachlichkeit und eine in meisterhaftem Stil abgefaßte übersichtliche Darstellung aus. Er war stets bereit, dem kollegialen Verhältnis durch Berücksichtigung der Meinung anderer Rechnung zu tragen.

Die heutige Zeit mit der Umwertung so vieler Werte hätte ihm, dem Fünfziger, ohne Zweifel schwer auf seiner Seele gelastet. Sicherlich hätte sie ihm Schwierigkeiten gemacht, um so mehr, als er im Ganzen gemäßigt konservativen Sinnes war und an seinen Anschauungen zähe festhielt, um so mehr auch, als er mit scharfer Kritik eine starke Abneigung gegen schnelle Entwicklungen verband. Jedoch heute, wo wir mehr als jemals erfahren, daß jede Anschauung nur relativ berechtigt ist und ein Ausgleich gesucht werden muß, wo wir uns nach ruhiger Einsicht und sachlichem Urteil, nach wahren und dauernden Grundlagen sehnen — heute steht uns um so mehr seine Wahrheitsliebe, sein ruhiges Vorwärtsgehen nach eigenem Urteil und

Digitized by Google

sein Trachten nach allgemeinen und allseitig erwogenen Richtpunkten vor Augen.

Anmerkung. Für eine eingehendere Biographie sei auf die Zusammenstellung von Nekrologen und insbesondere auf eine Reihe von Aufsätzen über Theodor Boveri hingewiesen, die als „Erinnerungen an Theodor Boveri" 1918 erschienen sind (J. C. B. Mohr, Tübingen) und in der vorliegenden Biographie vielfach herangezogen wurden.

Hauptarbeiten Th. Boveris.*) 1885. Dissertation. Beiträge zur Kenntnis der Nervenfasern. Abh. Akad. München. Bd. 15. S. 421—495.

Über Eireifung, Individualität der Chromosome, Zellteilung, Zentrosomen und Befruchtung. 1887. Zellenstudien I. Die Bildung der Richtungskörper bei Ascaris megalocephala und Ascaris lumbricoides. Jen. Zeitschr. Natw. Bd. 21. S. 423—515. — 1888. Zellenstudien II. Die Befruchtung und Teilung des Eies von Ascaris megalocephala. Bd. 22. S. 685—882. — 1892. Befruchtung. Ergebn. d. Anat. u. Entwgesch. Bd. 1. S. 386—485. — 1895. Über das Verhalten der Zentrosomen bei der Befruchtung des Seeigeleies nebst allgemeinen Bemerkungen über Zentrosomen und Verwandtes. Verh. d. phys. med. Ges. Würzburg. Bd. 29. S. 1—75. — 1900. Zellenstudien IV. Über die Natur der Zentrosomen. Jena, G. Fischer. — 1905. Zellenstudien V. Über die Abhängigkeit der Kerngröße und Zellenzahl der Seeigellarven von der Chromosomenzahl der Ausgangszellen. Jen. Zeitschr. f. Natw. Bd. 39. S. 445 bis 524. — 1909. Die Blastomerenkerne von Ascaris megalocephala und die Theorie der Chromosomenindividualität. Arch. f. Zellf. Bd. 3. S. 181—268.

Über die Rolle des Chromatins bei der Vererbung und Entwicklung. 1889. Ein geschlechtlich erzeugter Organismus ohne mütterliche Eigenschaften. Sitz. Ber. d. Ges. f. Morph. u. Phys. München. Bd. 5. — 1890. Zellenstudien III. Über das Verhalten der chromatischen Kernsubstanz bei der Bildung der Richtungskörper und bei der Befruchtung. Jen. Zeitschr. f. Naturw. Bd. 24. S. 314—401. — 1895. Über die Befruchtungs- und Entwicklungsfähigkeit kernloser Seeigeleier und über die Möglichkeit ihrer Bastardierung. Arch. für Entw. Mech. Bd. 2. S. 394—443. — 1903. Über den Einfluß der Samenzelle auf die Larvencharaktere der Echiniden. ibid. Bd. 16. S. 340—363. — 1902. Über mehrpolige Mitosen als Mittel zur Analyse des Zellkerns. Verh. d. phys. med. Ges. zu Würzburg Bd. 35. S. 67—90. — 1907. Zellenstudien VI. Die Entwicklung dispermer Seeigeleier. Ein Beitrag zur Befruchtungslehre und zur Theorie des Kerns. Jenaische Zeitschr. f. Naturw. Bd. 43. S. 1—292. — 1914. Zur Frage der Entstehung maligner Tumore. 64 S. Jena. G. Fischer. — 1914. Über die Charaktere von Echiniden-Bastardlarven bei verschiedenem Mengenverhältnis mütterlicher und väterlicher Substanzen. Verh. d. phys. med. Ges. Würzburg. Bd. 43. S. 117—135. 1917. (Nachgelassene Schrift). Zwei Fehlerquellen bei Merogonieversuchen und

*) Das vorliegende Literaturverzeichnis führt nur die größeren unter den 56 Schriften des Boverischen Werkes an und zwar sind die einzelnen Arbeiten nach ihrem Hauptinhalt angeordnet, um damit gleichzeitig die verschiedenen Seiten des Ideengebäudes Boveris hervortreten zu lassen. An sich ist naturgemäß eine solche Gruppierung mit Einschränkung aufzunehmen, da gerade die bedeutendsten Arbeiten verschiedenen Problemen gleichzeitig gewidmet sind.

Digitized by Google

die Entwicklungsfähigkeit merogonischer und partiell-merogonischer Seeigelbastarde. Arch. f. Entw. Mech. Bd. 44.

Über Eibau und die Rolle des Plasmas bei der Vererbung. Über die Determinierung während der Entwicklung. 1901. Über die Polarität des Seeigeleies. Verh. d. phys. med. Ges. Würzburg. Bd. 34. S. 145 bis 176. — 1901. Die Polarität von Oocyte, Ei und Larve des Strongylocentrotus lividus. Zoolog. Jahrb. Abt. f. Anat. u. Ontog. Bd. 14. S. 630—653. — 1899. Die Entwicklung von Ascaris megalocephala mit besonderer Rücksicht auf die Kernverhältnisse. Festschrift f. C. von Kupffer, Jena. S. 383—430. — 1910. Über die Teilung centrifugierter Eier von Ascaris megalocephala. Arch. f. Entw. Mech. Bd. 30. (Festschr. f. W. Roux). S. 101—125. — 1910. Die Potenzen der Ascaris-Blastomeren bei abgeänderter Furchung. Zugleich ein Beitrag zur Frage qualitativ-ungleicher Chromosomenteilung. Festschr. f. R. Hertwig. Bd. 3. S. 133—214. — Über Geschlechtsbestimmung. 1911. Über das Verhalten der Geschlechtschromosomen bei Hermaphroditismus. Beobachtungen an Rhabditis nigrovenosa. Verh. d. phys. med. Ges. Würzburg. Bd. 41. S. 83—97. — 1915. Über die Entstehung der Eugsterschen Zwitterbienen. Arch. f. Entw. Mech. Bd. 41. S. 264—311. — Über Amphioxus. 1892. Die Nierenkanälchen des Amphioxus. Zool. Jahrb. Bd. 5. S. 429—510. — 1904. Über die phylogenetische Bedeutung der Sehorgane des Amphioxus. Zool. Jahrb. Suppl. VII. Festschr. f. Aug. Weismann. S. 409—428. — Zusammenfassende und Schriften allgemeinen Inhalts. 1902. Das Problem der Befruchtung. Jena. G. Fischer. 48 S. — 1904. Ergebnisse über die Konstitution der chromatischen Substanz des Zellkerns. Jena. G. Fischer. — 1906. Die Organismen als historische Wesen. Rektoratsrede. Würzburg. 30 S. — 1910. Anton Dohrn. Gedächtnisrede, gehalten auf dem Internationalen Zoologen-Kongreß in Graz. 1910. S. Hirzel. Leipzig.

Quellen zur Lebensgeschichte Th. Boveris. Erinnerungen an Theodor Boveri. Inhaltsverzeichnis: Eltern und Kindheit (W. Boveri-Baden). Theodor Boveri in seiner Jugendentwicklung (H. Beeg-München). Gedächtnisrede auf Theodor Boveri (H. Spemann-Dahlem). Theodor Boveris Lehrtätigkeit (F. Baltzer-Würzburg). Theodor Boveri (E. B. Wilson-New-York). Theodor Boveri (E. B. Wilson. übersetzt von A. Leiber-Heidelberg). Theodor Boveri. Ein Erinnerungsbild (A. Leiber-Heidelberg). Theodor Boveri. Erinnerungen an seine Persönlichkeit (W. Wien-Würzburg). Nachruf (W. C. Röntgen-München). Tübingen 1918. J. C. B. Mohr (Paul Lübeck). — F. Baltzer. Theodor Boveri. Naturwissenschaften 1916. — R. Hertwig. Theodor Boveri. Münchner Medizinische Wochenschrift 1916. — E. Nachtsheim. Theodor Boveri. Naturwissenschaftliche Wochenschrift 1916. — H. Spemann. Theodor Boveri. Arch. f. Entw. Mechanik. Bd. 42. 1916.

F. Baltzer (Freiburg i. Br.).

Digitized by Google

7. **Braungart**, Richard, Dr.,
Professor der landwirtschaftlichen Akademie in Weihenstephan
1839—1916.

Braungarts Verdienst, aber auch sein Verhängnis war es, daß er ein wissenschaftliches Gebiet behandelte, auf dem es für ihn keinen Vorgänger und keine Vorarbeit gab, daß seine Studien deshalb mit unsäglichen Mühen, Schwierigkeiten und Opfern verknüpft waren, daß er sich zudem erst selbst durch eine Fülle von der Schulbank her übernommener Vorurteile und Irrtümer hindurcharbeiten mußte, ehe er zu einem rechten Abschluß seiner Forschungen gelangte. Da sich diese zudem in einer Richtung bewegten, welche den herrschenden Anschauungen und Bestrebungen vielfach widersprachen, so hat er auf seiner langen und dornenvollen wissenschaftlichen Laufbahn keine Aufmunterung und Unterstützung erfahren, wohl aber offene oder versteckte Gegnerschaft aus verschiedenen Lagern, namentlich seines engeren Vaterlandes. Erst als es für die Förderung seiner Forschungen nichts mehr zu tun gab, fand er am Schluß seines Lebens wenigstens noch insofern eine Anerkennung und Unterstützung, als die Ergebnisse seiner langjährigen Studien durch die Gewährung von Zuschüssen seitens des vormaligen preußischen Landwirtschaftsministers v. Schorlemer-Lieser, des Reichskanzlers v. Bethmann-Hollweg, einiger wissenschaftlicher Körperschaften und einzelner Privatpersonen, wenigstens zum Teil, dem Druck übergeben werden konnten. Doch hat er die Veröffentlichung seiner nach seinem Urteil wertvollsten und bedeutendsten Schrift nicht mehr erlebt.

Braungart ist am 4. Dezember 1839 in Bad Kissingen geboren und zugleich mit 6 Geschwistern in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen. Von seinem Vater, der zuletzt Wiesenwart war, hat er wohl die ersten Anregungen für seinen späteren Beruf erhalten. Da er sich schon frühe durch Begabung auszeichnete, kam er auf Veranlassung des Ortspfarrers auf die Lateinschule nach Würzburg. Seine weitere wissenschaftliche Ausbildung erhielt er auf der Realschule daselbst und danach auf der Landwirtschaftlichen Akademie in Weihenstephan, die damals noch „Landwirtschaftliche Zentralschule" genannt wurde. Im Sommer 1860 war er bei Hanau tätig und leitete die Ausführung einer großen Wässerungsanlage am Orbbache. In dieser Stellung gab er die Anregung zur Gründung einer Kreis-Wiesenbauschule in Würzburg, welche den jungen Landwirten im Winter theo-

Digitized by Google

retischen Unterricht erteilen und dieselben im Sommer bei den Kulturanlagen praktisch anleiten sollte. Diese Schule, welcher man nach Hinzufügung einiger anderer landwirtschaftlicher und allgemein bildender Unterrichtsstoffe bald darnach den bezeichnenderen Namen „Landwirtschaftliche Winterschule" gab, ist die Mutter der heute noch in ganz Deutschland und darüber hinaus so segensreich wirkenden Landwirtschaftlichen Winterschulen geworden.

Nachdem Braungart 4 Jahre in Unterfranken als Kreis-Wiesenbaumeister und zuletzt als Lehrer an der erwähnten Wiesenbauschule tätig gewesen, ging er nach Böhmen, wo er mehrere Jahre als Kulturingenieur-Assistent des Landeskulturingenieurs und später selbständig als Kulturtechniker auf Domänen der Grafen Harrach, Thun-Hohenstein und Chotek und des Wirtschaftsrates von Comers, kurze Zeit auch als Lehrer der Bodenkultur in Liebwerd-Tetschen tätig war. Der Trieb, die praktischen Erfahrungen, die er bisher gesammelt, wissenschaftlich zu vertiefen und zu erweitern, sowie sie andern durch Unterricht zu vermitteln, veranlaßte ihn, sich fortan ganz dem landwirtschaftlichen Lehramt zuzuwenden, und so folgte er im Jahre 1865 einem Ruf als Direktorial-Assistent an die Landwirtschaftliche Akademie nach Weihenstephan bei Freising. Diese Akademie war damals die höchste landwirtschaftliche Lehranstalt Bayerns, hat allerdings später durch die Gründung der landwirtschaftlichen Abteilung der Technischen Hochschule in München zwar etwas an Einfluß, nicht aber an Ansehen und guten Namen in Kreisen der Landwirte eingebüßt. Er hielt alsbald die Vorträge über Wirtschaftsführung und über landwirtschaftliches Geräte- und Maschinenwesen. Im Jahre 1869 wurde er zum Professor für Pflanzenbaulehre, Boden- und Gerätekunde und landwirtschaftliches Maschinenwesen ernannt. Im gleichen Jahre vermählte er sich mit der Tochter des Sanitätsrats Dr. Götze aus Robenhausen, die ihm bis zu seinem Tode eine an seinen wissenschaftlichen Forschungen, Mühen und Kämpfen verständnisvoll teilnehmende Lebensgefährtin gewesen ist.

In Weihenstephan entfaltete Braungart in fast 30jähriger Arbeit, die nur 1866 durch seine Teilnahme am Kriege — den er als Offizier mitmachte — und sonst durch weit ausgedehnte Forschungsreisen unterbrochen wurde, als Lehrer, Schriftsteller und Sammler eine überaus fruchtbringende Tätigkeit. Die jetzigen mustergültigen Akademiesammlungen in Weihenstephan sind zum großen Teil aus dem Fleiß und der Sachkunde Braungarts hervorgegangen. Besonders auf dem Gebiete des Pflanzenbaues und der Gerätekunde, welche er

Digitized by Google

hauptsächlich vom geschichtlichen Standpunkte auffaßte, hat er einen reichen, von seinen Nachfolgern als wissenschaftlich wertvoll erkannten Stoff zusammengetragen. Die in Rahmen untergebrachten Pflanzen, sowie die Modelle alter, geschichtlich wertvoller Bodenbearbeitungsgeräte, sind noch heute eine Zierde der Akademie. In der Öffentlichkeit, welche in Bayern damals noch wenig Verständnis für die Landwirtschaft zeigte, wurde Braungart in jener Zeit bekannter durch einen Streit mit Lehr- und Arbeitskräften des Hygienischen Instituts in München aus Anlaß der Schwemmkanalisation in dieser Stadt. Als überzeugter Landwirt erhob er in der Presse Einspruch gegen eine derartige Verschwendung von Nährstoffen und die nebenhergehende Verseuchung des Flußufers, zog sich aber dadurch nur heftige Angriffe zu. Schon damals zeigte sich als ein hervorstechender Zug im Charakter Braungarts sein mutiges und offenes Eintreten für das als wahr oder nützlich Erkannte, unbekümmert ob er damit gegen den Strom schwamm und sich persönliche Feinde zuzog. Später schmerzte es ihn besonders, daß man seinen so eindringlich und unablässig erhobenen Ruf nach Gründung eines ackerbaugeschichtlichen Museums unbeachtet ließ und schließlich, als dieselbe schon der Verwirklichung nahe schien, noch in letzter Stunde zu Fall brachte. Seine später herausgegebenen monumentalen Werke, in denen so manches nur als Bild erscheint, was in einem Museum als Gegenstand von der staunenswert hohen landwirtschaftlichen Kultur unserer Vorfahren hätte Zeugnis ablegen können, zeigen jetzt, zu einem wie großen, nicht wieder gut zu machenden, Schaden die Vereitelung von Braungarts Vorschlag geführt hat. Denn die alten Ackerbaugeräte sind seit den letzten Jahrzehnten im Verschwinden und eine für solche Sammlung und Auswahl gleich kundige Hand wie die Braungarts ist nach seinem Tode nicht mehr vorhanden.

Im Jahre 1894 trat Braungart in den Ruhestand und siedelte nach München über, teils seiner geschwächten Gesundheit wegen, teils um sich mit mehr Muße seinen wissenschaftlichen Studien und Forschungen widmen zu können. Bereits als Lehrer in Weihenstephan hatte er sich durch eine Fülle öffentlicher Vorträge und Abhandlungen hervorgetan, namentlich aber durch ein im Jahre 1881 erschienenes, großzügig angelegtes, mit einem Atlas von 48 Tafeln in Großquart ausgestattetes Werk über „Die Ackerbaugeräte in ihren praktischen Beziehungen, wie nach ihrer urgeschichtlichen und ethnographischen Bedeutung". Wenn man bedenkt, wie unendlich mannigfaltig und sinnverwirrend die Erscheinungen in der Konstruktion der

Digitized by Google

Ackerbaugeräte sind, so begreift man, daß nur ein auf diesem Gebiete durch langjähriges Studium geübtes und mit besonderem Scharfsinn versehenes Auge imstande war, ein solches Werk zu schaffen, bei dem Braungart keinen wissenschaftlichen Vorgänger hatte und bis zur Stunde keinen Nebenbuhler hat. Er selbst hat mehrere Jahrzehnte eifrigsten Studiums im Gelände und weit ausgedehnter Forschungsreisen bedurft, ehe er mit Sicherheit entscheiden konnte, was von den Ackerbaugeräten germanisch, keltisch, römisch, griechisch, slavisch, und wiederum, was bei den Germanen baiuvarisch, alemannisch, schwäbisch usw. war.

Im Jahre 1899 erschien Braungarts umfangreiches „Handbuch der rationellen Wiesen- und Weidenkultur" als das Werk 40jähriger Forschungen, zu welchem er die Wiesenpflanzen-Bestandsverhältnisse in zahlreichen Flußtälern weiter Länderstrecken Mittel- und Süddeutschlands wie des Alpenlandes eingehend studiert und in übersichtlichen Pflanzenbestandsbildern festgelegt hat. Zwei Jahre später gab er ein großes Werk über Hopfenbau heraus und zwischendurch und nachher eine ganze Fülle von Schriften und Abhandlungen, die in Sonderabdrucken und Zeitschriften zerstreut sind. Ein großes Werk über Obstbau harrt noch der Drucklegung.

Besonderes Aufsehen erregte dann im Jahre 1912 sein umfangreiches, 470 Seiten umfassendes, mit 266 Abbildungen versehenes Werk in Großquart über „Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker". Bekanntlich haben die indogermanische Sprachwissenschaft, die (somatische) Anthropologie und Archäologie das Rätsel der Herkunft und des Kulturzustandes der Indogermanen nicht völlig zu lösen vermocht. Darum war von vornherein jeder neue Versuch, Licht in das Dunkel zu bringen und die Züge der geheimnisvollen Sphynx zu enträtseln, dankbar und freudig zu begrüßen. Braungart schlug dazu einen völlig neuen überraschenden Weg ein und bediente sich dazu völlig neuer, bisher für diesen Zweck zum Teil nicht gekannter, zum Teil unbeachtet gebliebener Hilfsmittel. Er zeigt, wie bestimmte Ackerbaumethoden und Ackerbaugeräte, sowie durch glückliche Funde entdeckte Kulturpflanzen uns wichtige Aufschlüsse geben können über Kulturzustände weit zurückliegender, vom Licht geschichtlicher Überlieferung noch nicht getroffener, vorgeschichtlicher Perioden. Er urteilt: Wenn gewisse Ackerbaugeräte mit typischen, jeden Zufall ausschließenden charakteristischen Merkmalen sich in verschiedenen, räumlich weit getrennten Ländern vorfinden, daß dann auf einen ursächlichen Zusammenhang geschlossen werden muß und

Digitized by Google

so schließt er von den ähnlichen und gemeinsamen Ackerbaugeräten bei den als indogermanisch bezeichneten Völkern auf einen gemeinsamen Ursprung derselben zurück und findet auf Grund scharfsinniger, in die tiefsten Einzelheiten der Konstruktion eindringender Beobachtung diesen Ursprung in Nord- und Mitteleuropa, vor allem in Süd-Skandinavien und in den Ländern am Ostseebecken. Er führt diesen Nachweis besonders an der Hand des wichtigsten aller Ackerbaugeräte, des Pflugs, über dessen Ursprung, Entwicklung und Verbreitung er sich, gestützt auf ausgezeichnete Abbildungen, eingehend äußert. An der Hand uralter Bilder und vorgeschichtlicher Funde von Pflügen aus dem Norden Europas, mit denen schon Jahrtausende v. Chr. der Boden von einem Urvolk bearbeitet wurde, und deren Verwandtschaft mit späteren griechischen und römischen Pflügen will er den Nachweis führen, daß ein nordisches Volk die Pflüge des Nordens nach Griechenland und Rom brachte, wie sie auch vom Norden aus ihren Weg in den Osten gefunden haben. Die Pflugtypen der Antike gehen darnach auf nordischen Ursprung zurück. Jedenfalls dürfte Braungarts Nachweis von einem erstaunlich hohen Alter des Ackerbaues bei den Indogermanen, sowie insbesondere von der Überlegenheit der landwirtschaftlichen Kultur der Germanen über die aller anderen Stämme des indogermanischen Urvolks, die alle mehr oder weniger bei den ursprünglichen primitiven Geräten stehen blieben, ohne sie, gleich den Germanen, sinnvoll weiterzubilden, in überzeugender Weise gelungen sein. Die Pflüge, mit denen die Germanen bereits um die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. die Hochäcker erzeugten, waren den gleichzeitigen griechischen und römischen weit überlegen, so daß sie in den Römern nicht erst ihre Lehrmeister in der Landwirtschaft zu erhalten brauchten. Die sachunkundigen, dabei ebensowohl vorurteilsvollen, wie sich vielfach widersprechenden Nachrichten der alten griechischen und römischen Schriftsteller über den niedrigen Kulturzustand der Germanen, welche von Landwirtschaft nicht viel verstanden und das bischen Garten- und Feldarbeit lediglich ihren Frauen überlassen hätten, während sie selbst sich nur der Jagd und, faul auf Bärenhäuten liegend, dem Trunk hingaben, — diese Nachrichten, welche die Geschichtsschreibung, auch die deutsche, eine Zeitlang irregeführt haben, werden von Braungart in schonungsloser, oft leidenschaftlicher Weise bekämpft.

Seine Nachweise, daß auch die Zerealienfunde für die europäische Heimat der Indogermanen, sowie für das hohe Alter ihres und des germanischen Ackerbaues sprechen, können hier nur angedeutet werden.

Digitized by Google

Nach Vollendung des Werks über „Die Urheimat der Landwirtschaft der Indogermanen" arbeitete Braungart an einer zweiten Schrift, welche sich in engerem Sinne mit der Landwirtschaft der Germanen beschäftigt und welche ursprünglich den Titel führen sollte: „Über die älteste Landwirtschaft der germanischen Völker, verglichen mit jener der Völker Europas, Asiens und Afrikas, welche wegen Entlehnung in Frage kommen". Beide Werke gehören zusammen und verhalten sich zu einander wie Unterbau und Aufbau. Ist im ersten Werk von allen Indogermanen die Rede, so zwar, daß durch unwiderlegliche Tatsachen die erdrückend überragende Stellung der Germanen zutage treten soll, so ist im zweiten Werk hauptsächlich von den Germanen die Rede, und die Beweismittel werden nunmehr dem ganzen Gebiet der Landwirtschaft entnommen (Joche, Eggen, Hufeisen, Herdengeläute der Weidetiere, Anlage der Ansiedelungen, Feldanlagen, Ackerbaumethoden), während im ersten Werk mehr von einem Teile derselben (den Pflügen) die Rede ist. Da sich aber der Stoff bei der Abfassung des zweiten Werks unter seinen Händen ins Ungemessene häufte, so nahm er eine Teilung desselben vor, um in einem ersten Teil die Landwirtschaft der Südgermanen, in einem zweiten Teil die der Nordgermanen und anschließend auch die der West- und Ostgermanen, namentlich der Goten, zu behandeln. Der erste Teil erschien im Jahre 1914, wieder wie das vorige Werk in glänzender Ausstattung in Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, und umfaßt zwei stattliche Bände in Großquart mit 811 Seiten, 334 Abbildungen und 9 Tafeln. Es führt den Titel: „Die Südgermanen". Braungart versucht darin nachzuweisen, daß die von den alten Schriftstellern als Bojer, Rhäter, Vindelizier, Noriker und Taurisker bezeichneten Bewohner der Alpenländer und eines Teils von Süddeutschland und Österreich, bis in die oberitalienische Ebene hinein, eine Bevölkerung von etwa zehn Millionen, keine Kelten gewesen sind, wofür sie bisher gelten, sondern Germanen, wahrscheinlich das Stammvolk aller Germanen.

Als Braungart seine wissenschaftliche Laufbahn als Lehrer in Weihenstephan antrat, d. h. fast 50 Jahre vor Vollendung seines Werks über die Südgermanen, da hielt auch er, im Banne übernommener Schulmeinung, die erwähnten Völkerschaften noch für Kelten, wie er auch damals noch in die Einwanderung der Indogermanen aus Asien nach Europa keinen Zweifel setzte. Er forschte eifrig in jenen Gegenden nach keltischen Ackerbaugeräten, fand aber nicht die geringste Spur derselben. „Als ich endlich," so erzählte er, „in langen Jahren

Digitized by Google

auch in den entferntesten Alpentälern, so z. B. in dem 22 Stunden langen Ötztal, selbst in den hintersten Ansiedelungen, lediglich germanische Pflüge, Eggen, Ochsen-Doppeljoche usw. von einer Vollkommenheit der Entwicklung fand, wie in den höchstkultivierten deutschen Ebenen, da fing endlich der Verdacht in mir zu dämmern an, daß die Ansichten der alten Lateiner und Griechen in bezug auf die Nationalität der Bojer, Rhäter, Vindelizier und Noriker ein schwerer Irrtum seien, daß vielmehr diese, wie alle ihre Ackerbaugeräte und sonstigen landwirtschaftlichen Einrichtungen zeigen, lediglich Germanen seien und zwar Urgermanen."

In seinem noch ungedruckten Werk über die Nordgermanen will er noch weitere Beweise für diese Behauptung bringen und zugleich den Nachweis, daß die Landwirtschaft der Nordgermanen derjenigen der Bojer, Vindelizier, Rhäter usw. nicht im mindesten nachsteht, wodurch die Ansicht, die römischen Schriftsteller hätten diese letzteren um deswillen für Kelten gehalten, weil ihr Kulturzustand dem der von ihnen als Germanen bezeichneten Völkerschaften überlegen gewesen sei, sich schlagend widerlegen würde. Ja, er will darin den Beweis erbringen, daß die landwirtschaftlichen Einrichtungen und Geräte der Nord-, West- und Ostgermanen denen der wirklichen Kelten bedeutend überlegen waren. Man kann deshalb der Herausgabe dieses Werks, das seit einigen Jahren im wohlverschlossenen eisernen Schrank der Winterschen Verlagsbuchhandlung ruht, mit großer Neugierde entgegensehen.

Auch auf ein anderes, dunkles und vielumstrittenes Gebiet, das der Hochäcker, werfen die Braungartschen Forschungen ein helles Licht. Er will in ihnen den Nachweis führen, daß diese rätselhaften, in Grassteppen und Wäldern namentlich Süddeutschlands und Tirols weite Länderstrecken bedeckenden, jetzt aber immer mehr im Verschwinden begriffenen, sehr breiten und meist hochgewölbten Ackerbeete, Zeugen eines uralten hochentwickelten Ackerbaus, in ihren Anfängen der Bronzezeit, in der Hauptsache aber der Hallstattzeit und in ihren Ausklängen der Römerzeit, somit einem Gesamtzeitraum von $1^1/_2$ bis 2 Jahrtausenden angehören und urgermanisch sind. Er weist eingehend aus ihrer ganzen geometrischen Anlage, aus dem Umstand, daß sie vielfach von Römerstraßen überquert sind und aus mancherlei anderen Gründen nach, daß sie nicht von den Römern herstammen können, und widerlegt ebenso die Meinung, daß sie von den Kelten herrühren. Er zeigt unter anderm, daß die Kelten gar nicht imstande waren, Hochäcker zu pflügen, weil sie gar keine Beetpflüge, sondern nur das aratrum

Digitized by Google

hatten, mit welchem sie das Land, das sie bearbeiteten, in einer Ebene (Furche an Furche) pflügten. Von besonderer Beweiskraft ist ihm ferner der Umstand, daß die in den Hochäckern gefundenen Hufeisen denen der germanischen Reiter in Cäsars Heer gleichen, nicht aber denen der von Cäsar (in Alisia) belagerten Gallier.

Auch auf die Stammesbeziehungen unserer Vorfahren wollen die Braungartschen Forschungen ein Licht werfen. Wo geschichtliche Überlieferungen fehlen, läßt er die Ackerbaugeräte reden. Er zeigt, wie die verschiedenen germanischen Stämme und Stammesgruppen konstruktiv charakteristisch verschiedene Geräte haben, so daß er z. B. die Besiedelung Spaniens durch die Westgoten an ihren Ochsenjochen und (durch eine im Jahre 1882 besonders zu diesem Zweck unternommene Forschungsreise) die Wanderung der Bojer von Böhmen nach Burgund an ihren Eggen nachweisen will.

In diesem Zusammenhang möge ein Vorgang auf einer seiner Reisen erwähnt werden, den er uns selbst einmal in launischer Weise erzählt und aus dem in anschaulicher Weise hervorgeht, wie eine genaue Kenntnis der verschiedenen Ackerbaugeräte über Ursprung und Heimat derselben ungeahnte Aufschlüsse geben kann. „In Lichtenfels nördlich von Bamberg," so erzählt er, „sah ich vor Jahren drei deutsche Eggentypen (bajuvarisch, fränkisch, obersächsisch) zur Zinkenreparatur stehen. Da man so etwas nicht alle Tage sieht, schaute ich mir sie genau an. Nun kam der Schmied heraus, der überrascht war, daß mich das interessierte. Ich sagte ihm, indem ich die Himmelsrichtnng mit der Hand andeutete, in welcher Richtung jede dieser Eggen verbreitet ist. Wahr ist das, was Sie sagen, meinte er, aber wie können Sie das wissen? Ich ging lächelnd weiter, der Schmied aber schaute mir noch lange nach, wohl meinend, daß das nicht mit rechten Dingen zuging." — Diese Erzählung gibt eine treffende Illustration zu dem Motto, das Braungart seinem Werke über die Urheimat der Landwirtschaft vorangestellt hat: „Zeige mir Deinen Pflug und Deine Egge, und ich will Dir sagen, was Du für ein Landmann und Landsmann bist."

Ein gleiches Staunen ergreift aber jeden, auch den kundigsten und gelehrtesten seiner Fachgenossen, der sich mit den Braungartschen Forschungen beschäftigt, wovon alle Besprechungen über seine Werke ein übereinstimmendes, neidlos begeistertes Urteil abgeben, selbst da, wo man mit Einzelheiten, selbst wichtigen, seiner Theorie nicht übereinstimmt. Wo man z. B. seiner Beweisführung von dem germanischen Charakter der bisher als Kelten geltenden Bojer, Räter usw.

Digitized by Google

nicht gleich zustimmt, erkennt man doch den hohen Wert seiner weitverzweigten und tiefeindringenden Forschungen an, da seine Erörterungen über die Beschaffenheit und Entwicklung des ältesten und spätern Ackerbaues unabhängig sind von seinen ethnologischen Theorien. So z. B. Hirt und Streitberg im Indogermanischen Jahrbuch, Bd. I und III.

Es dürfte auch hier ein Wort zutreffen, das Braungart bereits im Jahre 1881 in seinen „Ackerbaugeräten" ausspricht: „Es bleibt mir ein tröstender Gedanke, daß es weit weniger darauf ankommt, daß das, was man bringt, bereits die Wahrheit selbst, als vielmehr, daß es fruchtbar sei. An fruchtbaren Gedanken dürfte wohl in meiner Arbeit kein Mangel sein."

In seinen letzten Lebensjahren war Braungarts Gesundheit erschüttert. Jeden Winter suchte ihn ein quälender Halskatarrh in dem rauhen Klima Münchens heim, der ihn für Monate auf seine Studierstube fesselte, ihn aber seine wissenschaftlichen Arbeiten nicht unterbrechen ließ. Einmal mußte er sich noch in hohem Alter einer Operation unterziehen. Im Sommer suchte er dann regelmäßig, begleitet von seiner für seine aufreibende wissenschaftliche Tätigkeit wie für seine Gesundheit gleich besorgte Gattin, Erholung durch einen längeren Aufenthalt in den bayerischen und Tiroler Bergen, wo er dann, wie z. B. in Gossensaß und im Passeiertal, seine geliebten Goten wiederzufinden glaubte. Überallhin, selbst in das Krankenhaus, nahm er seine Bücher und Manuskripte mit. Soweit es seine Kräfte erlaubten, durchwanderte er noch die Gegenden, um auf den abgelegensten Fluren und Höfen einsamer Täler und weltentlegener Höhen Unterlagen für seine Forschungen zu suchen. — Am 7. April 1916 fand dann dies überaus fleißige, unermüdliche und erfolgreiche Forscherleben im Alter von 77 Jahren sein Ende. Aber Braungarts Werke, die in gleichem Maße ein Denkmal eines ungewöhnlichen Gelehrtenfleißes wie eines kühnen Forschungsgeistes sind, werden ihn überdauern. —

In allen seinen Schriften, wie in seinem ganzen Leben tritt uns eine kernige, charaktervolle, geschlossene Persönlichkeit entgegen. Es ist nicht nur die Fülle und Ursprünglichkeit seines Wissens, die wir bei Braungart bewundern, sondern ebenso sein unbestechlicher Wahrheitssinn, sein persönlicher Mut, seine Arbeits- und Forscherfreudigkeit und vor allem seine liebevolle und begeisterte Hingabe an die von ihm vertretene Sache, die uns ihn hochschätzen und lieben lehren. Dabei ist er kein Gelehrter, der nur aus Büchern

Digitized by Google

schöpft und fremde Gedanken in sich aufnimmt und verarbeitet, sondern ein Tatsachenforscher, der statt überkommener Überlieferungen und kritiklos verbreiteter Schulmeinungen urkundlich von ihm festgelegte Tatsachen sprechen läßt. Auch bietet er uns nicht fertige Ergebnisse, sondern er zeigt uns, wie seine Anschauungen in ihm entstehen, sich bilden, auch wieder umbilden, klären, erweitern, bis sie zuletzt zu einem festen Ergebnis sich zusammenschließen. Eine gewisse epische Breite, wenigstens in seinen letzten umfangreichen Büchern, erklärt sich größtenteils aus dem Umstand, daß Braungart erst am Schluß seines Lebens zum Abschluß seiner Sammlungen und Forschungen kam, und es ihm nunmehr an Zeit fehlte, die ungeheure Fülle des Stoffs bei der schriftstellerischen Darstellung zu kürzen und zusammenzuziehen. Dieser Umstand läßt es aber wünschenswert erscheinen, daß eine sachkundige Hand diese Kürzung noch nachträglich vornimmt, wobei es dann aber immer noch als ein Vorteil erscheint, daß für eingehendere Fachstudien seine unverkürzten Werke, die durch zahllos eingestreute Bemerkungen und Beobachtungen eine wahre Fundgrube für den Forscher bilden, zur Ergänzung und zum Vergleich vorhanden sind.

Schriften: 1. Die Ackerbaugeräte in ihren praktischen Beziehungen wie nach ihrer urgeschichtlichen und ethnographischen Bedeutung; 1 Band, Text und 1 Atlasband mit 48 Tafeln Abbildungen. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1881. 2. Geschichtliches über den Hopfen; Wochenschrift für Brauerei, Berlin, bei P. Parey, 1891, Nr. 13 und 14. 3. Der Hopfen und die Brauerei in der Geschichte und Sprache; in: „Der Hopfen aller hopfenbauenden Länder als Braumaterial", München 1901, bei R. Oldenbourg, S. 73 bis 137. 4. Die Hufeisenfunde in Deutschland, namentlich in Südbayern, und die Geschichte des Hufeisens; mit 9 Tafeln Abbildungen; Landwirtschaftliche Jahrbücher von Dr. H. Thiel, Berlin, bei P. Parey, 1883. 5. Uralter Ackerbau im Alpenlande und seine urgeschichtlich-ethnographischen und anthropologischen Beziehungen; mit 2 Tafeln Abbildungen; Landwirtschaftliche Jahrbücher von Dr. H. Thiel; Berlin, bei P. Parey, 1897. 6. Urgeschichtlich-ethnographische Beziehungen an alten Anspanngeräten; mit 27 in den Text gedruckten Abbildungen; Archiv für Anthropologie der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, 1900, XXVI. Band, bei Fr. Vieweg in Braunschweig. 7. Die letzten Spuren urältesten Ackerbaues im Alpenlande; Beilage zur Münchener Allg. Zeitung, 1902, Nr. 104 und 105, vom 6. Mai 1902. 8. Die sog. Imperialgerste (Hordeum distichon L. var. erectum Schübl.) im Tiroler Kaisergebirge und an den Südabhängen der Tauernkette; Zeitschrift für das gesamte Brauwesen, München, bei R. Oldenbourg, XV. Band, 1893, S. 450 ff. 9. Beiträge zur Kenntnis der sog. Imperialgerste (Hord. dist. erectum) i. Zeitschrift des landwirtsch. Vereins in Bayern, 1893, Januar- und Februarheft. 10. Landwirtschaftliche Geräte und Arbeitsvorgänge als wichtige Hilfsmittel kunstgeschichtlicher Forschung; Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung vom 6. März 1903. 11. Handbuch der rationellen Wiesen- und Weiden-

Digitized by Google

Kultur und Futterverwendung; München bei Theodor Ackermann, 1899. 12. Über den fehlerhaften Pflanzenbestand der Wiesen und Weiden in Deutschland und Österreich, Leipzig bei H. Voigt, 1896. 13. Über die Verbesserung der Wiesen und Weiden in Mittel- und Süddeutschland und über gutes und schlechtes Futter; München, M. Pössenbacher'sche Verlagsdruckerei, 1896. 14. Über den Pflanzenbestand guter und schlechter Wiesen in Württemberg, im Lichte der modernen Fütterungslehre; Landwirtschaftliche Lehrbücher von Dr. H. Thiel, Berlin 1898, Augustheft. 15. Über den Pflanzenbestand der Wiesen in Mittelfranken; Zeitschrift des landw. Vereins in Bayern vom Aprilheft ab, 1898. 16. Naturwissenschaftlich-wirtschaftliche Reisebilder. Oberetschtal und Meran. Landw. Jahrbuch des kgl. preußischen Ackerbauministeriums, herausgegeben von Dr. Thiel, Jahrgang 1874. 17. Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker, an der Geschichte der Kulturpflanzen und Ackerbaugeräte in Mittel- und Nordeuropa nachgewiesen; Heidelberg 1912, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Mit 226 Abbildungen im Text und 1 Tafel. 18. Die Südgermanen. Die Boier, Vindelizier, Räter, Noriker, Taurisker usw. waren nach all ihren landwirtschaftlichen Geräten und Einrichtungen keine Kelten, sondern Urgermanen, wahrscheinlich das Stammvolk aller Germanen. Heidelberg 1912. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Mit 334 Abbildungen und 9 Tafeln. 2 Bände.

Pfarrer a. D. Hermanns, Gruiten b. Elberfeld.

8. **Brentano**, Franz, Professor der Philosophie 1838—1917.

Der große Philosoph, von dessen Leben und Wirken das Folgende berichtet, gehört unserem Frankenlande nicht nur durch seine Aschaffenburger Jugendzeit, sondern auch durch eine glänzende Lehrwirksamkeit an der Würzburger Universität in den Jahren 1866—1873 an. Er hat dann seine Tätigkeit auf einem erweiterten Schauplatz, in Wien, bis zum Jahre 1894 fortgesetzt, darauf der Lehrtätigkeit entsagt, der philosophischen Forschung aber bis zu seinem Lebensende 1917 unermüdlich obgelegen. Unter den Denkern, die sich um eine Wiederaufrichtung der Philosophie nach dem Zusammenbruche der Hegelschen Schule bemühten, steht er in erster Reihe. Seine historischen und systematischen Untersuchungen wiesen neue Wege und durch seine außerordentliche Lehrbegabung gewann er in Deutschland und Österreich zahlreiche jüngere Kräfte zur Weiterführung der philosophischen, insbesondere psychologischen Forschungen.

1. (Leben). Geboren ist Franz (Clemens) Brentano zu Marienberg bei Boppard am Rhein 16. Januar 1838. In demselben Jahr

Digitized by Google

übersiedelte die Familie nach Aschaffenburg. Der Vater, Christian, war ein Bruder des genialen Romantikers Clemens Brentano, hat sich aber auch selbst als Schriftsteller in kirchlicher Richtung bekannt gemacht. Die dichterischen Anlagen des Onkels Clemens und der Tante Bettina bildeten auch eine Seite in Franz Brentanos Wesen, wenngleich der Zug zum streng wissenschaftlichen, abstrakten Denken bei ihm überwog. Die Mutter Emilie, geb. Gengler, war eine Rheinländerin von großer Lebhaftigkeit und Gemütstiefe. Sie führte nach dem Tode des Vaters (1851) die Erziehung der Kinder in ernst religiösem Sinne fort und gestaltete ihr Haus zu einem Mittelpunkte der Werke christlicher Mildtätigkeit. Fünf Kinder waren aus der Ehe hervorgegangen: Ludovica, die den Ägyptologen Renouf in London heiratete, Sophie, die spätere Gattin des Professors der Philosophie Funck-Brentano in Luxemburg und Paris, Franz, Claudine, die Klosterfrau wurde, und Lujo (Ludwig Joseph), der hervorragende Nationalökonom. Franz besuchte das Aschaffenburger Gymnasium und Lyzeum. Um seine geistige Entwickelung war auch der alte Hausfreund Merkel, Lyzealprofessor und Vorstand der Schloßbibliothek, bemüht. Seinem Andenken ist Brentanos Buch über die Psychologie des Aristoteles gewidmet. Das Haus, in dem die Kinder aufwuchsen, lag einsam in den Anlagen oberhalb des Mains und hatte unmittelbaren Zugang zu den schönen Spaziergängen in der Umgebung des Städtchens, auf denen sich gar wohl träumen und philosophieren ließ. Auch für die körperliche Ausbildung war gesorgt. Von Natur aus kräftig und schlank gebaut, lernte Brentano die Künste des Turnens, Schwimmens, Ruderns.

Als es galt, sich eine Lebenstätigkeit zu wählen, schwankte er zunächst zwischen Mathematik, Dichtung und Philosophie, aber bald siegte die letzte. Er studierte 1856—57 in München, wo Lasaulx' Vorlesungen und persönliche Erscheinung ihm einen dauernden Eindruck hinterließen, dann 1858 ein Semester in Würzburg, 1858—59 in Berlin, wo ihn Trendelenburg in das aristotelische Studium einführte und das Haus seines Onkels Savigny, des berühmten Juristen, und das seiner Tante Bettina v. Arnim Anregungen boten. 1859—60 wurde er in Münster durch Professor Clemens in die Scholastik eingeführt, für deren Verständnis ihm die aristotelischen Studien ebenso nützlich waren, wie er sich umgekehrt durch die scharfsinnigen Deutungen der mittelalterlichen Interpreten im Verständnis des Aristoteles gefördert sah. Zu Ostern 1860 fiel er in eine lange schwere Krankheit. Während der Rekonvaleszenz wurde ihm zuerst klar, wie sich die

Digitized by Google

Schelling-Hegelsche Spekulation, die mit den höchsten Ansprüchen aufgetreten war, in den allgemeinen Entwicklungsgang der Philosophie einordne. Sie erschien ihm nur als letztes Stadium einer Verfallszeit, wie es analog auch zu Ende des Altertums und des Mittelalters aufgetreten war, und er gewann so das fast verlorene Zutrauen zur Philosophie wieder, die nur eben von dieser verkehrten Denkrichtung zur nüchternen, auf die Erfahrung begründeten Forschung zurückkehren müsse. Nach einem nochmaligen Aufenthalt in Münster begann er die Arbeit an seinem ersten Buche „Von der mannigfachen Bedeutung des Seienden bei Aristoteles", das 1862 erschien. Es offenbart bereits die volle Meisterschaft der Beherrschung und Auslegung der Texte, die allen seinen Aristoteles-Forschungen eigen ist. Er sucht darin verständlich zu machen, wie Aristoteles zur Tafel seiner zehn allgemeinsten Begriffe (Kategorien) gelangt ist und welche Bedeutung sie in seiner Metaphysik haben. Trendelenburg, der selbst eine andere Hypothese über die Entstehungsfrage aufgestellt hatte, spendete ihm seinen Beifall. Brentano reichte das Buch im Sommer 1862 der philosophischen Fakultät in Tübingen behufs Promotion in absentia (damals nicht ungebräuchlich) ein, da er eine Reise vorhabe, die keinen Aufschub zulasse und von der er wahrscheinlich erst nach Jahren zurückkehren werde. In der Tat reiste er unmittelbar nach der Absendung nach Graz und lebte dort im Dominikanerkloster. Die Tübinger Fakultät verlieh ihm den Doktortitel und hat ihn 50 Jahre später in üblicher Weise mit hohen Anerkennungsworten erneuert. In Graz blieb aber Brentano nur kurze Zeit und trat nicht (wie sein dortiger Freund, der später berühmt gewordene P. Denifle) in den Orden ein, dessen wissenschaftlicher Stand seinen Erwartungen nicht entsprochen zu haben scheint, sondern begab sich zum weiteren Studium der Theologie nach München, wo er Döllinger kennen lernte, dann auf kurze Zeit in das theologische Seminar in Würzburg. Am 6. August 1864 wurde er dortselbst durch den Bischof Stahl zum Priester geweiht.

Dann setzte er seine aristotelischen Studien fort und arbeitete seine Habilitationsschrift aus, die „Psychologie des Aristoteles, insbesondere seine Lehre vom νοῦς ποιητικός" (gedruckt 1867). Er reichte das Manuskript schon im Herbst 1865 bei der philosophischen Fakultät in Würzburg ein, aber die Fakultät oder die Gutachter scheinen lange nicht schlüssig geworden zu sein, wie sie es mit dem geistlichen Bewerber halten sollten. Denn erst auf den 15. Juli 1866 wurde die öffentliche Disputation angesetzt. Das offizielle Gutachten rühmt die

Digitized by Google

Fähigkeiten und Leistungen des Habilitanden mit den höchsten Ausdrücken und die Disputation, der der Verfasser dieses Artikels als junger Student anwohnte, offenbarte seine außerordentliche dialektische Kunst, aber auch die Tiefe und Vielseitigkeit seines systematischen Denkens. Die 25 Thesen umfaßten sämtliche Gebiete der Philosophie, selbst die Ästhetik inbegriffen. Eine der Thesen, die im Mund eines katholischen und scholastisch gebildeten Priesters kühn genug klang, lautete: Die wahre Methode der Philosophie sei keine andere als die der Naturwissenschaft. Hierin lag Brentanos Überzeugung ausgesprochen, daß die Philosophie nur auf dem Grunde der Erfahrung zu einer dauernden Blüte gedeihen könne. Er meinte natürlich nicht, daß der Tatsachenkreis der Naturwissenschaft die einzige Grundlage der Philosophie sein sollte, vielmehr hat er der inneren oder psychologischen Erfahrung eine weit maßgebendere Bedeutung zuerkannt. Nur die allgemeinen Grundzüge der induktiven Methode, die in der Naturwissenschaft bisher am ausgiebigsten und in vorbildlicher Weise geübt wird, wollte er auf die Philosophie übertragen wissen. Dieses Programm war es denn auch in erster Linie, das ihm so viele begeisterte Anhänger zuführte.

Im Herbst 1866 eröffnete Brentano seine Vorlesungen. Er las in Würzburg Geschichte der Philosophie, Metaphysik, Logik und Psychologie, besonders ausführlich die beiden ersten Vorlesungen, die er auf je zwei Semester verteilte. Die unvergleichliche Schärfe und Folgerichtigkeit des Gedankenganges, die dem Vortrag ohne jeden äußerlichen Glanz der Rede doch etwas ungemein Spannendes verlieh, und die Originalität und Tiefe der Gedanken selbst, dazu die auffallende äußere Erscheinung und die völlige Hingabe an seinen Beruf machten Brentano zu einem der erfolgreichsten Lehrer, ja einzelne seiner Vorlesungen wiesen die größte Hörerzahl an der ganzen Universität auf. Selbst Mediziner wußte er durch sein Eingehen auf naturwissenschaftliche Fragen, wie Atomistik oder Darwinismus, zu fesseln. Besonders aber waren es natürlich Theologen, die ihm zuströmten und unter denen sich viele später noch, als er selbst vom Glauben abgefallen war, als seine Schüler bekannten, wie der Führer der Modernisten Hermann Schell, aber auch dessen Gegner Commer und andere Vertreter der strengen Richtung. Auch der spätere Führer der Zentrumspartei und nachmalige siebente Reichskanzler v. Hertling war ein Schüler Brentanos. Die nachhaltigste Wirkung übte er in jener Zeit auf den Verfasser dieser Zeilen und auf Anton Marty aus Schwyz, der 1867 nach Würzburg kam und später am nachdrücklichsten

Digitized by Google

für seine Lehre eingetreten und im regsten persönlichen Verkehr mit ihm geblieben ist.

Das Verhältnis von Glauben und Wissen faßte Brentano bis zum Jahr 1870 in derselben Weise wie die großen Scholastiker: die Dogmen enthalten keine direkten inneren Widersprüche, wenn auch manche neue Begriffsunterscheidungen um ihretwillen gebildet werden müssen. Der Verstand kann sie daher nicht widerlegen, aber auch nicht beweisen, sondern nur im besten Falle plausibel machen. Sie können dem Denken andererseits als Leitsterne dienen, es hinlenken auf Wahrheiten, die es dann aus sich selbst heraus erkennt. Der Aufgabe, ihre innere Widerspruchslosigkeit aufzuzeigen, hatte sich Brentano mit Aufbietung alles seines Scharfsinnes gewidmet. Aber derselbe Scharfsinn ließ ihn immer wieder neue Schwierigkeiten entdecken. Als nun 1869 die Verhandlungen über die feierliche Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas begannen, kämpfte er mit Vielen gegen diesen Plan und verfaßte im Auftrage des Mainzer Bischofs Ketteler ein Gutachten darüber, das bei den deutschen Bischöfen seines Eindruckes nicht verfehlte. Zugleich fand er sich angeregt, noch einmal alle Schwierigkeiten der wesentlichsten Glaubensartikel zu überdenken, und kam im Frühjahr 1870, noch vor Verkündigung der Unfehlbarkeitslehre, zu dem Ergebnis, daß in sämtlichen Dogmen nicht nur scheinbare, sondern wirkliche, unlösbare Widersprüche vorlägen. Damit war er innerlich von der Kirche und dem Glauben abgefallen. Denn die Ausflucht, daß etwas in der Theologie wahr, in der Philosophie falsch sein könne, erschien ihm nur als eine törichte oder frivole Rede. Trotzdem zögerte er drei Jahre mit der Austrittserklärung, hauptsächlich aus Rücksicht auf seine Mutter. Nur ganz wenige wußten um seine Sinnesänderung.

Auf Grund seiner Lehrerfolge bewarb er sich 1870 um eine außerordentliche Professur für Philosophie, hatte aber einen Gegner an dem Ordinarius Franz Hoffmann, dessen eigene Lehrerfolge fast auf Null herabgesunken waren, und der in ihm einen verkappten Jesuiten sah, aber auch an anderen Kollegen, die einem Geistlichen keine philosophische Professur anzuvertrauen wünschten, wenn sie auch seiner wissenschaftlichen Kapazität ihre volle Hochachtung schenkten. Erst im Mai 1872, als er um Beurlaubung zu einer Reise nach England eingegeben und sie angetreten hatte, erfolgte seine Ernennung. Diese Reise brachte ihn in engere Berührung mit englischer Geistesart, zu der er sich durch seine Betonung der empirischen Methode hingezogen fühlte. Mit J. St. Mill uud Herbert Spencer ist er später auch in Korrespondenz getreten.

Digitized by Google

Am Karfreitag dem 11. April 1873 endlich legte er die Austrittserklärung aus der Kirche in die Hände des Bischofs Stahl nieder. Kurz vorher hatte er auch seiner Professur entsagt, um den unvermeidlichen Kollisionen aus dem Wege zu gehen. Brentano ist jedoch der Kirche gegenüber nicht wie so viele im ähnlichen Falle aus einem Paulus zu einem Saulus geworden, hat vielmehr zeitlebens eine direkte Bekämpfung vermieden, da er ihre Leistungen für die sittliche Kultur bewundernd anerkannte und ihre Schattenseiten nicht für so verderblich hielt, um sein Leben solcher Polemik zu widmen. Der Aufbau eines wissenschaftlich begründeten Theismus schien ihm wichtiger, als die Zerstörung des Überkommenen.

Er arbeitete nun (nach einem Aufenthalt in Paris) in Aschaffenburg an einem neuen Werke: „Psychologie vom empirischen Standpunkte," dessen erster Band 1874 erschien. Zugleich wurde er vom Minister Stremayr in Wien für ein dort zu besetzendes Ordinariat der Philosophie ins Auge gefaßt, und es gelang, die Bedenken des Kaisers und kirchlicher Kreise durch Hinweis auf seine eben erwähnte Gesinnung zu überwinden. Brentano selbst ging um so lieber nach Österreich, als er mit der Entwicklung Deutschlands seit 1866 nichts weniger als zufrieden war, Bismarcks Politik aufs schärfste verurteilte, dagegen dem österreichischen Staat aufrichtige Sympathie entgegenbrachte. So eröffnete sich nun für ihn 1874 ein neues und weiteres Feld der Lehrtätigkeit. Auch in Wien strömte die akademische Jugend in seine Hörsäle und vermehrte sich zugleich der Kreis seiner engeren Schüler bedeutend. Unter den Gegenständen seines Vortrages stand jetzt die Ethik (praktische Philosophie) im Vordergrunde, da der österreichische Unterrichtsplan diese Disziplin als einen notwendigen Bestandteil des juristischen Studiums vorschrieb. Er hat sie jährlich gelesen und sich dabei zugleich forschend in ihre Probleme versenkt. Man erkennt die Früchte dieser Untersuchungen besonders in der Schrift „Über den Ursprung sittlicher Erkenntnis" (1889), aber auch in dem ausgearbeiteten Vortrag „Über die Zukunft der Philosophie" (1893). Außerdem widmete er sich in dieser Zeit einer rein beschreibenden Psychologie, die er „Psychognosie" nannte, d. h. einer auf die genaueste Ausdeutung der inneren Erfahrung begründeten Zerlegung der Seelentätigkeiten, ohne Rücksicht auf die Frage ihres Zustandekommens, insbesondere ihrer physiologischen Bedingungen; während gleichzeitig Wundt umgekehrt eine „Physiologische Psychologie" auszubilden versuchte, in der gerade auf diese Bedingungen das größte Gewicht gelegt wurde. Brentano nannte es auch wohl eine „Mikro-

Digitized by Google

skopische Anatomie des Seelenlebens". Er leugnete nicht die Notwendigkeit einer kausalen Betrachtung und die wesentliche Bedeutung der Gehirnprozesse in dieser Beziehung; aber es schien ihm gegenwärtig in den Theorien darüber noch soviel Hypothetisches zu liegen, daß er es für richtiger hielt, zunächst nur das, was sich rein tatsächlich auf Grund der Selbstbeobachtung sagen läßt, so umfassend und genau wie möglich zu formulieren. Man kann hier wohl auch einen gewissen Einfluß des französischen und englischen Positivismus nicht verkennen (Brentano hatte schon in Würzburg A. Comte einmal eine besondere Vorlesung gewidmet). Leider sind diese seine Studien zum größten Teil nur in den Vorlesungsheften (er bediente sich kurzer Notizen von meisterhaft prägnanter Fassung) und in sonstigen Handschriften niedergelegt und bisher unveröffentlicht. Die großen Fragen der Metaphysik und allgemeinen Weltanschauung, die Brentano in Würzburg so ausführlich erörtert hatte, ließ er auch in diesen Wiener Jahren keineswegs liegen; doch waren es wesentlich nur die Argumente für das Dasein Gottes und die Auseinandersetzungen mit der materialistischen Welterklärung und dem Darwinismus, die er in Vorlesungen immer schärfer und bündiger zu fassen suchte.

Brentanos wissenschaftliche Arbeit stand, solang er vom Katheder lehrte, im engsten Zusammenhang mit seinen Vorlesungen. Ist es die Eigenart des deutschen Professors überhaupt, in den Vorlesungen möglichst Selbsterarbeitetes zu geben, so ging Brentano darin bis an die äußerste Grenze. Seine Vorlesungen hatten durchweg die Form von Untersuchungen, in denen er die Hörer die Schwierigkeiten der Probleme und die Methode ihrer Lösung miterleben ließ. Eben darum war er ein idealer Lehrer und wirkte befruchtend wie wenige. Aber er blieb dabei selbst immer ein Suchender und entschloß sich immer schwerer zu Veröffentlichungen. Zu einer zusammenfassenden Darstellung irgend eines größeren Teiles seiner Lehre ist er überhaupt nicht gekommen; auch die angefangene „Psychologie" fand keine Fortsetzung. Was in der Wiener Zeit veröffentlicht wurde, sind fast nur Gelegenheitsvorträge, denen er freilich stets tieferen Gehalt zu geben wußte: so über die Gründe der Entmutigung auf philosophischem Gebiete, die Zukunft der Philosophie, das Genie, das Schlechte als Gegenstand dichterischer Darstellung, die vier Phasen der Philosophie, den Ursprung sittlicher Erkenntnis. Die letzte dieser Schriften ist die umfangreichste, aber auch sachlich wichtigste. In kristallklarer Darstellung gibt sie nichts weniger als eine neue Grundlegung der Ethik, behandelt aber in zahlreichen Exkursen auch logische und erkenntnis-

Digitized by Google

theoretische Probleme. Außerdem erschien in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, die ihn zu ihrem Mitglied gewählt hatte, eine Abhandlung über den Kreatianismus des Aristoteles, und dieser folgte noch ein offener Brief an Zeller: beide Schriften Fortsetzungen, Verteidigungen und Bekräftigungen seiner Darstellung der Aristotelischen Gotteslehre im Anhange der „Psychologie des Aristoteles". Die Berliner Akademie hat Brentano später trotz dieser scharfen Opposition gegen die Autorität eines ihrer angesehensten Mitglieder zum korrespondierenden Mitglied gewählt.

Brentanos Einfluß auf die Philosophie in Österreich äußerte sich auch darin, daß seine Schüler an österreichische Universitäten berufen wurden. So kam Marty 1875 nach Czernowitz, der Schreiber dieses, der in Würzburg Brentanos Erbschaft hatte übernehmen dürfen, 1879 nach Prag, wohin ihm Marty 1881 folgte. Aber auch neue Schüler sammelten sich um den Lehrer: v. Meinong, der später in Graz eine eigene sehr regsame Schule begründete, Masaryk, der an die neue tschechische Universität in Prag kam und später Präsident des tschecho-slowakischen Staates wurde, Twardowski, Hillebrand, v. Ehrenfels, Höfler u. a., durch welche Brentanos Philosophie und Denkweise auf sämtlichen österreichischen Universitäten, die vorher mit Herbartianern besetzt waren, Eingang fand. Und nach Deutschland wanderte sie zurück: der Verfasser kam nach Halle, München, Berlin; Edmund Husserl, der später als Verfasser logischer Untersuchungen und Begründer einer sogenannten Phänomenologie einen großen Namen erlangt hat, setzte seine bei Brentano begonnenen Studien in Halle fort und begann dort seine akademische Laufbahn, die ihn nach Göttingen und Freiburg führte. In Österreich selbst wurde Prag durch Marty immer mehr ein zweites Zentrum der Schule, aus welchem besonders O. Kraus und Kastil als akademische Vertreter hervorgingen. Diese Prager Schule hielt auch den Lehrgehalt der Brentanoschen Philosophie am getreuesten fest, während viele der Genannten mehr oder weniger eigene Wege gingen. Aber gerade die Verschiedenartigkeit der sachlichen Anschauungen, die aus dem gleichen Boden erwuchsen, zeugt, ähnlich wie bei Sokrates, für die Fruchtbarkeit des Bodens und der Arbeitsweise, die der Meister gelehrt hatte.

Mit den näheren Schülern verkehrte Brentano denn auch in der Weise der alten Philosophen, des Sokrates, Platon, Aristoteles. Sie begleiteten ihn vielfach auf Spaziergängen oder fanden sich zu philosophischen Abenden in seinem Haus ein. Die Erziehung zum streng logischen Denken und zur genauen psychologischen Beobachtung war

Digitized by Google

ihm Herzensangelegenheit. Aber auch ein Leiter des inneren Lebens und ein Freund strebte er ihnen zu werden und ist es vielen geworden.

Sein Verkehr erstreckte sich in Wien bald auch auf weitere Kreise der Gesellschaft. Hatte er in Würzburg in größter Zurückgezogenheit gelebt, so ließ er sich hier gern in die geistig interessierten Kreise einladen, in denen feinere Geselligkeit gepflegt wurde; und wie schon sein Onkel Clemens die Wiener entzückt hatte, so dankte er durch die reichen Gaben seines Geistes, u. a. durch die vielen Rätselgedichte, die unter dem Titel „Aenigmatias" gesammelt wurden und bis jetzt in drei Auflagen erschienen sind, meisterhaft nach Inhalt und Form, wenn auch teilweise harte Nüsse, viele davon wahre Kabinettstücke in der scharfen Herausarbeitung scheinbar unlöslicher Antithesen und in reizvoller echter Poesie der Bilder. Auch die liebenswürdige Schalkhaftigkeit, die Brentano unter guten Freunden eigen war, schaut überall heraus. Nicht jeder freilich, mit dem ihn der gesellschaftliche Verkehr zusammenführte, war ihm wohlgesinnt. Manchen erschien er doch mit seinen metaphysischen Überzeugungen und seinem zuerst etwas feierlichen Auftreten immer als Fremdling in einer ganz auf das Diesseitige abgestimmten Umgebung. Dafür fand er sich durch die Freundschaft derer, die ihn genauer kannten, entschädigt. Unter den Künstlern Wiens war ihm besonders der Bildhauer Zumbusch seit der Jugend eng verbunden. Der spätere Burgtheaterdirektor v. Berger war sein Schüler und Freund, unter den Gelehrten der Slawist Miklosich (der auch seine logischen Lehren in die Sprachforschung übertrug) und viele andere, unter den Staatsmännern der ältere Plener, der Parlamentarier Peez, der Sektionschef v. Pidoll, unter den geistvollen Damen Wiens besonders Mutter und Tochter v. Wertheimstein.

Brentano war nach seinem Austritt aus der Kirche zunächst entschlossen, das Zölibat fortzusetzen, um ganz und gar seiner hohen philosophischen Mission zu leben. Aber nach einigen Jahren gab er diesen Entschluß auf und fand in der jugendlichen Ida v. Lieben, der Schwester eines Kollegen, eine Lebensgefährtin, die durch Anmut, Herzensgüte und Hingebung sein Leben verschönte. Aber nach dem österreichischen Gesetz, wie es von den Gerichten zumeist aufgefaßt wurde, bildete der »character indelebilis« der Priesterweihe auch nach seinem Austritte aus der Kirche für den Staat ein Ehehindernis. Um daher seine Ehe gegen alle Einwendungen zu schützen, trat Brentano 1880 aus dem österreichischen Untertanenverband aus, erwarb die sächsische Staatsbürgerschaft und schloß die Ehe zu Leipzig. Zugleich legte er

Digitized by Google

sein Amt als ordentlicher Professor, mit dem die österreichische Staatsbürgerschaft verbunden war, nieder und habilitierte sich als Privatdozent an der Wiener Universität, um seine Wirksamkeit dort fortsetzen zu können. Seine Wiederernennung zum Ordinarius wurde von der philosophischen Fakultät mehrmals (meines Wissens 1884, 1885, 1890, 1893) dem Ministerium empfohlen, aber ohne Erfolg. Der Minister Gautsch gab ihm zwar öfters Beweise seines ungeschmälerten Vertrauens, getraute sich aber nicht, den kirchlichen Anschauungen und Forderungen entgegenzutreten. 1894 hatte Brentano auch das Unglück, seine junge Frau, die ihm 1888 einen Sohn geschenkt hatte, durch plötzliche Krankheit zu verlieren. Er führte aber den Kampf um die Anerkennung seiner Ehe fort und veröffentlichte auch eherechtliche Darlegungen, um ihre Gültigkeit vom Standpunkte des österreichischen Gesetzes selbst zu beweisen. Die Gerichte wie die Rechtslehrer blieben geteilter Meinung; doch wurde Brentanos Standpunkt von einem so hervorragenden Juristen wie Unger gebilligt. Endlich 1895 sah er sich durch die Aussichtslosigkeit seiner Wiederanstellung veranlaßt, Wien und Österreich zu verlassen. Wenn man seinen Glauben an Österreich und seine Liebe zu diesem Staatswesen, dazu noch seine Begeisterung für die akademische Lehrtätigkeit bedenkt, so wird man die Tragik dieser Erlebnisse nicht verkennen.

Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in der Schweiz und Italien erwarb er 1896 die italienische Staatsbürgerschaft und ließ sich in Florenz nieder. Italien war ja auch das Heimatland der Brentano'schen Familie, die von Tremezzo am Comersee nach Deutschland übergesiedelt war,[1]) und frühere Reisen hatten ihn schon vielfach dahin geführt. Florenz war fortan sein gewöhnlicher Winteraufenthalt (mehrmals auch Rom und Palermo), während er die Sommermonate in einem bereits 1887 erworbenen Anwesen zu Schönbühl an der Donau in der lieblichen Wachau verbrachte, das er aus einer Taverne in ein behagliches, an das Aschaffenburger Haus erinnerndes Heim umgewandelt hatte.

1897 faßte Brentano nach einer nicht ungefährlichen Erkrankung den Entschluß, mit Fräulein Emilie Rueprecht, deren Eltern in der Nähe von Schönbühl ihren Landsitz hatten, eine neue Ehe einzugehen. Auch diese wurde ihm zum Segen. Die Erwählte war ihm nicht blos sorgende Hausfrau und Mutter des Sohnes, sondern auch eine Stütze des wissenschaftlichen Arbeitens, deren er wegen eines Augen-

[1]) Näheres über den Stammbaum und die Herkunft nach Lujo Brentano's Angaben in der Vossischen Zeitung vom 16. IX. 1916 und 1. I. 1918.

Digitized by Google

leidens immer mehr benötigte. Selbst seine letzten aristotelischen Arbeiten sind außer durch sein enormes Gedächtnis nur durch die Hilfe der Gattin, die Griechisch lesen gelernt hatte, möglich geworden.

Brentano hörte nicht auf, wissenschaftlich intensiv weiter zu arbeiten. Namentlich waren es die metaphysischen Studien, die jetzt wieder ganz die Oberhand gewannen, wie die über das Wesen der Zeit und religionsphilosophische Probleme. Mit vielen italienischen Gelehrten, Philosophen und Mathematikern trat er in Verkehr und Briefwechsel (Amato, Vailati, Enriquez u. a.). Mit manchen, wie Puglisi und dem bekannten in Florenz lebenden deutsch-amerikanischen Physiker Stallo, verband ihn enge Freundschaft. Auch Boltzmann, der große Physiker, war längere Zeit sein Gast in Florenz und fand sich durch seinen Umgang lebhaft angeregt. In den Sommermonaten wurde er von Freunden und Schülern in Schönbühl aufgesucht und war unermüdlich in der Diskussion der Probleme, die ihn und sie beschäftigten.

An Veröffentlichungen erschienen in diesen zwei letzten Dezennien nur die „Untersuchungen zur Sinnespsychologie" (1907), der Neudruck des Kapitels „Von der Klassifikation der psychischen Phänomene" aus der „Psychologie", mit wichtigen, für seine spätere Lehre maßgebenden Zusätzen (1911) und mehrere aristotelische Schriften (Aristoteles und seine Weltanschauung, 1911, Aristoteles' Lehre vom Ursprung des menschlichen Geistes, 1911), worin er seine Auffassung von dem Wesentlichen der Aristotelischen Lehre, insbesondere der Gotteslehre, in zusammenfassender Weise vorträgt.

Etwa 1900 trat das erwähnte Augenleiden auf, das bereits 1903 eine Operation nötig machte, aber sich immer mehr verschlimmerte und den bis dahin ungewöhnlich Scharfsehenden in den letzten zehn Jahren seines Lebens des Augenlichts völlig beraubte. Er hat auch dieses neue tragische Geschick mit bewunderungswürdigem Heroismus getragen.

Nach dem Ausbruch des Weltkrieges und dem Abfall Italiens ging Brentano, dessen Sympathien dem deutschen Vaterlande galten, das er doch als italienischer Staatsbürger nicht betreten durfte, nach Zürich. Ohne den furchtbaren Ausgang zu erleben, starb er dort am 17. März 1917 im 80. Lebensjahre. Er wurde auf dem Friedhof Sihlfeld begraben.

Seine in jeder Hinsicht reich begabte Natur, sein in strenger Selbstzucht gestählter, auf das Höchste gerichteter Charakter und seine merkwürdigen Lebensschicksale machen Brentano zu einer der bedeutendsten und großzügigsten Persönlichkeiten unserer Zeit. Körperlich war er

Digitized by Google

von hoher, magerer, aber kräftiger, sehniger Gestalt. Die Linien seines Kopfes und seines Gesichtes waren überaus fein geschnitten, seine Züge in der Würzburger Zeit die eines Asketen, in der Wiener Zeit, wo er einen Vollbart trug, die eines ungewöhnlich schönen Mannes von ausgesprochen südländischem Typus mit reichem schwarzen Lockenhaar, dessen Fülle bis zum Tode unverändert blieb. Seine gute Konstitution und äußerst genügsame, abgehärtete Lebensführung ließen ihn mehrere schwere Krankheiten und die gewaltigen Anstrengungen des Nervensystems, die er sich oft auferlegte, ohne dauernde Schädigung überstehen. Seine Begabung vereinigte den größten logisch-abstrakten Scharfsinn mit reicher künstlerischer Phantasie, einem zarten, tiefen Gemüt und einer außerordentlichen Willenskraft, die an sich selbst wie an andere die größten Anforderungen stellte. Aus der künstlerischen Seite seines Wesens entsprangen außer der Rätselsammlung viele hunderte formschöne (nicht veröffentlichte) Gedichte, an denen allerdings auch die Reflexion stark beteiligt war, die meisten aus der Jugendzeit und religiösen Inhalts. Sein Prosastil in den philosophischen Schriften zeigt nichts von dieser dichterischen Begabung, ist vielmehr durchaus auf den knappsten und genauesten Ausdruck der Gedanken zugeschnitten (in den letzten Schriften stört sogar eine gewisse Einförmigkeit durch stereotyp wiederkehrende Wendungen). Dies entspricht der scharfen Grenzlinie, die Brentano zum Unterschied von den spekulativ-mystischen Denkern zwischen Wissenschaft und Dichtung zog. Auch die bildenden Künste und die Musik hat er in der Jugend getrieben. Meisterhaft beherrschte er das Schachspiel, das ihn noch in der Wiener Zeit wochenlang fesseln konnte und zu theoretischen Studien veranlaßte; er hat mehrere Artikel über Schachprobleme veröffentlicht. Sein gütiges Herz offenbarte sich in tätiger Hilfe für Unglückliche oder Unrechtleidende; da war ihm kein Opfer an Zeit und Arbeit zu groß. Freundschaftlicher Verkehr, insbesondere mit seinen Schülern, war ihm Lebensbedürfnis. Gegen Abweichungen der Schüler, die ihm nicht hinreichend motiviert erschienen, war er allerdings empfindlich, und die zuweilen schroffe Form, in der er sich darüber ausdrückte, hat beigetragen, ihm manche zu entfremden. Darunter hat er schwer gelitten, und auch dies gehört zu den tragischen Zügen seines Lebens. Aber die innere Festigkeit seiner Überzeugungen, seine religiöse Grundstimmung und das reine Glück seiner Häuslichkeit trösteten ihn auch über diese Schmerzen. Sein Alter war das eines in sich Vollendeten. Er hatte den Frieden mit Gott, der Welt und sich selbst gefunden.

Digitized by Google

2. (Lehre). Versuchen wir einen kurzen Umriß seiner philosophischen Gedankenwelt zu zeichnen, so läßt sich freilich nicht alles darin weiteren Kreisen ebenso leicht wie seine Lebensschicksale verständlich machen. Als besondere Erschwerung kommt hinzu, daß seine Anschauungen bis zum Lebensende in ständiger Entwicklung begriffen waren, und daß er verhältnismäßig wenig veröffentlichte. Vieles liegt noch in den hinterlassenen Manuskriptschätzen verborgen, was seine Schüler ans Licht ziehen und soweit als möglich veröffentlichen wollen. Daher kann unsere Darstellung, auch abgesehen von ihrer Skizzenhaftigkeit, nur als eine vorläufige gelten. Auch mag dabei die dem Verfasser besser bekannte ältere Form seiner Lehre mehr als die späteren Umbildungen hervortreten.

In der verwirrenden Mannigfaltigkeit philosophischer Richtungen und Systeme seit dem Altertum fand Brentano eine psychologisch durchsichtige Regelmäßigkeit der Entwicklung, die sich in jeder der drei großen Perioden, wenn auch mit Unterschieden je nach der allgemeinen Kulturlage, wiederholt. Jede Periode beginnt mit einem aufsteigenden Stadium, worin das theoretische Interesse und die induktive Denkweise vorherrscht. Sie reicht im Altertum von Thales bis Aristoteles, im Mittelalter vom Beginn des Universalienstreites (11. Jahrh.) bis zu Thomas v. Aquin, in der Neuzeit von Bacon bis Leibniz. Dann folgt der Verfall in drei Phasen: Popularphilosophie (im Altertum Stoiker und Epikureer; im Mittelalter das breite Schulgezänk der Dominikaner und Franziskaner; in der Neuzeit die Aufklärung des 18. Jahrhunderts), Skeptizismus (neue Akademie und Pyrrhonismus im Altertum; Occam im Mittelalter; Hume und teilweise Kant in der Neuzeit), endlich spekulativer Mystizismus (Neuplatoniker; Cusanus u. a.; Fichte bis Hegel). In den Erscheinungen der Gegenwart erblickt Brentano demzufolge Versuche eines Wiederaufbaues, einer Anknüpfung an die alten Traditionen der aufsteigenden Epochen. Darum hat er besonders Aristoteles, den „Meister derer, die da wissen", zum Gegenstand eingehendster Forschungen gemacht. Er darf als der bedeutendste Kenner der Aristotelischen Schriften und Lehren in der Neuzeit gelten. Seine letzten Arbeiten darüber gehen allerdings vielfach über eine bloße Interpretation hinaus, indem sie, namentlich in der natürlichen Theologie, aus den Grundlagen und dem Bauplan des Systems heraus auch das, was Aristoteles selbst nur eben angedeutet oder nicht einmal angedeutet hat, zu ergänzen suchen. In der „Psychologie des Aristoteles" ist es Brentano gelungen, gegenüber einer durch die arabischen Ausleger hineingetragenen

Digitized by Google

und bis in die neueste Zeit fortwirkenden pantheistischen Auffassung, wonach das begriffliche Denken des Menschen ein Denken Gottes in uns sein soll, zu zeigen, daß es sich hier nur um die Annahme einer besonderen, der menschlichen Seele selbst eigenen, begriffsbildenden Kraft handle.

Den Aufbau der Philosophie selbst beginnt Brentano mit der sog. Transzendental-Philosophie, die gegenwärtig als Erkenntnistheorie bezeichnet wird, und die er als ersten Teil der Metaphysik betrachtet. Gegenüber dem Skeptizismus, dessen Einwendungen er ganz ausführlich darlegt und entkräftet, verweist er auf zwei positive Wurzeln alles Wissens: die durch sich einleuchtenden allgemeinen Wahrheiten (Axiome) und die Tatsachen des eigenen augenblicklichen psychischen Erlebens (der inneren Wahrnehmung). Beide sind „unmittelbar evident". Brentano legt größtes Gewicht auf die Unterscheidung der Evidenz vom blinden Fürwahrhalten, das zwar eine große Rolle im praktischen Leben spielt, aber in der Wissenschaft außer Betracht bleiben muß. Er findet auch den größten Fehlgriff Kants, gegen dessen Lehren er besonders nachdrücklich polemisiert, darin, daß er in den „synthetischen Grundsätzen apriori" nur ein solches blindes Fürwahrhalten zur Grundlage des Wissens habe machen wollen.

Aus den Tatsachen des Bewußtseins läßt sich nun weiter nach Brentano die Existenz einer realen Außenwelt in der Form einer wissenschaftlichen Hypothese von höchster Wahrscheinlichkeit erweisen. Die beständig fortschreitende Ausgestaltung dieser Hypothese ist das Werk der Naturwissenschaft. Der mathematischen Wahrscheinlichkeitslehre als dem logischen Werkzeug aller Erfahrungsschlüsse schenkt Brentano im Anschluß an Laplace' Essai philosophique die größte Aufmerksamkeit, und es ist eines seiner Verdienste um die Erkenntnislehre, ihre Bedeutung erkannt zu haben. Er gründet auf Wahrscheinlichkeitsbetrachtungen auch in originaler Weise die Überzeugung von der Gültigkeit des allgemeinen Kausalgesetzes. Die Annahme eines ursachlosen Geschehens würde den wirklichen Eintritt eines bestimmten Ereignisses zu einer bestimmten Zeit unendlich unwahrscheinlich machen; es ist daher umgekehrt unendlich wahrscheinlich, d. h. physisch sicher, daß alles Geschehen durch Ursachen bedingt ist. Brentano gibt damit dem alten Streit, ob das Kausalgesetz ein bloßer Erfahrungssatz oder ein durch sich selbst einleuchtendes Vernunftprinzip sei, eine neue, interessante Wendung.

Die weiteren Teile der Metaphysik handeln nach aristotelischem Vorbild von den allgemeinsten Eigenschaften des Realen (Ontologie) und von seinen letzten Gründen (Theologie, Kosmologie). Den Begriff

Digitized by Google

des Realen setzte Brentano in seiner späteren Zeit identisch mit dem des Denkinhaltes überhaupt. Was wir auch vorstellen mögen, immer werde in letzter Instanz, direkt oder indirekt, ein Reales vorgestellt. Auch der Begriff der Substanz ist ihm in dem Begriffe jedes einzelnen Zustandes und jeder Eigenschaft mitgegeben. Im Gebiete der Körperwelt hat er in seiner späteren Zeit nicht eine Mehrheit von Substanzen, sondern nur eine einzige anerkannt, die den gesamten Raum ausfüllt, wenn sie auch in verschiedenen Teilen verschiedene Dichtigkeit besitzt (Atome). Im Gebiet des Geistigen hingegen lehrt er so viele Substanzen, als es sich selbst erscheinende Bewußtseinseinheiten gibt. Diese geistigen Substanzen stehen mit der körperlichen in Wechselwirkung. Aber Brentano vermutet außer der dreidimensionalen Körperwelt eine ins Unendliche wachsende Vielheit materieller Welten von mehr als drei Dimensionen, die untereinander alle durch das Mittelglied der nulldimensionalen geistigen Welt in Verbindung treten. Zu dieser kühnen Erweiterung führt er den Entwicklungsgegedanken fort.

Gegen die Entwicklungslehre in der darwinistischen Form hat Brentano von Anfang an gekämpft, und sie ist ja auch gegenwärtig aufgegeben. Aber der allgemeine Entwicklungsgedanke bildet einen Bestandteil seiner Weltanschauung. Daß die Welt gleichwohl mitsamt ihrer naturgesetzlichen Kausalität in einem unendlichen Verstand und Willen wurzle, war die Überzeugung, die er mit der positiven Religion teilte und auf deren wissenschaftlichen Nachweis er bis zum Ende seiner Lehr- und Forschertätigkeit die größte Mühe verwandte. Seine Gedanken hierüber sind tiefere Fassungen des sogen. Kontingenzbeweises und des teleologischen Beweises. Mit Leibniz und Platon schloß er ferner, daß aus dem Vollkommensten auch nur das Vollkommenste hervorgehen könne. Aber zum Wesen der besten Welt gehöre eben auch die fortschreitende Entwicklung zu immer höheren Stufen; und dadurch hauptsächlich seien die Einwendungen zu lösen, die aus der ungeheuren Fülle der Schmerzen und Schlechtigkeiten hergeleitet werden.

Untersuchungen über das Wesen der Zeit, die Brentano gleichfalls unaufhörlich beschäftigten, führten ihn schließlich dahin, auch in Gott selbst eine notwendige, immerwährende substanzielle Umwandlung anzunehmen, die die Unterlage der zeitlichen Weltentwicklung sei. Dadurch und durch die strenge Notwendigkeitslehre kommt ein gewisser pantheistischer Zug in seine sonst ausgesprochen theistische Gotteslehre. Aber der strengen Konsequenz des Denkens glaubte er auch hier sich fügen zu müssen.

Digitized by Google

Neben der Metaphysik ist die zweite Grundwissenschaft der Philosophie die Psychologie. Ihr hat Brentano sich besonders in der Würzburger und Wiener Zeit gewidmet. Als die wesentlichste unterscheidende Eigenschaft des Psychischen erscheint ihm die Beziehung jedes Aktes auf einen Gegenstand (intentionale Inexistenz). In allem Vorstellen, Urteilen, Fühlen ist immer etwas gegeben, worauf es sich bezieht. Und zwar ist dies nach seiner späteren Lehre in letzter Instanz immer ein Reales, ein Ding; womit aber nicht gesagt ist, daß diesem vorgestellten, psychisch gegebenen Realen auch immer in Wahrheit ein Reales entsprechen muß. Jeder psychische Akt ist aber außer auf seinen primären Gegenstand nebenbei auch auf sich selbst gerichtet, und zwar in mehrfacher Weise, vorstellend, erkennend, fühlend (inneres Bewußtsein). Unbewußte psychische Zustände im eigentlichen Sinn erkennt Brentano nicht an.

Im Einzelnen verdanken wir Brentano schon in der Lehre von der Sinneswahrnehmung, insbesondere der Farben- und Raumwahrnehmung, bedeutende Beiträge. In der Farbenlehre vertritt er die Auffassung, daß es im eigentlichen Sinne zusammengesetzte Farben gebe, aus denen wir die Bestandteile herauszusehen vermögen, ähnlich wie wir aus einem Akkord die Töne heraushören. Als einfache Farben erkennt er nur die drei vor Helmholtz' Zeit angenommenen: Rot, Blau, Gelb an, während ihm Grün als aus Blau und Gelb zusammengesetzt gilt. Er hat viele Argumente und Beobachtungen dafür ins Feld geführt. In der Raumtheorie gehört er zu den Begründern der gemäßigt nativistischen Ansicht, die unter den Psychologen immermehr die Oberhand gewinnt. Auch die Tonlehre verdankt ihm nicht Unwesentliches. Alle Empfindungen außer Gesicht und Gehör faßt er zu einem einzigen dritten Sinn zusammen. Unter diesen drei Sinnen aber glaubt er weitgehende Analogien zu finden. In der allgemeinen Sinneslehre macht er sehr ausgiebigen Gebrauch von den unmerklichen Teilempfindungen (Leibniz). Dies sind nicht unbewußte Zustände oder Akte, sondern nur unbemerkte Inhalte. Auf solche führt er u. a. die sämtlichen Intensitätsunterschiede der Sinnesempfindungen zurück, indem er annimmt, daß jede Empfindung ein räumliches Feld ausfülle, in welchem sie mehr oder minder dicht verteilt sei, ohne daß uns aber diese kleinsten Teile gesondert zum Bewußtsein kämen. Gegen Fechners psychophysisches Gesetz hat er zuerst den Einwand erhoben, der nicht widerlegt worden ist, daß die sogenannten ebenmerklichen Empfindungszuwüchse untereinander zwar gleich merklich, aber nicht notwendig gleich groß sein müssen, und

Digitized by Google

hat seinerseits eine rein psychologische Deutung der psychophysischen Formel vertreten. Auf die experimentelle Forschung in der Psychologie legte er von Anfang an größtes Gewicht. Er hat bereits 1886 in einem dem Wiener Ministerium überreichten Gutachten die Errichtung eines psychologischen Laboratoriums dringend empfohlen und diesem Bedürfnis noch einmal bei seinem Abgang von Wien öffentlich Ausdruck gegeben. Leider ist es dort heute noch Desiderat geblieben.

Was Brentano zur Lehre von der Assoziation der Vorstellungen und zur Denk- und Willenspsychologie beigetragen hat, kann hier nicht näher ausgeführt werden. Nur seine Urteilslehre dürfen wir nicht übergehen. Gegenüber der alten Zweiteilung der Seelentätigkeiten in Denken und Begehren, aber auch gegenüber der neueren Dreiteilung in Denken, Fühlen und Wollen vertritt er die Dreiteilung in Vorstellen, Urteilen und Akte der Liebe und des Hasses. Vom bloßen Vorstellen scheidet er also das Anerkennen und Leugnen, die beiden Formen des Urteils. Die überzeugende Aufzeigung dieses Unterschiedes wird immer als eine seiner Hauptleistungen gelten müssen. Dagegen läßt er zwischen Fühlen und Wollen keine fundamentale Scheidung zu, sondern betrachtet das Wollen nur als ein besonderes Entwicklungsprodukt des Liebens und Hassens.

Durch diese Dreiteilung ist nun auch der Ausgangspunkt für die drei praktischen Disziplinen gegeben, die man der Philosophie zurechnet: die Ästhetik, Logik und Ethik. Sie untersuchen die Vollkommenheit des Vorstellens, Urteilens und Liebens (mit den alten Ausdrücken: das Schöne, Wahre, Gute) und die Mittel und Wege, diese Zustände in uns zu verwirklichen. Die Ästhetik hat Brentano nicht in systematischer Zusammenfassung, sondern nur in gelegentlichen Teiluntersuchungen (Vorlesung über die Phantasie, Vorträge über das Genie und über das Schlechte in der Dichtkunst) behandelt. Als das Gemeinsame aller ästhetischen Wirkungen erscheint ihm die Erhöhung der Fülle unserer Vorstellungsinhalte.

Dagegen tritt er in der Logik geradezu als Reformator auf, und zwar bereits in der Würzburger Zeit. Ausgehend von seiner Urteilslehre wirft er die ehrwürdigen Regeln der aristotelischen Logik, die vier Klassen assertorischer Urteile, die Regeln der Konversion und Kontraposition und die Schlußregeln über den Haufen, um eine vereinfachte, mit äußerster Konsequenz durchgeführte Logik an die Stelle zu setzen.[1]) Die Vereinfachung wurzelt darin, daß er scharf zwischen dem Urteil

[1]) Vgl. Franz Hillebrand, Die neueren Theorien der kategorischen Schlüsse. 1891.

Digitized by Google

und seiner sprachlichen Form unterscheidet und viele bisher sogenannte Urteilsunterschiede als bloße Unterschiede der Aussageform betrachtet. Da ihm das Wesen des Urteils in einem zu den Vorstellungen hinzukommenden Akte des Anerkennens oder Verwerfens besteht, bringt er alle Urteile auf die sprachliche Form des Existentialsatzes: A ist — A ist nicht. Jedenfalls bleibt ihm das Verdienst, die prinzipielle Wichtigkeit der Existentialsätze und der damit verwandten Impersonalsätze den Logikern und Sprachforschern zum Bewußtsein gebracht zu haben. Im übrigen wird die Berechtigung seiner genialen Reformen noch stark bestritten. Auch dem trotz Mills Bemühungen noch ungelösten Problem der induktiven Schlüsse hat Brentano seine Aufmerksamkeit zugewandt und sie — im Prinzip sicher mit Recht — auf die Wahrscheinlichkeitstheorie gegründet.

Der Ethik endlich stellt Brentano die Aufgabe, für unser Fühlen, Wollen und Handeln statt der bloß instinktiven Antriebe oder überlieferten, auf Autoritätsglauben fußenden Maximen ebenso einleuchtende Regeln aufzustellen, wie sie die Logik und Erkenntnistheorie für das wissenschaftliche Urteilen geben. Es müsse ein „als richtig charakterisiertes" Lieben und Hassen geben, das seine Gegenstände als etwas in sich Wertvolles dem Bewußtsein offenbare. In der Tat sei beispielsweise die Erkenntnis der Wahrheit etwas, das man in solcher Weise einsichtig liebe. Ebenso werde die Güte, d. h. die Richtung des Wollens auf solche wahre Güter, auch selbst wieder als ein in sich wertvolles Gutes geliebt und angestrebt. Werden ferner mehrere Güter unter sich verglichen, so gebe es ein als richtig charakterisiertes Vorziehen des einen von ihnen. In gleicher Weise werde ihre Summe gegenüber jedem Einzelnen vorgezogen (Prinzip der Summierung). Dadurch werde der Altruismus und die Rücksicht auf das Gemeinwohl ethisch gerechtfertigt. In Sachen der Willensfreiheit ist Brentano von einem anfänglich indeterministischen Standpunkt in den ersten Wiener Jahren zum Determinismus übergegangen, den er bei richtiger Fassung in ähnlicher Weise wie J. St. Mill mit den Interessen des sittlichen Lebens und der Rechtspflege für durchaus vereinbar hielt. Auch Leibniz war ja in dieser Hinsicht vorausgegangen und auf Grund ähnlicher Erwägungen (Prinzip des zureichenden Grundes). Brentano gibt seine ethische Grundlegung mit besonderer Rücksicht auf die juristischen und sozialen Anwendungen, auf die er auch in seinen kurzen Veröffentlichungen zur Ethik hinweist. Wieweit er diese Anwendungen im einzelnen durchgeführt hat, müßte die Veröffentlichung seiner Vorlesungen über praktische Philosophie lehren.

Digitized by Google

Wie schon diese kurze und unvollständige Übersicht zeigt, hat Brentano eine Fülle neuer Gedanken dem Schatze der Philosophie hinzugefügt. Noch wertvoller aber und bleibender als der Inhalt seiner Lehre sind die methodischen Grundsätze der Forschung, die er verkündete und ohne die es sicherlich auch in aller Zukunft kein fruchtbares Philosophieren wird geben können.

Vieles Nähere in der Schrift „Franz Brentano, Zur Kenntnis seines Lebens und seiner Lehre". Von Oskar Kraus. Mit Beiträgen von C. Stumpf und E. Husserl. München bei O. Beck, 1919. Die Lehre ist dort nach der letzten Form dargestellt. In den von mir beigesteuerten Erinnerungen wird besonders die Aschaffenburger und Würzburger Zeit ausführlich geschildert. Das Buch enthält auch ein vollständiges Verzeichnis der Schriften Brentanos, eine Zusammenstellung der bis dahin erschienenen Literatur über sein Leben und seine Persönlichkeit, und zwei Bilder. Ein anderes Bild aus der Alterszeit findet sich in den Kantstudien, Band 22.

Die Titel und die Erscheinungszeiten der wichtigsten Schriften Brentano's sind in die vorstehende Darstellung eingefügt.

C. Stumpf (Berlin).

9. **Castell-Castell,** Karl, Graf zu, deutscher Standesherr, und seine Gemahlin Emma, Gräfin zu Solms-Rödelheim, 1826—1904.

Im ehemaligen Iffgau, am Saume des Steigerwaldes, in einer entzückenden Landschaft, auf einem Boden, der Korn, Wein und Obst in Fülle hervorbringt, steht das tausend Jahre alte Dorf Castell, mit seinem Schlosse eng an die Hügel geschmiegt, auf denen, weithin sichtbar, die Reste uralter Bergvesten ragen.

Die Stürme der napoleonischen Zeit waren längst vorüber, die reichsunmittelbaren Grafen und Herren zu Castell, deren Ahnen wohl schon zu den Zeiten der Merowinger den Berg der vorgeschichtlichen Volksburg bewohnt hatten, waren Standesherren des Königreiches Bayern geworden und schickten sich kraft des menschlichen Anpassungsvermögens mehr und mehr in die neue Zeit, die ihnen zwar vieles genommen, aber auch vieles gegeben hatte.

Da ward am 23. Mai 1826 dem Grafen Friedrich Ludwig, einem Grandseigneur mit allen Merkmalen einer halb verklungenen Zeit, und seiner Gemahlin Emilie, Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, nach fünf Töchtern und einem im zarten Alter verstorbenen

Digitized by Google

Sohne abermals ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen Friedrich Karl Wilhelm Ernst erhielt und in der Familie Karl gerufen wurde.

Als sich zu dieser Kinderschar noch ein Brüderlein gesellte, wuchsen in dem behaglichen Schlosse, treu behütet von besorgten Eltern, unterwiesen von rechtlichen Hauslehrern, sieben Kinder heran.

Mit besonderer Zuneigung hingen die beiden Brüder aneinander und sind sich auch ihr Leben lang von Herzen zugetan geblieben.

Als es Zeit wurde, die Kinderschuhe abzulegen, bezogen Karl und Gustav mit ihrem Lehrer Dr. Funk das Gymnasium Bernhardinum in Meiningen. Bei der Wahl dieses Ortes war entscheidend ins Gewicht gefallen, daß der Herzog ein Vetter der Gräfin-Mutter war. Diese Beziehungen zum Hofe und die Kameradschaft mit einem dem Hause Castell ebenfalls verwandten jungen Herzog von Württemberg haben den Knaben das Eingewöhnen im fremden Lande wesentlich erleichtert.

Lautere Gewissenhaftigkeit, womit er seine Obliegenheiten erfüllte, und zarte Herzensgüte, die ihm die Zuneigung von Groß und Klein erwarb, waren das beste Erbteil des Grafen Karl.

Mit inniger Liebe hing er den Seinen an; immer wieder glaubte er in seinen Briefen versprechen zu sollen, daß er den Eltern gewiß niemals Kummer bereiten werde. Und er hat dies sein kindliches Gelöbnis auch mit aller Redlichkeit seines Gemütes gehalten, so lange sie lebten. In keinem Briefe vergaß er, die Hausdienerschaft und die gräflichen Beamten grüßen zu lassen. Er war, soweit man dies beurteilen kann, ein herzensfrommer Knabe, und seinem schlichten Verstande blieben wohl auch später alle Glaubenszweifel erspart.

Im Jahre 1847 bezog er die Universität Bonn. Sein Aufenthalt währte aber nur zwei Semester. In die Wissenschaft einzudringen, hatte er keine Veranlassung, und trat im Jahre der Revolution als Leutnant ins zweite bayerische Kürassierregiment ein.

Wie weit dabei der Wille des Vaters ausschlaggebend eingegriffen hatte, entzieht sich unserer Kenntnis. Aber soviel ist gewiß, daß Graf Karl gegen die eigene Neigung, nur dem Gebote der Eltern gehorsam, schon im Jahre 1851 auch diesen Dienst quittiert hat.

Vom Herbste 1851 bis zum Frühjahr 1852 erledigte er mit dem Bruder die übliche Auslandsreise, die ihn nach Österreich, England, Frankreich und Italien führte, erwarb sich in Paris die letzte, eines Kavaliers der guten alten Zeit allein würdige Politur und

Digitized by Google

kehrte als Mann von sechsundzwanzig Jahren in die engen Verhältnisse der Heimat zurück.

Allgemach kam nun auch die Zeit heran, wo er sich verheiraten mußte.

Die Auswahl, die einer evangelischen Standesperson zu Gebote war, konnte ja nicht eben groß genannt werden. Der Kreis, in dem ihr das Glück des Lebens herangeblüht sein mochte, war leicht zu überschauen: er war von vornherein begrenzt durch das religiöse Bekenntnis und durch die Ebenbürtigkeit, mindestens die Standesgemäßheit.

Die Forderung der Ebenbürtigkeit erscheint dem oberflächlich urteilenden modernen Menschen als etwas Lächerliches. Gewiß, es liegt in dieser Forderung so manches beschlossen, was nicht recht in Einklang zu bringen ist mit allgemeiner Menschenwürde. Und dennoch sind beide Forderungen, die der Ebenbürtigkeit wie des gleichen Bekenntnisses, ursprünglich ganz folgerichtig erwachsen aus dem berechtigten menschlichen Triebe nach Erhaltung der Art in leiblicher und seelischer Beziehung. Und unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, verliert auch die Forderung der Ebenbürtigkeit manches von ihrer Lächerlichkeit. Wenn aber demnach die Eheschließungen der obersten Schichten keineswegs dem blinden Ungefähr anheimgestellt werden, so wäre es doch ein Irrtum, anzunehmen, daß diese auf Grund des „Gotha" getroffenen Wahlen durchschnittlich weniger glücklich ausfallen, wie wenn sich Hans und Liese im unbewußten Herzensdrange, frei von jeglicher Fessel des Herkommens unter der blühenden Linde verloben.

Es erscheint ganz ausgeschlossen, daß der selbstherrliche Vater dem Sohne die wichtigste Wahl seines Lebens allein überlassen haben sollte. Genug also: Im Frühjahr 1856 kam der junge Graf nach Büdingen, und im Ysenburgschen Schlosse trat ihm die Jungfrau entgegen, in der er nach kurzem Besinnen die Erfüllung seiner Herzenswünsche zu erkennen bereit war — die fünfundzwanzigjährige Gräfin Emma, das fünfte Kind des weiland regierenden Grafen Karl zu Solms-Rödelheim und seiner Gemahlin, einer Gräfin zu Erbach-Schönberg.

Schon im Juni fand im Schlosse zu Assenheim die Verlobung statt, und der Bräutigam schrieb, erfüllt von dem größten Ereignisse seines jungen Daseins, dabei aber augenscheinlich noch keineswegs überwältigt von seiner Liebe, einen Brief nach Hause, der seinem, von jedem Überschwang freien, trotz aller Schlichtheit mit seinem

Digitized by Google

Gefühl für die Wirklichkeiten des Lebens ausgestatteten Charakter alle Ehre zu machen geeignet ist. Denn so wie er seine Emma zuerst sah, ist sie auch in Wahrheit gewesen, so blieb sie in ihren Grundzügen, und so konnte er sie nach fünfundzwanzig Jahren verlassen mit dem guten Bewußtsein: Ich habe nichts verdorben an ihr! Aber damals war er noch nicht weiter gekommen als zum Achten, zum Schätzen und zu einer Liebesempfindung, die er — seltsam genug — den Eltern und damit vermutlich auch sich selbst gegenüber mit einem festen Strich unterstreichen zu müssen glaubte.

Die Briefstelle lautet: „Ich habe Emma als ein ausgezeichnetes, in jeder Beziehung vortreffliches Mädchen achten, schätzen und lieben gelernt und bitte nun hierdurch um Euern Segen. Sie ist durchaus religiös, trotz ihrer ernst religiösen Richtung immer sehr heiter und lustig, sieht sehr blühend und gesund aus, hat sehr viel wissenschaftliches Interesse (soll heißen geistige Interessen!), ist zwar nicht schön aber recht hübsch, hat etwas Angenehmes, Liebliches und Freundliches — mit einem Wort ein vortreffliches, eigentlich für mich zu ausgezeichnetes Mädchen, der ich noch nicht wert bin und erst suchen muß, ihr nach und nach wert zu werden, wenn ich es erreichen kann. Und wenn sie auch nur sehr wenig mitbekommt, so wird sie doch so ganz und gar in unsere Verhältnisse passen, wie nicht leicht eine andere."

Schon aber wuchs den beiden aus der Konvenienz-Verlobung, die noch nicht einmal das trauliche Du zwischen ihnen zuwege gebracht hatte, das kräftige Reis eines in gleicher Herkunft, gleichen Lebensgewohnheiten, gleicher Einfachheit der Sitten und gleicher Form der Gottesverehrung wurzelnden Glückes empor, das zum starken, weitästigen, Kinder und Enkel beschattenden Baume zu werden bestimmt war.

Wenige Tage nach der Verlobung schickte der Bräutigam eine Abschrift von Stegmanns unsterblichem Liede: „Ach bleib mit deiner Gnade" und — man lebte ja in der Zeit der Schwärmerei für die süßlichen Verse des Herrn von Redwitz — die Strophen: „Es muß was Wundervolles sein ums Lieben zweier Seelen" mit einem charakteristischen Begleitschreiben nach Assenheim: „Gerade bei so unendlich großem Glücke, was uns, geliebte Emma, in den letzten Tagen zuteil geworden ist, finde ich, daß man am meisten unsern Heiland bitten muß um Gnade, Schutz und Segen. Denn gerade im Glücke wird leider der Mensch gar zu leicht übermütig. Darum habe ich Ihnen, Geliebte, dieses herrliche Lied von Stegmann aufgeschrieben,

Digitized by Google

um Sie zu bitten, mich immer daran zu erinnern, sollte ich in unserm Glück übermütig werden wollen. Das andere schöne Lied von Amaranth, Ihr Lieblingslied, möge uns während unseres ganzen Lebens zur Richtschnur dienen."

Und immer tiefer schmeichelte sich die Komtesse mit ihrem liebeheißen Herzen in all sein bedächtiges Sinnen und Fühlen ein. Ihr holdes Bild umschwebte ihn, wenn er zwischen seinen Waldbergen jagte, und weil er wünschte, daß auch die Geliebte die goldigen Reize des Landes seiner Väter schon von ferne zu lieben begänne, schickte er sich an, ihr diese Schönheiten, insbesondere die Waldeinsamkeit des Grübert-Tales, mit unbeholfenen Worten zu schildern. Es war ihm eine neue Sonne aufgegangen, und er schaute alles in ihrem Lichte: „Ach mein Herz, ich wollte, ich könnte Dir jetzt unser Castell zeigen, so schön habe ich es noch fast gar nicht gesehen."

Immer feuriger werden seine Liebesbriefe, aus jeder Zeile spricht das ehrliche Bestreben, gut zu sein, und die bescheidene Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit — auch des Unvermögens, das zum Ausdrucke zu bringen, was ihm das Gemüte bewegt. Und in der harmlosen Freude am Necken trafen sich die zwei Menschenkinder auf halbem Wege.

Am 14. September 1856, dem Sonntag, an dem ihre Namen von der Alabasterkanzel der lichtdurchfluteten Kirche zu Castell verlesen wurden, schrieb er tiefbewegt: „Ich kann Dir nicht aussprechen, wie ernst, feierlich mir zu Mute war; ich habe so recht ernstliche Vorsätze gefaßt, zu ihrer Erfüllung mußt Du, mein liebes, treues Herz, mir ja helfen und wirst mir ein Vorbild sein mit Deinem frommen christlichen Sinn."

Am 23. September 1856 wurde das Paar in Assenheim getraut, und schon am 27. September führte der Graf seine Frau in das festlich geschmückte Castell heim.

Freilich keineswegs in das Schloß; denn dort regierte ja nach wie vor der alte Herr mit seiner damals schon schwer leidenden Gemahlin und seinen erwachsenen Töchtern, und er dachte gar nicht daran, etwa zu Gunsten seines Sohnes sich nun „in den Austrag" zu begeben. Eine schlicht bürgerliche Wohnung im obern Stockwerk der noch nicht lange erbauten gräflichen Kreditbank nahm das junge Eheglück auf.

Es ist kaum zu viel gesagt, daß die in Liebe und Leben übersprudelnde Frau sich alle Herzen im Fluge eroberte — nicht zuletzt die Zuneigung der greisen Eltern ihres Gatten. Und als nach drei

Digitized by Google

Jahren die Mutter ihre müden Augen schloß, verlangte der gebietende Vater kurzerhand, daß der Erbgraf die ganze Selbständigkeit seines Haushaltes im väterlichen Hausstande aufgehen lasse. Keine leichte Aufgabe für die junge Gattin, die nun als Herrin ins Schloß einzog, während ihr über alles geliebter Herr und Gemahl am gräflichen Hofe fortan nichts weiter vorzustellen hatte, als den erwachsenen, zufällig auch verheirateten Hausſohn.

Aber die Frau hat ihre Aufgabe mit dem ihr eigenen wundervollen Takte gelöst, und der Mann hat sein seltsames Zwitterdasein getragen bis zum Tode des alten Herrn, durch siebzehn lange Jahre, in gottergebener Erfüllung des vierten Gebotes.

Er fand seine tiefste Befriedigung in der Erziehung seiner Kinder und teilweise auch in ihrem Unterrichte. Er wetteiferte mit seiner Frau, dem Vater das Leben zu verschönen, er pflegte reiche Gastlichkeit und genoß die ein- und ausflutenden Besuche der Verwandten und Freunde. Nur selten versäumte er einen Gottesdienst, und die Geistlichkeit erfreute sich nicht geringen Einflusses auf ihn und die Seinen. Jede Predigt schrieb er mit, und nach dem Kirchgange prüfte er seine Kinder an der Hand seiner Aufzeichnungen. Kein Tag, den er nicht mit gemeinsamer Andacht begonnen hätte, und hier waltete er mit Ernst und Würde seines Hausprieſter-Amtes.

Obwohl ihn seine Gemahlin geistig überragte, war und blieb er doch unbestritten das Haupt seiner Familie, was sich in ganz besonderer Weise bemerklich machte, als nach seinem Tode die Witwe glaubte, sie habe mit ihm jede irdische Stütze verloren.

Über sein ferneres Leben ist nicht mehr viel zu sagen. Er hat nicht ins Weite der Welt gestrebt, er hat nicht in ihre Tiefen gegraben, aber er hat niemals aus den Augen verloren das höchste Ziel, das einem Menschenleben gesteckt ist. Sein äußeres Leben floß ohne heftige Bewegung dahin und war, als dem sterbenden Vater die Zügel entglitten, geteilt zwischen zusehender und gewährenlassender Oberaufsicht über die treue Arbeit erprobter Beamter, den Freuden der Jagd und einer geringen Beteiligung am politischen Leben des engeren Vaterlandes — alles in allem, ein altmodisches Herrenleben in Abhängigkeit vom Urteil und der Arbeit Untergebener, ein Leben, mit dem schon die nächste Generation im Schlosse Castell in richtiger Erkenntnis der neuen Zeit kraftvoll zu brechen sich angeschickt hat. Und in der Tat, nur auf dem Wege der Arbeit wird es der reinrassigen Oberschicht unseres Volkes, deren wir gerade jetzt und in Zukunft so bitter nötig bedürfen, möglich sein, ihren Besitz und,

Digitized by Google

was noch wichtiger ist, ihre Art zu retten aus dem Umsturz unserer Tage.

Nicht lange mehr war es dem Grafen vergönnt, als Herr auf dem Grund und Boden seiner Väter zu leben. Im Herbste 1884 kehrte er eines Tages unwohl von der Jagd zurück und erkrankte an Rippenfell-Entzündung. Ein Herzleiden setzte sich an. Mit der ihm eigenen Geduld und Ergebenheit trug er sein Siechtum. Ein Aufenthalt in Wiesbaden brachte die erhoffte Linderung nicht. Zu einer Reise nach dem Süden konnte er sich nicht mehr entschließen, weil er die Trennung von seiner Familie scheute. Im Sommer kam es zwar zu einem vorübergehenden Stillstand; er konnte im Freien sitzen und Fahrten in die geliebten Wälder unternehmen. Aber im Herbste brach das Elend vollends herein. Mit überströmender Liebe gepflegt von seiner Gemahlin, bei qualvollen Anfällen gehoben und gebettet von den starken und doch so linden Händen des Erbgrafen, lebte und litt er mit klarem Bewußtsein der Auflösung entgegen und schloß am 2. Januar 1886 mittags zwölf Uhr die Augen für immer — schmerzlich beweint von seiner Witwe und sieben erwachsenen Kindern.

Er war nicht ganz sechzig Jahre alt geworden. Und wenn man von gütigen Menschen sprach, deren vorzeitiger Tod zu beklagen gewesen, so nannte man noch lange im Ländchen am Steigerwalde den frommen Grafen Karl zu Castell. —

Jean Paul sagt irgendwo: „Im Dorfe liebt man das ganze Dorf, und kein Säugling wird da begraben, ohne daß jeder dessen Namen und Krankheit und Trauer weiß. Diese herzliche Teilnahme, welche sich sogar auf den Fremden und Bettler erstreckt, brütet eine verdichtete Menschenliebe aus und die rechte Schlagkraft des Herzens."

Was der Dichter hier im allgemeinen vom Dorfbewohner sagt, das gilt im besonderen wortwörtlich von dem Wirken der Gräfin Emma, der Gräfin-Mutter, wie sie nach dem Hintritte ihres Gemahles genannt wurde.

Schon in einem ihrer frühesten Briefe heißt es nach dem Besuche bei einem Kranken: „O, wie ist es doch köstlich, einem solch armen, kranken Menschen so wohl zu tun!" Und Kranken und Gesunden wohlzutun, blieb ihre liebste Beschäftigung ihr Leben lang.

Ihr wunderbares Gedächtnis für Tage, Namen und Menschenschicksale umspannte die ganze Gemeinde, Klein und Groß; aber alle die Tauf-, Hochzeits- und Todestage waren nicht nur in ihr Gehirn, sondern auch in ihr mitfühlendes Herze geschrieben.

Digitized by Google

Geben war ihre Seligkeit. Aber der Kopf regierte doch immer das Herz, und in allem waltete die Ordnung. Sie führte sogar eine Liste über die landfahrenden Leute, die gabenheischend an ihre Türe pochten, und dieses Verfahren verfehlte auch auf die der Ordnung Entwöhnten des Eindruckes nicht. Nicht ohne Selbstbewußtsein bemerkte einmal solch ein bettelnder Stammgast: „Die Frau Gräfin kennt mich schon, ich steh' ja im Büchle."

Auf dem Gebiete der Wohltätigkeit lehnte ihr unbestechlicher Wahrheitssinn jede verlogene Aufmachung ab, wenn diese auch durch altes Herkommen geheiligt war und noch so viel Geld einbrachte. So hat sie immer wieder einem Verwandten, der die „Armenbälle" einer Residenzstadt leitete, das Heuchlerische dieser Einrichtung klar zu machen versucht. Allerdings ohne Erfolg.

Kinder hingen mit Begeisterung an ihr, und heute noch leuchten die Augen alternder Frauen und Männer, wenn sie von der gütigen Fee ihrer Jugend erzählen.

Vor der Geburt ihres ersten Kindes hatte sie die bezeichnenden Worte nach Hause geschrieben: „Ja, mein Muttchen, ich hoffe zu Gott, daß Er mir die Gnade des Selbststillens verleihen wird. Eine Amme wäre mir eine schwere, schwere Prüfung."

Und in der gleichen Gesinnung lebte sie auch von früh bis nacht, jahraus, jahrein, ihren heranwachsenden Kindern, redlich bemüht, die gute stolze Eigenart auf sie zu vererben.

Fast jeden Sonntag lud sie die Kleinen der Geistlichen und Beamten zu ihren Kindern ins Schloß, und dann saß sie, eine strenge, unbedingten Gehorsam heischende Erzieherin des eigenen Nachwuchses, freundlich und strahlend im Kreise der Jugend, betreute die schüchternen Gäste, leitete ihre Spiele und tat selbst mit wie ein harmlos-fröhliches Kind.

„Und immer mehr Anregung zu allerlei Gutem fanden wir da, je älter wir wurden," erzählt eine Castellerin, aus deren Familie sich vier Generationen an der Liebe der Gräfin gewärmt haben. „Die schönste Jugendlektüre verdanken wir ihr. Ich höre noch ihre fröhliche Stimme beim Eiersuchen im Schloßgarten und sehe sie austeilen voll Freude am Schenken. Wie viel seliges Kinderglück hat sie so geschaffen! Ich weiß noch, wie sie an Weihnachten den Armen den Tisch deckte und wie dann auch wir beglückt wurden und mit Schätzen beladen glückselig heimkamen. So ist sie für mich und für viele allmählich fast wie eine Mutter geworden, eine hochverehrte und geliebte Mutter, zu der man emporschaute, der man aber auch

Digitized by Google

alles vertrauen konnte. Streng gegen sich war sie im Urteil über andere durchaus wahrhaftig, nichts beschönigend, aber freundlich und mild, und gerne setzte sie bei allen Menschen die gute Gesinnung voraus."

Gar sehr lag ihr das Gedeihen der Rettungsanstalt Trautberg bei Castell, einer Stiftung ihres Hauses, am Herzen, und mit besonderer Liebe wußte sie in jedem Sommer den Jahrtag zu einem Freudenfeste für diese ärmsten Kinder zu gestalten.

Einst hatte sie mit ihren Töchtern wieder einmal die Kinder der Dorfstrickschule zur Weihnachtsbescherung um sich versammelt. Mit gewinnender Freundlichkeit begrüßte sie alle die Kleinen ohne Unterschied — aber zum Ärmsten und Schwächsten unter ihnen beugte sie sich plötzlich herab und umschlang es liebevoll. Und dieses wortlose Herabneigen so ganz in der Gesinnung des göttlichen Kinderfreundes ist einem andern, glücklicheren Kinde, das mit großen Augen beobachtend daneben stand, unvergeßlich für sein Leben geblieben. —

Eine fromme Mutter hatte einst sie selbst als lallendes Kind schon zum Beten angehalten, und noch in hohen Jahren rühmte sie: „O, nie kann ich ihr dies genug danken!" Der erste Kirchgang machte ihr einen unauslöschlichen Eindruck, und die erste Religionsstunde lebte der Greisin noch im Gedächtnis. Als der Dreizehnjährigen der Vater durch einen jähen Tod entrissen wurde, sah sie die Welt mit ganz anderen Augen als bisher an; aber trotz der tiefen Herzenswunde fühlte sie sich doch „ruhig und oft unbeschreiblich glücklich, einen Vater unter den Seligen zu wissen", und als Tochter dieses seligen Vaters lag ihr die ernste Pflicht auf, sich „noch viel mehr vor dem Bösen zu scheuen." Als junge Frau und Mutter erteilte sie auch ihren Kindern den ersten Religionsunterricht, und als Herrin hielt sie eifrig auf gute Sitte und Zucht im Hause. Wenn ihr eine Magd Veranlassung zu Kummer und Verdruß gab, dann wählte sie wohl zur gemeinsamen Abendandacht eine recht geeignete Betrachtung aus, deren tieferen Sinn die Sünderin vielleicht gar nicht ahnte, während der feinfühligen Gräfin selber beim Vorlesen das Herz pochte.

Es war ihr ein Anliegen, daß die Hausbewohner regelmäßig die Kirche besuchten. Deshalb verlangte sie von ihrem Gesinde an Sonn- und Feiertagen nur die allernötigsten Dienste und erstreckte die völlige Sonntagsruhe vor allem auch auf den Stall. Ja, sie vermied es an Samstagen und Sonntagen grundsätzlich, Pakete zur Post zu geben.

Digitized by Google

Daß ſie ſich immer treu zu ihrer Kirche hielt, verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie aber jemals aus kluger Berechnung in Kirchlichkeit gemacht, die Kirche als Mittel zum Zwecke mißbraucht hätte, war bei dieſer Frau, in der ſich urwüchſiger Adelsſtolz, deutſche Geradheit und chriſtliche Lauterkeit harmoniſch vereinigten, völlig ausgeſchloſſen. „Die ganze Hausordnung beruhte auf ausgeprägt chriſtlichem Grunde," urteilt einer, der die Herrin nach dieſer Seite beſonders gut kannte. „Wer öfter zu Tiſch geladen war, dem klingt gewiß noch lange das mütterliche Kommandowort der tiefen Stimme an die erwachſenen Töchter als Aufforderung zum Sprechen des Tiſchgebetes nach." Ja, ihr war das Bibelwort, „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauſes" zur Wirklichkeit geworden. Und wenn es eiskalt draußen war, unſere Gräfin-Mutter ſaß drinnen auf ihrem Platz, auch in den Wochenbetſtunden, wenn es ihr irgend möglich war; und bei den Beichtfragen in der Beichte ging ſie mit ihrem lauten Ja allen Beichtenden voran." Nicht etwa, weil ſie ſich hervorzutun, ſondern höchſtens weil ſie kundzugeben wünſchte, daß ſie am tiefſten ſich vor Gott beuge und am eheſten ſich ſelbſt anklage. Und wenn ſie zum Abendmahle ſchritt, war ihr Antlitz vom Abglanz heiliger Frömmigkeit verklärt.

Schon im Anfang ihrer Ehe griff ſie ein, wenn es galt, in der weiteren Verwandtſchaft Mißverſtändniſſe auszugleichen, Entfremdete einander wieder näher zu bringen. Da geſchah ihr einmal nach ſolch einer liebevollen Ausſprache unter vier Augen, daß eine Verwandte ſie in tiefer Bewegung ans Herz drückte und ſagte: „Ja, ich weiß es und habe es ſchon oft gemerkt, wie du Friedensengel zwiſchen unſern Häuſern ſein möchteſt und dich erkennſt als ſolchen, von Gott geſendet." Und jubelnd berichtete die junge Frau ihrem Gatten die Begebenheit: „O Schatz, warum biſt du fern, warum darf ich, geſchmiegt an dein treuſtes Herz, deine Hand auf dem meinigen, blickend in meine Lebensſterne, nicht dir wiederholen das ganze Geſpräch, mit dir mich darüber freuen! — — Ach bitte, bitte, glaube mir, bitte, betrachte ſie mehr und mehr durch die Augen deiner Frau!" —

Nach dem Tode des Gatten blieb die Witwe noch acht Jahre im Schloſſe wohnen. In dieſe Zeit fiel der Eintritt ihrer dritten Tochter in das Diakoniſſenhaus Bethanien in Berlin, was ihr eine Herzensfreude bereitete. Ebenſo groß aber war der Schmerz, der ihr aus dem plötzlichen Hinſcheiden ihres älteſten, beſonders begabten Kindes erwuchs.

Im Jahre 1894 bezog ſie mit ihren Töchtern ihre letzte Lebens-

Digitized by Google

station, das so freundlich gelegene „Schlößchen" im Dorfe Castell, ein bescheidenes Landhaus, das vordem die Wohnung des Arztes gewesen war.

Noch neun Jahre durfte sie sich an dem reichen Familienglück erfreuen, das mit dem Einzuge der liebreizenden Gemahlin ihres älteren Sohnes im Schlosse Castell erblühte, und die warmherzige Kinderfreundin wurde wieder ordentlich jung mit den fünf Enkelkindern, die ihr zu erleben vergönnt war.

Noch einmal wurden ihre Koffer gepackt, und sie fuhr dankerfüllt ins badische Land zur Hochzeit ihres zweiten Sohnes. Bald nach ihrer Heimkehr aber kamen die Boten, welche ihr nahelegten, sich zur letzten Reise zu rüsten.

Im Winter 1903 auf 04 erlitt sie kleinere Schlaganfälle, die sich zu Ende Februar mit Wucht wiederholten. Gelähmt, der Sprache beraubt, litt sie unsäglich dem Tode entgegen, der sie am 2. Juni 1904 von den Fesseln der Leiblichkeit befreite. —

Als einer Frau von ausgeprägter Eigenart und doch wieder als eines Beispiels der edelsten weiblichen Gestalten ihres Standes erinnere ich mich ihrer lebhaft aus den allerletzten Jahren ihres Lebens. Sie war bekleidet mit jener unnennbaren, unbeschreiblichen Würde, die auch den Rohen unwillkürlich zum Stillehalten zwingt. Sie war bei aller natürlichen Schlichtheit in jeder Bewegung die auf der Höhe der menschlichen Gesellschaft stehende Frau. Für erlittene Unbilden hatte sie ein kurzes Gedächtnis, und ihre unsägliche, ans Herz greifende Freundlichkeit suchte in ihrem engen Kreise fort und fort zu arbeiten an einem Ausgleiche der sozialen Gegensätze. Ihre Augen waren geöffnet für alles Schöne in der Natur, für alles Große und Edle in der Kunst. Was da atmete um sie her, suchte sie mit Geist und Gemüt zu ergreifen. Bis hinein in ihren langen Todeskampf beschäftigte sie sich immer wieder mit den großen kirchlichen und staatlichen Fragen der Zeit. Verhaßt war ihr alles Unreine, Gottwidrige im Leben und in der Kunst; mit urkräftigem Instinkte wies sie zurück, was nicht im Einklange stand mit dem Heiligtum ihres Herzens. Ihr freier, froher, mutiger Glaube half ihr über alle die Gräben und Klüfte, die sich in den fast achtundsiebzig Jahren ihres Lebens je und je vor ihr auftaten. Er vergoldete aber auch die Freuden, die der auf den Höhen des Daseins wandelnden Frau in reichem Maße beschert waren, und er trug sie endlich nach hartem Kampfe auf starken Armen über den letzten Abgrund, der sich ausdehnt vom Sichtbaren in das Unsichtbare, vom irdischen Zwielichte hinein in die unvergängliche Klarheit.

Digitized by Google

Marie von Ebner-Eschenbach sagt von ihrer eigenen Mutter: „So einhellig wie über sie habe ich nie wieder über irgend jemand urteilen gehört. Wenn die Rede auf sie kam, hatten die verschiedensten Leute nur eine Meinung."

Das trifft Wort für Wort auch auf die Gräfin-Mutter Emma Castell zu.

August Sperl (Würzburg).

10. Craemer, Karl,
Politiker
1818—1902.

Der fränkische Volksmann, geboren am 9. Dezember 1818 zu Kleinlangheim bei Kitzingen in Unterfranken, gestorben zu Nürnberg am 31. Dezember 1902, hat den Heimatgau zeitlebens nie auf längere Zeit verlassen. Die dürftige Bildung der damaligen Volksschule mußte für seine Lebensdauer genügen; aber der ihm innewohnende Drang zu lernen half über alle Schwierigkeiten hinweg. Ein eifriger Leser, nahm er jede Gelegenheit wahr, Neues zu lernen, und seiner eigenen Erzählung zufolge hat das Studium der Bibel, die er gründlich kannte, wesentlich zu seiner Fortbildung beigetragen. Schon in sehr jugendlichem Alter trat er in eine Fabrik zu Doos bei Nürnberg ein und in ihr rückte er allmählich zum Werkmeister und Mitbesitzer vor. Im Jahre 1870 trat er von diesem Berufe zurück. Die Stadt Nürnberg, welcher er bereits als bürgerlicher Magistratsrat angehörte, übertrug ihm das Amt eines Standesbeamten, und diesem stand er noch zwei Jahrzehnte vor. Wie hoch die städtischen Kollegien sein Wirken im Dienste des Gemeinwesens bewerteten, beweist die Tatsache, daß ihm die goldene Bürgermedaille, eine überaus seltene Auszeichnung, verliehen wurde. An der Seite seiner Gattin, die ihn nur um eine kurze Zeitspanne überlebte, durfte er ein glückliches Alter verleben; seine zahlreiche Familie, von der mehrere Söhne sich eine hochgeachtete Stellung schufen, umgab ihn in aufrichtiger Verehrung.

C. hat sich immer als Bürger gefühlt und keine Standeserhöhung angestrebt. Als er die trefflich verlaufene Nürnberger Landesausstellung (1882) mit Rat und Tat vorbereiten half, wurde ihm allerdings der sogenannte „Kronenorden" verliehen, der den persönlichen Adel bedingen kann, aber keineswegs zu bedingen

Digitized by Google

braucht, und Craemer lehnte es ab, diese Konsequenz zu ziehen. Politische Gegner, die ein solcher Mann stets hat und haben muß, haben ihn gerne, weil sich sonst nichts finden ließ, wegen dieser Nobilitierung angegriffen, aber es hat, wie auch am 2. Januar 1903 vor seinem offenen Grabe konstatiert ward, niemals einen „Herrn von Craemer" gegeben. Wohl aber einen „Craemer von Doos", denn diese aus seinen Kampfjahren stammende Bezeichnung hat er sich niemals verbeten.

Frühzeitig trat der junge Werkmeister in die politische Arena ein. Und als das lebhafte Jahr 1848 heraufzog, da war er als Vorkämpfer der auf ein hohes nationales Ziel eingestellten Demokratie bereits bekannt geworden. Die Stadt Fürth wollte ihn zu ihrem Abgeordneten in der soeben aufgelösten und neu zu bildenden Volkskammer wählen, allein dem stand ein Hindernis im Wege; war er doch noch nicht ganz dreißig Jahre alt, und diese Grenze bildete bis in Bayerns jüngste Periode herein zugleich die der passiven Wählbarkeit. Die Fürther wagten es trotzdem, und C. erlangte mit großer Mehrheit das Mandat, das freilich zunächst nicht anerkannt wurde. Von der Schwelle der Landstube zurückgewiesen, stellte er sich aufs neue zur Wahl, und da mittlerweile die wenigen trennenden Monate verflossen waren, so war die Giltigkeit nicht mehr zu bestreiten. Über achtunddreißig Jahre lang ist C. in der Kammer als eines ihrer geachtetsten Mitglieder verblieben; erst 1887 unterlag er seinem sozialdemokratischen Gegner. Sein Wahlkreis war abwechselnd Fürth und Nürnberg.

Auch dem Zollparlamente hat C. angehört, und 1871 trat er als Deputierter Nürnbergs in den ersten Deutschen Reichstag ein. Drei Jahre später ließ er sich zur Wiederannahme des Mandates nicht mehr bewegen, denn im Landtage glaubte er noch besser am Platze zu sein, und doppelte Parlamentsarbeit schien ihm zu sehr seine Kräfte zu beanspruchen. Wohl kandidierte er auch noch in späteren Jahren zweimal in fränkischen Wahlkreisen, aber es war ihm beidemale nicht um den Reichstag selber, sondern lediglich darum zu tun, auf seinen als Panier dienenden Namen unter schwierigsten Verhältnissen eine möglichst große Zahl von Stimmen zu vereinigen. Im Jahre 1880 war er sehr rührig bei der Begründung der „Deutschen Fortschrittspartei in Franken", und noch 1897 übernahm er das Ehrenpräsidium für den in Nürnberg abgehaltenen Parteitag der Freisinnigen Volkspartei.

In den fünfziger Jahren wurden besonders große Anforderungen

Digitized by Google

an das Häuflein derer gestellt, die unter der Führung von C. und Brater die „Bayerische Fortschrittspartei" bildeten und sich um deren „Wochenschrift" als ihr Organ scharten. Es war eine aufregende Zeit; eine Kammerauflösung folgte der anderen. Gegen den Ministerpräsidenten Grafen Reigersberg wurde die Opposition immer stärker, bis er 1859 um seine Entlassung bat. Damals sprach König Max II. das berühmt gewordene Wort: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke." In jenem Jahre schloß sich C. auch dem von R. v. Bennigsen ins Leben gerufenen „Nationalverein" an. Die schleswig-holsteinische Bewegung förderte er nach Kräften, und bei den Landtagskämpfen von 1870 und 1871 stand er treu an der Seite seines jüngeren Freundes von Stauffenberg. Als Redner und Berichterstatter hatte er sich von Anbeginn bis zuletzt die Finanzgebarung des Staates als Hauptaufgabe ersehen.

Es ist, nicht blos von gewerbsmäßigen Widersachern, denen die einfache und schlichte Größe des Mannes unangenehm war, sondern auch von unparteiischeren Beurteilern, mitunter die Ansicht geäußert worden, der Craemer von 1848 und der von 1898 seien doch verschiedene Personen gewesen. Gewiß, ein Halbjahrhundert geht an der Art und Weise, wie der nämliche Standpunkt von dem nämlichen Menschen zum Ausdrucke gebracht wird, nicht spurlos vorüber. Nimmt man jedoch Abstand von Äußerlichkeiten, so wird jeder, der dem alten Volkskämpfer näher stand, zugestehen müssen: In seinen Überzeugungen ist er derselbe geblieben.

Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, 5. Band, Berlin 1903. Fränkischer Kurier (Nürnberg) 1903, Nr. 1, 2, 8.

S. Günther (München).

11. **Delitzsch**, Franz,
Professor der alttestamentlichen Studien in Erlangen
1813—1890.

Delitzsch, Franz, ist von 1850 bis 1867 Professor der Theologie in Erlangen gewesen. Geboren war er am 23. Februar 1813 in Leipzig und ist daselbst auch am 4. März 1890 gestorben. Sein Großvater, der sich Dölitzsch schrieb, war aus Windisch-Luppa bei Oschatz in Sachsen gebürtig, hatte von 1777 bis 1787 in sächsischen Kriegsdiensten gestanden und dann in Leisnig ein Handelsgeschäft

Digitized by Google

angefangen. Sein Sohn Johann Gottfried Dölitzsch oder Delitzsch siedelte nach Leipzig über und verheiratete sich hier 1803 mit einem Mädchen aus Schkeuditz bei Leipzig. Erst nach zehn Jahren gebar die Frau ihr einziges Kind, unsern Franz Delitzsch. Dieser verlebte eine harte Jugend, weil die Eltern sich in dürftigen Verhältnissen befanden, und würde trotz seinen großen Gaben nicht zu höherer Bildung haben gelangen können, wenn ihm nicht sein „Onkel Hirsch" geholfen hätte. Das war ein jüdischer Antiquar Levi Hirsch, welcher mit den Eltern zusammen wohnte und eng befreundet war. Er war Pate des Knaben geworden und dieser hatte von ihm die Namen Franz Julius erhalten, welche im Kirchenbuch auch als die Namen des Paten Hirsch erscheinen. Franz Delitzsch besuchte in Leipzig die Volksschule, dann die „freie Stadtschule" und endlich das Nikolaigymnasium. Immer von dem Paten „Onkel Hirsch" unterstützt, bezog er im Oktober 1831 die Universität Leipzig als stud. philos. et philol. und trat in die Burschenschaft ein. Auf der „freien Stadtschule" zum Rationalisten geworden, suchte er mit Feuereifer in den Systemen der neuern Philosophie die Wahrheit, wobei ihn am meisten der Idealismus Fichtes anzog. Indes geschah es hauptsächlich infolge des Umganges mit einem Kommilitonen namens Schütz, der später als Pädagoge bekannt geworden ist, und des Judenmissionars Goldberg, daß er sich zum christlichen Glauben zurückfand. Er hat selbst oft erzählt, daß es ihm eines Tages an einer Stelle auf einer Straße in Leipzig, die er noch genau kenne, wie Schuppen von den Augen gefallen sei, so daß es ihm war wie dem Thomas, als er ausrief: „Mein Herr und mein Gott!" Die Studienjahre von 1832—1834 waren nun, wie er selbst gesagt hat, die glücklichsten seines Lebens, „die Zeit seiner ersten Liebe, die Frühlingszeit seines geistlichen Lebens". Nachdem er im Frühjahr 1835 den philosophischen Doktorgrad erworben hatte, lebte er bis 1842 als Privatgelehrter in Leipzig, indem er sich durch Unterricht und Schriftstellerei ernährte. Seine philologischen und theologischen Studien setzte er dabei mit Fleiß und Erfolg fort, namentlich das Hebräische und andere semitische Sprachen betrieb er immer eifriger. Von Rosenmüller, Fleischer und Fürst erfuhr er dabei viel Förderung, und erlernte von einem Judenmissionar Becker, der unter den zur Messe in Leipzig zusammenströmenden Juden aus dem Osten zu arbeiten pflegte, die Anfangsgründe des Rabbinischen. Eine besonders liebe Tätigkeit war ihm daneben die Leitung der gottesdienstlichen Übungen eines Kreises von stillen Leuten, Handwerkern, kleinen Kaufleuten und niederen Ange-

Digitized by Google

stellten, die sich abwechselnd in ihren Häusern zur Erbauung versammelten. Ein mit lutherischer Bekenntnistreue verbundener gesunder Pietismus war dort die religiöse Richtung. Einige Schriften Delitzschs aus dieser Zeit, die praktisch erbaulicher Art sind, sollen hier genannt werden: „Luthertum und Lügentum. Ein offenes Bekenntnis beim Reformationsjubiläum der Stadt Leipzig." Grimma 1839; „Der Flügel des Engels. Eine Stimme aus der Wüste im vierten Jubelfestjahre der Buchdruckerkunst." Dresden 1840 (Der Engel Apok. 14,6 ist eine Vorausdarstellung Luthers, sein Flügel eine Vorausdarstellung der Buchdruckerkunst); „Philemon oder das Buch von der Freundschaft in Christo." Dresden 1842; „Wer sind die Mystiker?" Leipzig 1842. Auch das 1844 in Dresden erschienene Kommunionbuch: „Das Sakrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi. Beicht- und Kommuniongebete" (7. Aufl. 1886), welches Delitzsch später als das ihm liebste unter seinen Büchern bezeichnet hat, ist eine Frucht dieser Jahre, in welchen er Magister Delitzsch hieß. Die nähere Bekanntschaft mit den die Leipziger Messe besuchenden Judenmissionaren Goldberg und Becker entzündeten damals auch seine besondere Liebe zu dem Volke Israel und gewannen ihn für den Dienst der Judenmission. Er machte mit jenen Besuche bei den Leipziger Meßjuden und begleitete Becker auf Missionsreisen. Es gelang ihm auch die Bekehrung seines „Onkels Hirsch", der 1843 als Theodor Hirsch getauft ward. Delitzschs Wunsch, die Judenmission zu seinem Lebensberuf zu machen, ward dadurch vereitelt, daß ihm die Dresdener Behörde die Ordination versagte. Er entschloß sich nun, den akademischen Beruf zu ergreifen und habilitierte sich 1842 mit der Dissertation De Habacuci prophetae vita atque aetate in der theologischen Fakultät zu Leipzig. Im Jahre 1844 ward er zum außerordentlichen Professor ernannt und verheiratete sich im folgenden mit einer Tochter des wohlhabenden Kaufmannes Silber, mit dessen nunmehr schon verstorbenen Söhnen er nahe befreundet gewesen war. In Leipzig hat er zuerst über Jesaja, dann die Psalmen, Habakkuk, Zephanja, Genesis, Nahum und hebräische Grammatik, auch über die Leidens- und Auferstehungsgeschichte, Philosophie der Offenbarung oder Grundlinien der spekulativen Dogmatik Vorlesungen gehalten, welche in der Regel sehr gut besucht wurden. Nachdem er einen Ruf nach Königsberg aus konfessionellen Bedenken abgelehnt hatte, ging er 1846 als ordentlicher Professor nach Rostock. Dort hat er außer schon in Leipzig gehaltenen Vorlesungen auch über Hiob, Stücke aus Jeremia und Ezechiel, Geschichte

Digitized by Google

der Propheten und der prophetischen Schriften, das Hohelied, die Anfangsgründe des Arabischen, Syrischen, Samaritanischen und Persischen und über das Matthäusevangelium, das Johannesevangelium, den Römerbrief, den Galaterbrief, den Hebräerbrief und den Jakobusbrief gelesen.

Im Jahre 1850 nahm Delitzsch einen Ruf an die aufblühende theologische Fakultät in Erlangen an, der er den theologischen Doktorhut verdankte, und hat in ihr 17 Jahre lang eine sehr bedeutende Wirksamkeit entfaltet. Er war hier so zu sagen in seinem Element, da ihn in der Fakultät gleichgesinnte, zwanglos miteinander verkehrende, alle wissenschaftlichen und kirchlichen Fragen vertraulich besprechende Kollegen umgaben und auch in den andern Fakultäten geistesverwandte Männer, wie der Kirchenrechtslehrer Scheurl, der Philosoph Heyder, der Orientalist Spiegel, der Naturforscher und Pädagog Karl von Raumer vorhanden waren, welche am geistigen Leben des Kreises, zu dem er gehörte, lebhaften Anteil nahmen. Delitzschs Vorlesungen erstreckten sich jetzt noch weiter, er las auch über Hebräische Archäologie, alttestamentliche Heilsgeschichte, messianische Weissagungen, Apologetik. Durch den Erfolg dieser von seiner ungewöhnlichen Gelehrsamkeit, dem Reichtum seines Geistes und seinem tiefen Glaubensleben zeugenden Vorlesungen und seiner immer zahlreicher werdenden Bücher ward er weithin berühmt, und nicht nur aus Deutschland, sondern aus weiter Ferne, aus Griechenland und Schottland strömten ihm Zuhörer zu. Großen Einfluß auf viele gewann er durch den persönlichen Verkehr mit ihnen. In seinen Sprechstunden ward oft Rat für leibliche und geistliche Nöte gesucht; mit solchen, die ihm näher getreten waren, machte er Spaziergänge oder nahm sie zu vertraulichem Gespräch mit ins Kaffeehaus. Der hauptsächlichste Ertrag seiner wissenschaftlichen Arbeit in Erlangen ist in den Kommentaren zur Genesis, dem zweibändigen zum Psalter, zu Jesaja, zum Hiob und in dem kürzern einbändigen zu den Psalmen niedergelegt.

Nicht leicht ist es ihm im Jahre 1867 geworden, einen Ruf nach Leipzig anzunehmen. Er war schon 54 Jahre alt und verließ Erlangen nur sehr ungern. Aber die Liebe zu seiner sächsischen Heimat gab den Ausschlag. In Leipzig ward der Zulauf zu seinen Vorlesungen noch viel größer. Besonders aus England und Amerika kamen junge Theologen, und er hielt mit ihnen wissenschaftliche Kränzchen ab, wodurch er großen Einfluß auf die alttestamentlichen Studien in diesen Ländern ausgeübt hat.

Digitized by Google

Neben Delitzschs wissenschaftlicher Arbeit ist je und je seine Tätigkeit im Dienst der Liebe zum Volk Israel hergegangen, dessen Bekehrung ihm allezeit ebenso am Herzen gelegen hat wie das Streben, es gegen unberechtigte Anfeindungen in Schutz zu nehmen. Im Jahre 1863 begründete er die Zeitschrift „Saat auf Hoffnung", welche er ein Vierteljahrhundert lang selbst herausgegeben hat, dann 1871 den Zentralverein für Mission unter Israel und 1886 ein Seminar zur Ausbildung von Kandidaten der Theologie für die Judenmission. Nach seinem Tode hat es den Namen Institutum Judaicum Delitzchianum erhalten. Ein halbes Jahrhundert lang hat er daran gearbeitet, eine wirklich gute Übersetzung des Neuen Testamentes ins Hebräische zustande zu bringen. Sie ist zuerst 1877 im Verlag der Britischen und ausländischen Bibelgesellschaft erschienen, und am 3. März 1890 konnte ihm der erste Korrekturabzug der 11. Auflage gebracht werden. Am folgenden Tage ist er nach anderthalbjähriger, zuletzt sehr schwerer Krankheit gestorben.

Delitzsch ist seit dem Tag, an welchem er zum Glauben kam, bis zu seinem Tode ein treuer Sohn der lutherischen Kirche geblieben. Im Jahr 1862 trat er nach Rudelbachs Tod auf die Bitte seines Freundes Guerike in die Redaktion der „Zeitschrift für die gesamte luth. Theologie und Kirche" ein. Anfänglich zu den strengsten Verfechtern des Luthertums gehörig, ist er wohl späterhin milder geworden, aber das ist kein grundsätzlicher Stellungswechsel gewesen, denn seine Äußerung, daß es ihm widerstrebe „die Theologie mit dem Buchstaben der Konkordienformel zu umgittern", stammt schon aus dem Anfang der 60er Jahre. Überhaupt ist Delitzsch niemals engherzig gewesen und hat in den Sachen des Professors Baumgarten in Kiel und des Leipziger Dogmatikers Kahnis darauf gedrungen, daß das Für und Wider erwogen würde, vgl. „Die Sache des Prof. Baumgarten theologisch (und juristisch) beleuchtet von Franz Delitzsch (und Ad. v. Scheurl)", Erlangen, 1858. „Für und wider Kahnis", Leipzig, 1863. Gegen die Anschauungen seines großen Kollegen Hofmann ist er besonders im Kommentar zum Hebräerbrief für die altprotestantische Versöhnungslehre in die Schranken getreten. Ein eigentlicher Schüler Hofmanns ist er überhaupt nicht geworden, doch hat dessen geistvolle Theologie ihres Eindruckes auf ihn nicht verfehlt. Daß die „Herrlichkeit der heilsgeschichtlichen Schule Hofmanns" infolge der Weiterentwickelung der alttestamentlichen Kritik dahin wäre, darüber hörte man ihn am Abend seines Lebens wohl schmerzlich klagen. Er war stets kritischer gerichtet als Hofmann, und es ist nicht sowohl

Digitized by Google

eine grundsätzliche Änderung seines Standpunktes gewesen, als die seiner gleichgebliebenen Stellung zu den herkömmlichen Ansichten über die Entstehung der alttestamentlichen Bücher entsprechende Anerkennung sicherer Forschungsergebnisse, wenn er später manche geschichtliche Dinge anders beurteilen mußte. Man vergleiche dazu seine Verteidigungsschrift: „Der tiefe Graben zwischen alter und moderner Theologie. Ein Bekenntnis." Leipzig 1888.

Die zahlreichen Schriften Delitzschs, Bücher, Aufsätze und Ansprachen sind in „Saat auf Hoffnung" LII, 1 (1915) S. 33—43 verzeichnet. Wir heben hier nur die hauptsächlichsten hervor. Sie lassen sich etwa so ordnen:

1) über das Judentum und seine Literatur, wozu namentlich die aus der Magisterzeit stammenden Bücher: „Zur Geschichte der jüdischen Poesie vom Abschluß der Heil. Schriften des A. T. bis auf die neueste Zeit". Leipzig 1836. „Wissenschaft, Kunst, Judentum". Grimma 1838, gehören. Hierher kann man die später in der Zeit des Antisemitismus geschriebenen Broschüren über Rohlings „Talmudjuden" u. a. rechnen. 2) Wissenschaftliche Arbeiten zum Alten Testamente: Kommentare zur Genesis, zu Jesaja, den Psalmen, den Sprüchen, dem Hohenliede, zum Hiob, zu Kohelet; Symbolae ad psalmos illustrandos isagogicae. Leipzig 1846; „Die biblisch-prophetische Theologie, ihre Fortbildung durch Chr. A. Krusius und ihre neueste Entwicklung". Leipzig 1845; „Messianische Weissagungen in geschichtlicher Folge". Leipzig 1890. 3) Arbeiten zum Neuen Testamente. „Neue Untersuchungen über die Entstehung und Anlage der kanonischen Evangelien I." Leipzig 1853; Kommentar zum Brief an die Hebräer. Leipzig 1857. „Handschriftliche Funde und Studien über den Text der Apokalypse". Leipzig 1861/62. „Der Brief an die Römer. Hebräisch. Mit Erläuterungen aus Talmud und Midrasch." Leipzig 1870. 4) Andere theologische Werke: „Vier Bücher von der Kirche". Dresden 1847; „Vom Hause Gottes oder der Kirche". Dresden 1849; „Die biblische Psychologie", Leipzig 1855 (in diesem Buche wird am meisten die Einwirkung der Theosophie, besonders Jakob Böhmes auf Delitzsch gespürt); „System der christlichen Apologetik". Leipzig 1869. 5) Schilderungen und erdichtete Erzählungen zur Veranschaulichung der Zeitgeschichte und der Wirksamkeit Jesu für die Gebildeten: „Jesus u. Hillel mit Rücksicht auf Renan und Geiger verglichen." Erlangen 1867; „Handwerkerleben zur Zeit Jesu". Erlangen 1868; „Ein Tag in Kapernaum". Leipzig 1871; „Sehet welch ein Mensch! Ein Christusbild". Leipzig 1872; „Durch Krankheit zur Genesung, eine jerusalemische Geschichte aus der Herodierzeit". Leipzig 1873. 6) Die Übersetzung des Neuen Testamentes ins Hebräische. Ein Vorläufer war die Übersetzung des Römerbriefs, die unter Nr. 3 aufgeführt worden ist. Vgl. „Eine Übersetzungsarbeit von 52 Jahren. Äußerungen des weiland Professor Franz Delitzsch über sein hebräisches Neues Testament". Leipzig 1891. 7) Erbauliche Schriften, worunter das schon erwähnte Kommunionbuch die größte und wertvollste ist.

S. J. Curtiss, Franz Delitzsch: a memorial tribute Edinburg 1891. — Kaufmann, Franz Delitzsch. Palmblätter aus Juda auf sein frisches Grab. 1890. — Elisabeth Delitzsch, Franz Delitzsch als Freund Israels. Leipzig 1910. — Köhler, Franz Delitzsch in Neue kirkl. Zeitschr. I S. 234—253. Realenc. f. prot. Theol. u. Kirche IV 465—470. — Orelli im (Baseler) Kirchenfreund

Digitized by Google

XXIV 97 ff. — Baudissin im Expositor 1890 S. 465—472. — A. Jeremias im Leipziger Kirchenblatt 1893 Nr. 20. — H. Hilprecht in The Old Test. Student VI 209 ff. — Vgl. fern. Allg. ev. luth. Kirchenz. XXIV 52 ff. 283 ff; Saat auf Hoffnung XXVII 133—155 XXVIII 83—100 XXIX 15—23 XXXI 132—134 XXXIV 80. 212. XXXV 26. 94 XXXVI 21. 177 Theol. Lit. Z. 1890 Nr. 7; Academi, London 1890 8. March.; Theol. Studiën, Utrecht 1890, 3, 201—207. Evang. Kirchenz., Berlin 1890 Nr. 31; Protest. Kirchenz. 1890 Nr. 15; Christl. Welt 1890, 25, 574—579; 26, 601—604; Nathanael 1890, 5, 136—151. Jewish quarterly review 1890, July 886—899. — Theologische Briefe der Professoren F. D. und v. Hoffmann. Herausgeg. von W. Volck. Leipzig 1891. Briefwechsel zwischen Delitzsch und W. Faber. Nathanal 1911.

Wilhelm Lotz (Erlangen).

12. Elsperger, Christoph von, Schulmann 1798—1873.

Andreas Stephan Christoph Gottlieb Elsperger wurde geboren am 28. September 1798 zu Sulzbach in der Oberpfalz. Aus der Oberpfalz stammt auch seine Familie. Die älteste urkundlich zu belegende Tatsache aus der Familiengeschichte besagt, daß der „ehrsame und vornehme" Willebald Elsperger, Willebald Elspergers Sohn, Bauer zu Thonhausen bei Regenstauf 1591 zu Zeitlarn getraut worden sei. Am 11. November 1632 erschien dieser Bauer vor dem Pfleger des Pflegamts Donaustauf im Pfalz-Neuburgischen, einem Herrn von und zu Hautzenstein, um ihm anzuzeigen, daß er auswandern wolle und dieser bestätigte ihm in einem offenen Brief, daß er „deutscher Nation [1]) und nie niemands eigen" gewesen und daß auch sonst kein Hindernis seinem Vorhaben entgegenstehe. Welche Gründe den ehrsamen Bauern veranlaßten, gerade im Monat der Schlacht bei Lützen auszuwandern, läßt sich nicht mehr bestimmt aufzeigen; nach der Familientradition aber wollten die evangelischen Elsperger nicht mehr im Pfalz-Neuburgischen bleiben, da dort im Zusammenhang mit Wolfgang Wilhelms Übertritt zur katholischen Kirche (1613) die alte Lehrform seit 1620 wieder hergestellt wurde. Nachdem nun Gustav Adolf Süddeutschland wieder verlassen, mochte man ein besonders energisches Vorgehen gegen die Protestanten fürchten.

Die Familie wanderte dann nach Regensburg, wo sie schon

[1]) Beiläufig mag erwähnt sein, daß außer diesem Ausdruck sich kein Fremdwort in der sonst sehr schwülstigen Urkunde findet.

Digitized by Google

vorher mit angesehenen Bürgern Beziehungen angeknüpft hatte, erhielt dort das Bürgerrecht und genoß großes Ansehen. Die erstgeborenen Söhne studierten meist die Rechte und erhielten bei Gericht und Rat Ämter und Würden, oblagen auch der edlen Musika, der sich einer von ihnen, Christoph Zacharias Elsperger, unseres Christoph Elspergers Großvater, ganz zu widmen beschloß. Schon mit 20 Jahren erhielt er im Jahre 1752 die Stelle eines Lehrers an der zweiten Klasse der lateinischen Schule zu Sulzbach, womit die Stelle eines Kantors und evangelischen Musikdirektors verbunden war. Als 1761 die Herzogin Franziska von Zweibrücken (die Mutter des nachmaligen König Max I.) ihren Witwensitz in Sulzbach nahm, wurde der Musikdirektor dem kleinen Hofe unentbehrlich und schließlich auch Geheimsekretär der Herzogin. So kam die Familie wieder in pfälzische und später in bayerische Dienste. Der Sohn dieses cantor musices, Andreas Elsperger, studierte wieder, wie herkömmlich, die Rechte, wurde seines Vaters Nachfolger im Dienste der Herzogin und Protokollist bei der Sulzbacher Kirchendeputation, erfuhr aber, seines protestantischen Bekenntnisses wegen, von der Regierung Carl Theodors manche Zurücksetzung. Das hinderte indessen nicht, daß die Herzogin und ihr älterer Sohn Karl August bei Elspergers ersten Kindern Pathen standen und ihm auch den Titel eines Regierungsrates verschafften. Nach Auflösung der Sulzbacher Regierung (1807) begann für Andreas Elsperger ein Wanderleben, das ihn zunächst nach Amberg, dann als Regierungsregistrator an das K. General-Kommissariat nach Straubing, endlich 1810, als die Regierung des Regenkreises nach Regensburg verlegt wurde, in gleicher Stellung in diese Stadt, die Heimat seiner Familie führte. Die Beziehungen zu der Gesellschaft der Stadt, in der noch einige Verwandte lebten, knüpften sich sofort wieder an; Andreas Elspergers älterer Sohn Carl August, des Herzogs von Zweibrücken Pathenkind, wurde 1818 erster rechtskundiger Magistratsrat, starb aber schon 1821 am hellichten Tage mitten in der Stadt auf dem Kohlenmarkt durch Mörderhand.

Andreas Elspergers zweiter Sohn, eben unser Christoph Elsperger, war gerade während der Wanderjahre seines Vaters herangewachsen. Er besuchte nacheinander die Gymnasien zu Amberg, Straubing und Regensburg, wo er im September 1814 als der erste absolvierte; dann studierte er zwei Semester in der 1. philosophischen Klasse des K. Lyzeums in München und im zweiten Semester auch im Münchener philologischen Institut das Thiersch leitete, und wurde im November 1815 als Studiosus der Theologie zu Erlangen immatri-

Digitized by Google

kuliert, doch ließ er sich auch bei der philosophischen Fakultät einschreiben, um die sprachlichen Studien fortzusetzen, in denen er sich laut seines Absolutorialzeugnisses schon auf dem Gymnasium hervorgetan hatte.

Bereits in Regensburg hatte er im Hause seiner Eltern den drei Jahre älteren Carl L. Sand kennen gelernt und war durch ihn in die dortige literarische Gesellschaft — sie führte den bezeichnenden Wahlspruch: Plus ultra! — gekommen. Seitdem war er mit Sand in lebhaftem Briefwechsel gestanden und wurde durch ihn auch der Burschenschaft zugeführt. Als Erlanger Bursch nahm er teil am Wartburgfest 1817 und spielte im Dezember und Januar 1817/18 eine wichtige Rolle bei den Verhandlungen mit den Landsmannschaften, die zu der kurzlebigen Gründung einer allgemeinen Erlanger Burschenschaft führten. Auch Platen trat ihm damals nahe. Im Sommersemester 1818 erhielt er die Erlaubnis, in Heidelberg seine Studien abzuschließen.[1]) Dort erfuhr er Sands unselige Mordtat, die er sehr mißbilligte, doch konnte er — und mit ihm die Zeitgenossen — nicht umhin Sands Entschlossenheit, Selbstaufopferung und Freiheitsliebe zu bewundern. Trotzdem sich unter Sands Papieren zwei Briefe von ihm fanden, hat ihm seine Freundschaft mit diesem weder gesellschaftlich geschadet noch ihn in seiner öffentlichen Wirksamkeit beeinträchtigt. Vielmehr wurde er, nachdem er im September 1819 die theologische Aufnahmeprüfung bestanden hatte, bereits Ende Oktober zum Progymnasiallehrer in Bayreuth ernannt als Nachfolger Bezzels, der doch eben wegen seiner Freundschaft mit Sand dort unmöglich gemacht worden war. Auch später, als er sich um Karl Feuerbach, den Mathematiker und Kollegen am Erlanger Gymnasium, angenommen hatte, blieb er völlig unbehelligt, während jener wegen seiner Teilnahme am Jugendbund vierzehn Monate in Untersuchungshaft saß. Elsperger war eben kein Demagoge, er hat seine Ideale nicht verraten, aber er hat auch bald erkannt, daß das deutsche Volk, die deutsche Jugend nicht ausgenommen, noch nicht reif für das Maß von Freiheit war, das sie wünschte. So ergab sich ihm die Pflicht, in ernster Arbeit die Jugend zur sittlichen Freiheit zu erziehen; und diese Pflicht hat er treu und mit großem Erfolg erfüllt. Arbeit in seinem Beruf war ihm aber auch deshalb nötig, weil die Vermögensverhältnisse seiner Familie, die ehedem recht gute gewesen waren, sich infolge der Kriege, besonders seit 1809, sehr verschlechtert hatten.

[1]) Auf das Gesuch seines Vaters erging eine von den König Max selbst unterzeichnete, sehr gnädige Antwort an den Senat in Erlangen.

Digitized by Google

Bereits in Bayreuth, wo Held sein Vorgesetzter war, erwarb er sich in hohem Grade die Zuneigung der Jugend; das beweisen schwärmerische Briefe, die ihm einer seiner Schüler nach Erlangen schrieb. Nach einjährigem Aufenthalt wurde er bei der Neuorganisation des Erlanger Gymnasiums durch Döderlein[1]) mit Wirksamkeit vom 1. November 1820 zum Professor der Unterklasse dortselbst ernannt. 1821 erwarb er die philosophische Doktorwürde, 1824 wurde ihm die Professur an der 2. und 3. Klasse des Erlanger Gymnasiums übertragen. Im gleichen Jahr verheiratete er sich mit Sophie Charlotte Heß aus Kaiserslautern, die nach dem frühen Tod ihrer Eltern — ihr Vater, commissionaire civil à l'armée revolutionaire, war in Eulogius Schneiders Sturz verwickelt bereits im Juli 1793 auf dem Weg zur Guillotine gewesen, dann zwar durch den Fall der Schreckensmänner befreit worden, aber bald darauf gestorben, während ihm die Mutter bald nachfolgte — im Hause des prakt. Arztes Dr. Koch ein Heim gefunden hatte und mit diesem nach Erlangen gekommen war, als er zum Professor der Naturwissenschaft dortselbst berufen worden war. Seine Gattin wurde ihm eine verständige Lebensgefährtin und die umsichtige Mutter von sieben Kindern, von denen allerdings drei jung starben.

Im Jahre 1830 wurde er zum Professor der 3. Gymnasialklasse zu Ansbach ernannt und ihm dabei auch der Religionsunterricht am Gymnasium (also in den Klassen 6 mit 9 der heutigen Zählung) übertragen. Ungern schied er von Erlangen, wo er liebe Freunde gefunden — mit Döderlein und Schäfer blieb er zeitlebens in regem Briefwechsel — und er bat um Belassung in seiner bisherigen Stellung. Denn eine solche Versetzung brachte ein bedeutendes Geldopfer mit sich — die Umzugsgebühren waren viel zu gering — und überdies war er in seiner neuen Stellung neben 27 Pflichtstunden auch noch „zur Aushilfe" ausdrücklich verpflichtet. Für einen Familienvater aber reichten die Gehälter, die der bayerische Staat unter Ludwig I. seinen Beamten bewilligte, kaum aus, so daß Elsperger in seinem Gesuch offen davon sprechen mußte, er werde künftig gezwungen sein, einen Teil seiner Subsistenzmittel durch Nebenarbeit zu verdienen oder in den Pfarrstand überzutreten. Das Gesuch wurde abschlägig beschieden, wobei die Regierung es ablehnte, auf die Gründe einzugehen, doch erhielt er vorläufig eine Freiwohnung.

Neben seinem Lehramt traten bald noch weitere Aufgaben an

[1]) Die Berufung nach Erlangen wurde ihm auch durch den akademischen Senat mitgeteilt.

Digitized by Google

Elsperger heran, so wurde er 1832 Examinator bei der theologischen Aufnahmeprüfung; die gleiche Aufgabe erhielt er 1835 und in den folgenden Jahren bis 1851, wo er aus der Prüfungskommission schied, nicht ohne besondere Anerkennung von seiten des Oberkonsistoriums zu finden. Seit 1835 begannen auch die Dienstreisen zur Revision der mittelfränkischen Lateinschulen, die Elsperger zuerst als Ersatzmann beim Kreisscholarchat des Rezatkreises — dieses Amt bekleidete er seit 1832 —, später als Rektor vorzunehmen hatte.

Zu Anfang 1839 wurde ihm nach dem Rücktritt Bonhards, der die 4. Gymnasialklasse behielt, das Rektorat des Gymnasiums übertragen und er übernahm es — so schrieb er es selbst in jenen Tagen nieder — nicht leichten Herzens, aber mit dem festen Entschluß, nicht nur im äußeren Leben der Anstalt Pünktlichkeit und Wohlanständigkeit allzeit zu wahren, sondern ihr auch den stillen Geist der Pflichttreue und Gründlichkeit einzuimpfen, der ihn selbst beseelte.

1841 übernahm er die Wiederherstellung und Leitung des protestantischen Alumneums, was zumal im Anfang viel Arbeit mit sich brachte und viel Umsicht erforderte.

1855 wurde ihm die Professur der 4. Klasse übertragen, 1856 und ebenso 1858 wirkte er als Examinator bei der philologischen Aufnahmeprüfung, neben je einem Vertreter der Universitäten Erlangen und Würzburg (Nägelsbach und Urlichs) das einzige nicht in München wohnende Mitglied der Prüfungskommission, 1859 bat er um Enthebung von diesem Posten, der ihm mit Rücksicht auf seine Gesundheitsverhältnisse auch gewährt wurde.

In den Jahren 1861 und 65 war er Mitglied der protestantischen Generalsynode, 1862 wurde er zur Anwaltschaft des historischen Vereins für Mittelfranken kooptiert.

So stand er in vielseitiger Tätigkeit; den Höhepunkt seines Schaffens bilden die Jahre 1841—63, in denen er gleichzeitig vollbeschäftigter Klaßlehrer, Religionsprofessor, Rektor und Alumneumsvorstand war. Daß ihm dabei wenig Zeit zu literarischer Betätigung blieb, ist klar; auch entsprach solche Tätigkeit weniger seiner Neigung. Immerhin hatte er 1829—31 Luthers exegetica opera latina (Tom. I—VIII der Erlanger Ausgabe) besorgt und später eine Reihe von Programmen, Festreden und Aufsätzen in den Blättern für das bayerische Gymnasialschulwesen veröffentlicht.[1])

Seine große Arbeitskraft verdient um so mehr Bewunderung,

[1]) Zusammengestellt in der 2. Beilage zum 39. Jahresbericht des historischen Vereins von Mittelfranken auf das Jahr 1873/74.

Digitized by Google

als seine Gesundheit nicht besonders fest war. Schon 1852 litt er schwer an den Folgen eines Unfalls, doch brachte ihm ein längerer Urlaub, den er in Wildbad im Schwarzwald zubrachte, völlige Genesung. Auch die Dienstreisen griffen ihn sehr an. 1862 erkrankt und scheinbar wieder genesen, wurde er infolge einer Erkältung auf einer Dienstreise im Sommer 1863 von einer heftigen Lungenentzündung ergriffen, deren Folgen ihn im Jahr 1864 an den Rand des Grabes brachten. Von den Ärzten aufgegeben, genas er auf wunderbare Weise und erholte sich ziemlich rasch. Seitdem lag auf seinem Wesen eine besondere Weihe und er selbst bezeichnete die Jahre, die er noch verleben durfte, als ein besonderes Geschenk Gottes. Vielleicht eben deshalb erschienen ihm die Jahre 1864—69 als die schönsten seiner Amtstätigkeit. Auch hatte sich seine Arbeitslast seit 1863 durch Abgabe des Religionsunterrichts vermindert. Doch legte er im Oktober 1869, 71jährig, nach 50jähriger Amtstätigkeit seine Stelle als Rektor nieder,[1]) gab aber noch Unterricht in der Oberklasse und leitete das Alumneum. Mit Wirkung vom 1. April 1871 trat er in den dauernden Ruhestand, am 1. Mai dieses Jahres legte er auch die Leitung des Alumneums nieder, am 17. Mai 1873 starb er nach längerem Leiden im 75. Lebensjahr.

An äußerer Anerkennung seines Wirkens hatte es ihm nicht gefehlt. So wurde er 1852 mit dem Ritterkreuz des Verdienstordens vom hl. Michael ausgezeichnet, 1864 erhielt er zum 25jährigen Rektoratsjubiläum den Titel eines K. Schulrats, und wenn er auch eine ausgedehntere Feier sich deshalb verbot, weil der Gefeierte, eben erst vom Tode genesen, noch sehr schonungsbedürftig war, so liefen doch Glückwünsche und Ehrungen von den verschiedensten Seiten ein (vgl. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, II. Abt. 1864, S. 319 f. S. 326).

Noch umfangreicher waren die Ehrungen bei Elspergers 50jährigem Amtsjubiläum am 27. Oktober 1869. Er hatte bereits die Bitte um Enthebung vom Rektorat ausgesprochen; diese wurde ihm gewährt, jedoch erst mit Wirkung vom 1. November ab, so daß er sein Jubiläum noch als Rektor feiern konnte. Zu seiner größten Überraschung wurde er durch Verleihung des Ritterkreuzes des bayerischen Kronenordens in den Adelsstand erhoben, von allen vorge-

[1]) Bezeichnend für die äußeren Verhältnisse der Beamten seiner Zeit ist, daß selbst ein Mann, der sich so anerkannte Verdienste erworben hatte, mehr als die Hälfte seines Entlassungsgesuches, über zwei Seiten, mit Bitten materieller Art (Pensionsgehalt, Dienstwohnung) füllen mußte.

Digitized by Google

setzten Stellen, von der Universität Erlangen, von anderen Schulen kamen Deputationen, Adressen, Festoden, die Stadt verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht, seine Verehrer sammelten Geld zu einer Elspergerstiftung, deren Zinsen ursprünglich für populär-wissenschaftliche Vorträge bestimmt waren. Doch der bescheidene Mann sah die Gelder lieber zu einem Stipendium für Abiturienten des Gymnasiums verwendet, in der Meinung, daß sie da im Stillen segensreicher wirken könnten als Vorträge, für die immer den rechten Mann zu gewinnen in einer Stadt wie Ansbach damals noch recht schwierig schien. Mehr als 70 Glückwunschschreiben Privater, die von allen Seiten einliefen, bezeugen überdies, in welch hohem Maße sich der Jubilar die Liebe und Achtung weiter Kreise erworben hatte. Auch die definitive Versetzung in den Ruhestand wurde in höchst ehrender Form vollzogen und eine kleine Nachfeier bot am 21. August 1871 das 50jährige Doktorjubiläum, das dadurch einen besonderen Reiz erhielt, daß der Erneurer der Doktorwürde Ivan v. Müller war, der seine amtliche Laufbahn 1853 in Ansbach begonnen hatte.

Läßt das für einen Schulmann ungewöhnliche Maß der Ehrungen Elspergers Bedeutung mittelbar ahnen, so berichtet über sein Wirken als Lehrer und Rektor einer seiner Schüler, der ordentliche Professor der Rechte Geheimer Justizrat Dr. Philipp Zorn, wie folgt:

Das Gymnasium zu Ansbach ist eine Stiftung der hohenzollernschen Markgrafen aus der Reformationszeit (1528) und trägt diesen Charakter seines Ursprunges, wenn auch nicht rechtlich, so doch tatsächlich heute noch, ähnlich wie die gleichen Anstalten in Bayreuth, Erlangen, das alte Gymnasium in Nürnberg, die sämtlich durch bedeutende Schulmänner älterer und neuerer Zeit ausgezeichnet waren.

Ich habe diesem Gymnasium von 1859—1867 meine ganze Gymnasialzeit hindurch angehört und bewahre ihm die treueste Erinnerung inniger Dankbarkeit; ich bin überzeugt, daß die große Mehrzahl der damaligen Schüler des Gymnasiums — von einer erheblichen Anzahl weiß ich es — diese Empfindung treuer Erinnerung teilt. Das alte, fast düstere und äußerlich unschöne Haus am Westende der Stadt, nur wenige Minuten entfernt von Äckern und Wiesen, umschloß in jenen Jahren trotz kümmerlicher Ausstattung eine vortreffliche höhere Schule. Die Lehrer waren verschieden in Anlage, Eifer, Tüchtigkeit; das Gesamturteil über die Anstalt aber kann nur ein günstiges sein und jeder der ordentlichen Lehrer hatte seine Vorzüge; die Lehrer der besonderen Fächer waren teilweise mangelhaft, einzelne fast bedauerliche Persönlichkeiten.

Digitized by Google

An der Spitze der Anstalt stand Elsperger, nicht nur äußerlich; er überragte als Lehrer und Gelehrter weit die sämtlichen übrigen Mitglieder des Lehrerkollegiums und war in Wahrheit eine hochbedeutende Persönlichkeit. So hatte er es auch verstanden, sich ein Lehrerkollegium zu erziehen, das seine höchsten Ziele erfaßt hatte und ihm gern und freiwillig folgte. Von methodischen Anweisungen (auch in Schulordnungen und anderen Erlassen) hielt er wenig, er war nicht auf eine Methode eingeschworen. Dagegen wollte er selbst ein anregender Mittelpunkt für seine Lehrer sein. In freundschaftlichem Gespräch gab er strebsamen Kollegen Fingerzeige und wußte aller Herzen sich zu gewinnen. Sah er doch Lässigkeiten, so machte der tiefe Schmerz, den er selbst darüber empfand, auch auf den Lehrer tiefen Eindruck. So hielt er sich durch regen Verkehr mit den Lehrern und auch durch die Spezimina, die er allen Klassen stellte, stets auf dem Laufenden darüber, was in jeder Klasse geleistet wurde und geleistet werden konnte. Und diese Kontrolle empfand man nicht als lästig, weil sie mit Wohlwollen und feinem Verständnis für das Können der Lehrer und Schüler ausgeübt wurde. Auch der Kreis seines Wissens war ein ungewöhnlich weiter: neben dem, was auch heute noch ein Klaßleiter am humanistischen Gymnasium tatsächlich treiben muß, hatte er auch Theologie studiert. Und was er studierte, das hatte er wissenschaftlich getrieben. Seine eigene Ansicht war stets wohlbegründet, gerade deshalb aber achtete er auch abweichende Überzeugungen, wenn sie auf gewissenhafter Prüfung der Sache beruhten.

Auf die Schüler hatte schon äußerlich seine ehrfurchtgebietende, hohe Gestalt eine starke Wirkung; und der ernste, fast strenge Ausdruck seiner Worte und seines Wesens erzwang sich von selbst die unbedingte Hochachtung, ja Verehrung aller, die als Lehrende oder Lernende ihm nahe traten. Sein ganzes Wesen war tiefer Ernst; in ihm waren die Größe des klassischen Altertumes und die religiöse Kraft des Christentumes zu einer einheitlichen Persönlichkeit zusammengeschmolzen, die in dieser Vereinigung in hohem Grade fesselnd und imponierend zugleich wirkte, die seinen Schülern nicht nur eine geistige Größe, sondern ein sittliches Ideal von gewaltiger erzieherischer Kraft darstellte. So wurden die Lehrstunden Elspergers zu Feierstunden; mochte in allen übrigen Stunden das überschäumende Toben der ungestümen Jugend seine Wellen bis in den Beginn der Unterrichtsstunde schlagen, vor dem Beginn der Elsperger'schen Stunden beherrschte ernste erwartungsvolle Stille die jugendliche Schar, bis der von allen verehrte strenge Mann über die Schwelle trat und als

Digitized by Google

Prediger hoher Ideale zu seinen Schülern zu sprechen begann. Ich habe von Elsperger nie ein rasches Wort gehört, ich habe ihn nie schnell gehen sehen: all sein Wesen war tiefer gemessener Ernst[1]) und hohe Würde; so war er Jahrzehnte hindurch der wahre Patriarch des Ansbacher Gymnasiums, sowohl für die Lehrer wie für die Schüler, vor dessen überragender Persönlichkeit sich alle in Ehrfurcht beugten. Und auch über die Mauern der Schule hinaus erstreckte sich diese Ehrfurcht; an dem äußeren Leben in Staat und Stadt hat Elsperger, jedenfalls in seinen späteren Lebensjahren, kaum erheblichen Anteil genommen;[2]) was ihm von seinen mannigfachen Amtsaufgaben an Zeit übrig blieb, war dem nie rastenden Studium der Klassiker und der Geschichte gewidmet; für die Freuden leichter Geselligkeit hatte der ernste Mann keine Zeit, auch wohl kein Bedürfnis. Überdies war er ganz unmusikalisch. So war alle seine Lebenskraft zusammengefaßt in dem heiligen Ernste für sein Amt und der durch dieses gebotenen wissenschaftlichen Arbeit. Aber trotz dieser strengen Einschränkung war Elsperger in allen Kreisen eine hochverehrte mit Ehrfurcht ausgezeichnete Persönlichkeit. Schon als er 1863 schwer erkrankte, äußerte sich in allen Schichten der Bevölkerung Ansbachs eine Teilnahme, die zeigte, wie populär der zurückhaltende Mann tatsächlich war. Bei seinem fünfzigjährigen Jubiläum aber haben Stadt und Staat ihn mit den höchsten Ehren bedacht, die einem Schulmann zuteil werden konnten.

Die Grundlage der Persönlichkeit Elspergers war eine streng religiöse Lebensauffassung auf dem dogmatischen Boden des evangelischen Glaubensbekenntnisses. In seinem ganzen Leben und Unterricht hat Elsperger diese Lebensauffassung betätigt und jederzeit furcht- und rücksichtslos vertreten. In seinen zahlreichen amtlichen Reden, insbesondere in seinen Eröffnungsansprachen bei Beginn des Schuljahres und ebenso bei der alljährlichen öffentlichen Schlußfeier am 8. August, der weihevollen und schönen „Preisverteilung", die die hochweise moderne „Pädagogik" abgeschafft hat,[3]) hat Elsperger dieser

[1]) Tatsächlich ist ihm auch im Privatleben nie ein Witz gelungen; und doch war er der treubesorgteste Vater, an dem seine Kinder bis in ihr hohes Alter mit warmer Liebe und tiefer Verehrung hingen.

[2]) Wie hoch man aber seinen Anteil auch an leitender Stelle schätzte, zeigte eine in die Form eines Privatbriefes gekleidete Anfrage des Kultusministers v. Zwehl, der ihn 1856, als ein Erlaß des Oberkonsistoriums über Kirchenzucht die Gemüter erregte, um seine Meinung anging.

[3]) Übrigens hat Elsperger die Gefahren nicht verkannt, die die systematische Anreizung des Ehrgeizes im Gefolge haben kann. (Preisverteilungsrede 1854.)

Digitized by Google

religiösen Grundauffassung seines Lebens und Amtes tiefen, oft ergreifenden Ausdruck gegeben. Sie war der Rahmen seines Lebens und von ihr war seine ganze Lehrtätigkeit beherrscht. Für viele seiner Schüler war gewiß die Persönlichkeit Elspergers ein sehr viel wirksamerer Religionsunterricht als der, den seit seinem Rücktritt 1863 andere in den höheren Klassen des Gymnasiums erteilten; nicht wenige werden ihm die feste christliche Grundlage ihres Lebens danken. Und Elsperger hielt streng darauf, daß der christliche Grundcharakter des Gymnasiums in evangelischer Form, aber ohne jeden Zelotismus oder Bigotterie gewahrt wurde und bei allen gegebenen Anlässen äußeren Ausdruck fand. Mit Vorliebe verweilte er stets bei dem Gedanken, daß die Ideale der großen Geister des klassischen Altertumes nur die Vorstufe und Vorschule des Christentumes waren.

Das zweite Grundelement in Elspergers Persönlichkeit und Leben war das klassische Altertum. Er war aufs tiefste von der Überzeugung durchdrungen, daß die Geisteswelt der Griechen und Römer auch für die moderne Menschheit und insbesondere für unser deutsches Leben Geisteskräfte von unerschöpflichem Inhalt biete und daß aus ihr Ströme der edelsten Kraft auch für die Gegenwart fließen. Auch dieser Überzeugung hat er in seinen Schulreden häufig und gleichfalls oft in ergreifender Weise Ausdruck gegeben. Er war ein ausgezeichneter Meister sowohl der lateinischen wie der griechischen Sprache; seine Unterrichtsstunden in Sophokles und Horaz, in Tacitus und Thukydides waren nicht nur in sprachwissenschaftlicher, sondern auch in geschichtlicher, besonders kulturgeschichtlicher und in ästhetischer Hinsicht hochbedeutend und sicherlich mancher Universitätsvorlesung überlegen. Welch hohe Anforderungen er in den klassischen Sprachen an die Schüler stellte, mag die mir merkwürdige Erinnerung bezeugen, daß er uns einmal als griechisches „Spezimen" in der Oberklasse die Übersetzung des Liedes: „Mit dem Pfeil, dem Bogen" aufgab — sicherlich keine geringe Aufgabe für Gymnasiasten!

Von ganz besonderer Bedeutung für mich persönlich ist Elspergers Unterricht in Geschichte und Literaturgeschichte geworden, und dies mag als drittes Grundelement in Elspergers Persönlichkeit und Lehrtätigkeit bezeichnet werden. Er war ein wissenschaftlicher Historiker ersten Ranges und keiner meiner späteren Universitätslehrer hat ihn darin erreicht. Ich weiß nicht, ob im damaligen Lehrplane der Gymnasien der deutschen Literaturgeschichte ein besonderer Platz eingeräumt war. In den letzten Monaten unserer Gymnasialzeit gab uns Elsperger eine zusammenfassende Darstellung der ganzen deutschen,

Digitized by Google

insbesondere der neueren Literaturgeschichte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, die geradezu ausgezeichnet war; noch bewahre und benütze ich das Heftchen dieser Vorträge. In großen Strichen zeichnete er die ganze deutsche Geistesentwickelung vom Nibelungenlied und Heliand bis zu den Sängern der Freiheitskriege und den Stürmen der Revolution von 1848 in meisterhafter Weise; das Schwergewicht lag natürlich in der Geistesarbeit von Lessing und Herder, Schiller und Goethe — unvergeßliche Stunden wunderbarer geistiger und sittlicher Erhebung für die dürstende Seele des Jünglings, die zu den höchsten Idealen der Menschheit in heißem Sehnen empor verlangte. Den Abschluß bildete eine ernste Mahnung des ehrfurchtgebietenden väterlichen Freundes, was wir lesen sollten; in Erinnerung ist mir davon besonders geblieben: Goethes Dichtung und Wahrheit, Jung Stillings Selbstbiographie, Perthes Leben und — „wenn Sie sittlich fest genug sind" — Bocaccios Decamerone.

Ein großes Lebenskapital geistigen Genusses und geistiger Schulung war Elspergers Geschichtsunterricht. Der Geschichtsunterricht war zu jener Zeit, und ist dies heute noch, eines der schwersten Probleme des höheren Unterrichtes. Daß in einzelnen Fällen auch auf dem Gymnasium ausgezeichneter Geschichtsunterricht erfolgt, soll nicht verkannt, vielmehr dankbar anerkannt werden. Aber im ganzen ist das wohl nicht der Fall und zwar in erster Linie wohl wegen der Mangelhaftigkeit des geschichtlichen Lehrplanes. Vielleicht liegt in der mangelhaften Lösung dieses Problemes auch ein Grund dafür, daß die politische Führung unseres Volkes so sehr versagt hat, wie sie es in der Zeit des Weltkrieges und der furchtbaren Katastrophe, in der er ausmündete, tatsächlich getan hat. Mit der griechischen und römischen Geschichte ist auf unseren Gymnasien früher — ich weiß nicht, ob es heute noch geschieht — eine ganz unerhörte Vergeudung an Zeit und Kraft getrieben worden. Weder die Perserkriege noch die punischen Kriege, von den Samniter- und Volskerkriegen ganz zu schweigen, haben für uns die lebenswichtige Bedeutung, wie uns dies nach der in der Schule darauf verwendeten Zeit und Kraft erscheinen mußte; alle diese Dinge müssen viel kürzer abgemacht werden, als dies seinerzeit bei uns in der Schule geschah. Auch die Geschichte der fremden Staaten muß erheblich kürzer in der Schule behandelt werden: die Reihenfolge und Zeitdauer der einzelnen fremden Herrscher sowie deren innerstaatliche Wirksamkeit ist für unseren deutschen Schulunterricht von geringer Bedeutung. Dagegen muß der Unterricht in deutscher Geschichte ganz anders der beherrschende Mittelpunkt

Digitized by Google

werden, und in jeder Klasse muß Unterricht in deutscher Geschichte gegeben werden. Alle anderweitige Geschichte hat für unsere Schulen nur diejenige Bedeutung, die sich aus ihrer Einwirkung auf die deutsche Geschichte, sei es unmittelbar, sei es mittelbar als positive oder negative Parallel-Erscheinung, — die Entwickelung zum einheitlichen Staat in Frankreich und England, die entgegengesetzte Entwickelung in Deutschland — ergibt.

Elsperger war ein Deutscher in all seinem Denken und Fühlen und deshalb stand bei ihm die deutsche Geschichte im Mittelpunkt; immerhin war die Behandlung der fremden Geschichte, besonders der englischen und französischen, zu umfangreich und in der deutschen Geschichte der letzten Jahrhunderte wurde die wertlose Kaisergeschichte zu ausführlich, die wertvolle preußische Geschichte zu nebensächlich behandelt. Das Gesamtbild aber der Geschichte der Neuzeit — bis zum Wiener Kongreß —, das uns in den Vorträgen Elspergers in der Oberklasse geboten wurde, war von hohem wissenschaftlichen Werte und von großer erzieherischer Bedeutung, einer Universitätsvorlesung zum mindesten gleichwertig. Für die Anforderungen, die Elsperger an die Schüler in Geschichte stellte, ist bezeichnend das Thema unseres letzten Geschichts-„Spezimen": Darstellung des Wiener Kongresses.

Für Elsperger war die Geschichte nicht Chronik von Tatsachen, sondern das Urteil über die Taten der Menschen; dieses Urteil durch genaue Erforschung der Tatsachen zu gewinnen, war für ihn die hohe Aufgabe der Geschichtswissenschaft. Von deutschen Geschichtsforschern war ihm Schlosser am meisten wesensverwandt, während er Ranke zwar nicht ablehnte, aber doch an ihm schmerzlich vermißte das entschiedene und scharfe Urteil über Taten und Menschen, die sittlich schlecht waren; als Beispiel nannte er besonders die Darstellung Heinrichs VIII. von England.

Während meines letzten Gymnasialjahres ließ mich Elsperger nach dem Unterricht einmal wöchentlich in sein Arbeitszimmer kommen und gab mir einen Privatvortrag in conversatorischer Form über Geschichte, Geschichtsforschung, Geschichtswissenschaft. Unvergeßliche Stunden der Anregung, des Nachdenkens, der Begeisterung, die für mein Leben von höchster Bedeutung wurden, viel mehr als die sechs Jahre historischer Seminare auf der Universität, die nur der „Akribie" der Quellenkritik dienten. Für die lateinische Rede, die damals nach schöner alter Sitte, die auch dem modernen Pädagogenwahn zum Opfer fiel, von einem der Abiturienten zu halten war, stellte mir Elsperger das Thema: Schlosser und Ranke als Geschichtsschreiber.

Digitized by Google

Das Thema ging ja weit über die Kräfte des Siebzehnjährigen; aber meine Bedenken wurden abgewiesen und nach Anleitung und unter Wegweisung des Meisters wurde das Werk getan; leider hat der Siebzigjährige die Niederschrift jener Rede nicht aufbewahrt.

So war mir Persönlichkeit und Lehre Elspergers der ideale Höhepunkt meiner schönen Gymnasialzeit; dankbar werde ich die Erinnerung an den ernsten strengen Mann bis zum letzten Atemzug bewahren und dankbar haben sicherlich auch die meisten seiner Schüler im späteren Leben seiner gedacht, denn er war zwar streng, aber immer gerecht und sein Unterricht war ein Quell reicher Belehrung und Erhebung.

Blicke ich heute zurück auf das Ansbacher Gymnasium der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, so kann ich nur freudig bekennen: das damalige Ansbacher Gymnasium war eine ausgezeichnete Schule. Die unruhige Reformsucht der nachfolgenden Zeit hat wohl mancherlei verändert; aber ich hoffe und wünsche, daß der Kern dieser hohen Schule der alte geblieben ist. Im Einzelnen war gewiß manches weiterzubilden und zu verbessern: aber ich könnte nicht wünschen, daß der Grundcharakter des humanistischen Gymnasiums eine Änderung erführe.

Mir persönlich hat im späteren Leben die Erinnerung an meine Gymnasialzeit nur zwei Bedenken erweckt: das eine ein Bedenken des Zuviel, das andere ein Bedenken des Zuwenig.

Das Zuwenig war der Mangel an Unterweisung in der Naturkunde. Ich habe es im Leben schmerzlich vermißt, daß wir keinerlei Unterricht in den Elementen der Naturkunde: Botanik, Zoologie, Mineralogie genossen hatten. Diesem Mangel ist heute meines Wissens abgeholfen.

Das Zuviel bezieht sich auf die Mathematik. Ich weiß, daß ich mit diesem Urteil heute sehr vereinzelt dastehe; aber ich scheue mich trotzdem nicht, es mit Entschiedenheit auszusprechen. Das Maß an Lehrstunden und an Arbeitskraft für Mathematik, das wir in den fünf oberen Klassen zu bewältigen hatten, ging weit über das richtige Maß hinaus. Es ist ein pädagogisches Verbrechen, wenn ein begabter Schüler etwa ein Drittel seiner ganzen Arbeitszeit der Mathematik aufopfern muß und mit Widerwillen — der einzige Widerwille meiner Gymnasial-Erinnerung — gedenke ich des harten Lehrers, der mich dazu zwang. Denn die Mathematik war mir für mein Leben so gut wie völlig wertlos. Ich verkenne natürlich nicht die Bedeutung der Mathematik als Erzieherin zum scharfen logischen Denken. Aber dafür gibt es auch andere erzieherische Kräfte und der

Digitized by Google

Jurist insonderheit erfährt diese Schulung durch sein ganzes Studium in viel schärferer Weise als es durch die rein formale Mathematik geschieht. Ich täusche mich kaum, wenn ich annehme, daß auch Elsperger die an uns in Mathematik gestellten Anforderungen für ein Zuviel ansah; jedenfalls hatte er häufige lange Unterredungen mit dem Professor der Mathematik. Mir gegenüber sprach sich Elsperger, wohl aus Gründen des kollegialen Taktes, nicht über diesen Punkt aus; ich erinnere mich nur der einen Äußerung: die Mathematik könne nie als Gradmesser für die geistige Gesamtbegabung eines Schülers anerkannt werden, denn bei ihr falle ein Hauptmoment für dieses Urteil völlig aus, nämlich die Phantasie. Diesem Satze wird scharf widersprochen werden; ich halte ihn für richtig, indem er zum Ausdruck bringt, daß die Mathematik sich nur in den rein formalen Abstraktionen des Gedankens ohne Rücksicht auf die wirkliche Welt der Tatsachen bewegt. Für mich war das Übermaß mathematischer Schul- und Hausarbeit auf dem Gymnasium eine Vergeudung bester Zeit und Kraft, die ich noch heute schmerzlich bedaure.

Dem Gymnasium der Zukunft werden ungeheure Aufgaben für das deutsche Volk gestellt sein. Es wird sie nur lösen können, wenn es den Idealismus des alten humanistischen Gymnasiums festhält und erneuert; wenn es unseren Kindern und Enkeln eine deutsche Geistesbildung auf der Grundlage des klassischen Altertumes und der deutschen Staats- und Geistesgeschichte gewährt und sich nicht verliert in die leeren Abstraktionen einer nur formalen Verstandesausbildung mathematischer Art; wenn es immer mehr wird zu einer Bildungsstätte nicht nur des Verstandes, sondern des Geistes, nicht nur des Geistes, sondern der Seele der deutschen Jugend.

Elspergers Leben (1798—1873) war eingeschlossen in die Zeit von den Freiheitskriegen bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Reiches. — Als Zeichen tiefer nationaler Schmach hatte sich im Jahre 1809 das brennende Stadtamhof der Seele des 10jährigen Knaben eingeprägt. Mit vollem, klaren Bewußtsein hatte er — das preist er in seiner Abschiedsrede vom Rektorat 1869 als besonderes Glück — die Jahre 1813—15 durchlebt. Als Glied der alten Burschenschaft hatte er sich für den schönen Jugendtraum der Wiederaufrichtung eines starken deutschen Reiches begeistert und das Wartburgfest mitgefeiert, mit tiefer Wehmut aber sah er, daß auch hier aus der herrlichen Blüte sich nicht die ersehnte Frucht entwickeln wollte und konnte. Denn daß auch in der Studentenschaft nicht alles Gold sei, was glänze, das sprach er im Sommer 1819 beim Abschied

Digitized by Google

von der Universität Heidelberg deutlich aus. Aber die Hoffnung, daß es doch noch tagen müsse, daß die Jugend ihr Blut in den Freiheitskriegen nicht umsonst geopfert habe, den Glauben an die Zukunft Deutschlands, den gab er nicht auf und mit hohem Ernst sah er es als die Forderung des Vaterlandes an, ihm edle Söhne heranzubilden. Mit Begeisterung ließ er am 5. Juli 1848 eine schwarz-rot-goldene Fahne hissen, sprach aber dabei nicht von den Rechten, sondern von den Pflichten, welche die neue Zeit der Jugend stelle. Mit tiefem Weh füllte ihn das Jahr 1866; doch nachdem der Krieg einmal ausgebrochen war, erklärte er den Sieg Preußens wünschen zu müssen. Seinen Lebensabend erhellte ihm der glorreiche Krieg von 1870/71. Auf die Nachricht von dem Falle Straßburgs fiel er im Hofgarten zu Ansbach einem alten Freunde vor Freude weinend in die Arme. Die Rührung hatte den willensstarken Mann übermannt; für sein angegriffenes Herz war die Freude zu groß gewesen, seitdem traten wieder Herzbeschwerden auf, denen er am 17. Mai 1873 erlag. So hatte er noch die Erfüllung seiner Jugendhoffnung erlebt, ohne doch die Entwicklung schauen zu müssen, die uns in den Weltkrieg und in die Katastrophe geführt. Denn die Seele des deutschen Volkes, die uns nach der großen sittlichen Erhebung von 1813 hinaufgeführt auf die Höhe von 1871 wurde dann bedrängt und verdrängt von dem bloßen Verstande und der Technik; von dem Gute, das nach Elspergers Wort „unter allen das reellste, aber auch ideenloseste ist, der regina pecunia, dem Gelde." Das hat uns in den Weltkrieg geführt und in die Katastrophe gestürzt. Nun muß die Seele des deutschen Volkes wieder erwachen und uns wieder aufrichten und zur Höhe führen. Und das Gymnasium, wie es in Elsperger verkörpert war, muß die Führung des deutschen Volkes auf diesem ernsten und schweren Wege übernehmen und die erlahmte Seele des deutschen Volkes, die zu schwach war, die Katastrophe und den Umsturz zu verhindern, wieder erwecken und zur Höhe von 1870 zurückführen.

Literatur: Reuter: Die Erlanger Burschenschaft, Erlangen 1896. — Kolde: Die Universität Erlangen 1810—1910, Erlangen und Leipzig 1910. — Nachrufe von Schiller in Nr. 118 der Fränkischen Zeitung vom 26. Mai 1873 und von Metzger in Nr. 167/68 der Süddeutschen Reichspost vom 18. und 19. Juli 1873. — Ein Bild aus der Burschenschaftszeit scheint nicht vorhanden zu sein; aus den letzten Lebensjahren stammt eine große Photographie, von der ein Abzug im Lehrerzimmer des Ansbacher Gymnasiums hängt, ein zweiter ist im Besitz seines Enkels in Würzburg.

Philipp Zorn (Ansbach) und Wilhelm Elsperger (Würzburg).

Digitized by Google

13. Frey, Franz Andreas, Dr., Kirchenrechtslehrer und Kirchenpolitiker 1763—1820.

Am 24. Juni 1820 starb in der Stadt Bamberg ein Mann, der als einer ihrer meistgenannten Söhne ein volles Blatt der Erinnerung beanspruchen darf: der K. Lyzealprofessor, Fürstbisch. Geistl. Rat und Apostol. Notar Dr. theol. et utr. iur. Franz Andreas Frey.

Geboren zu Bamberg den 20. Juli 1763 als der Sohn eines fürstbisch. Marstallbediensteten verlor er schon während seiner Gymnasialstudien seine beiden Eltern und wäre, da ihm ihrerseits nur eine kleine Hinterlassenschaft zufiel, kaum zu einem gelehrten Berufe gelangt, wenn ihn nicht die Schwester seines Taufpaten, des Subregens am Bamberger Priesterseminar Andreas Roppelt, zu sich genommen und die Kosten seiner Ausbildung bestritten hätte. Durch Roppelt veranlaßt, Theologie zu studieren, bezog er im Jahre 1766 als „Humanista" die Universität seiner Vaterstadt und wurde unter dem 13. März 1787 zum Priester geweiht. Die damals in adeligen Kreisen vielfach herrschende Sitte, die Erziehung ihres Nachwuchses geistlicher Leitung anzuvertrauen, führte ihm die beiden jungen Freiherrn Friedrich Karl und Franz Ludwig Horneck von Weinheim als Zöglinge zu, ein Geschehnis, das für seine weitere Laufbahn von entscheidender Bedeutung wurde. Sicherte es ihm fürs erste doch einen gewissen Namen, den er noch dadurch zu heben verstand, daß er mit seinen Zöglingen öffentliche Prüfungen veranstaltete, die für sie bestimmten Prüfungsaufgaben im Drucke erscheinen ließ und sich seines Erziehertitels auch bei offiziellen Gelegenheiten bediente: wie beispielsweise bei der Herausgabe seiner zur Erlangung der Lizentiatenwürde der Theologie im Jahre 1788 der Universität Bamberg vorgelegten Thesen, die er u. a. als »LL. BB. de Horneck Moderator« zeichnete. Die ihm als Hofmeister zur Verfügung stehende freie Zeit aber gewährte ihm die Möglichkeit seiner innersten Neigung zu folgen und Rechtswissenschaft zu studieren. Er hörte in der heimatlichen juristischen Fakultät die bekannten Professoren Schott, von Gönner und von Reider. Der glückliche Umstand, daß er die beiden Barone Horneck nach Würzburg begleiten mußte, wo ihrer am Ritterstifte St. Burkard je eine Präbende wartete, ließ ihn weiterhin seine Studien unter den nicht minder namhaften Rechtslehrern Gregel und Samhaber der dortigen Hochschule fortsetzen.

Digitized by Google

Die Fähigkeiten, welche der angehende Jurist hiebei offenbarte, bestimmten den Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal zu Würzburg und Bamberg — der in weiter Vorausschau und mit hellem Auge aus dem heranwachsenden Geschlechte bereits die geeignetsten Persönlichkeiten für die künftige Besetzung von kirchlichen und staatlichen Dienstesstellen herauszufinden verstand — dem jungen, erst vier Priesterjahre zählenden Kleriker 1791 ein Kanonikat an dem Kollegiatstifte St. Stephan in Bamberg zu verleihen, unter dem ausdrücklichen Wunsche, er möge sich hier auf das Lehramt des Kirchenrechts vorbereiten, das er später an der Bamberger Universität übernehmen solle. Und wirklich erhielt er, nachdem er sich an letzterer im Jahre 1794 den juristischen Schlußprüfungen mit Erfolg unterzogen hatte, die fragliche ordentliche Professur als Nachfolger Schotts schon in dem darauffolgenden Jahre 1795, indem er zugleich zum Wirklichen („Frequentierenden") Geistlichen Rate ernannt wurde. Als Professor las er von 1795 bis 1797 publice Jus eccl. romanocathol. nach Schenkl und privatim deutsches Kirchenrecht nach Riegger, von 1797 bis 1800 nur ersteres, publ. nach Schenkl, und ebenso von 1801 bis zur Auflösung der Universität im Jahre 1803 nach Hedderich. Daneben trug er Diplomatik vor, 1796—97 nach Schwab, 1797—98 nach Oberlin und 1798—1803 nach Gatterer. Sein Hauptarbeitsfeld für diese Jahre aber lag auf hierarchischem Gebiete. Hier brachten ihm, dem Mitgliede des Geistlichen Rats-kollegiums, die in das ausgehende 18. Jahrhundert fallenden kriegerischen Ereignisse wie die der Säkularisation vorausgehenden allseitigen Störungen des staatlichen, kirchlichen, rechtlichen, sittlichen und gesellschaftlichen Gleichgewichts durch ihre Ein- und Rückwirkungen auf die geistliche Regierung des Fürstbistums eine derartige Arbeitsfülle, daß er erst nach 3 Jahren, im Februar 1798, daran denken konnte sich das zu den Vorlesungen über Kirchenrecht eigentlich unentbehrliche Doktorat beider Rechte an der heimatlichen Universität zu erwerben. In dessen Besitze, wurde er noch in dem gleichen Jahre zum Beisitzer des bei der juristischen Fakultät derselben bestehenden „Schöffenstuhles" ernannt.

Aber auch in den anschließenden Zeiträumen pflegten seine Ratsgeschäfte die lehramtlichen nur allzustark zu überwuchern, zumal nachdem er im Jahre 1801 zum Syndikus und Sekretär des fürstbisch. Generalvikariats ernannt worden war: auf eine Stelle, die nach der sachlichen wie nach der persönlichen Seite ohne Bedenken als die wichtigste der ganzen Diözesanleitung angesprochen werden durfte. Auf ihre Inhaberschaft lief im wesentlichen das Band zurück, das

Digitized by Google

Frey zeitlebens mit dem größten Teil des in der Seelsorge befindlichen Klerus verknüpfte, während es seinen Anfang von dem Hörsaale aus nahm, in dem der Lehrer der wichtigen kirchenrechtlichen Lehrfächer mit der heranwachsenden Geistlichkeit bereits in engere Beziehungen getreten war. Des neuen Syndikus auf gründliches kanonisches Wissen aufgebaute Sachkenntnis und Formgewandtheit in der Behandlung der bei dem Generalvikariate einschlägigen Fragen trugen ihm dabei nicht nur in dem nämlichen Jahre die Würde eines apostolischen Notars ein, sie veranlaßten auch 1802 den Kurfürsten Karl Theodor von Dalberg zu Mainz ihm die Stelle eines Vikariatsrates, Stiftskanonikus und Professors für Kirchenrecht in Aschaffenburg anzubieten. Die gesellschaftliche Seite dieses Rufes war eine ebenso ehrende wie die wirtschaftliche eine für damalige Verhältnisse geradezu glänzende. Trotzdem konnte Frey — und diesen Zug der Heimatsliebe teilt er mit so vielen seiner Landsleute auch der neueren Zeit — sich nicht entschließen, seiner Geburtsstadt Lebewohl zu sagen. Der Bamberger Geschichtsfreund darf hierüber aufrichtige Genugtuung empfinden. Denn der Wegzug des Genannten hätte aus dem Bilde, welches uns die kirchenpolitischen Zustände der zwei ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts in unseren fränkischen Gauen wie im weiteren Bayernlande vor Augen führt, eine unersetzliche Figur gerissen.

Bei der Auflassung der Bamberger Universität im Jahre 1803 wurde Frey mit einem Teil der übrigen Professoren der bisherigen theologischen Fakultät der theologischen Sektion des neu gegründeten churfürstl. Lyzeums überwiesen und ihm Kirchenrecht und Kirchengeschichte als Lehraufgaben zugeeignet. Neben ihnen und mancherlei einschlägigen geschichtlichen und geographischen Hilfswissenschaften behandelte er daselbst vom Jahre 1809 ab jedoch auch Dogmengeschichte und theologische Enzyklopädie, bis ihm die Neuordnung der Studien in dem genannten Jahre das Lehrfach der allgemeinen Dogmatik (Apologetik) zuführte. Diese Ordnung geschah unzweifelhaft in Auswirkung des von Niethammerschen Schulplanes vom 3. November 1803, der auch in bezug auf die Personalverhältnisse der höheren Schulen dadurch eine einschneidende Änderung erbrachte, daß er den Direktoren derselben zwei durch die Professoren frei wählbare Direktoratsassessoren — etwa den heutigen Konrektoren der Gymnasien vergleichbar — an die Seite setzte. Durch das Vertrauen seiner Kollegen auf das eine Ehrenamt berufen, bekleidete Frey solches von 1809 bis 1815. Aber er wird die so erlangte Würde wohl kaum als ein annehmbares Entgelt für die Kränkung angesehen haben, die ihm die damalige bayerische

Digitized by Google

Regierung dadurch zugefügt hatte, daß sie ihm bei der Besetzung des Lyzealrektorates nacheinander die an Dienst- und Lebensalter jüngeren Professoren Friedrich Batz (1803—05), Andreas Gros (1805—06) und Johann Jakob Wagner (1806—21) vorgezogen hatte: eine Übergehung, deren Grund ersichtlich in der Stellungnahme Freys zur Säkularisation zu finden war.

Zum Unterschiede von so manchem seiner damaligen Landsleute auch geistlichen Standes machte er nämlich als gerader, aufrichtiger Mann aus der Verurteilung jenes gewaltsamen Vorganges keinerlei Hehl. Hierüber geben namentlich seine verschiedenen Entwürfe, Darstellungen und Urteile in den Akten der Bamberger Geistlichen Regierung, deren Protokollführer er auch nach dem Jahre 1803 geblieben war, unzweideutigen Aufschluß. Daß er freilich mit seinen allgemeinen staats- und kirchenrechtlichen Ausführungen in einer Zeit, in der nach dem Ausspruche des Generallandeskommissärs Grafen von Thürheim der Staat sich mit der bischöflichen Behörde unmöglich in eine „gelehrte Fehde" einlassen könne, nicht durchzudringen vermochte, war selbstverständlich. Dafür trug er in einem mehr konkreten Streitfalle einen bemerkenswerten Sieg davon, nämlich in der trotz ihrer örtlichen Begrenzung nicht unwichtigen Sache des Eigentumsrechtes an den Stiftswohnungen der Kanoniker Deutschlands, indem die oberste bayerische Justizstelle sich seine sämtlichen Beweisgründe als durchschlagend zu eigen gemacht hatte. Natürlich wäre die Rolle Freys als Anwaltes der katholischen Kirche bei seinen verschiedenen Auseinandersetzungen mit dem modernen Staatsgedanken für ihn weniger heikel gewesen, wenn er lediglich Mitglied des Geistlichen Ratskollegiums gewesen wäre. So aber war er als Lyzealprofessor einer Regierung unterstellt, deren selbstherrliches Empfinden durch das gegen ihre Ziele gerichtete Vorgehen eines der schuldigen Beamtenunterwürfigkeit entschlüpften Untergebenen auf das befremdlichste berührt werden mußte. Dafür wurde ihm von anderer Seite um so mehr Dank und Anerkennung gezollt. Nicht nur, daß er mit seinem früheren Mitschüler, dem damaligen Weihbischofe Gregor Zirkel von Würzburg, der sich als der eifrigste Verfechter katholischer Rechte in der dortigen Diözese einen hohen Namen erstritten hat, in engster Fühlung blieb, er wurde auch der Freundschaft des nicht minder bekannten Ebracher Abtes Eugen Montag gewürdigt — jenes Mannes, dessen Standbild auf der Zinne des Bamberger Kreisarchivgebäudes berufen ist, der Nachwelt das Muster eines wahren Vertreters des gelehrten, feinfühligen und kunstsinnigen fränkischen Prälatentums zu

Digitized by Google

Ausgang des 18. Jahrhunderts als dauerndes Wahrzeichen vor Augen zu stellen. Noch auffälliger war die Auszeichnung, die Frey durch den Fürstprimas Karl Theodor von Dalberg erfuhr, indem er von diesem dafür, daß er sich in einer Gegenschrift zu Dalbergs Abhandlung „Einige Wünsche über den Frieden der Kirche in den Staaten der Rheinischen Konföderation" freimütig geäußert und gegen sie gewichtige Bedenken geltend gemacht hatte, mit einer das Brustbild des Kurfürsten tragenden goldenen Münze beschenkt wurde.

Die verhältnismäßige Ruhe, die durch die Beteiligung Bayerns an den Napoleonischen Kriegen gegen Preußen und Österreich in den inneren Verhältnissen des Königsreichs erwirkt wurde, befähigte Frey, sich nunmehr geschlossener seinem Lehramte und seinen wissenschaftlichen Arbeiten zuzuwenden. So nahm er sich mit großem Eifer der im Jahre 1809 von dem Professor Dr. Johann Joseph Batz des Bamberger Lyzeums gegründeten theologischen Zeitschrift an. Dieses Unternehmen war ein sehr gewagtes. Denn abgesehen davon, daß eine periodische Zeitschrift in jenen Tagen fortgesetzter Unruhe und steter Geldknappheit kaum die durch einen größeren Leserkreis verbürgte Sicherheit der Lebensführung erlangen konnte, hatte Batz auch eine innere Schwierigkeit mit in den Kauf zu nehmen, insoferne er — mehr noch wie sein älterer Bruder Johann Friedrich, der erste Rektor des Lyzeums — als ausgesprochener Kantianer galt und als solcher in den Reihen des Klerus der heimatlichen Diözese zahlreiche Gegner besaß. Obgleich die Leitlinien seiner Anschauungen und die Grundzüge der Batzschen Ideen erheblich auseinanderliefen, widmete jedoch Frey der Zeitschrift seine volle Kraft, indem er u. a. auch in uneigennützigster Weise auf das ihm zustehende schriftstellerische Honorar verzichtete: in dem ganz richtigen Gedanken, daß nur durch ein beiderseitiges versöhnliches Einherschreiten auf der mittleren Linie das von den protestantischen Theologen jener Tage bereits erreichte Ziel der Herausgabe einer regelmäßig erscheinenden theologischen Zeitschrift auch katholischerseits verwirklicht werden könne. Wie treffend diese Ansicht war, beweist die Blüte, zu der sich der Batzsche Versuch namentlich unter der nachfolgenden Schriftleitung des Lyzealprofessors und späteren Domdechanten Dr. Friedrich Brenner entfaltete.

Indessen sollte Frey alsbald wieder von dieser Seite seiner gelehrten Tätigkeit abgezogen werden. Die um die Mitte des zweiten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts üppiger in die Halme schießenden Bestrebungen um eine deutschnationale kirchliche Selbstregierung, wie sie sich in dem Febronianismus, Dalbergianismus und Wessenbergia-

Digitized by Google

nismus versteift und verkörpert hatten, riefen ihn neuerdings auf den öffentlichen Kampfplatz. Diesen Bewegungen zu widerstreiten betrachtete er als seine zweite Lebensaufgabe und er vermochte ihr um so wirksamer zu genügen, als er selbst in jüngeren Jahren auf dem Bamberger Katheder, wie seine Vorlesungen nach Riegger und Hedderich es dartaten, Josephinischen Grundsätzen freundlich gegenüber gestanden war. Ja, sein Interesse an den literarischen Erzeugnissen für und gegen den Konstanzer Domherrn von Wessenberg, an denen er sich selbst mit 10 Abhandlungen beteiligt hatte, war so groß, daß es ihn noch auf sein Sterbebett begleitete und dort angelegentlichst beschäftigte.

Das dritte und letzte hohe Ziel aber, das ihm durch die Zeitumstände gesteckt wurde, bestand in der Mitwirkung an der Aufrichtung eines bayerischen Konkordats. Bekanntlich pflegt man nicht selten die kirchenpolitischen Wirren im zweiten mit der altkatholischen Bewegung im achten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in Vergleich zu setzen, und insoferne nicht mit Unrecht, als beide Erscheinungen Begleit- und Folgebilder kriegerischer Zeitläufe waren und eine Reihe markanter kirchenpolitischer Persönlichkeiten umschlossen. Eine nicht minder große Ähnlichkeit aber dürfte zwischen den Zeitverhältnissen vor hundert Jahren und den heutigen bestehen. War doch auch damals auf staatlichem und wirtschaftlichem wie religiösem und sittlichem Gebiete ein Tiefstand eingetreten, der wie in der Gegenwart einen allgemeinen Ruf nach „Wiederaufbau" auslöste. Am beklagenswertesten hatten sich dabei die Dinge in Bayern gestaltet. Hier wurde von katholischer Seite insbesondere die Religio depopulata, der Schwund des religiösen Glaubens, Wissens und Handelns, auf das schmerzlichste empfunden und das schnellste wenn nicht einzige Mittel zur Besserung in der Errichtung eines zwischen Staat und Kirche zu treffenden, die beiderseitigen Rechte festsetzenden und achtenden feierlichen Übereinkommens, eines Konkordates, gesehen. Bei der Vorherrschaft der modernen Staatsidee in unserem Vaterlande und dem Mangel genügender Kenntnis der bayerischen Verhältnisse seitens der Kurie aber war diese Aufrichtung eine unendlich schwierige Sache. Sie besitzt eine ebenso lehrreiche als wechselvolle Geschichte, aus der namentlich die Betätigung des „Eichstädter Freundeskreises" merklich hervorragt. Unter diesem Namen war, wie man weiß, von geistlicher Seite ein „Block für Wiederaufbau" gegründet worden, ein Bund von Männern, die in Wort und Schrift Einfluß auf die Gestaltung der kirchlichen Angelegenheiten und insbesondere des Konkordats zu

Digitized by Google

nehmen versuchten. Die Seele des Bundes war Frey. Von ihm stammte denn auch die berühmte Denkschrift der bayerischen Ordinariate, welche den Heiligen Stuhl auf die hauptsächlich zu betonenden Punkte aufmerksam machte. Daß in der Tat der Hinweis nicht auf unfruchtbaren Boden fiel, läßt sich aus dem Gange der Verhandlungen und der schließlichen Form des Konkordats unzweideutig erkennen. Und wenngleich die für die katholische Kirche günstige Fassung desselben durch die Beilage II zur Verfassungsurkunde teilweise wieder zerschlagen wurde, so hatte doch Frey durch seine wertvollen Winke bei dem römischen Hofe so gewonnen, daß er von ihm zu dem im Jahre 1820 in München stattgehabten Nuntiaturkongresse zugezogen und dort als gewandtester Anwalt mit dem Entwurfe der Beratungen und Beschlüsse desselben betraut wurde, einer Aufgabe, der er sich in einem 17 Bogen umfassenden lateinischen Schriftstücke — von ihm selbst später unter dem Titel „Übereinkunft" übersetzt — entledigte.

Einem so stark hervortretenden Manne mußte schließlich auch die bayerische Regierung, wenngleich er ihr kirchenpolitischer Gegner war, Achtung widerfahren lassen. Als sie im Jahre 1817 von einer gewiß auch innerlich empfundenen Unruhe über den hochgradigen Seelsorgermangel befallen wurde und von den verschiedensten Behörden und Stellen Gutachten über dessen Ursache und Abstellungsmöglichkeit einforderte — denn dem „Volke" sollte auch damals die Religion erhalten werden — da befand sich wiederum Frey unter den Berichterstattern. In freimütiger Weise stellte er dabei in seiner Beweisführung als einen der Hauptschuldigen an dem Mißstande den „Zeitgeist" und damit eine Erscheinung hin, die von der Staatsregierung selbst mitveranlaßt und begünstigt worden war. Eine förmliche Genugtuung für die ehemalige kränkende Zurücksetzung aber wurde Frey durch die wiederholt an ihn ergangenen Anträge zuteil, in ministerielle Dienste zu treten. Nachdem bereits früher einige Abgeordnete zweimal vergeblich versucht hatten, ihn hierzu zu bewegen, war es kein Geringerer als der Minister Graf von Thürheim selbst, der ihm bei Gelegenheit des Nuntiaturkongresses das Angebot machte, in München zu bleiben, wo er durch seine Talente, seine Kenntnisse und seine Geschäftsfertigkeit dem Ministerium gute Dienste zu leisten vermöge und durch Übertragung von Dignitäten für den Verlust seiner Bamberger Stelle reichlich entschädigt werden würde — ein Vorschlag, der, wenngleich Graf von Thürheim nicht selten zu Ironie neigte, in diesem Falle gewiß in vollem Ernste gemeint gewesen war. Hätte Freys Zusage doch die Staatsregierung mit einem Male von einer Feder befreit, deren

Digitized by Google

Schärfe ihr schon so manches Ungemach bereitet hatte und noch so manche Ungelegenheit bescheren konnte.

Trotz der trüben Erfahrungen, welche Frey im Kampfe mit der neueren Zeit des öfteren zu verzeichnen gezwungen war, soll er von einem deutlichen, allerdings durch die Geschehnisse als unberechtigt erwiesenen Optimismus beseelt gewesen sein. So habe er u. a. die Säkularisation in Deutschland als eine nur „vorübergehende Erscheinung" betrachtet und sich so demzufolge der nämlichen Täuschung hingegeben, in der sich auch unsern von uns zurückliegende Tage beispielsweise über die Bedeutung der Sozialdemokratie gewiegt haben. Die zahlreichen Abhandlungen Freys enthalten indessen wenig Anhaltspunkte für eine derartige rosige Auffassung. Die meisten derselben sind polemische Gelegenheitsschriften, hervorgerufen durch die berührten Kämpfe des Verfassers gegen das Staatskirchentum und dessen Rechtsverletzungen, beanspruchen jedoch wegen der Zeit und der Umstände ihrer Wirksamkeit bleibenden Wert. Einer damals gepflogenen Sitte gelehrter Kreise entsprechend sind sie zumeist ohne Namensnennung ihres Urhebers erschienen und nicht selten in dem unbeholfenen, auf Stelzen laufenden Amtsstile gehalten, der uns heutzutage gar nicht mehr zusagen will. Um so besser liest sich dagegen des Kanonisten „Kritischer Kommentar über das Kirchenrecht", ein mehrbändiges, gut gegliedertes und klar geschriebenes Werk, dem als gediegenem und begehrtem Handbuche drei Jahre nach dem Ableben des Verfassers noch eine Neuauflage zuteil ward.

Der Tod Freys kam allgemein überraschend, insoferne der Genannte sich bislang unentwegt einer festen Gesundheit erfreut hatte. Er wurde einem kariösen Geschwüre der Ohrknochen zugeschrieben, doch waren die beiden behandelnden Ärzte sich keineswegs darüber einig. Das Leichenbegängnis des Verblichenen gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung der Teilnahme und der Trauer, zu der fast die gesamte Stadt hinzuströmte. Doch sollte das Interesse derselben an ihm wurde noch längere Zeit rege gehalten werden.

Herrschte nämlich über die wissenschaftlichen Leistungen wie über die öffentliche Bedeutung Freys nur eine Stimme, so gingen dagegen die Ansichten über die persönliche Erscheinung, den Charakter und die gesellschaftliche Stellung des Gelehrten weit auseinander. Ja, man wird selten Urteile lesen können, die einander in allen diesen Stücken so auffallend widersprechen, wie diejenigen über den toten Bamberger Professor. Aus der vollständig abträglichen Lebensschilderung seines Landsmannes, des bekannten Bibliothekars Joachim Heinrich Jäck,

Digitized by Google

in Okens Isis erfahren wir zunächst, daß Frey rote Haare besaß und deshalb von dem Provinzial der Bamberger Karmeliten, bei denen er in seinen Studienjahren als Novize eintreten wollte, zurückgewiesen worden sei. Als Inhaber des Beneficiums der Gönningerkapelle in Bamberg, das ihm durch die Bemühungen der Familie seiner beiden Zöglinge Horneck von Weinheim verliehen worden war, habe er Simonie getrieben, indem er es während der letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens um ein Drittel des Ertrags durch andere Priester habe versehen lassen. Die Erlasse, die er als Sekretär des Generalvikariates ausgefertigt habe, seien häufig ohne Beschluß des Geistlichen Ratskollegiums zustande gekommen, sondern vielmehr leidenschaftliche Ausbrüche seines eigenen Ichs gewesen und gewöhnlich nur die „Vehmgerichtssprüche" genannt worden, wie denn sein „Schlangengeist" von allen Diözesanen gekannt und gefürchtet gewesen sei. Den Beichtstuhl habe er „zum Ablauschen der ihm dienlichen Familiengeheimnisse" und „zur Erschleichung von Erbschaften" benützt. „Gegen die Säkularisation und gegen sehr viele weise Verfügungen der K. Bayerischen Regierung" habe er „offizielle Widersetzlichkeit" bekundet, „alle ihm gemachten glänzenden Anträge zur Anstellung an der K. Bayerischen Regierung dreist abzulehnen sich vergessen" und „über die vom Generalvikariate ganz unabhängige Verleihung der Pfarreien und Beneficien im vollsten Maße seine Galle" ergossen. „Um alle Jahre für die Theologie einige Candidaten der Philosophie zu gewinnen" habe er „dieselben schon als solche an seinen Vorlesungen Theil nehmen" lassen. Über die Pfarrer und Kapläne auf dem Lande habe er dagegen mit Hilfe deren Pfarrkinder ein ganzes Spioniernetz ausgebreitet. Mit Rom sei er, über den Kopf der bayerischen Regierung hinweg, in unmittelbarem Verkehre gestanden. U. dgl. m. Zum Hauptvorwurfe aber machte Jäck dem Dahingeschiedenen, daß er seine Haushälterin zur Universalerbin seines Vermögens eingesetzt habe, wobei der Verfasser sich nicht enthielt, eine Reihe von prickelnden, kaum mißzuverstehenden Andeutungen über die Beziehungen des Erblassers zu der Bedachten einzuflechten.

Die Isis nahm diese Darstellungen, die, wie man erkennt, in manchem ein ungewolltes Lob für den Verstorbenen bedeuten, trotz ihrer Abneigung gegen derartige ausführliche Nekrologe „ausnahmsweise" auf, „weil Frey als einer der Anführer aller Römlinge Deutschlands in politischer und literarischer Hinsicht immer wichtig" gewesen wäre. Auch dieses Bekenntnis enthält eine Anerkennung der Bedeutung des Bamberger Kutschersohnes und zwar, weil aus einer

Digitized by Google

Hochquelle der antirömischen Bestrebungen in Deutschland, aus Jena, entsprungen, weit gewichtiger, als sie der schwungvollste Panegyrikus von Freunden, Anhängern oder Schülern auf den Verstorbenen hätte offenbaren können. Deren Zeugnisse stehen selbstverständlich in allem den sichtlich von hämischer Bosheit und blindem Hasse getragenen Ausführungen Jäcks direkt entgegen. Aber sie verfallen vielfach in den entgegengesetzten Fehler, indem sie im Überschwange der Begeisterung gleichfalls den Boden der nüchternen und unvoreingenommenen Beurteilung verlassen, um in lauter superlativen Schmuckwörtern dahinzuschweben. So war nach Mastiaux' Literaturzeitung vom Jahre 1820 „der Verlust dieses tätigen, geistreichen und verdienstvollen Mannes unersetzlich. Die Religion verlor an ihm einen ihrer eifrigsten Verehrer, die Kirche einen ihrer standhaftesten Verteidiger, der Staat einen seiner würdigsten und gemeinnützigsten Bürger, die Diözese eines ihrer glänzendsten Lichter, das Generalvikariat einen seiner geübtesten Geschäftsmänner, das Lyzeum einen seiner berühmtesten Lehrer, die Wissenschaft einen ihrer gründlichsten Gelehrten, die Jurisprudenz einen ihrer tiefsinnigsten Forscher, das Kirchenrecht einen seiner vorzüglichsten Schriftsteller, die Trostbedürftigen einen einsichtsvollen Ratgeber, die Jugend einen klugen, frommen und bescheidenen Führer, die Armen einen liebenden Vater, seine Freunde einen humanen, treuen, unvergeßlichen Freund." Diese über alle Maßen schmeichelhafte Charakteristik in Ehren — aber sie hätte wenigstens den Versuch einer Begründung erfahren sollen! Der Testamentsvollstrecker, Lyzealprofessor und Seminarregens Geistl. Rat Dr. Franz Stapf, von Jäck als „geistesarm" bezeichnet, erbrachte hiefür in der gleichen Zeitung wenigstens einige charitative Züge seines ehemaligen intimen Freundes und Kollegen, indem er dabei auch der Testamentsangelegenheit gedachte. Darnach hatte Frey von seinem etwa 14,000 fl. betragenden Vermögen reichlich die Hälfte für wohltätige Zwecke, Anverwandte und Freunde vermacht, den Rest von 6000—7000 fl. aber seiner Haushälterin „wegen ihres guten Charakters und treu geleisteten ökonomischen Dienste" hinterlassen — in werktätiger Übung eines Grundsatzes, den er schon den Theologiestudierenden einzuprägen pflegte, daß nämlich die Geistlichen für ihre hinterbliebenen Hausgenossen Sorge tragen müßten. In seine ansehnliche Bücherssammlung aber teilten sich verfügungsgemäß das Priesterseminar, das Gymnasium und die öffentliche Bibliothek zu Bamberg. Für den jetzt Lebenden hat es seine begreiflichen Schwierigkeiten aus den anscheinenden Verzerrungen wie vielleicht zu wohlwollenden Dehnungen die richtigen Maße

Digitized by Google

für das ruhende Charakterbild Freys abzunehmen. Sollen doch die „Lebensläufe aus Franken" ebensowenig eine Ablagerungsstätte für verleumderische Nachreden abgeben, als einen Sammelbehälter für öde Lobhudeleien darstellen. Wir können darum nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit urteilen, indem wir die Glaubwürdigkeit der beiderseitigen Anwälte, insbesondere also Stapfs und Jäcks, in Vergleich setzen. Und da steigt denn die Wagschale mit dem Gewichte Jäcks als zu leicht befunden gewaltig in die Höhe. Der berühmte, nicht minder auch berüchtigte Bamberger Bibliothekar hat bereits eine Anzahl von Lebensbeschreibungen, darunter auch selbstbiographische Skizzen, erfahren. Sie rühmen alle mit vollem Rechte die vortrefflichen Eigenschaften des Gewesenen, den kundigen und opferwilligen Fachmann, den überaus fruchtbaren, wenngleich der Sorgfalt und der Tiefe ermangelnden Schriftsteller sowie den warmen Heimatfreund; aber seinen Charakter fassen sie mit einer einzigen Ausnahme nach der — von ihm selbst allerdings niemals befolgten — Regel des De mortuis nil nisi bene allzu zart und rücksichtsvoll an. Lediglich der Darsteller Jäcks in diesen „Lebensläufen aus Franken" hat darin der Wahrheit die Ehre gegeben. Ja, der ehemalige Exzisterzienser war im literarischen wie sozialen Verkehre eine unleidliche Persönlichkeit! Es gab in Bamberg fast keinen Mann höherer Stellung mehr, ob es nun der Galleriedirektor Mattenheimer oder der Archivar Österreicher oder der Advokat Brückner oder der Seminarregens Stapf oder die Lyzealdirektoren Wagner und Regn oder ein anderer war, der nicht irgendwie von ihm angepöbelt worden wäre, nur derjenige nicht, von dem er als Untergebener etwas zu fürchten gehabt hätte und dem er gegenteilig vornehmlich zu schmeicheln wußte. Nicht zum wenigsten machte sich sein rechthaberisches, leidenschaftliches Wesen in der engen Räumlichkeit des Lyzeumshauses geltend, wo neben ihm noch zwei weitere Bibliothekskustoden, der Rektor und die Professoren des Lyzeums, der Naturalienkabinettsinspektor, die Geistlichkeit der Stadtpfarrei St. Martin und mehrere Bedienstete wohnten oder walteten. Hier herrschte u. a. der bitterste, jahrelang andauernde Streit zwischen ihm und seinem Kollegen Konrad Frey, dem jüngeren Bruder unseres Franz Andreas, der natürlich auch seinerseits wider Willen in denselben hineingezogen wurde. Aus diesem Kampfe nur das eine Vorkommnis, daß Jäck seinen Mitarbeiter als einen an Trunksucht leidenden, herabgekommenen Mann hinstellte, an dem jede Unterstützung verloren sei, während er später in dem berührten Aufsatze der Isis eben dem älteren Bruder Franz Andreas Frey den Vorwurf machte selbst geschlemmt zu haben,

Digitized by Google

während er seinen Bruder Konrad hätte darben lassen! Gegen eine derartige eingefleischte Schmähsucht gab es eigentlich nur ein einziges Mittel, und zwar jenes, das zu gelegener Zeit von dem Befehlshaber des in Bamberg liegenden Reiterregiments „von Bubenhofen" mit Erfolg angewendet worden sein soll. Als nämlich die Anwürfe Jäcks gegen den Gedachten gar nicht mehr aufhören wollten, habe dieser, so wird gemeldet, eines Tages zu Jäck zwei Wachtmeister seines Regiments gesandt, welche den Überraschten mit „schlagenden Gründen", die sie in der Gestalt von spanischen Rohrstöcken ihren Reitstiefeln entnommen hatten, belehrt und eine anhaltend beruhigende Wirkung auf ihn ausgeübt hätten.

Das Unwürdigste übrigens, was Jäck wohl jemals geleistet hat, ist hier einschlägig. Als der Verleger von Freys erwähntem Handbuche „Kritischer Kommentar über das Kirchenrecht" das Werk im Jahre 1823 neu auflegen wollte und Jäck ersuchte, die Revision zu übernehmen, sagte dieser zu, beschränkte aber seine Tätigkeit — da er ja auch über den Inhalt als Nichtfachmann nicht weiter befinden konnte — auf die bloße Verbesserung „einzelner Sätze und Wörter" des ersten der 5 Bände sowie auf die Abfassung eines der Neuauflage voranzusetzenden „Nekrologs". Dieser aber gleicht nicht entfernt dem 3 Jahre vorher in der Isis erschienenen. Im Gegenteil finden sich alle beleidigenden, verleumderischen, boshaften und zweideutigen Bemerkungen teils ganz unterdrückt, teils in Harmlosigkeiten oder gar Anerkennungen umgewandelt und so „für die Wiedergeburt eines der katholischen Literatur unentbehrlichen Werkes unseres kanonischen Polyhistors und Landsmannes Frey" jedes Bedenken hinweggeräumt, wie es etwa ob der früher geschilderten persönlichen Anstößigkeit und Niedertracht seines Verfassers hätte ins Feld geführt werden können. Aber vielleicht hatte sich Jäck inzwischen wirklich zu einer anderen, gerechteren Auffassung über den Toten bekehren lassen? Mit nichten! Denn sein 1844 erschienenes „Zweites Pantheon der Literatur und Künstler Bambergs" erwähnt nicht nur wiederum die erstere „ausführl. Biographie in Oken's Isis", sondern bestätigt auch ausdrücklich, daß sie von ihm herrühre, während er sich ehedem in ihr selbst als Urheber nicht deutlich gekennzeichnet hatte. Nunmehr, nach 20 Jahren, war eben das klingende Interesse Jäcks an der Schöpfung des toten Kanonisten verrauscht, da durften die Schmähungen auf denselben neuerdings für alle Welt aufleben. Und nur die wenigsten werden die Schamlosigkeit begriffen haben, mit der sich Jäck dadurch als Lügner entweder des einen oder des andern Nekrologs selbst an den Pranger gestellt hatte.

Digitized by Google

Es erscheint deutlich, daß ein solcher Gewährsmann ein Bürge für geschichtliche Wahrheit und Unparteilichkeit nicht bilden kann, weshalb wir nach dem Grundsatze In dubio pro reo und in Ansehung der sittlichen Unversehrtheit aller übrigen Zeugen — ausnahmslos Entlastungszeugen — uns wohl entschließen dürfen für Frey als einen Ehrenmann einzutreten, als einen Mann wenigstens, der, wie er als Gelehrter und Politiker den Grundsätzen des katholischen Kirchenrechtes und der katholischen Weltanschauung zum Siege zu verhelfen suchte, so auch als Geistlicher und Privatmann nicht von dem Wege abwich, den katholische Moral und katholische Charitas ihm vorgezeichnet hatten.

Im Drucke veröffentlichte Abhandlungen und Werke. I. Prüfungsschriften: 1) Theses theologicae de religione nec non de principiis theologicis. Bamb. 1787. 2) Theses ex Theologia exegetica, dogmatica morali, nec non ex historia ecclesiastica. Bamb. 1788. 3) Prüfung beyder jungen Frhrn. F. C. und F. L. v. Horneck aus dem ersten Kursus ihrer bisherigen Lehrgegenstände. Bamb. 1791. 4) Dissertationis inauguralis sistentis genuina principia circa modum tractandi querelas et actiones ratione concordatorum tam inter paciscentes, quam privatas ortas Sectio I, Bamb. 1798. — II. Selbständig erschienene Säkularisations- und Konkordatsschriften: 5) Bemerkungen über Johann Philipp Gregels Schrift: Das landesherrliche Patronatrecht nach den verschiedenen Verhältnissen der Bischöflichen Gerechtsame betrachtet. Bamb. 1805. 6) Abhandlung von dem Rechte der Staatsgewalt über das Kirchengut, nach reinen Grundsätzen des Staatsrechts und der Staatswirtschaftslehre bearbeitet. Bamb. 1805. 7) Über das Eigenthum an den Stiftswohnungen der Canoniker in Deutschland. (Nach Jäck: Bamb.) 1806. 8) Allgemeines Religion-, Kirchen- und Kirchenstaatsrecht aus Grundbegriffen entwickelt. Bamb. 1809. 9) Erläuternde Bemerkungen zu der Schrift: Von dem Frieden der Kirche in den Staaten der rheinischen Konföderation; ausgesprochene Wünsche Karls Erzbischofs Metropoliten. Bamb. 1811. 10) Bemerkungen zu der Schrift: Ideen zu der Organisation der deutschen Kirche. Ein Beitrag zum künftigen Konkordate (Frankfurt am Main, 1814). Germanien (Nach Baader: Bamb.) 1815. 11) Frage: Ist der westphälische Friede vom Jahre 1648 den Bestimmungen des Art. V nach in Bezug auf den Religionszustand der christlichen Hauptkonfessionen in Deutschland durch die rheinische und Wiener Bundesakten abgeschafft und aufgehoben? Ein Programm, womit seine Vorlesungen über das Kirchenrecht auf dem königlichen baierischen Lycäum zu Bamberg eröffnet Dr. und Pr. Franz Andreas Frey. Bamb. 1816. (Wiederabdruck im Archiv für Kirchenrecht, XXIII. S. 228—45.) 12) Übereinkunft zwischen Sr. päpstlichen Heiligkeit Pius VII. und Sr. königl. Majestät von Baiern Maximilian Joseph die Verhältnisse der katholischen Kirche in den baierischen Staaten betreffend aus dem Lateinischen übersetzt mit erläuternden Anmerkungen. (Nach Jäck: Bamb. 1818.) — III. Beiträge zu Batz-Brenners Theologischer Zeitschrift, Bamberg und Würzburg, Bd. IV—X, Jahrg. 1811—14. (Nach Jäck.): 13) Auf welche Art ist der in unseren Zeiten nicht seltenen Collision zwischen den Gesetzen des Staats und der Kirche in Bezug auf Ehehindernisse und Trennung

Digitized by Google

der Ehe abzuhelfen? IV, 365—80, 423—446; V, 95—135. 14) Über das Verhältniß der Kirche zum Staate. VI, 423—44. 15) Über das den Fürsten der rheinischen Konföderation von Hrn. Dr. H. zugesprochene Recht, ihren Staaten eigene Landesbischöfe und eine bischöfliche Diözesan-Einrichtung nach Gutfinden zu geben. VIII, 173—252. 16) Vorschlag zu einem Konkordate für die rheinischen Bundesstaaten. (Entwurf zu einem künftigen Konkordate.) VIII, 252—78. 17) Über die Vereinigung katholischer und protestantischer Gymnasien. IX, 32—54. 18) Über die Verwendung der pensionirten Stifts- und Klostergeistlichen zum Pfarramte. (Können die pensionierten Stiftsgeistlichen zu Pfarreyen oder zu anderen kirchlichen Geschäften verwendet und rechtlich angehalten werden?) IX, 499—509. 19) Verbindende Kraft der katholischen Kirchengesetze mit Reflexion auf Religion, in Hinsicht auf das Königl. Bayer. Religionsedikt. X, 173—223. — IV. Schriften gegen v. Wessenberg. (Nach Okens Isis): 20) Über die Ernennung des H. G. V. von Wessenberg zum Coadjutor und Coadministrator des Bistums Constanz. Rom 1816. 21) Antwort auf die Schrift: Die Ernennung eines Coadjutors für das Bistum Constanz, aus dem wahren kirchenrechtlichen Gesichtspuncte dargestellt. Germanien 1817. 22) Die gegenwärtige Lage der Diöcese Constanz, aus dem kirchlichen und staatsrechtlichen Gesichtspuncte betrachtet. Rom und Constanz 1817. 23) Das für die katholische Kirche in Deutschland neu projectirte Patriarchat, aus dem historischen und kirchenrechtlichen Gesichtspuncte betrachtet. Germanien 1817. 24) Sendschreiben eines Bayern aus dem Bisthum Constanz an den dortigen Clerus. Oder nähere Aufschlüsse über die innere Lage dieser Diöcese und die Wahl des Freyherrn v. Wessenberg zum Bischoffe von Constanz. Mit Noten von einem Unpartheiischen. 1818. 25) Wessenbergs Aufenthalt im Breisgau. Nicht vermehrt und nicht verkürzt, aber mit nöthigen Anmerkungen versehen von einem Zuschauer, der noch ohne Brille sieht. In den deutschen Bundesstaaten. 1818. 26) Mehr Noten als Text zu der Denkschrift über das Verfahren des römischen Hofes bei der Ernennung des Gen. Vikars v. Wessenberg zum Nachfolger im Bistum Constanz ꝛc. Germanien 1818. 27) Revision des ausführlichen Rechtsgutachtens über das Verfahren des röm. Hofes in der Angelegenheit des Konstanzer Bisthums-Verwesers des Capitular-Vicars Frhr. v. Wessenberg, verfaßt von J. L. Koch. German. 1819. 28) Rede an die Ständeversammlung des Großherzogthums Baden, entgegengesetzt der Rede des H. H. von Rotteck, Mitglied der I. Kammer der Bad. St. Verf., von einem wahren Katholiken. Karlsruhe 1819. 29) Zweite Rede, entgegengesetzt, der von dem Herrn v. Rotteck in der II. Kammer der Bad. Volksvertreter über die Freiheit der katholischen Landeskirchen am 24. März d. J. gehaltenen Rede. Karlsruhe 1819. — V. Kirchenrechtliche Werke: 30) Kritischer Commentar über das Kirchenrecht frei bearbeitet nach Anton Michl's Kirchenrecht für Katholiken und Protestanten. 3 Th. Bamb. 1812, 18, 20. 31) Dasselbe, zweite Auflage 5 Th., 4. u. 5. herausgeg. von Jos. Scheill, Kitzingen am Main, 1823—33.

Handschriftliche Abhandlung: Den Mangel an dem zum ordentlichen Dienst des katholischen Cultus erforderlichen geistlichen Personal betrd. (Abgedruckt bei Heß, s. u.). Andere s. i. Text.

Quellen: Joachim Heinrich Jäck, Pantheon der Litteraten und Künstler Bambergs. Bamb. 1812, S. 287—88. — Derselbe, Necrolog über Dr. Franz Andreas Frey. Isis, 1821, S. 224—35. — Derselbe, Necrolog über Dr. Franz

Digitized by Google

Andreas Frey. Kritischer Kommentar über das Kirchenrecht von Dr. Franz Andreas Frey, 2. Aufl., 1. Th., Kitzingen a. Main, 1823, S. XVII—XXIV. — Derselbe, Zweites Pantheon der Literaten und Künstler Bambergs. Bamberg, 1844, S. 39—40. — Kaspar Anton Frhr. von Mastiaux, Litteraturzeitung für katholische Religionslehrer. Landshut 1820, S. 123—24. — Dr. Franz Stapf, Notizen den verstorbenen geistlichen Rath, Doktor Franz Andreas Frey, zu Bamberg betreffend. Ebendort, S. 159—60. — Johann Georg Meusel, Das gelehrte Teutschland im neunzehnten Jahrhundert. Lemgo V, 1820, S. 619—20; X, 1821, S. 218—19. — Jahresberichte über die königlichen Studien-Anstalten zu Bamberg, 1820. Bamb. 1820, S. 11. — Clemens Alois Baader, Lexikon verstorbener Bayerischer Schriftsteller des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. 1. Th. Augsburg und Leipzig, 1825, S. 53—54. — J. S. Ersch und J. G. Gruber, Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste. 1. Sect. 49. Th. Leipzig, 1849, S. 189—90. — Allgemeine Deutsche Biographie. VII. Bd., Leipzig, 1878, S. 357—59. — Dr. Wilhelm Heß, über den im zweiten Decennium des neunzehnten Jahrhunderts in Bayern fühlbar gewordenen Seelsorgermangel — nebst einem staatlichen und kirchlichen Aktenstücke hierüber. Archiv f. kath. Kirchenrecht, 83. Bd. — In diesen Quellen auch Hinweise auf Rezensionen Frey'scher Arbeiten.

Wilhelm Heß (Bamberg).

14. **Fröhlich**, Franz Joseph, Direktor des Musikinstituts in Würzburg 1780—1862.

Um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts bildeten sich an vielen deutschen Hochschulen studentische Vereinigungen, die sich neben ihren Fachstudien die Pflege der Tonkunst zur Aufgabe machten. Auch an der Würzburger Universität entstand eine solche Gesellschaft unter dem Titel Collegium Musicum Academicum Wirceburgense. Sie sollte die Veranlassung zur späteren Gründung eines weitbekannten musikalischen Instituts, des jetzigen Konservatoriums der Musik werden. Den Lebensschicksalen des Dirigenten jenes Collegium Musicum und des Gründers dieses Musikinstituts sollen die folgenden Zeilen gewidmet sein.

Franz Joseph Fröhlich wurde am 28. Mai 1780 als Sohn eines Rektors an der Pleichacher Schule zu Würzburg geboren. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters fand er in dem Studenteninstitut des Juliushospitals Aufnahme, wo er unentgeltlich für den wissenschaftlichen Beruf erzogen wurde. Zu den Aufnahmebedingungen gehörten auch musikalische Kenntnisse, da die Spitalstudenten an Sonn-

Digitized by Google

und Feiertagen beim Hoforchester in der Kirche mitzuwirken hatten. Fröhlich war ein ausgezeichneter Violinist und wurde am 19. Juni 1801 als Substitut in die fürstliche Hofkapelle und ungefähr zur selben Zeit in die Akademische Musikgesellschaft aufgenommen, die ihm sogleich die Direktion ihrer Übungen und Aufführungen übertrug. Nach und nach bildete er ein volles Studentenorchester, hob durch beständige Musikübungen den Geschmack der Mitwirkenden und erhielt zur Unterstützung seiner Bestrebungen einen geräumigen Übungssaal in der Universität angewiesen. Inzwischen hatte er auch seine wissenschaftlichen Studien in Philosophie und Jurisprudenz beendet, erwarb sich mit Auszeichnung das Doktorat und wurde, nachdem er alle Vorbedingungen erfüllt hatte, im Jahre 1804 als Privatdozent in den Lehrkörper der Universität aufgenommen. Auf seine Eingabe hin wurde im gleichen Jahre gelegentlich einer Organisation der Attribute der Universität die oben erwähnte Akademische Gesellschaft als ein öffentliches Institut erklärt und Fröhlich als Musikdirektor mit einem festen Gehalt angestellt mit der Auflage, die Musikübungen unentgeltlich zu leiten und Vorlesungen über Theorie und Geschichte der Musik „nach ästhetischer Ansicht und mit kritischer Beleuchtung der vorzüglichsten Musikwerke, dann über Harmonielehre" in der Eigenschaft eines Privatdozenten zu halten. Hiermit war das akademische Musikinstitut als Universitätsanstalt anerkannt. Im Jahre 1805 wurde das mit der Universität eng zusammenhängende Gymnasium ebenfalls einer Umbildung unterworfen und dabei der Musikunterricht in neue Bahnen gelenkt. Fröhlich erhielt mit einer Gehaltserhöhung die Musiklehrerstelle und zog die Schüler dieser Anstalt zu seinen Orchesterübungen heran. Die Regierung des Großherzogs Ferdinand von Würzburg wies auf eine Immediateingabe Fröhlichs das Kapitelhaus mit dem Wappensaal des ehemaligen Domstiftes am 7. November 1807 zunächst provisorisch, später für immer dem musikalischen Institut zu, dessen schöne Räumlichkeiten noch heute nach 100 Jahren dem Konservatorium der Musik zu gleichem Zwecke dienen. 1811 wurde es zu einer allgemeinen Landesanstalt erhoben und außer den Studierenden der Universität und den Schülern des Gymnasiums auch die Kandidaten des Schullehrerseminars mit in den Unterricht einbezogen, sowie die unentgeltliche Ausbildung jedes anderen musikalischen Talentes verfügt. Abermals wechselte die Landesregierung; Würzburg fiel 1814 an Bayern und im Jahre 1820 vermehrte die Königliche Bayerische Regierung die Mittel des Institutes und gab ihm jene eigenartige Gestaltung, die es bis zum

Digitized by Google

Jahre 1875 behalten sollte. Seine besondere Aufgabe bestand darin, eine Volksanstalt in höherem Sinne zu sein. Alle Aufführungen waren unentgeltlich und jedermann hatte freien Zutritt. Die allgemeine musikalische Bildung sollte dadurch gehoben und dem Volke die Bekanntschaft mit den besten Werken der Tonkunst vermittelt werden. Fröhlich hat das Institut ins Leben gerufen, es in jener ursprünglichen Gestalt durch alle Perioden von den ersten kleinen Anfängen bis zu seiner Höchstentwickelung geleitet und das Würzburger Musikleben damit aufs beste gefördert. Zu der Ausbildung der Schüler auf den Orchesterinstrumenten trat jetzt noch die Gesangspflege hinzu, die bald ihren Einfluß in allen niederen und höheren Lehranstalten geltend machte. Besonders die Volksschullehrer wurden darin unterwiesen und verbreiteten die Liebe zur Musik in allen Schichten der Stadt- und Landbevölkerung. Neben den männlichen wurden auch weibliche musikalische Talente berücksichtigt und ausgebildet und manche bedeutende Sängerin fand ihre erste Unterweisung im Musikinstitut. Das Orchester umfaßte häufig 120—130 Mitwirkende und eben so stark war der Gesangschor. Fröhlich war die Seele und der Leiter des Ganzen und studierte die Meisterwerke der Tonkunst mit Ernst und Genauigkeit gemäß seiner großen Verehrung für dieselbe seinen Zöglingen ein. Öfters wohnte König Max I. und König Ludwig I. von Bayern, von denen der letztere als Kronprinz längere Zeit im Würzburger Schloß residierte, den Produktionen des Musikinstituts bei und noch lange bewahrte das dankerfüllte Herz der Lehrer und Schüler die Erinnerung an solche festliche und ermunternde Tage.

Im Jahre 1811 war Fröhlich zum außerordentlichen und bald darauf zum öffentlichen ordentlichen Professor der Ästhetik und Pädagogik an der Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg ernannt worden; später wurde er auch Mitglied des Kreisscholarchats. Von 1834 ab wurde das im Jahre 1832 errichtete ästhetische Attribut der Universität, das sich auch auf eine Antiken-, Gemälde- und Kupferstichsammlung erstreckte, seiner Leitung unterstellt; wiederholt bekleidete er die Stelle eines Senators und Dekans der philosophischen Fakultät.

Nach der Verordnung der Bayerischen Kreisregierung, der das Institut inzwischen unterstellt worden war, sollte dasselbe neben der Bestimmung auf Erhöhung der Kultur vermittelst einer möglichst verbreiteten und verbesserten Pflege der Tonkunst, insbesondere für würdige Feier der öffentlichen, hauptsächlich der Kirchenfeste, sorgen.

Digitized by Google

Außer Gesang- und Instrumentalunterricht kamen auch noch Generalbaß, Deklamation, Dirigieren, Tonsatzkunst und Ästhetik, später auch Orgel in Betracht; Klavier nur dann, wenn die Musik als Lebensberuf gewählt wurde. Tüchtige Schüler, namentlich solche, die ein seltenes Instrument wie Oboe oder Fagott wählten, erhielten bei Jahresschluß Prämien und Stipendien. Die Einnahmen der Anstalt bestanden ursprünglich in den Zuschüssen der Universität, des Gymnasiums und des Lehrerseminars. Durch die kgl. Verordnung vom Jahre 1820 kam ein Staatszuschuß von 400 fl. dazu, außerdem verschiedene Stiftungen, so daß nun die Gesamteinnahme auf 2000 fl. stieg. Dadurch war Fröhlich in der Lage, tüchtige Lehrkräfte für den Unterricht in den einzelnen Fächern heranzuziehen, deren Anzahl er nach und nach vermehrte. Außer den regelmäßigen Musikübungen, die gewöhnlich am Mittwoch und Samstag nachmittag stattfanden, wurde eine ansehnliche Reihe von Konzerten veranstaltet, in denen den besten Erscheinungen auf dem Gebiete der Tonkunst Rechnung getragen wurde. Wir begegnen den Namen Haydn, Mozart, Beethoven, Cherubini und vielen anderen. Aber auch Werke von Fröhlich selbst wie Sinfonien und kirchliche Tonstücke finden sich öfters auf den Programmen. Der Unermüdliche war rastlos tätig und stets darauf bedacht, der edlen Tonkunst eine immer größere Bedeutung bei seinen Mitbürgern zu verschaffen. So kam allmählich der 18. Juni 1851 heran, an dem das kgl. Musikinstitut das 50jährige Dienstjubiläum seines Gründers und Leiters begehen konnte. Lehrer und Schüler veranstalteten eine musikalische Festaufführung, bei der mehrere Werke Fröhlichs zum Vortrag kamen. König Max II. von Bayern ehrte den Jubilar durch Verleihung des Ehrenkreuzes des Ludwigordens und die Stadt machte ihn um seiner großen Verdienste willen zu ihrem Ehrenbürger.

Aber wie alles vergänglich ist, so begannen von diesem Zeitpunkt ab die Kräfte des Einundsiebzigjährigen nachzulassen. Die Schülerzahl des Instituts sank von 680 auf 450, die der Studenten von 30 auf 9 herab, was Fröhlich mit besonderer Betrübnis feststellte und darin eine zunehmende „Impietät" sah. Am 4. November 1854 wurde er von seinem König als Universitätsprofessor unter wohlgefälliger Anerkennung seiner mit Treue und Eifer geleisteten guten Dienste und unter Belassung der Oberleitung des musikalischen Instituts in den Ruhestand versetzt. Am 28. Mai 1858 erfolgte nach wiederholtem Ersuchen der Rücktritt Fröhlichs von seiner Direktorstellung, die sein zweiter Dirigent Johann Georg Bratsch als Nachfolger übernahm.

Digitized by Google

Eine letzte Auszeichnung wurde ihm noch im Jahre 1860 zuteil; er erhielt den Titel und Rang eines Kgl. Hofrates. Am 5. Januar 1862 verschied er infolge eines Lungenschlages, nachdem eine immer größere körperliche Entkräftung eingetreten war. Auf Wunsch des Verstorbenen fanden zur Beerdigung keine Einladungen statt, auch durfte keine Grabrede gehalten werden. Trotzdem hatten sich viele Leidtragende aus nah und fern eingefunden. Er wurde im Friedhof mit seiner Gattin Barbara Heller, der Tochter des Hofgärtners, mit der er sich 1807 verheiratet hatte und die nach 45jähriger glücklicher Ehe (zwei Kinder waren kurz nach der Geburt gestorben) im Juli 1852 starb, in einem Grabe vereinigt, dessen Pflege das jetzige Konservatorium der Musik in Dankbarkeit übernommen hat.

Fröhlich war ein echter Würzburger, dem auch eine gewisse altfränkische Derbheit nicht fehlte. Von mittlerer Statur, stark untersetzt, hatte er in seinem Äußeren auf den ersten Blick wenig Empfehlenswertes. Aber unter seiner hohen Stirn und den starken Augenbraunen funkelten zwei ausdrucksvolle, feurige Sterne. Seine Kleidung war einfach und prunklos. Am liebsten machte er seine täglichen Spaziergänge in gewissen Gängen des Würzburger Hofgartens. Von der Politik hielt er sich fern, war aber ein warmer Anhänger seines Königshauses und Vaterlandes. Öffentliche Feiern verschönte er durch seine Kompositionen und ihre wirkungsvolle Vorführung. Am 3. August 1845 wurden die zum ersten deutschen Sängerfeste in Würzburg eingetroffenen Männervereine, darunter die Schleswig-Holsteiner, in der Sängerhalle mit einem Chor von Fröhlich bewillkommnet, der so rauschenden Beifall fand, daß er wiederholt werden mußte. Auch die Musik bei der Enthüllung des Juliusdenkmals am 2. Juni 1847 hatte er komponiert. Schon als Student war er ein ausgezeichneter Violinist, Pianist und Sänger, ebenso ein energischer und umsichtiger Orchesterdirigent.

An theoretischen Werken veröffentlichte er „Studien für die hauptsächlichsten und gangbarsten Orchesterinstrumente" (Bonn bei Simrock 1810); ferner „Systematischer Unterricht in den vorzüglichsten Orchesterinstrumenten mit einer Anleitung zum Studium der Harmonielehre, sowie zur Direktion eines Orchesters und Singchors." Zwei Teile, Würzburg im Selbstverlag (1822 und 1829). Eine Reihe Rezensionen und sonstiger musikalischer Aufsätze finden sich in den damaligen Fachblättern. Auch eine musikalische Wochenschrift „Polyhymnia" gab er im Verlage von Christian Bauer in Würzburg heraus. Zum Schluß sei noch eine geistreiche Biographie des großen

Digitized by Google

zu Würzburg geborenen Tonkünstlers Abt Georg Josef Vogler, des Lehrers von Weber und Meyerbeer, erwähnt, die er zur Enthüllung eines Gedenksteines an dem Geburtshause desselben im Auftrage des historischen Vereins verfaßte. Eine große Anzahl seiner Kompositionen erschienen im Druck: Sonaten für Klavier, ein- und zweistimmige Gesänge mit Klavierbegleitung, Sinfonien, Kantaten u. dergl. Auch eine Oper „Soigir in Afrika" hat er geschrieben; sie sollte 1818 im Würzburger Theater zur Erstaufführung kommen, wurde aber im letzten Augenblick auf sein Verlangen hin, wahrscheinlich wegen Differenzen mit der Sängerin, vom Repertoir abgesetzt. Außerordentlich groß war die Zahl seiner Schüler, von denen nur einige hier erwähnt seien: Hofkonzertmeister Johann Lauterbach in Dresden, Konzertmeister August Kömpel in Weimar, sein Nachfolger Johann Georg Bratsch, V. E. Becker, der Komponist des in allen Männergesangvereinen bekannten „Kirchlein", Konzertmeister Hamm in Würzburg, Dr. Jakob Muck, Josef Werner, Kammermusiker und Professor an der Kgl. Musikschule in München u. a.

Was Fröhlich durch das von ihm gegründete und lange Jahre geleitete Musikinstitut für die Pflege der Musik besonders in Unterfranken gewirkt hat, davon kann man die Spuren noch heute überall finden und erkennen. Aus einer reinen Volksbildungsanstalt hat es sich inzwischen zu einem vollen Kunstinstitut emporgehoben dank des großen Wohlwollens der bayerischen Staatsregierung und das heutige Konservatorium der Musik wird der großen Verdienste ihres Gründers stets voll Dankbarkeit eingedenk bleiben.

Anmerkung: Als Quellen zu vorliegendem Artikel dienten: „Dr. Franz Fröhlich", eine biographische Skizze von einem seiner Schüler in „Erheiterungen", Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung" vom Jahre 1862 Nr. 16—30, und der Denkschrift aus Anlaß des 100jährigen Bestehens der Kgl. Musikschule Würzburg, 1804—1904, verfaßt von Hofrat Dr. Kliebert.

Max Meyer-Olbersleben (Würzburg).

15. **Gademann**, Johann Georg, Industrieller in Schweinfurt 1754—1813.

Gademann, geboren am 14. März 1754, gestorben am 25. Februar 1813, entstammt einer seit vielen Jahrhunderten in Schweinfurt ansässigen Schiffer- und Fischerfamilie, deren Name schon

Digitized by Google

1395 in der Chronik vorkommt,[1]) bei Beginn der vorhandenen Kirchenbücher (um 1560) in einer Reihe von Zweigen erscheint, die zum Teil auch Kaufleute und Handwerker aufweisen, und von 1620[2]) an auch öfters im Rate der Stadt vertreten ist. Ein Vorfahre nimmt nach dem dreißigjährigen Krieg einige Jahre Dienst bei den Schweden,[3]) ein anderer wird um dieselbe Zeit bei einer Belagerung der Stadt erschossen.[4])

Johann Georg Gademann wurde als elftes von sechzehn Kindern des „angesehenen", wohl aber nicht sehr vermögenden Schiffmanns und Fischermeisters Leonhart G. 1754 in Schweinfurt geboren, kam, durch die Fürsorge seiner Mutter und eines Stiefvaters 1771—75 in die kaufmännische Lehre nach Frankfurt in das Handelshaus von Gebr. Schebel, wofür nach dem noch vorhandenen interessanten Lehrbrief 400 Gulden Lehrgeld einschließlich Kost an diese zu zahlen waren. 1777/78 war der junge Kaufmann in Eisenach in Stellung; aus dieser Zeit sind eine Reihe interessanter Briefe von ihm erhalten. Sie spiegeln den Geist der Zeit: Schwärmerische Freundschaften, Interesse für Bücher, Musik und Kunst; viele enthalten kleine Gedichte; in einem berichtet G. einem Frankfurter Freunde ausführlich von Goethe, der damals gerade in Eisenach und auf der Wartburg weilte (etwa Sommer 1778). Anscheinend war in Frankfurt lebhaftes Interesse für Goethes Rolle am Herzogshofe und allerlei Übertreibung im Umlauf. G. berichtet nun, daß Goethe „nicht im Lutherzimmer" gewohnt habe, daß er sehr einfach gekleidet gehe und sich, wohl noch für lange, der Gunst des Herzogs zu erfreuen habe. Auch von einem Besuch Goethes in der Fabrik seines Brotherrn[5]) berichtet er Interessantes. Andererseits zeigt Gademann in diesen Briefen eine beträchtliche Sprachkenntnis und scharfes Verständnis

[1]) Monumenta Suinfurt. histor., S. 326.

[2]) Als erster Johann Gademann, Handelsmann, Zusatz 1620, 24 er Rat 1632; † 15. 9. 1635; Ratsherrenverzeichnis der Chronik des Laur. Bausch.

[3]) Chronik d. L. Bausch, Verz. der Bürger, die 1649 noch vorhanden, Hans Gg. G., Tuchscherer, 1658–60 bei den Schweden.

[4]) Privatchronik des Mag.-Rat Schlundt: Bürger und Fischer Hans G., erschossen 7. 19. 1634 am Teilberg.

[5]) Es war dies der bekannte Industrielle und Freund Goethes Streiber, dessen Nachkommen Streiber von Eichel heute noch eine hervorragende Stellung in Eisenach einnehmen und später lange Zeit Besitzer der bekannten Farbenfabrik Arzberger, Schöpff & B. ebenda waren. Goethe erwähnt diesen Besuch in seinem Tagebuch „mit Streibern in die Fabriken".

Digitized by Google

für kaufmännische nnd technische Dinge, z. B. wie er für einen Bekannten Erkundigungen einzieht über die Möglichkeit, ein altes Salzwerk in Plaue bei Arnstadt neu einzurichten. Besonders wichtig für die Zukunft ist ein Besuch, den G. 1778 in Hann. Münden bei der dortigen altangesehenen Kaufmanns- und Industriellenfamilie Wüstenfeld macht.

1780 kehrt er „aus der Sklaverei der Fremde" in die geliebte Vaterstadt und zu der zärtlich verehrten Mutter zurück, heiratet Margarete Barbara Fichtbauerin aus Mainbernheim [1]) und gründet mit seinem Schwager Johann Friedrich Wolff ein Kaufmanns- und Handelsgeschäft, das als erster Anfang der noch heute blühenden Farbenfabrik von Gademann & Co. in Schweinfurt zu betrachten ist. Im gleichen Jahre errichtete der Kaufmann Joh. Martin Schmitt an Stelle einer alten Pulvermühle am Main bei Schweinfurt eine Bleiweißfabrik [2]), wohl die älteste in Deutschland, wozu er sich einen geübten Mann aus Holland kommen ließ. Diese Fabrik verkauften Schmitts Söhne 1823 an die Firma Gademann & Co. [3])

Joh. Georg G. vertrieb in den ersten Jahren das Schmittsche Bleiweiß weithin, ferner verschiedene Produkte der Gegend, z. B. Weinessig; auch versandte er schon in den ersten Jahren sog. Schusser oder Märbel aus der Koburger Gegend (laut einem noch erhaltenen sauber geführten Hauptbuch) in größeren Mengen nach England.

1790 trennte er sich von seinem Teilhaber, kaufte [4]) eine Mühle bei Schweinfurt an der Werrn, die heutige sog. Bellevue, und stellte die Märbel darin selbst her. Bald richtete er dort auch eine Ölmühle [5]) zum Mahlen von Rapsöl ein. Auch stellte er seine Mühle der Stadt zur Einrichtung von Getreidemahlgängen zur Verfügung, als ein harter Winter die städtische Mühle stillegte. [6])

---

[1]) Erster Sohn Johann Christof, geb. 13. 5. 1781, (Kirchenbuch).

[2]) Nach der Chronik Schlundts; 1783 mit dem ersten Blitzableiter in der Gegend versehen, Gründung 1780 nach den Wasserrechtsakten und Blums Chronik. Siehe auch Chroust, „Das Würzburger Land vor hundert Jahren", S. 124.

[3]) Nach kurzem Zwischenbesitz von Joh. Stolle 1821—23 (Blum).

[4]) Aus den Ratsprotokollen, Festsetzung des Wasserrechts. Ferner Konzessionsakt des Rates vom 24. November 1790.

[5]) Aus Prozeßakten zwischen W. Sattler und Gn. & Schnetter 1822 und aus Erbteilungsbestimmungen von Joh. Gg. G.'s Wwe.

[6]) 1795, Privatchronik des Mag.-Rats Schlundt.

Digitized by Google

1792 [1]) nahm Joh. Georg G. die Farbenfabrikation auf. Er kaufte, nachdem ihm Schmitt durch einen Prozeß die Einrichtung einer Bleiweißmühle auf Schweinfurter Gebiet unmöglich zu machen vermochte, eine Mühle in Niederwerrn, einem an der Werrn eine Stunde von Schweinfurt gelegenen Dorfe, das den Freiherrn Münster von Euerdorf gehörte, und richtete daselbst mit zwei angesehenen Schweinfurter Bürgern, den späteren Bürgermeistern, Wilh. Phil. und Joh. Kasp. Cramer, eine Bleiweißfabrik ein. Der Vertrag mit den Teilhabern war „auf ewige Zeiten" geschlossen, enthielt scharfe Bestimmungen für die Geheimhaltung der Fabrikation, auch durch die Ehefrauen, bei Ableben oder Ausscheiden eines Teilhabers. Das Geschäftskapital hatte die für damalige Zeit beträchtliche Höhe von 30,000 Gulden.

Das junge Unternehmen hatte in der Folge manche schlimme Zeiten zu überstehen. Schon im Herbst 1792 drohte ein Einfall der Franzosen in Franken. Die kommenden Jahre brachten durch den Reichskrieg gegen Frankreich viel Unruhe und Lasten. Am 22. Juli 1796 [2]) erschienen die Franzosen „vor der Schussermühle des Herrn Gademann", bald auch in Niederwerrn und Schweinfurt unter General Mortier. Die Feinde hausten besonders arg in Niederwerrn [3]), aber auch in Schweinfurt ging es schlimm zu. Eine Rotte Soldaten verfolgte dort den einen Teilhaber, Joh. Kasp. Cramer, von einem Zimmer ins andere und zwang ihn mit gezücktem Säbel zum Öffnen seiner Schränke; 1000 fl., die ihnen dabei in die Hände fielen, waren im Nu verschwunden. [4])

Auch die folgenden Jahre waren für den Geschäftsgang sehr ungünstig, wie sie ja der Stadt und der ganzen Gegend ungeheure Lasten brachten. Gademann verstand es, sich trotzdem zu behaupten. Ein Beispiel für seine Unternehmungslust erzählt die Chronik: [5]) 1798 drohte ein neuer Einfall der Franzosen, der Rat der Stadt mußte auf Drängen der Bürger neue Mittel flüssig machen und verkaufte seine gesamten Vorräte an Kanonen, Waffen, Harnischen und Kugeln für etliche tausend Gulden an Joh. Georg Gademann und Friedrich Wolff. Sehr schön sagt dazu der Chronist: „Wie bei Opfe-

[1]) Vertrag mit den Teilhabern vom 25. Febr. 1792.

[2]) Enderlin, die Reichsstadt Schweinfurt während des letzten Jahrzehnts ihrer Reichsunmittelbarkeit, Teil 2, S. 31.

[3]) A. a. O., S. 58 und 165.

[4]) A. a. O., S. 32.

[5]) Schlundt's Chronik, auch Enderlin, a. a. O., S. 100.

Digitized by Google

rung von Jephas Tochter die Töchter Israels, so führten Schweinfurts Bürger eine große Klage um ihre schönen Kanonen. Wie jenes schuldlose Opfer waren auch sie nie eines Mannes schuldig geworden, hatten nie einen Feind verkrüppelt."

Im Jahre 1800 [1]) kamen die Franzosen wieder nach Schweinfurt, das sie erst im April 1801 wieder verließen.

Im September 1802 [2]) besetzten die Bayern die kleine Reichsstadt, die dann durch den Reichsdeputationshauptschluß 1802 endgiltig ihre Selbständigkeit verlor. Die Kaufleute, auch Gademann begrüßten den Anschluß an ein größeres Staatswesen als den Beginn einer besseren Zeit durch eine Illumination. [3])

Aber die Teilhaber der Bleiweißmühle zeigten nicht alle die gleiche Ausdauer; am 6. Januar trennten sie sich, die beiden Cramer schieden aus, Gademann, der stets die Seele des Unternehmens gewesen, übernahm es allein, wohl auch ein Zeichen seiner gestärkten Finanzkraft. [4])

1806 [5]) waren die Franzosen wieder in Schweinfurt. Joh. Georg G. erwirkte eine „Sauvegarde" für seine Fabrik in Niederwerrn, worüber noch ein Schriftwechsel erhalten ist. [6])

Gademann hatte die schon seit dem Jahre 1778, wenn nicht früher bestehenden Beziehungen zur Familie Wüstenfeld in Münden weiter fortgesetzt, er bezog von dort das Harzer Blei, das Hauptmaterial der Bleiweißfabrikation. Auf Empfehlung von Georg Ernst Wüstenfeld nahm er einen jungen Kaufmann, Wilhelm Sattler aus Kassel, geboren 1784, der bei Wüstenfeld in Stellung gewesen war und dessen Vater in Kassel er schon länger kannte, [7]) in seine Fabrik nach Niederwerrn. [8]) Sattler zeichnete sich durch besondere Rührigkeit, auch in der Fabrikation, aus. Er machte sich nach einigen Jahren — 1809 — selbständig, wobei ihm das Wohlwollen und die Unterstützung Joh. Georg G.'s erhalten blieb und gründete die Farbenfabrik von Wilhelm Sattler in Schweinfurt und Schonungen.

---

[1]) Enderlin, a. a. O., 126.

[2]) Enderlin, a. a. O., 156.

[3]) F. Stein, Geschichte der Reichsstadt Schweinfurt, Anhang S. 4.

[4]) Entwurf zum Trennungsvertrag, im Besitz von Dr. Gademann.

[5]) Preuß.-franz. Krieg 1806/07, F. Stein, a. a. O., S. 10.

[6]) Orig.-Schreiben mit Unterschriften von General Lefèvre und Kreiskommissaire Lützenberger vom 29. und 30. 9. 1806.

[7]) Aus Gottlieb Sattlers Tagebüchern (Privatbesitz); Gademann's ältester Sohn war damals in Lehre bei der Firma Wüstenfeld in Münden und veranlaßte den etwas älteren ihm befreundeten Sattler, nach Niederwerrn zu gehen.

[8]) Aus Kunst- und Gewerbefleiß von L. Bechstein, Leipzig 1860.

Digitized by Google

Durch seine Erfindungen (Schweinfurtergrün, Kartoffelsago), seinen Unternehmungsgeist (Farben-, Zucker-, Steingut-, Tapetenfabriken) und seine Leistungen fürs öffentliche Wohl wurde er später einer der ersten Industriellen seiner Zeit. Er veranlaßte auch die Familie Wüstenfeld,[1]) sich an der Gründung einer Zuckerraffinerie in Schweinfurt zu beteiligen, aus der sie dann 1836 ausschied und die noch heute in Schweinfurt bestehende Zuckerraffinerie von Adolf Wüstenfeld und Sohn gründete.[2])

Johann Georg Gademann erweiterte noch seine Tätigkeit durch Aufnahme der Fabrikation von anderen Mineralfarben. Ferner errichtete er ein Speditionsgeschäft.[3])

Im Jahre 1810[4]) verteilte er, anscheinend schon leidend, sein Hab und Gut unter seine zwei Söhne und drei Töchter. Am 25. Februar 1813 starb der rastlos tätige Mann, noch nicht 59 Jahre alt, gerade bevor eine friedlichere Zeit nach Jahrzehnte langen Kriegswirren anbrechen sollte. Aus seiner und der Sattlerschen Fabrik gingen eine ganze Reihe anderer Farbenfabriken hervor, die teils noch bestehen, teils wieder verschwunden sind. Sein ältester Sohn Christoph Friedrich führte erst allein, dann mit dem Kaufmann Hch. Andreas von Berg, der seine Schwester Barbara Gademann heiratete, die Farben- und Bleiweißfabrik in Niederwerrn und Schweinfurt fort. Sein zweiter Sohn, Joh. Kaspar, richtete die oben genannte „Bellevue" als Bleiweiß- und Farbenfabrik ein, die jedoch keinen bleibenden Erfolg hatte. Der Mann von Kaspars Tochter, W. Puscher, gründete in Nürnberg eine Farbenfabrik, woraus durch die der Firma Sattler entstammenden Kaufleute Pabst und Lambrecht die bekannte Nürnberger Farbenfabrik von Pabst & Lambrecht entstand, die neuerdings von der Farbenfabrik Siegle & Co., Stuttgart erworben wurde. Einer seiner Enkel gründete auch eine Ultramarinfabrik in Schweinfurt,[5]) die allerdings wieder einging, aber doch die Vorläuferin eines noch heute in Schweinfurt bestehenden von auswärts herverlegten großen Werkes war. Noch viel mannigfaltiger sind die sonstigen

[1]) 1827 nach Blums Chronik, 1826 nach Bechstein a. a. O., (als Firma Sattler, Engelhardt & Co., bei der auch ein v. d. Tann beteiligt war.)

[2]) Stein, a. a. O., Anhang S. 53.

[3]) Nach Erbteilungsakt; vgl. Chrousk, „Das Würzburger Land vor 100 Jahren", S. 156.

[4]) Nach Erbteilungsakt; das Speditionsgeschäft erhielt der Schwiegersohn Fischer.

[5]) Gegründet nach Blums Chronik 1845 (eingegangen 1855), durch Heinrich Gademann.

Digitized by Google

persönlichen und geschäftlichen Fäden, die sich von dem einfachen Fischermeisterssohne zur Schweinfurter und deutschen Industrie, ja bis nach Schweden bis in unsere Tage ziehen lassen.[1])

16. Gegenbaur Carl,
Professor der Anatomie
1826—1903.

Gegenbaur Carl wurde am 21. August 1826 in Würzburg geboren. Franken ist die Heimat seines Geschlechtes, väterlicher- wie mütterlicherseits. Beamte vorzugsweise waren seine Ahnen, sein Urgroßvater fürstlich fuldaischer Hofkammerrat, sein Großvater Amtsvogt in Römershag bei Brückenau; der Vater, 1792 geboren, war Justizbeamter in Würzburg und später in Arnstein, und starb 1872. Mütterlicherseits entstammte er der Familie Roth. Sein Urgroßvater Jakob Roth, vermählt mit Eleonore von Germersheim, war Amtsvogt von Külsheim. Außer der im Jahre 1800 geborenen Tochter dieses Paares, der Mutter Gegenbaurs, ist aus dieser Familie der Sohn Josef Roth zu nennen, ein Maler von beträchtlichen Fähigkeiten, mit herber, verschlossener, nur dem Vertrauten sich öffnender Gemütsart, wie sie auch der Neffe besaß. Carl Gegenbaur war der älteste von mehreren Geschwistern. Von der Seite der Mutter ist die Freude an der Natur, besonders an der Pflanzenwelt, und die Gabe des Zeichnens in dem Sohne wiedergekehrt. Den ersten Schulunterricht genoß er in Würzburg, kam aber dann schon bald in die Lateinschule zu Weißenburg in Mittelfranken, deren Rektor Kohl einen großen Einfluß auf sein ganzes Leben gewonnen hat. Erweckung des Urteils und Pflege des Gedächtnisses rühmt er selbst als Hauptvorzüge seines Unterrichtes. Auch außerhalb des Schulunterrichtes, ja gerade da, wurde ihm durch diesen Pädagogen reiche Belehrung über Heimatskunde und Altertümer des Frankenlandes zu teil, wie auch der Blick auf die Natur, Flüsse, Berge und den gestirnten Himmel geleitet wurde. Nach der Versetzung seines Vaters nach Arnstein mußte er

[1]) Ein Urenkel Wilhelm Sattlers, Carl Fichtel, gründete mit Ernst Sachs die berühmte Weltfirma Fichtel & Sachs in Schweinfurt. Übrigens soll, nach einer Erzählung, die Schleifvorrichtung der Märbelmühle das Vorbild für die in der Tat nach gleichen Prinzipien arbeitende Stahlkugelschleifmühle gewesen sein, mit deren Erfindung die Stahlkugelindustrie in Schweinfurt begründet wurde (Fischer, Fries & Höpfinger).

Digitized by Google

die Lateinschule und später das Gymnasium in Würzburg bis zu seinem im Jahre 1845 abgelegten Abiturientenexamen besuchen. Strenge und Pünktlichkeit herrschten hier. Persönliche für sein Leben bedeutsame Einwirkungen hat er aber durch Lehrer hier nicht mehr empfangen. Wohl aber wurde hier der Grund zu der lebenslang von ihm bewahrten Überzeugung von Wert und Bedeutung der humanistischen Studien gelegt. Er hat es bis in sein hohes Alter bekannt, daß die Kenntnis des Altertums einen Teil unserer Bildung ausmache und das Ignorieren der klassischen Sprache einen Verzicht auf eben diesen Teil unserer Bildung bedeute. Hier faßte er auch, selbst Katholik, die immer schärfer hervortretende Abneigung gegen die politische Betätigung des Katholizismus, deren schädliche Wirkungen auf das öffentliche und insbesondere studentische Leben er schon als junger Mensch klar erkannte. In jener Zeit der deutschen Zersplitterung begeisterte er sich als Süddeutscher mit seinen Kommilitonen für die Idee der Einheit des Reiches. Die nur allzu kurzen Ferienzeiten waren es, in denen er mit dem Sammeln und Bestimmen von Pflanzen, sogar dem Zergliedern von Tieren vertraut wurde, wie er auch auffälliger Weise schon zu jener Zeit genealogische Studien, lediglich zu seinem Vergnügen zu treiben begann. Hier entfaltete sich bereits, was ihn später zum großen Naturforscher machte.

In seiner Universitätszeit, die von 1845—54 währte, erstarkte in ihm auch die Neigung zur Philosophie, die ihn auch im späteren Leben nie verließ und ihn vor den Verwirrungen der Popularphilosophie und einer oberflächlichen Verallgemeinerung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse bewahrte. Auch Weltgeschichte studierte er neben der Philosophie nach der damals noch gültigen Studienregel, die dem Fachstudium einige philosophische Semester als Vorbildung voraufschickte. Erst im Jahre 1846 trat er zum Studium der Medizin über. Das äußere Leben an der Universität Würzburg floß damals still und wenig beeinflußt durch äußere politische Verhältnisse dahin. Parteiungen in der Studentenschaft bestanden nicht, ein harmloser Genuß des Lebens, Pflege der Körperfertigkeiten, Wanderungen und Zusammenschluß Gleichgesinnter spielten neben dem Studium allein eine Rolle. Die Revolutionswelle kräuselte allerdings damals auch das Würzburger Studentenleben und Gegenbaur beteiligte sich an einem Auszug der Studentenschaft nach Wertheim auf badisches Gebiet. Dem scharfen Beobachter entging es nicht, daß die ganze Revolution ein von Agitatoren, Polen und Juden künstlich herbeigeführtes Ereignis war. Er hat diese Erfahrungen für sein ganzes Leben bewahrt.

Digitized by Google

Der Einfluß Köllikers und Rudolf Virchows, die damals in Würzburg seine Lehrer waren, auf Gegenbaur war beträchlich, darf aber auch nicht überschätzt werden, da er selbst bereits als geistig ihnen Gleichwertiger innerlich reif geworden war. Was wir bei dem Genius so oft bemerken, ein scharfes und einseitiges Urteil über andere und die Neigung, Leistungen anderer zur Bestätigung eigener Urteile heranzuziehen und umzudeuten, findet sich in dem Verhältnis Gegenbaurs zu jenen beiden Männern ausgesprochen. Sein Urteil über Kölliker ist nie ganz frei von einer Abneigung gegen die Methoden und wissenschaftlichen Ziele dieses Forschers gewesen und Virchow hat er eigentümlicherweise stets unter die Vertreter der Entwicklungslehre gerechnet, ein Urteil, das auch von andern übernommen wurde und so der Ausgang der Vorstellung wurde, daß Virchow in späterer Zeit sich den Idealen seiner Jugend entfremdet habe. So wird ein Ausspruch Gegenbaurs berichtet (Maurer pag. 5): Virchow hätte bei konsequenter Weiterbildung seiner Lehren dazu gelangen müssen, die Descendenztheorie auszusprechen. Die berühmte Reihe von Abhandlungen aber, auf die sich jenes Urteil stützt, die „Einheitsbestrebungen in der Medizin" gibt sicherlich keinen Anlaß zu dieser Auffassung.

Die Wahl der Medizin als Studienfach war für Gegenbaur nicht durch die Neigung zum ärztlichen Beruf erfolgt. So ließ er sich nach Art wahrhaft bedeutender Geister, ohne seinen Neigungen durch einen vorzeitigen Entschluß Hemmung anzulegen, zunächst treiben und vervollkommnete unter Leitung der genannten beiden Männer seine naturwissenschaftliche Ausbildung, die durch das Studium der normalen menschlichen, der mikroskopischen und der vergleichenden Anatomie, wie auch der Pathologie eine breitere Grundlage empfing. Wie selbständig er in seinem naturwissenschaftlichen Denken und wie innerlich fest er bereits damals geworden war, zeigt seine Promotionsrede im Jahre 1854, in der er bereits fünf Jahre vor dem Erscheinen des Darwinschen Werkes die Theorie der historischen Entwicklung der Pflanzenwelt und ihre Umbildung vortrug. Nach Abschluß seiner Studien übernahm er unter Markus eine Assistentenstelle am Würzburger Juliusspital, ohne auch jetzt innerlich mit dem ärztlichen Berufe eins zu werden, so ernst und strenge er es auch mit seinen Assistentenpflichten nahm.

Die nächsten zwei Jahre führten ihm neue und wie man sagen kann, entscheidende Eindrücke zu, die ihn dann endlich zu dem machten, was er war. Die echt deutsche Lust am Wandern und Reisen trieb ihn zunächst in die Weite seines deutschen Vaterlandes und bei

Digitized by Google

sich bietender Gelegenheit zur Reise nach Italien. In Berlin lernte er Johannes Müller kennen und mit ihm führte er bei diesem kurzen Beisammensein eine bedeutsame Unterredung. Wohl mochte Johannes Müller in dem 19jährigen jungen Forscher den Geistesverwandten erblicken, als er ihm Aufschlüsse über Probleme gab, die ihn aufs Tiefste bewegten und die Fragen des Formwechsels der Organismen betrafen. Stand doch Johannes Müller auf dem Boden der sog. „idealistischen Morphologie", die ihn auf den Spuren Geoffroys, Goethes und Owens zur Metamorphosenlehre geführt hatte und nun bei der Frage nach den etwa möglichen realen Umbildungen der Organismen mit dem Grundgedanken jener älteren Lehre in Konflikt brachte. Wir wissen, daß Johannes Müller gerade um jene Zeit die Möglichkeit einer spontanen Umbildung der Keime im mütterlichen Organismus erwog, und aller Wahrscheinlichkeit nach wurden diese Probleme damals zwischen beiden Männern besprochen. Die versinkende und aufsteigende Epoche der Morphologie! Gegenbaur reiste weiter über Hamburg und Helgoland, wo er die Meeresfauna studierte und kehrte dann nach Würzburg zurück. Hier, wo er sich zu einer zweijährigen Assistententätigkeit im Juliusspital verpflichtet hatte, nahm er Urlaub, um mit Kölliker und Heinrich Müller zusammen nach Sizilien und Palermo zu reisen. Das Studium der Fauna des mittelländischen Meeres war eine Hauptaufgabe dieser Reise. Sein einsamer Zug durch Italien gab ihm aber Gelegenheit, auch das Land, die Einwohner und die politischen und kirchlichen Verhältnisse zu beobachten, die er klar überblickte.

Die wissenschaftliche Ausbeute, die er in Sizilien gewann, war beträchtlich. Fast der gesamte Inhalt des ersten Bandes seiner kürzlich herausgegebenen gesammelten Werke stellt das Ergebnis dieser Untersuchungen dar. Innerlich führte ihn dieses Studium zu einer selbstständigen Beherrschung der Morphologie der wirbellosen Tiere und legte damit den Grund zu seiner Fähigkeit, späterhin die vergleichende Anatomie der Wirbeltiere unter stetem Hinblick auf die Organisation der wirbellosen Tiere aufzubauen. Er wurde durch diese Arbeiten zu einem der ersten und bedeutendsten Zoologen.

Für seine weiteren Lebensschicksale ist diese Reise nicht minder bedeutsam geworden. Entschied sich doch damit der innere Kampf um seinen Lebensberuf in dem Sinne, daß er nunmehr die Überzeugung gewonnen hatte, es sei das akademische Lehrfach die einzige ihn fesselnde und daher auch mit Freuden von ihm ausgeübte Tätigkeit. Seine Eltern stimmten dem Entschluß bei. Er habilitierte sich,

Digitized by Google

28 Jahre alt, im Jahre 1854 in Würzburg als Privatdozent für Zoologie. Nur zwei Jahre hat er in dieser Stellung zugebracht und gelangte dabei nicht zu voller und befriedigender Wirksamkeit. Seine Ernennung zum zootomischen Prosektor, die um jene Zeit in die Wege geleitet wurde, wurde nicht mehr verwirklicht, da er im Jahre 1856, als außerordentlicher Professor der Zoologie nach Jena berufen wurde. Er übernahm in Jena zunächst die Zoologie nebst vergleichender Anatomie, Histologie und Entwickelungsgeschichte. Bereits zwei Jahre später wurde ihm die Professur für Anatomie angeboten, die er aus der Hand seines Vorgängers Huschke übernahm, nachdem sein Wunsch, den mit dieser Professur verbundenen Unterricht in Physiologie davon zu sondern, erfüllt war.

Im Jahre 1863 verheiratete er sich mit Anna Margarethe Emma, geborene Streng, die indes bereits im folgenden Jahre starb. Im Jahre 1869 heiratete er dann zum zweitenmale. Seine Gattin war die Tochter Ida des Heidelberger Anatomen Arnold. Im Jahre 1872 lehnte er einen Ruf nach Straßburg ab, folgte dagegen im Jahre 1873 einer Berufung nach Heidelberg. Hier wurde er der Nachfolger seines Schwiegervaters Friedrich Arnold und verblieb in dieser Stelle bis zum Jahre 1901, wo ein schweres Leiden ihn im 75. Jahre zwang, aus dem Amte zu scheiden. Am 14. Juni 1903 erlag er der Krankheit.

Diese kärglichen Daten seines äußeren Lebensganges seit seinem Abschied von Würzburg und die außerordentliche Fülle seiner Werke sowohl, wie die tiefe uud nachhaltige Wirkung, die er auf die Entwickelung der menschlichen Anatomie ausgeübt hat, beweisen, daß er ein echtes deutsches Gelehrtenleben geführt hat, gleichweit entfernt davon, verdienten Ehrungen nachzustreben, wie billigen Ruhm durch populäre, dilettantische Wirksamkeit zu suchen. Wer nicht das Glück hatte, ihn persönlich zu kennen, ist auf Schilderungen anderer, auf seine kurze Selbstbiographie und auf seine Werke angewiesen, um eine Charakteristik des Mannes geben zu können. Persönliche Dokumente, wie Briefe, Tagebücher u. s. w. sind leider nicht bekannt geworden. Er war ein herber, strenger und verschlossener Charakter, der nur dem Erprobten sein Herz öffnete und in der Wissenschaft wie im Leben allen Schein, allen Dilettantismus, alle Oberflächlichkeit ablehnte. Seinen Mitarbeitern, Assistenten und Schülern spendete er freigiebig den Schatz seiner wissenschaftlichen Erfahrungen und Ratschläge. Fernerstehenden blieb er unzugänglich. Auch im Kreise der deutschen Anatomen trat er nur einmal im Beginn der 80er Jahre als Vorsitzender der anatomischen Gesellschaft in die Öffentlichkeit

Digitized by Google

und zog sich dann desto mehr von den Berührungen mit ihr zurück, je mehr der Weg, den er in der Behandlung der menschlichen Anatomie einzuschlagen für notwendig hielt, von andern verlassen oder ganz gemieden wurde. Er betrachtete die Gegnerschaft als das „legitime Zeichen einer mächtigen Idee", und es konnte ihm eben diese Gegnerschaft um so weniger bedrohlich erscheinen, als sich in steigendem Maße die Zahl seiner Schüler, vor allem in Heidelberg, vermehrte und er in der von ihm begründeten Zeitschrift, dem morphologischen Jahrbuch, alljährlich die an Ergebnissen reichen Untersuchungen deutscher und auswärtiger Forscher veröffentlichen konnte. In die Öffentlichkeit ist er im Gegensatz zu Männern wie Dubois-Reymond, Rudolf Virchow und Helmholz nie getreten. Jene schöne Gabe, ein mit der Kraft der Rede unmittelbar an das Herz der Nation rührender Verkünder wissenschaftlicher Größe zu sein, hatte ihm die Natur versagt.

Gehen wir auf seine wissenschaftliche Bedeutung ein, so ist zunächst seine Stellung als Lehrer der Anatomie zu würdigen. Nachdem ihm im Jahre 1858 diese Aufgabe zugefallen war, wirkte er in dem Sinne, daß er die menschliche Anatomie, die bis dahin nur ganz allgemein als im Dienste der Physiologie stehend aufgefaßt wurde, als eine Sonderwissenschaft darstellte, der er ihre eigene Methodik vorbehalten wissen wollte. Knüpfte er darin auch unbewußt oder bewußt an die Gedankengänge der älteren morphologischen Schule an, so ist doch die Umgrenzung seiner Wissenschaft als Morphologie sein unbestrittenes Verdienst, nachdem Goethe diesen Namen bereits am Ende des 18. Jahrhunderts geschaffen hatte. Gegenbaur hat die menschliche Anatomie zu einem Teilgebiet der vergleichenden Anatomie gemacht und den menschlichen Körper im Zusammenhange mit den Formen des tierischen Körpers überhaupt beschrieben. Diese seine Behandlung der menschlichen Anatomie trug ihm den Vorwurf ein, gar kein rechter Anatom, sondern „nur" ein Zoologe zu sein, was er mit dem Zusatz erwähnt, „als ob das etwas Geringeres wäre". Ein seit dem Jahre 1883 in erster Auflage und später wieder siebenmal aufgelegtes Lehrbuch der Anatomie zeigt ihn als Meister dieses Gebietes. Die einzelne, sonst nur durch mechanische Gedächtnistätigkeit erlernbare Tatsache auf allen Gebieten des menschlichen Körpers erscheint hier als Glied einer Entwicklungsreihe in größerem Zusammenhange, und wird dadurch nicht nur formal, sondern oft auch ursächlich begreiflich. Er lehrt, um ein Wort Raubers zu gebrauchen, die „Grammatik" des menschlichen Körpers. Die Hilfs-

Digitized by Google

wissenschaften der Anatomie, vor allem die Entwickelungsgeschichte, Histologie und vergleichende Anatomie erscheinen bei ihm als untrennbare Teile der Gesamtwissenschaft; Bestrebungen, sie von dem Ganzen abzulösen, finden in seiner wissenschaftlichen Auffassung das denkbar stärkste Hindernis.

Als Lehrer war er, wie Gewährsmänner berichten, von strenger Sachlichkeit, verschmähend jede auf den Eindruck bei den Hörern bedachte und nach ihrem Wohlwollen haschende Vortragsweise.

Als Forscher schuf er ein Lebenswerk von so großem Umfang, daß aus der Vergangenheit nur die Werke von Aristoteles, Haller, Meckel, Cuvier und Johannes Müller zum Vergleich herangezogen werden können. Die wirbellosen Tiere hat er in allen ihren Klassen untersucht und hat durch zahlreiche Entdeckungen die Zoologie bereichert. Auf dem Gebiete der Wirbeltieranatomie liegen Arbeiten vor aus dem Gebiete der Entwicklungsgeschichte und Gewebelehre, des Skelettsystems, wobei er alle Teile, das Achsenskelett, den Schädel, die Gliedmaßen behandelt hat. Sie betreffen ferner das Muskelsystem, einzelne Muskeln und ihre Vergleichung. In das Gebiet des Nervensystems begibt er sich durch Untersuchung der Kopfnerven; Haut- und Sinnesorgane behandelt er durch Untersuchung der Tasthaare, Nasenmuscheln, Milchdrüsen, Zitzen, Mammarorgane und Nagelbildungen. Dem Gebiete der Eingeweidelehre gehören seine Untersuchungen über die Zunge, den Vorderarm und die Gaumenfalten an. Das Gefäßsystem hat er berücksichtigt durch seine Untersuchungen über die ververgleichende Anatomie des Herzens. Hinsichtlich des Stils und der Form seiner Werke ist zu bemerken, daß die Lektüre seiner Schriften erst dann, wenn der Leser das Tatsächliche der Materie in sich aufgenommen hat und über der Sache steht, ein unvergleichlicher Genuß ist. Der Stil ist präzise, niemals weitschweifig, stets das rechte Wort findend. Gegenbaur faßt das Wichtige von Anfang an ins Auge und bringt es klar und zuversichtlich zum Ausdruck. Alle seine Arbeiten sind glänzend disponiert, logisch aufgebaut und verleugnen niemals seine humanistische Bildung. Die tiefe Überzeugung vom Wert seiner Arbeit und der Glaube an sich selbst befestigen sich in ihm mehr und mehr. Daher findet der Leser namentlich in den Schriften der Jenaer Periode eine Wärme des Ausdrucks, die sich merkwürdig mit der kühlen Objektivität seiner Werke vereinigt. Dabei erkennt er stets und spricht es aus, ob die Darstellung provisorisch oder unsicher bleibt, und seine Bescheidenheit gestattet ihm stets, der Zukunft ihr Recht zu selbständiger Weiterarbeit und Umbildung

Digitized by Google

der überkommenen Ideen zuzusprechen. Auch seine Polemik ist stets gehalten und edel im Ton.

Die Technik seiner Untersuchungen und der von ihm entworfenen Zeichnungen zeigen ihn auch hier als Meister; das, was er gerade auf künstlerischem Gebiete von seiner mütterlichen Ahnenreihe ererbt hat, zeigt sich hier in schöner Entfaltung. Die zahlreichen, von ihm selbst hergestellten Belegstücke seiner Untersuchungen werden in der Sammlung der Jenaer Anatomie aufbewahrt.

Bei der Würdigung seiner Werke wollen wir von den großen obenerwähnten Abhandlungen über die vergleichende Anatomie der wirbellosen Tiere absehen. Unter den ersten Veröffentlichungen der Wirbeltieranatomie spielen histogenetische Fragen eine Rolle, deren von ihm gefundene Lösung von maßgebender Bedeutung für weite Gebiete der Entwicklungsgeschichte geblieben ist. Er war es, der im Gegensatz zu der damals und noch später geltend gemachten Ansicht nachwies, daß die dotterreichen Eier der Selachier, Reptilien und Vögel nur den Wert einer einzigen Zelle haben. Er wies nach, daß Bildungs- und Nahrungsdotter, die man von Panders Zeiten her als gleichwertige Differenzierungen des Hühnerkeimes beurteilt hatte, nichts anderes seien als die Differenzierungsprodukte des Eiinhaltes selber (1861, 1864). In den Jahren 1864—67 entstanden die Untersuchungen über das Wesen der Verknöcherung. Er lehrte uns die Rolle und Bedeutung derjenigen Zellen kennen, die seitdem als Osteoblasten bezeichnet werden. Er zeigte, daß die Grundsubstanz der Knochen nicht aus der des Knorpelgewebes hervorgehe, sondern eine im Bindegewebe erfolgende Neubildung sei. Das ganze Verhältnis zwischen dem knorpligen und dem knöchernen Skelett, die Aufeinanderfolge des knorpligen und knöchernen Zustandes, wie wir sie heute kennen, ist durch ihn zuerst festgestellt und in ihrer wahren Bedeutung erkannt worden. Er hat die Übereinstimmung des Dentins der Fischschuppen mit dem Knochengewebe erkannt; er hat gezeigt, daß zwischen der freien Verknöcherung im Bindegewebe und der Bildung von Knochenschalen um den Knorpel herum kein grundsätzlicher Unterschied besteht und daß auch die Verknöcherung im Innern des Knorpels als späterer Zustand nur durch den Ort an dem, nicht durch die Art, wie sie erfolgt, davon abweicht. Von weittragender Bedeutung wurden diese Erkenntnisse aber dadurch, daß er den entwicklungsgeschichtlichen Gang der Knochenbildung zu den Umbildungen des Skelettsystems bei den Wirbeltieren überhaupt in Parallele setzen konnte. Auch hier ist das knorplige Skelett das älteste; unabhängig von ihm und auf ihm ent-

Digitized by Google

wickeln sich die umhüllenden Knochenscheiden und als späteste Produkte erscheinen die Knochenkerne im Innern des Knorpels. So konnte er die allmähliche Vervollkommnung im gewebelichen Aufbau des Skelettsystems zur Erklärung des durch Vererbung übertragenen embryonalen Geschehens verwerten.

Seine Untersuchungen über die Wirbelsäule lehrten das Grundelement des Wirbeltierkörpers, der davon ja seinen Namen führt, erst recht verstehen. Er zeigte uns, daß der Begriff des Wirbels anfänglich überhaupt nur an denjenigen Teilen haftet, die rückwärts das Nervenrohr umgreifen, den sogenannten Wirbelbögen, während erst im weiteren Verlauf der stammesgeschichtlichen Entwickelung auch bauchwärts davon Bildungen entstehen, die dann mit den Wirbelbögen korrespondieren. Diese unterhalb des Rückenmarks liegenden Elemente gestalten sich erst nach und nach und keineswegs bei allen Wirbeltieren gleichmäßig zu Wirbelkörpern um, wobei die mannigfachen Schicksale der Rückensaite eine Rolle spielen. Diese mannigfachen Schicksale hat er bei den Wirbeltieren verfolgt und festgestellt, in welcher Weise nun die Gliederung der Wirbel gegen einander und die Beteiligung der Knochenbildung, der Verkalkung, der Gelenkbildung dabei eine Rolle spielt. So trat auch hier wieder die Wirbelsäule der Säugetiere und des Menschen nur als ein Sonderfall in Gegensatz zu zahlreichen anderen Fällen vor den Anatomen und ein weiter Horizont tat sich auf. Die älteren Untersuchungen über die Verknöcherung und die Untersuchungen über die Wirbelsäule führten ihn dann auf die Höhe seiner wissenschaftlichen Leistungen; denn nun hatte er den Weg gefunden und alle Materialien beisammen, um die alte Frage, ob der Schädel aus Wirbeln bestehe oder nicht, zu entscheiden. Er wurde in diesen Arbeiten der unmittelbare Fortsetzer Owens und Goethes. (Untersuchungen über den Schädel des Axolotl (1849), Kopfskelett der Selachier, ein Beitrag zur Erkenntnis der Genese des Kopfes der Wirbeltiere (1872). Occipitalregion und die ihr benachbarten Wirbel der Fische. Die Metamerie des Kopfes und des Kopfskeletts (1887).) Der bedeutende Schritt, den er tat, war der, daß er in dem ungegliederten Knorpelschädel primitiver Wirbeltiere die Grenzen einzelner Segmente durch die austretenden Gehirn-Nerven festlegen konnte. Den Vergleich zwischen Schädel und Wirbelsäule beschränkte er auf den hinteren Teil des Schädels, der nunmehr zwar nicht aus fertigen Wirbeln bestand, aber doch mit der Wirbelsäule gemeinsam aus den gleichen Urelementen hervorging. Es nötigte diese Auffassung zur Erörterung der Ursachen, die zu einer solchen Verschiedenheit führen

Digitized by Google

konnten. Durch diese causale Betrachtung wurde das Schädelproblem zum Kopfproblem. Der Schädel ist nur in soweit von der Wirbelsäule verschieden, wie der Kopf anders als der Rumpf auf die zugrundeliegenden Skeletteile zurückwirkt. Damit hing auch die Frage zusammen, ob die Gehirnnerven den Rückenmarksnerven, das Gehirn dem Rückenmark gleichwertig sei und wie deren Beziehungen zu einander wären. Es führte das zu der Erkenntnis, daß dem Schädel weiterhin in Gestalt der Visceralbögen (Kiemenbögen) ein Bestandteil anhafte, der im Rumpfe ebenfalls seinesgleichen nicht habe, daß also auch die Gehirnnerven nur, so weit sie nicht Nerven der Visceralbögen sind, mit den Rückenmarksnerven in Vergleich gesetzt werden dürfen. Durch diese Untersuchungen, die im einzelnen nun zu einer Unsumme weiterer Fragen und wissenschaftlicher Arbeiten hinführten, ist Gegenbaur unsterblich geworden; gerade die menschliche Anatomie hat, indem sie die vielfach bis zur Unkenntlichkeit verschobenen primitiven Verhältnisse dadurch erklären kann, für die Beschreibung des Schädels, der Gehirnnerven und der Kopfmuskeln eine unentbehrliche Grundlage empfangen.

Aber nicht nur Rumpf- und Schädelskelett hat er bearbeitet, sondern auch Skelett, Muskeln und Nerven der Gliedmaßen in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen. Wenn die Ergebnisse dieser Untersuchungen auch nicht die allgemeine Geltung, wie die über das Kopfskelett empfangen haben, so stellen sie doch, was Beobachtung, kühne Kombination und tiefsinnige Verknüpfung der Tatsachen anlangt, vielleicht das Höchste dar, was er uns hinterlassen hat. Er hat sich mit der Frage der Extremitätenbildung in einer Anzahl von Abhandlungen beschäftigt, die sich in zwei große Untersuchungsreihen ordnen lassen. Die eine ging von dem Hand- und Fußskelett aus (1863/1864). Die zweite Reihe der Untersuchungen beginnt von einer praktischen „Beobachtung eines Falles von erblichem Mangel des äußeren Teiles des Schlüsselbeines, mit Bemerkungen über die Entwickelung dieses Skeletteiles". Dies führte dann zu weiteren Untersuchungen: Episternale Skeletteile, 1864; Schultergürtel der Wirbeltiere und die Brustflosse der Fische, 1865; Gliedmaßenskelett der ausgestorbenen Meeresreptilien, 1865; Untersuchungen über das Skelett der Gliedmaßen im allgemeinen und der hinteren Gliedmaßen der Haifische im besonderen, 1865; das Becken der Vögel, 1865. So war in etwa 10jähriger Untersuchung im Jahre 1872 die sogenannte Archipterygiumtheorie in ihm gereift, deren allmähliche geistige Ausgestaltung wir in diesen Abhandlungen Schritt für Schritt verfolgen

Digitized by Google

können. Es handelt sich dabei um die drei Probleme: Wie verhalten sich die Flossen der Fische und die Extremitäten der Landtiere zu einander? Wie verhalten sich vordere und hintere Extremitäten zu einander? Und gibt es einen Urtypus, auf den sich Flossen und Extremitäten, vordere und hintere Extremitäten in gleichem Maße zurückführen lassen? Die Lösung, die er gab, war die der Urflosse (Archipterygium), die er auffaßte als ein dem Rumpfe zunächst fremdes, dagegen dem Kopfe näher stehendes Gebilde, das gleichwertig sei den hinteren Visceralbögen; er verglich dabei den Bogen selbst mit dem Gürtel der Extremitäten und die auf dem Bogen sitzenden Strahlen der Kiemen mit den reihenförmig angeordneten Elementen der freien Extremität. Die Lage der Extremitäten in der Brust- und Beckengegend erklärte er als Folgezustände einer allmählich vollzogenen Lageveränderung.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Begründung dieser Theorie näher einzugehen, auch nicht das Material beizubringen, das diese Auffassung zu stützen gestattet. Wohl aber muß hervorgehoben werden, daß der Gedanke, wenn auch scheinbar unvermittelt, doch ein altes naturphilosophisches Problem berührt, das Gegenbaur gewiß nicht unbekannt gewesen sein wird. Findet sich doch die Zurückführung der Extremitäten auf Kiemenbögen nicht nur bei Oken, Goethe und Carl Ernst von Baer, sondern auch durch Wort und Zeichnung in Owens Darstellung vom „Urbild der Wirbeltiere", on the archetype of vertebrates. (1846.) Es ist im Grunde das gleiche Prinzip, wie bei der Schädeltheorie, nur mit dem Unterschiede, daß wir hier ausschließlich auf Kombination der Tatsachen angewiesen sind, ohne wie dort die unmittelbare Bestätigung in der Entwickelungsgeschichte des einzelnen Tieres zu finden. Es mag dahingestellt bleiben, ob die genetische Fassung der Theorie, wie sie unter dem Einfluß des Darwinismus erfolgt ist, wirklich eine befriedigende Lösung geben kann, oder ob ihre Beschränkung rein auf Feststellung der räumlichen Beziehungen, in denen Skelett, Muskeln und Nerven zu einander stehen, zahlreiche gegen die Theorie erhobene Widersprüche beseitigen würde; wir werden aber hierauf noch einmal die Aufmerksamkeit zu lenken haben. (Vgl. Nr. 14 der zitierten Literatur.)

Ohne auf seine weiteren Einzeluntersuchungen einzugehen, ist es notwendig, nunmehr noch seines bedeutendsten Werkes zu gedenken, in dem seine gesamten morphologischen Erfahrungen sich vereinigten. Es ist dies das große zweibändige Lehrbuch der vergleichenden Anatomie der Wirbeltiere mit Berücksichtigung der Wirbellosen, dessen

Digitized by Google

erster Band im Jahre 1898, dessen zweiter Band im Jahre 1901 erschien. Daß es ihm trotz der Beschwerden seines Lebensabends möglich war, dieses Werk zu vollenden, dürfen wir als ein ganz besonderes Glück ansehen. Er hatte bereits 1859 Grundzüge der vergleichenden Anatomie veröffentlicht, die in zweiter Auflage im Jahre 1870 erschienen. Beide Auflagen unterscheiden sich dadurch von einander, daß der Gedanke der Deszendenztheorie in der zweiten Auflage klarer hervortritt. Das Werk enthält, ganz abgesehen von der Darstellung selbst, eine solche Fülle von Anregungen, Andeutungen ungelöster Fragen und Hinweisen auf weitere Untersuchungen, daß Geschlechter von Anatomen dazu gehören, zu vollenden, was Gegenbaur hier hinterlassen hat.

Man darf wohl die Frage erheben, wie sich Gegenbaur zu den großen Problemen der Naturwissenschaft gestellt hat. Eine Antwort darauf ist sehr viel schwerer zu geben, als es scheint, zumal wir ausschließlich auf seine Werke selbst als Quellen angewiesen sind. Theoretische Schriften hat er nur wenige geschrieben, außer seiner Promotionsrede, von der oben schon die Rede war, seine Jenaer Professoratsrede, 1866, und seine Einführung in das morphologische Jahrbuch. Als sicher ist anzunehmen, daß er im Darwinismus in der Haeckelschen Fassung die Möglichkeit einer befriedigenden, alle Zusammenhänge wiedergebenden Darstellung des uns bekannten Tatsachenmaterials der vergleichenden Anatomie erblickt, und daß diese Theorie auch ungemein befruchtend auf die Entwickelung seiner Arbeiten selbst gewirkt hat. Dabei ist festzuhalten, daß er in diesen Gedankengängen, wie oben bereits betont, selbständig sich entwickelt und zweitens, daß er niemals versucht hat, den relativen Wert des Entwickelungsprinzips zu einem absoluten zu machen, es insbesondere vermieden hat, zu mechanistischen oder monistischen Erklärungen vorzuschreiten, jedenfalls nicht, so weit seine Werke in Betracht kommen. Festzuhalten ist außerdem, daß er es grundsätzlich vermeidet, über die Voraussetzungen des Darwinismus irgend eine Andeutung zu geben. Weder ist über das Wesen der Anpassung, ob direkt oder indirekt, noch über den Quell der Veränderungen, ob exogen oder endogen, noch endlich über die genauen Bahnen der Abstammungslinien, irgend etwas ausgesagt. Überall vermeidet er eine dogmatische Festlegung und es scheint insbesondere, was die Abstammungslinien anlangt, als ob er in der vergleichenden Anatomie doch im Grunde auf dem Standpunkte einer vielstämmigen Entwickelung stehe. Neben dieser Stellung zum Darwinismus ist auf der andern Seite nicht zu verkennen, daß ältere

Digitized by Google

naturphiloſophiſche Überzeugungen unvermittelt bis in ſeine ſpätere darwiniſtiſche Zeit hineinreichen. Dafür ſpricht nicht nur ſeine Jenaer Profeſſoratsrede, in der er von dem ſich in der Geſtalt des Tieres durchſetzendem „Plane" ſpricht und das in derſelben Rede, in der er bereits Darwin erwähnt, ſondern vor allem ſeine Stellung zu den Fragen der Umbildung überhaupt, in denen er wie z. B. in der Frage von der Urzeugung, der Knochen- oder Knorpelbildung, es ablehnt, an eine abſolute Neubildung zu glauben, ſondern durchweg an die Umbildung des Vorhandenen anknüpft. So iſt auch ſeine Archipterygiumtheorie viel eher vom Standpunkt Geoffroys, als dem des Darwinismus zu verſtehen, wie bereits oben angedeutet.

In den „Grundzügen" der vergleichenden Anatomie (1859) will er verſuchen „das Planmäßige im Baue des Tierleibes herauszulöſen, und die, den Typus formenden, unter gar vielgeſtaltiger Hülle geborgenen Grundideen der Erſcheinungen überall, wo es anging, in den Vordergrund zu ſtellen." Er betrachtet als Aufgabe der Morphologie die Erforſchung der Formerſcheinungen des Lebens, wie ſie entſtehen, ſich entwickeln, welche Beziehungen ſie zu einander eingehen und endlich, welche allgemeinen Theorien aus den der tieriſchen Körperform zu Grunde liegenden Ideen ſich bilden laſſen." Auch in der zweiten Auflage (1870) will er noch das rein Morphologiſche, als das Weſentliche, von den „aus Anpaſſungen hervorgegangenen mannigfaltigen funktionellen Beziehungen" geſondert wiſſen und ſtellt die Frage nach der „Verwandtſchaft der einzelnen Typen" als eine noch offene hin, wenngleich er hier bereits die Bedeutung der Darwinſchen Theorie für die vergleichende Anatomie ohne Einſchränkung hervorhebt. Im Lehrbuch der Anatomie findet ſich dann (1883) folgende, in allen Auflagen weiterhin erhaltene, durchaus undarwiniſtiſche, vielmehr einzig im Sinne der älteren Morphologie verſtändliche Stelle (p. 4): „Die überall in der organiſchen Natur in allmählicher Entwicklung ſich zeigende Vervollkommnung iſt ein Ziel, welches erreicht wird, und rückbezogen als Endzweck erſcheint. So wenig die Betrachtung der einzelnen Schritte an ſich den ganzen Weg kennen lehrt, der nur einem Blick über die geſamte Strecke ſich erſchließt, ebenſo wenig wird jener Endzweck aus der Einzelerſcheinung völlig erkannt, obſchon er ebenſo in ihr liegt, wie auf jedem Schritte eine Strecke des durchmeſſenen Weges. Aber die Betrachtung des Ganzen legt ihn uns vor Augen und begründet von dieſem Standpunkt aus die Teleologie in einem anderen Sinne, als man früher dieſen Begriff erfaßt hatte."

Digitized by Google

So können wir feststellen, daß Gegenbaurs Werke in subjektiver Hinsicht nicht einheitlich sind, so einheitlich sie von Anfang an auch der Methode nach durchgeführt werden. Dies läßt uns einsehen, daß Gegenbaur in ständigem, geistigem Ringen mit dem Problem der Morphologie gelebt hat. Er hat uns nicht nur Großes hinterlassen, er hat uns auch gezeigt, wie wissenschaftliche Ziele nur im Kampfe errungen werden. Darum möge sein Bild einer Zeit lebendig und gegenwärtig bleiben, die Kämpfer für geistige Güter so bitter nötig hat.

Literatur: 1) Gegenbaur, Erlebtes und Erstrebtes, Leipzig, Engelmann 1901. 2) Gesammelte Abhandlungen von Carl Gegenbaur, hrsg. von Fürbringer und Bluntschli in 3 Bänden, Leipzig, Engelmann 1912. 3) Vorwort zu den Vorträgen zur vergleichenden Anatomie der Wirbeltiere von Heinrich Rathke, Leipzig 1862. 4) Grundzüge der vergleichenden Anatomie, Leipzig 1859; 5) dasselbe zweite verbesserte Auflage 1870. 6) Grundriß der vergleichenden Anatomie, Leipzig 1874; 7) dasselbe zweite verbesserte Auflage, 1878. 8) Lehrbuch der Anatomie des Menschen 1. Auflage, Leipzig 1883; danach noch sieben weitere Auflagen. 9) Lehrbuch der vergleichenden Anatomie der Wirbeltiere mit Berücksichtigung der Wirbellosen, I. Band 1898, II. Band 1903. 10) Fürbringer, Carl Gegenbaur, in Heidelberger Professoren aus dem 19. Jahrhundert. 1903. 11) Goeppert, Gegenbaur in Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, Band VIII. 1905. 12) Festbericht über die Enthüllung der Carl Gegenbaur-Büste am 12. Mai 1906 in Heidelberg (Fürbringer). 13) Maurer, Ernst Haeckel und die Biologie, Festrede, Jena 1914. 14) Lubosch, Der Akademiestreit zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire. Biologisches Centralblatt 1918.

Wilhelm Lubosch (Würzburg).

17. Geiger, Konrad und Margarethe, Maler 1751—1808 und 1783—1809.

Zu den zahlreichen Bildnismalern des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts gehören Konrad Geiger und seine Tochter Margarethe. Während den Vater die Beschränkung seiner äußeren Verhältnisse hinderten, eine höhere Vervollkommnung seiner Kunst zu erreichen, war es der Tochter vergönnt eine Ausbildung zu genießen, die ihren Gaben entsprach und sie Hervorragendes in der Malerei zu leisten befähigte.

Es war Geiger nicht leicht gemacht, sein Ziel, Maler zu werden, zu erreichen. Gegen Vorurteile und Verständnislosigkeit für die Malerei, gegen Mißtrauen hinsichtlich seiner Begabung, das seine Verwandten

Digitized by Google

hegten, hatte er zu kämpfen und nur sein fester Wille und die unerschütterliche Liebe zur Kunst ließen ihn alle Hindernisse überwinden.

Konrad Geiger wurde am 18. Februar 1751 in Erlangen geboren, wo sein Vater eine Bierbrauerei und Schankwirtschaft betrieb. Da er schon nach 6 Monaten seine Mutter verlor, verlebte er die ersten zehn Lebensjahre im großelterlichen Haus in Tennenlohe bei Erlangen, wo sein Großvater Förster war. Er ging dort mit den Bauernbuben zur Schule und nahm an ihren Arbeiten und Spielen teil. Doch seine sinnige, strebsame Natur fand dabei keine Befriedigung. Sein größtes Vergnügen war schon damals das Zeichnen und Malen, namentlich liebte er es, romantische Burgen und Landschaften zu zeichnen. Die vielen Durchmärsche der verschiedenen Truppen, die der siebenjährige Krieg mit sich brachte, gaben ihm neue Anregung; Soldaten aller Waffengattungen, Festungen und Kriegsszenen wurden nun seine bevorzugten Motive. Ein ungarischer Husarenunteroffizier, der sich in Tennenlohe aufhielt, machte solchen Eindruck auf ihn, daß er ihn aus dem Gedächtnis malte. Das Gemälde war so wohl gelungen, daß der erfreute Husar es ihm für einige Groschen abkaufte. Dieser Erfolg war bestimmend für Geiger; er fühlte sich zum Maler berufen und übte sich im Zeichnen und Malen, wo sich nur Mittel und Gelegenheit finden ließen.

Inzwischen hatte sich sein Vater wieder verheiratet und nahm den zehnjährigen Knaben wieder zu sich nach Erlangen. Dort fand er wenig Zeit, sich in seiner Kunst weiter zu bilden, die Schule und Dienste in der elterlichen Wirtschaft nahmen seine ganze Zeit in Anspruch. Nur selten konnte er einen Schulkameraden besuchen, dessen Vater eine kleine Gemäldesammlung besaß und der selbst zu seinem Vergnügen malte. Wie glücklich fühlte sich Geiger, wenn er diesem Dilettanten beim Malen zusehen durfte oder wenn er ihn etwas kopieren ließ und ihm Unterweisungen gab.

Trotz Talent und Neigung zur Malerei fand sein Wunsch, nach seiner Konfirmation bei einem Maler in die Lehre zu treten, keine Beachtung; er wurde zum Handwerker bestimmt und kam zu einem Bäcker, später zu einem Strumpfwirker in die Lehre, wo er aber nur wenige Wochen aushielt. Zufällig wurde zu dieser Zeit im Gasthaus zum roten Hahn in Nürnberg ein Kellnerlehrling gesucht und die Familie hielt es für das Richtige, dem widerspenstigen Knaben diesen Beruf aufzuzwingen. Zu seinem Glück war der Besitzer des Gasthauses ein freundlicher Mann, der ihm so viel Zeit gönnte, sich zu-

Digitized by Google

weilen im Zeichnen zu üben, besonders nachdem Geiger ein leidlich gutes Portrait von ihm gemalt hatte.

Die Bekanntschaft mit einigen Malern bestärkte ihn immer mehr, sich ganz der Kunst zu widmen, aber alle seine Bitten und Vorstellungen bei seinen Verwandten erregten nur Unwillen und Vorwürfe. Endlich konnte er seine Leidenschaft für die Malerei nicht länger bezwingen; er verließ im April 1767 heimlich Nürnberg und wandte sich nach Würzburg, wo er hoffte, seine Talente entwickeln und ausbilden zu können.

Anfangs mußte er wieder eine Stelle als Marqueur in einem Kaffeehaus annehmen, um seinen Unterhalt zu erwerben; doch hatte er Gelegenheit, dort gute Künstler kennen zu lernen. Der Hofmaler Treu und der Bildhauer Wagner standen ihm mit Rat und Tat bei und besonders Professor Fesel nahm sich seiner aufs Gütigste an, unterrichtete ihn unentgeltlich und machte es ihm möglich, die Stelle in dem Kaffeehaus wieder aufzugeben, indem er ihm verschiedene Aufträge verschaffte. Geiger malte, was ihm vorkam, Heiligenbilder, Jagdstücke nach Riedinger, Zimmer, Tapeten u. s. w. In seinen Freistunden besuchte er Kirchen und Paläste, wo er Bilder bewunderte und studierte. Besonders waren es die Altarbilder von Oswald Onghers und die Freskogemälde von Tiepolo im bischöflichen Schloß, die einen mächtigen Eindruck auf ihn machten.

Die ganzen Verhältnisse in Würzburg sagten ihm so zu, daß es ihm ein großes Opfer war, als er im Jahre 1769 auf Wunsch seiner Familie nach Erlangen zurückkehrte, um dort bei dem Porträtmaler Reuß für drei Jahre in die Lehre zu gehen. Der Tausch war kein vorteilhafter. Reuß, der von Fesel weit übertroffen wurde, konnte ihm nur das Handwerksmäßige der gewöhnlichen Porträtmalerei lehren, hatte auch weder das persönliche Interesse an seinen Schülern, noch das feine Kunstverständnis des Würzburger Malers. Um jedoch seinen Angehörigen nicht wieder Anlaß zur Klage zu geben, benutzte Geiger seine Lehrzeit nach Kräften, so daß er sich nach Beendigung derselben wohl zutraute, sich durch seine Kunst selbst zu ernähren, und sich vornahm, sie zwar als Gewerbe eifrig zu nützen, sich aber auch durch fortgesetztes Studium in ihr und durch sie auf eine höhere Stufe zu schwingen.

Vorerst begann ein Wanderleben. In kleinen fränkischen Städten und bei verschiedenen Adelsfamilien auf dem Land fand er reichliche Arbeit und hatte schon nach kurzer Zeit einen gewissen Ruf erworben. Im Jahre 1774 ließ er sich in Nürnberg nieder, malte fleißig Porträts,

Digitized by Google

zuweilen auch moderne Gesellschaftsstücke in Gouache für die Schmidt-hennersche Kunsthandlung und besuchte die Malerakademie unter Ihlers Direktion. 1776 folgte der Künstler einer Einladung des regierenden Grafen zu Castell nach Rüdenhausen, wo er wieder viele Bildnisse in Öl, Pastell und Miniatur zu malen hatte. Dort lernte er auch den Fürsten Carl Friedrich von Hohenlohe kennen, einen feinsinnigen Kunstkenner, der selbst in Pastell und Wasserfarben malte und von dem Geiger sagte, er habe noch von ihm gelernt.

In Rüdenhausen sah Geiger auch ein Mädchen, deren Anmut und sittsames Benehmen einen tiefen Eindruck auf ihn machten. Es war eine Demoiselle Schöner aus Schweinfurt, die sich vorübergehend in Rüdenhausen aufhielt, und es war wohl der Wunsch sie wiederzusehen, der den Künstler veranlaßte, sich in Schweinfurt als Maler niederzulassen. Da er schon in Würzburg verschiedene Schweinfurter Herren kennen gelernt hatte, die für ihn und seine Kunst Teilnahme gezeigt hatten, fand er bald zahlreiche Aufträge. Zuerst malte er das Porträt eines Dr. Lebküchner, das so viel Beifall fand, daß sich mehrere Verwandte und Freunde dieses Herrn gleichfalls von Geiger proträtieren ließen. Auch mit der Familie Schöner wurde er bald bekannt. Auf seine Bitte wurde ihm die Erlaubnis zuteil, die Tochter zu malen. Dabei hatte er die beste Gelegenheit, sie näher kennen zu lernen, und ihre liebenswürdigen Eigenschaften vertieften seine Gefühle für das Mädchen bald zu aufrichtiger Liebe, die allerdings zuerst unerwidert blieb. Erst später, als ihn der Maler Karl Urlaub von Würzburg besuchte, und ihn zu einer längeren Kunstreise veranlaßte, merkte Geiger, daß sein Scheiden der Geliebten nicht gleichgültig war und er neue Hoffnungen schöpfen durfte. Doch die Reisevorbereitungen waren getroffen; im September 1779 ging er zuerst nach Bamberg und Erlangen, wo er wieder hauptsächlich Porträts malte. In Bamberg machte er die Bekanntschaft des Meiningenschen Kabinettmalers Bach, einen der besten Pastellporträtisten seiner Zeit. Nach diesem verbesserte er seine Manier, gab seinen Bildern mehr Stärke im Schatten und mehr Wahrheit und Natürlichkeit im Kolorit.

Von Erlangen aus wurde er von Freiherrn v. Seckendorf nach Weingartsgereut gerufen, um etliche Bildnisse und Gartenprospekte zu malen. Von da begab er sich nach Mühlhausen und Steppach in Franken, wo er wieder Aufträge für Porträts hatte. Von Steppach aus besuchte er häufig die reichhaltige Bildergallerie in Schloß Pommersfelden, deren Besichtigung ihm hohen Genuß bereitete. Leider konnte

Digitized by Google

er die Erlaubnis, einige Gemälde zu kopieren, nicht erlangen. Die liebliche Gegend veranlaßte Geiger sich auch wieder mehr der Landschaftsmalerei zuzuwenden; so malte er besonders mehrmals den Ausblick nach Pommersfelden. Nach seiner Rückkehr nach Bamberg fand er dort so viele Aufträge für Portraits, daß er sich wieder ganz diesem Zweig seiner Kunst widmete, obgleich er stets mehr Lust und Talent zur Landschaftsmalerei besaß.

Von Bamberg aus knüpfte er einen Briefwechsel mit Johanna Barbara Schöner in Schweinfurt an, der bald zu seiner Verlobung und am 7. September 1780 zu seiner Vermählung mit derselben führte. Zwei Jahre verlebte er still und fleißig in Schweinfurt. Außer Porträts malte er nun auch öfters Konversationsstücke für Nürnberger Kaufleute, welche diese nach Rußland schickten.

Im Jahre 1782 unternahm Geiger wieder eine größere Kunst- und Studienreise, die ihn über Tann in der Rhön, Mansbach, Fulda nach Cassel führte. Sein Wunsch, den Maler Johann Heinrich Tischbein kennen zu lernen, wurde erfüllt. Tischbein nahm ihn sehr freundlich auf, zeigte ihm seine Gemälde, unterhielt sich eingehend mit ihm über ihre gemeinschaftliche Kunst und schenkte ihm mehrere Originalzeichnungen. Auch die übrigen Kunstschätze Cassels, besonders die landgräfliche Gemäldegallerie, die Bekanntschaft, die er mit mehreren Malern anknüpfte, gewährten ihm großen Genuß, so daß er angeregt und befriedigt nach Schweinfurt zurückkehrte. Dort wurde ihm am 24. Mai 1783 sein erstes Kind, Anna Margarethe, geboren, seine Lieblingstochter, auf die sich sein Talent in hohem Maß vererbte. Auch seine jüngste Tochter, die 1789 geborene Katharina, war reich talentiert veranlagt und es gewährte dem Vater später viele Freude, der Lehrer seiner begabten Töchter zu sein.

Vorerst war Geiger noch viel auswärts beschäftigt. Aufträge der Freiherren von Truchseß auf Bettenburg, Hutten zu Birkenfeld, des Fürsten Löwenstein-Wertheim, sowie der Abteien zu Theres, Langheim, Ebrach u. a. nahmen seine Zeit und Kraft reichlich in Anspruch.

Im Jahr 1790 reiste Geiger zur Kaiserkrönung Leopolds II. nach Frankfurt. Der dort entfaltete Prunk und Glanz, die Zeremonien und die bunte Menschenmenge eröffneten seinem Beobachtungsgeist ein weites Feld. Um in einer so kostspieligen Zeit länger in Frankfurt bleiben zu können, übernahm er es, Allegorien für das Fest, Transparente zur Illumination und Ähnliches zu malen. Auf seiner Rückreise den Main entlang zeichnete er Schlösser und Ort-

Digitized by Google

schaften, die ihm besonders auffielen, so daß auch diese Reise ihm reichen künstlerischen Gewinn brachte. —

Man sollte denken, daß es einem so gesuchten, viel beschäftigten Künstler bald gelingen müßte, ein größeres Vermögen zu sammeln. Bei Geiger war das nicht der Fall, da er unglaublich geringe Preise für seine Gemälde forderte, meistens 3—4 Kronentaler für ein Brustbild. Da er auch gern jedermann gefällig war, wurde er nur zu sehr ausgenutzt und war meist mit Arbeiten überhäuft, die ihn hinderten, sich in einem anderen, ihm mehr zusagenden Zweig der Malerei auszubilden. Seine Erholung fand er auf seinen kleinen Reisen, die er aber nie nur zu seinem Vergnügen unternahm, sondern dabei Studien machte oder Aufträge ausführte.

Er hatte auch angefangen, Schüler bei sich aufzunehmen und auszubilden. Die bedeutendsten unter diesen waren der Neffe seiner Frau, Friedrich Schöner aus Mansbach, der sich später in Dresden unter Anton Graff und in Paris zu einem tüchtigen und geschätzten Porträtmaler ausbildete, und seine Tochter Margarethe. Diese zeigte schon von klein an große Begabung und Vorliebe für Malerei. Noch ehe sie schreiben konnte, versuchte sie mit Bleistift und Kreide zu zeichnen, malte mit Wasser- und Deckfarben und betrieb diese Übungen mit großem Ernst. Geiger ließ sie bald nach strengen Regeln und Gipsmodellen zeichnen, bis sie soweit gebracht war, selbständig mit Pastell- und Ölfarben nach dem Leben zu malen. Schon in ihrem zwölften Jahr unterrichtete sie junge Mädchen im Zeichnen, bald war sie auch imstande ihrem Vater bei dessen Arbeiten behilflich zu sein und entwickelte dabei so viel Geschmack und Fertigkeit, daß viele Personen nicht vom Vater, sondern von der Tochter gemalt sein wollten.

Um ihr Gelegenheit zu geben, gute Bilder zu sehen und sich weiter fortzubilden, brachte Geiger seine Tochter nach Würzburg zu seinem verehrten Lehrer Fesel, der nun seine Teilnahme auch auf Margarethe übertrug. Unter seiner Anleitung kopierte sie einige Bilder nach van Dyk, malte die Tochter Fesels und ihr eigenes Brustbild, das sie ihrem Lehrer zum Dank für seinen Unterricht schenkte (Dieses Bild befindet sich noch in Würzburg in der Sammlung des historischen Vereins). Trotz des kurzen Aufenthaltes in Würzburg erwarb sie dort schon einen Ruf als Malerin. Professor Schmiedlein und seine Familie, Frau von Rosenbach, Domherr von Haus u. a. ließen sich von ihr porträtieren. Fesel regte sie auch an, fränkische Landestrachten zu malen, die so gefielen, daß Graf Thürheim sie beauftragte, eine Sammlung derselben für den

Digitized by Google

König von Bayern zu malen, um ihm die Bewohner der neu erworbenen Provinzen im Bild zu zeigen. Die Bildchen wurden in Wasserfarben ausgeführt, mit einer Ansicht des Ortes und der Gegend, woher die Trachten stammten.

In die Heimat zurückgekehrt, malte sie außer diesen Trachtenbildern öfters mit ihrer Schwester Bilder vom Schweinfurter Vogelschießen. Den Hintergrund bildete der Schießplatz und Umgebung, den die beiden Mädchen mit Buden, Schützen- und Volksgruppen belebten, und da die Figuren häufig Körper- und Porträtähnlichkeiten hatten, fanden diese Bilder viel Beifall. Bei dem Ernst und dem tiefen künstlerischen Sinn konnte diese Art Malerei Margarethe aber nicht lang befriedigen und sie drang in den Vater, einer Einladung nach Bamberg folgen zu dürfen. Nur ungern entbehrte Geiger seine Tochter, die ihm schon eine große Stütze war, doch überwog in ihm der Wunsch, ihr eine bessere Ausbildung zu geben, als er genossen hatte und ihr den Weg zu einer höheren Stufe der Kunst zu ebnen. Alles, was er an seiner eigenen Malerei vermißte oder sich nur unter großen Entbehrungen und Mühen erkämpft hatte, sollte sie auf leichtere Art erlangen.

Im April 1806 reiste Margarethe nach Bamberg, wo sie bald ein reiches Arbeitsfeld fand. Meist waren es Porträts in Pastell und Öl, die sie malte, doch übte sie sich auch fleißig im Landschaftmalen. Nicht nur durch ihre Kunst, auch durch ihr liebenswürdiges Benehmen und ihre ganze Persönlichkeit erwarb sie sich warme Freundschaft und war ein gern gesehener Gast in den ersten und angesehensten Familien Bambergs, die ihr mit Rat und Tat beistanden. Ganz besonders nahmen sich der Adjutant des Königs, Graf Frohberg und dessen Familie ihrer an. Durch seine Beziehungen in München machte er es möglich, daß Margarethens sehnlicher Wunsch, sich dort weiter auszubilden, erfüllt wurde. Im Juni 1806 trat sie die Reise nach München an, die über Neuburg an der Donau führte. Dort rastete sie einige Tage, um in aller Eile den Kommandeur v. Flachsland und dessen Neffen zu malen, zwei Bilder, deren Ähnlichkeit sehr gerühmt wurden.

Durch Empfehlungen aus Bamberg wurde sie in München in die Familien v. Degenfeld, v. Lerchenfeld, Jourdan u. a. eingeführt, von denen sie verschiedene Aufträge erhielt. Graf Frohberg hatte sie dem Direktor der Galerie Professor Manlich empfohlen, der ihre Arbeiten sehr günstig beurteilte. Durch Frohberg erhielt sie auch eine Audienz bei der Königin, die sowohl von ihrer Malerei, wie von der Künstlerin selbst so eingenommen war, daß sie diese beauftragte,

Digitized by Google

die ganze königliche Familie zu porträtieren. Während ihres ganzen Münchener Aufenthaltes empfing sie immer wieder neue Beweise, wie man sie und ihre Kunst am Hofe anerkannte. Auch Künstler und Gelehrte schätzten sie als Mensch und Künstlerin und in den Familien ihrer Lehrer wurde sie mit großer Liebe aufgenommen. Bei aller Anerkennung und Bewunderung, die sie fand, blieb es doch ihr einziges Ziel, sich immer mehr in der Malerei zu vervollkommnen. Zu diesem Zweck kopierte sie fleißig in der Münchener Gallerie und in Schleißheim, hauptsächlich nach Niederländern, Holbein, Martin Schön, Dürer, Tizian u. a. Um sich ihren Unterhalt zu erwerben, erteilte sie Zeichenunterricht und malte zahlreiche Porträts. Selbst als Schlachtenmalerin versuchte sie sich und malte für Graf Zweibrücken ein Reitergefecht, in dem sich ein Sohn des Grafen ausgezeichnet hatte.

Margarethens größtes Bedauern war, daß sie all das Schöne nicht mit ihrem Vater genießen konnte. In regem Briefwechsel mit ihren Eltern und Schwester drückte sie immer wieder den Wunsch aus, daß es ihrem Vater noch einmal vergönnt sein möge, die Kunstschätze Münchens kennen zu lernen. In einigen Jahren hoffte sie so viel verdient zu haben, um ihm dort einen längeren Aufenthalt zu ermöglichen.

Geiger war damals durch verschiedene Aufträge für Altarbilder am Reisen verhindert. Auch für die Johanniskirche in Schweinfurt sollte er ein Bild, Johannes der Täufer predigt in der Wüste, malen. Mit vieler Liebe begann er das Gemälde und folgte dabei seiner Neigung, einigen der darzustellenden Personen Porträtähnlichkeiten zu geben. So brachte er unter den Zuhörern sein eigenes und mehrere Gesichter seiner Familie an, woran aber der Magistrat von Schweinfurt Anstoß nahm und die Annahme des Bildes verweigerte, wenn der Künstler nicht die Bildnisse änderte. Ungern folgte er dem Befehl, nur sein eigenes Porträt ließ er unverändert. Dies war Geigers bestes und eines seiner letzten größeren Gemälde. Eine besondere Freude war es ihm stets, wenn seine Tochter aus München Bilder, Kopien und eigene Kompositionen schickte, aus denen er ihre Fortschritte ersah, und neidlos erkannte er an, daß sie ihn jetzt als Künstlerin übertraf.

Durch ein Jahresgehalt, welches Margarethe von der Königin erhielt, war sie nicht mehr allein darauf angewiesen, durch Porträtieren ihren Unterhalt zu erwerben. Unter der Leitung von Manlich und Professor Langer setzte sie ihre Studien fort, hörte auch anatomische

Digitized by Google

Vorlesungen und zeichnete viel in der Antikensammlung. Trotz aller Vorzüge, die ihr München bot, war sie mit ihren Leistungen nicht ganz zufrieden und da sie Wien und seine Kunstschätze lockten, ihr dort auch verschiedene Künstler als tüchtige Lehrer empfohlen waren, entschloß sie sich einer Einladung ihres Onkels Michael Geiger Folge zu leisten und siedelte im Sommer 1808 mit ihrer Freundin, der Malerin Sofie Reinhard aus Karlsruhe, nach Wien über.

Der Anfang war viel versprechend, die Stadt und Umgebung gefielen ihr ausnehmend, die zahlreichen Kunstsammlungen gaben ihr reiche Anregung und Stoff zum Studium. Auch in Wien fand sie bald wieder aufrichtige Freunde und Lehrer, die sie aufs beste förderten, namentlich Professor Fuger beschäftigte sich eingehend mit ihren Arbeiten. Außer Kopien malte sie verschiedene Bilder nach eigenen Entwürfen. Ein größeres Gruppenbild gelang ihr vorzüglich. Es stellte ihren Onkel dar, der im Prater auf einer Bank sitzt, neben ihm steht seine Haushälterin mit einem Hündchen auf dem Arm, im Hintergrund die Malerin selbst Arm in Arm mit ihrer Freundin lustwandelnd. Sofie Reinhard schreibt über dies Bild: „Das Ganze ist charmant gruppiert, beinah ohne Zeichnungsfehler, schön von Effekt und sehr schmelzend gemalt, die Ähnlichkeit ist frappant. Dies Bild ist 4 Fuß hoch und 3 breit, das beste, das sie gemalt hat und hinlänglich, der Künstlerin einen Namen zu geben, den mancher hat, der nicht so viel leisten kann. Alle Künstler von Wien, welche es sehen, beurteilen es nicht anders."

In ihrer besten Schaffenskraft erreichte sie eine Trauerbotschaft, die sie schwer traf. Konrad Geiger war am 4. September 1808 plötzlich einem Schlaganfall erlegen. Mit ihm verlor Margarethe nicht nur den geliebten Vater, sondern auch ihren verständnisvollsten Freund und Lehrer. Er hatte viel geleistet, aber nicht die Anerkennung gefunden, die er verdient hätte. Sein Leben war ein rastloses Arbeiten und ein Streben nach höheren Zielen, die zu erreichen er nur zu oft durch Arbeiten um das tägliche Brot verhindert wurde. Es schmerzte Margarethe tief, daß ihr Vater nicht mehr die Früchte ihres Erfolges mit genießen konnte, daß sie ihm nicht mehr seinen Wunsch, eine Kunstreise mit ihr zu machen, erfüllen konnte.

In Wien wurden die Verhältnisse in Folge des Krieges immer schwieriger und unerquicklicher. Um so eifriger vertiefte sich Margarethe in ihr Studium. Ihre Absicht war, sich nach und nach ganz der Historienmalerei zu widmen, namentlich die Bibel regte sie zum fleißigen Komponieren an. Nach dem Urteil verschiedener bedeutender

Digitized by Google

Künstler würde sie die Leistungen Angelika Kaufmanns erreicht haben, hätte sie nur noch einige Jahre länger gelebt.

Die Anstrengungen, die Trauer um den Vater, die Aufregungen und Schrecken des Krieges untergruben ihre Gesundheit. Als in Wien, durch Truppen eingeschleppt, Seuchen ausbrachen, wurde auch Margarethe vom Lazarettfieber ergriffen und erlag am 4. September 1809, am Todestag ihres Vaters, dieser Krankheit. Auf dem Friedhof der Vorstadt Wieden wurde sie beerdigt.

Leider gelang es ihren Angehörigen in Schweinfurt nicht, alle ihre Bilder, die sie in Wien gemalt hatte, zu erhalten. Ihr Onkel Michael Geiger behielt die besten für sich, obgleich er weder Verständnis noch besonderes Interesse für die Kunst besaß. Wohin die Bilder nach seinem Tod geraten sind, konnte nicht mehr festgestellt werden.

Ein Selbstbildnis der Künstlerin in Wasserfarben, das später in den Besitz ihrer Schwester Katharina gelangte, stellt sie als „eine Jungfrau dar von schmaler Form des Gesichtes und sehr ernsten Zügen, mit reichem dunkelblonden Haar, der Gestalt nach einer geistigen Jungfrauenerscheinnng der deutschen Sache vergleichbar."

Ein kurzes, aber reiches Leben war Margarethe Geiger beschieden, reich an Fleiß, Mühe und Arbeit, aber auch reich an Anerkennung und geistigen Genüssen, besonders reich aber an aufrichtiger Teilnahme und Freundschaft bedeutender Menschen, einer Freundschaft, die sie sowohl als Künstlerin, wie auch als Mensch verdiente.

Porträts, gemalt von Margarethe Geiger, die sie selbst in ihren Briefen erwähnt: Würzburg 1804—1805: Professor Schmiedtlein, Frau Schmiedtlein, Anton, Eduard und Agnes Schmiedtlein; Frau von Rosenbach, Domherr v. Haus Babette Fesel; Selbstporträt. — Wohnfurt 1805: Minister von Seckendorf (Pastell), Frau von Seckendorf; Baron Louis; verschiedene andere Seckendorfs. — Bamberg 1806: Frau v. Welden; Frau v. Schaumberg; 2 Fräulein v. Frohberg (auf 1 Bild); Graf v. Fechenbach; Frl. Gunzelmann; Frau v. Rothenhan; Frl. von Aufseß; das kleine Frl. v. Thürheim; die kleine v. Bagard (Pastell); Leutnant Heger (Pastell); Frau Heger mit Sohn Franz (Oel); Graf v. Ritter; 2 Söhne und 2 Töchter des Grafen Frohberg; Graf v. Frohberg; Frau v. Horneck; verschiedene Frohberg-Gersfeld. — München 1806—1808: Frau Strobe (Gouvernante der Prinzessinnen); Dr. Gall aus Wien (Schädellehre); Adjutant v. Jourdan; Gräfin Degenfeld; Graf v. Lerchenfeld; Frl. v. Gumpenberg; der kleine Baron v. Herding; Prinzeß Charlotte; Prinzessinnen Elise und Amalie; Prinzessinnen Sofie und Marie (je 2 auf einem Bild); verschiedene Bilder des Königs und der Königin; Gräfin Henriette v. Zweibrücken; General Wilhelm v. Zweibrücken und sein Sohn, die ein Bild betrachten, worauf der jüngere Sohn in einer Schlacht dargestellt ist; General v. Zweibrücken; Frl. Casimiere v. Zweibrücken; Frau v. Winkler, geb. v. Seckendorf; Gräfin Frohberg. — Neuburg 1806: Kommandeur

Digitized by Google

v. Flachsland (Malteserritter), sein Neffe v. Flachsland. — Wien 1808—1809: Michael Geiger; Gruppenbild von Michael Geiger; Frau v. Freidorf, im Hintergrund die Malerin mit einer Freundin; Selbstporträt; die Malerin Sofie Reinhard aus Karlsruhe.

Quellen: Archiv der Künstler und Kunstfreunde von J. G. Meusel. II. Band, 1. Heft, Dresden 1807, Walterische Buchhandlung. — Bechstein, Kunstfleiß und Gewerbfleiß, Leipzig, Otto Wigand 1860. — Zahlreiche Briefe von Margarethe Geiger, Sofie Reinhard, in Familienbesitz.

Elsbeth Sattler (Schweinfurt).

18. **Hammer**, Friedrich Ludwig, Begründer der Zentralschule in Colmar, Professor der Naturwissenschaften in Straßburg 1762—1837.

Hammer, Friedrich Ludwig, geboren am 11. September 1762, verlebte gleich seinem Bruder Christian, dem nachmaligen Kartographen seine ersten Jugendjahre in Neunstetten „in Franken", wie er nie vergißt hinzuzufügen. Nach der Übersiedlung seiner Eltern nach Rechenberg bezog der noch nicht 17jährige am 28. Juli 1779 die Universität Straßburg. Dort ließ er sich zunächst als Student der Philosophie einschreiben, entschloß sich aber 2 Jahre später, zur Freude seiner Eltern, Theologie zu studieren. Er besuchte gewissenhaft die theologischen, doch auch schon naturwissenschaftliche Vorlesungen, mit Vorliebe die des bekannten Naturforschers Johann Friedrich Hermann. Die meisten Professoren lasen deutsch; französisch lernte Hammer bei einem Sprachmeister.

Das durch „Informationen" verdiente Geld sollte zwar zu seinem Unterhalte ausreichen, doch mußte Hammer häufig die Hilfe der Eltern in Anspruch nehmen. Mit Wonne mischte sich das Landkind in das bunte Leben der schönen Stadt, deren Umgebung er auf Ausflügen zu Fuß und zu Pferd kennen lernte.

Bald nach seinem am 18. Juni 1784 wohlbestandenen theologischen Examen wurde ihm eine Hauslehrerstelle angeboten und am 27. Juli 1784 reiste er nach dem ihm schon von einem Besuche bei seinem Vorgänger bekannten Schloß Schoppenweiher bei Colmar.

Der an mancherlei Entbehrungen aber auch an vollständige Freiheit gewöhnte junge Mann trat nun in eine ihm neue Welt ein. Die Familie v. Berckheim war weithin als musikalisch, gebildet und liebens-

Digitized by Google

würdig bekannt und viele bedeutende Menschen jener Zeit besuchten das gastfreie Haus. Mit großem Ernst und einer erstaunlichen Unabhängigkeit vom hergebrachten, ja mit reformatorischem Eifer gab sich Hammer seiner Aufgabe als Erzieher hin. Besondere Sorgfalt verwandte er auf den Religionsunterricht. Auch predigte er gern in den Kirchen von Ostheim und Jebsheim, doch liebte er weder die engherzigen „Schulfuchsereien" seiner Fachgenossen, noch verstand er, trotz aller Achtung vor jener einzigartigen Persönlichkeit, den oft seltsamen Mystizismus Oberlins, welchen er zuerst in Schoppenweiher kennen lernte und später mehrmals im Steintal besuchte. Herzlich liebte und verehrte er den blinden Dichter Pfeffel, den Leiter der Militärschule in Colmar, und dessen Mitarbeiter Hofrat Lerse (Goethes Studienfreund). Seine eigensten, besten Freunde jedoch hatte Hammer in Rappoltsweiler. Wenn er dorthin kommt, streiten sich die drei Brüder Steinheil, die „herzensbraven Leute" und der Magister Rautenstrauch um das Vergnügen, ihn zu beherbergen. Da kann er lustig, witzig, liebenswürdig und von Herzen glücklich sein, während in Schoppenweiher oder gar in der hochmütigen Colmarer Gesellschaft der stolze, schwerfällig ernste Hofmeister sich in den leichten Gesellschaftston oft nicht finden kann und die „Gastereyen" ebenso verachtet wie das Kartenspiel und ein Modeliebhaberei der damaligen vornehmen Welt, die halb ernsthafte, halb spielerische, häufig in Kurpfuscherei ausartende Beschäftigung mit dem Magnetismus oder Mesmerismus. Doch kehrt er, der vor allem daran krankt, daß er die Menschen zu sehr liebt, dann von einer Reise nach Straßburg, Basel oder Deutschland zurück, so empfindet er dankbar die Liebe seiner Schüler, das freundschaftliche Vertrauen der Eltern, besonders des vortrefflichen Vaters; dann freut er sich der schönen Gegend, des reizenden Schlößchens, das sich träumerisch im Wasser spiegelt, der Jagd in der Ebene bis an den Rhein und der nahen Berge, wo er ungehindert seiner Neigung zum Studium der Natur nachgehen kann. Auch seine Schüler, Sigismund, den späteren General, die schöne Octavie, Henriette, die er wegen ihres edlen Charakters besonders schätzt und die jüngeren Geschwister weiß er dafür und für vieles andere zu interessieren. Er bringt den Kindern ein „neues Essen, Erdäpfel" von der Reise mit, schmückt ihnen zu Weihnachten einen Tannenbaum, ein im Elsaß unbekannter Brauch, läßt sie Seidenraupen züchten, er gräbt mit Lerse Hügelgräber bei Jebsheim auf, treibt Musik, Englisch und Italienisch.

Nach und nach war die Verwaltung zuerst der Weinlese und der Bienen und Gärten, schließlich die der ganzen Güter und

Digitized by Google

gesamten Rechnungsführung in die Hände des fleißigen bei Dienstboten und Bauern beliebten Hauslehrers gelegt worden. Diese am Ende zu viel werdenden Nebengeschäfte, der Eintritt Sigismunds in die Militärschule, die Meinungsverschiedenheiten, die infolge der ausbrechenden Revolution zwischen ihm und der adeligen Familie immer häufiger wurden, obwohl besonders Frau v. Berckheim sich höchst freidenkend zeigte, endlich die Sehnsucht nach der Heimat, bestimmten ihn, die ihm durch Vermittlung seines Bruders Christian bei dem Geheimrat v. Zwanziger in Nürnberg angebotene Hauslehrerstelle anzunehmen. Nach manchem Zögern, veranlaßt durch die Sorge um das Geschick der Familie v. Berckheim, riß er sich schmerzlich los, jetzt erst erkennend, wie sehr er in 10 Jahren das Elsaß und seine Bewohner lieb gewonnen hatte. Pfeffel, der blinde Mann, sagte ihm zum Abschied mit Freundeswärme: „Wir werden uns wiedersehen!" Im September 1789 fuhr er über Rechenberg nach Nürnberg.

Hier mußte er sich erst an das ihm altmodisch und eng dünkende Leben in der alten Reichsstadt und an die kühle und nüchterne Atmosphäre des Hauses Zwanziger gewöhnen. Besonders vermißte er die Bequemlichkeit und Eleganz und die heitere häusliche Geselligkeit von Schoppenweiher. Geheimrat v. Zwanziger selbst, den er bewunderte und der seine demokratischen Ansichten teilte, war, zu sehr in seine großen Geschäfte vertieft, zu Hause oft schweigsam, düster und müde; auch verletzte er Hammer durch gelegentlichen Spott über religiöse Dinge. Allzuhäufig für seinen mageren Geldbeutel, wie er selbst meint, besuchte Hammer mit seinem Freund Gmelin die Nürnberger Kaffeehäuser, aber auch die Konzerte im „Roten Roß", „Bitterholz" und „Reichsadler". Hie und da kegelte er auf dem Zwinger, sitzt im Lesekabinett und beschaute, nachdem er in Nürnberg bekannter geworden, mit Entzücken die reichen Schätze an Büchern, Kunstwerken und Naturalien, die sich in Privat- oder städtischem Besitz befinden. Bei seinen Gängen in der Umgegend fällt ihm das mit soviel Fleiß gartenähnlich angebaute Land auf. In Erlangen interessiert er sich besonders für die Universität. Er liefert für den dortigen Professor Pabst ebenso wie für den Nürnberger Verleger Felsecker Übersetzungen aus dem französischen und englischen.

In dieser Zeit scheint auch der „Entwurf zu einer Damenbibliothek" für seine elsässischen Freundinnen entstanden zu sein. Auf gelegentlichen Fahrten mit Zwanziger nach Farnbach, Weißendorf und Castell, ja sogar bis nach Böhmen, versäumte er nicht, seine naturwissenschaftlichen Sammlungen zu bereichern; da lernt er auch liebenswürdige Menschen

Digitized by Google

kennen und sieht, daß in Deutschland der Adelsstolz nicht auf die Spitze getrieben ist, wie in Frankreich. Besonders in Castell, wo er nach 12 Jahren der Trennung seinen Bruder Christian wiedersieht, wird er von der gräflichen Familie herzlich aufgenommen und scherzend der „Castellsche Linnäus" genannt. Ein eigenartiger Reiz, den man seinem Aufenthalt im Ausland zuschrieb, macht ihn besonders den Frauen anziehend.

Doch bald überkommt ihn auch in Nürnberg wieder das Gefühl, nicht an der rechten Stelle zu stehen. Er sehnt sich nach Vervollkommnung, nach ausgedehnterer Anwendung seiner Kräfte, nach der Natur und ihrem Studium. Nur „die Religion und die Liebe" haben ihn so lange im Hause v. Zwanzigers gehalten. Als er in letzterer eine Enttäuschung erleidet, sucht er nach einer Gelegenheit, es zu verlassen. Da in dieser Zeit sich in ihm der Entschluß gefestigt hat, kein geistliches Amt anzunehmen, weil die Pfarreien oft erbettelt, erschlichen oder erheiratet werden müssen, und der Kandidat Büchner ihn um seine Mitarbeit bei der Gründung einer Erziehungs- und Lehranstalt bittet, in der ursprünglich auch Mädchen, später nur Knaben, mit besonderer Berücksichtigung der neueren Sprachen und Naturwissenschaften unterrichtet werden sollen, übersiedelt er im Februar 1791 in das Welserische Haus bei der Egidienkirche, das zur Schule eingerichtet wird. Das Institut hat von Anfang an keinen Mangel an Schülern, besonders aus patrizischen Familien. Doch sind die Nürnberger Schulen, auch einer der Herrn vom Scholarchat, gegen das Unternehmen und die Erteilung der Genehmigung verschleppt sich ins Endlose. Noch fehlt ein eigentlicher Plan. Büchner bestimmt, ohne seine Mitarbeiter zu Rat zu ziehen, über wichtige Fragen, während Hammer fast den ganzen Unterricht erteilt. Er tut es mit Lust und Eifer, verfaßt auch eigens zu diesem Zweck ein hübsches »Livre Elémentaire à la lecture et à la connaissance de la langue française« mit einem Anhang: »Jeux instructifs«, das 1810 bei Felsecker eine zweite Auflage erlebte und heute noch erstaunlich modern anmutet. Doch nimmt er bei aller Arbeit und viel Ärger kaum genug ein, um notdürftig im Wirtshaus leben zu können, und so entschließt er sich, ins Elsaß zurückzukehren, wohin ihn die herzlichsten Briefe der Berckheims, der Wunsch, ihnen zu nützen und nicht zuletzt die Begeisterung für die großen politischen Ereignisse mächtig riefen. Am 30. Juni 1792 scheidet er aus dem Institut, wo ihn, wie überall, die Kinder liebten.

Nach vier in der Heimat verbrachten Monaten scheint die Reise

Digitized by Google

ins Elsaß endlich einigermaßen möglich und er verläßt am 11. November, nach schwerem Abschied von den alten Eltern, Rechenberg. Nach manchen Fährlichkeiten kommt er über Basel nach Schoppenweiher, wo er mit rührender Freude als „Stütze und Tröster" empfangen wird.

Auf dem idealen Bild, das er und andere in Deutschland sich von der französischen Revolution gemacht hatten, mußte Hammer bald manchen Flecken entdecken. Fehlender Gemeingeist, Eigennutz, Ehrgeiz und maßloser Fanatismus begegnen ihm all zu oft und er klagt, daß der Mensch „ein unersättliches Tier" sei. Dennoch verliert er nicht den Glauben an das Gute der Sache. „Es ärgert mich zwar", schreibt er, „daß die Menschen so mörderisch gegen einander wüten, aber es ärgert mich auch, daß man das tröstende der Gegenwart und Zukunft so ganz übersieht."

Der als eifriger „Patriot" bekannte Hammer, den auch das Dekret gegen die Fremden nicht beunruhigen konnte, tat sein bestes für die Sicherheit der Familie v. Berckheim und die Erhaltung ihrer schon verminderten Einkünfte, ja er greift, als die männliche Dienerschaft größtenteils zum Militär eingezogen wurde, selbst in Garten und Feld kräftig mit an. Im Herbst 1793 mußte man, der wachsenden Unsicherheit wegen, nach Colmar übersiedeln. Dort wurde den Berckheims, wie allen ci-devants, einmal für kurze Zeit Zimmerarrest zudiktiert. Im übrigen gelang es ihnen, in deren geselligem Haus die Revolutionsmänner Foussedoire, Hérault de Séchelles u. a. verkehrten, ziemlich unbehelligt zu bleiben. Am 6. Ventôse II zog mit 40 Reitern, 2 Kanonen und der Guillotine die Commission révolutionnaire in Colmar ein und fast gleichzeitig im Berckheimschen Hause ein kleiner Gast, der 7jährige Christian v. Dietrich, dessen ganze Familie in Gefangenschaft saß und der in Straßburg, wo jeder fürchtete, suspect zu werden, keine Zuflucht fand. Hammer unterrichtete ihn mit seinen Zöglingen, jetzt 7 an der Zahl, da mehrere Colmarer Bürger gebeten hatten, ihre Kinder am Unterricht teilnehmen zu lassen, eine Bitte, die nicht ohne Gefahr abgeschlagen werden konnte.

Mit Eifer besuchte Hammer die Clubsitzungen der Société populaire, wo er, da es in den Spitälern an allem nötigen mangelt, ein Verzeichnis der wildwachsenden Arzneipflanzen, eine Denkschrift über den Gebrauch der Brennessel zu Textilzwecken und ähnliche praktische Vorschläge vorlegte. Den Auftrag, Waisenkinder zum Sammeln jener Pflanzen anzuleiten, erfüllte er mit Eifer und Erfolg. Bei einer Clubsitzung über seine Herkunft befragt, erklärte er sich als Bürger »de l'ancienne Franconie«, sprach aber mit so viel Begeiste-

Digitized by Google

rung, daß man einstimmig beschloß, ihn als französischen Bürger ansehen zu wollen, und ihn nach mancher, durch Blanchard und besonders den Fanatiker Fousſedoire veranlaßten Verzögerung am 8. fructidor II (25. Aug. 94) als Mitglied in den Club aufnahm. Es wurde damals in Colmar an jedem décadi im Tempel eine französische und eine deutsche Rede (oft wenig verschieden von den früheren Predigten) gehalten. Letztere wurde häufig Hammer übertragen, von dem auch schon ein Lied, neben einem solchen Pfeffels, unter den Gesängen war. Als Adjoint du Comité d'Instruction publique hatte er den »enfants de la patrie« Unterricht zu erteilen, die Kandidaten für die Volksschulen zu examinieren, Schulen und Unterricht zu überwachen. Am 3. frimaire III (23. Nov. 94) zum Sekretär der Volksgesellschaft gewählt, sah der Idealist mit Unwillen, wie die andern sich mehr und mehr von der Arbeit zurückziehen. Da die höheren Schulen größtenteils aufgehört hatten zu bestehen und es höchste Zeit war, neue an ihre Stelle zu setzen, wurde der Beschluß gefaßt, geeignete Männer in Paris auf der neugegründeten Ecole normale ausbilden zu lassen, um sie als Leiter der in jedem Departement zu errichtenden Zentralschulen anzustellen. Hammer wurde dazu vorgeschlagen, um der Form zu genügen, von dem conseiller Golbéry und von Pfeffel über ein pädagogisches Thema geprüft und am 6. Dezember 1794 mit der großartigen Zusicherung eines staatlichen Stipendiums von 30 sols täglich nach Paris gesandt.

In Epernay ließ er sich einen Zopf machen, um in dieser Epoche des Kampfes der jeunesse gegen das Sansculottentum nicht „einem Jakobiner zu gleichen". Vieles enttäuschte ihn in Paris, besonders der Nationalconvent, dessen Sitzungen er häufig beiwohnte, und die Ecole normale, die am Mangel eines einheitlichen Planes und zureichender Räumlichkeiten wie an der allzu ungleichen Vorbildung der Schüler krankte, so daß Hammer zunächst wenig neues geboten wurde. Doch unterrichteten an der Normalschule und am Lycée des Arts, wo er sich ebenfalls einschrieb, die bedeutendsten Gelehrten wie Laplace, Lagrange, Daubenton, Berthollet, Volney, Vandermonde, Desfontaines, der berühmte Taubstummenlehrer Sicard, der junge Geoffroy de St. Hilaire und der greise, aber geistig frische Montalembert. Besonders fesselten ihn Lacépède durch seine Vorlesungen über Fische und Lamarck durch die über Würmer. Kurze Zeit begeisterte ihn der schwärmerische Bernardin de St. Pierre, dessen wenig wissenschaftliche Art ihn jedoch bald abstößt. Reiche Anregung fand Hammer im botanischen Garten mit seinen Gewächshäusern und

Digitized by Google

Sammlungen, auch auf Exkursionen mit Jussieu, dem Begründer der Klassifikation der Pflanzen nach dem natürlichen System.

Bisweilen besuchte er auch die Theater und die herrlichen Kunstsammlungen. Ohne den Moniteur, den er täglich las, würde er, wenn er gerade keine Zeit fand, die Sitzungen des Convents zu besuchen, von den politischen Vorgängen wenig erfahren haben. Am 18. floréal sah er ohne sonderliches Mitleid mit an, wie auf der Place de la Grève der ehemalige öffentliche Ankläger Fouquier Tinville, ungebeugt und die Spottreden des Volkes lachend erwidernd, mit 15 Mitschuldigen guillotiniert wurde. Bisweilen geriet er in eine bewaffnete Menge, die Brot oder die Befreiung der Gefangenen forderte, denn trotz der Rationierung der Lebensmittel hatten Mangel und Teuerung entsetzlich zugenommen. Hammer, obgleich zusammen mit seinem erkrankten Studien- und Wohnungsgenossen, dem elsässischen Dichter Lamey, ein trauriges Dasein führend, wollte seine naturwissenschaftlichen Studien auch nach der unterdessen erfolgten Aufhebung der Normalschule fortsetzen. Er fristete sein Leben mit getrockneten Zwetschgen, Reis und von den guten Berckheims geschicktem Mehl. Nur selten gestattete er sich eine der durch das Sinken der Assignaten fast unerschwinglich gewordenen Mahlzeiten im Restaurant. Er will sogar seine geliebten Bücher verkaufen, deren Anschaffung er freilich hier wie überall seinen Verhältnissen nicht immer angepaßt hatte, aber er will „hungern und bleiben". Tapfer arbeitete er weiter. Endlich, nachdem er noch mit Lamarck, Lacépède, Hauy, Monge, Millin u. a. verabredet hatte, zu korrespondieren und Naturalien auszutauschen, nahm er dankbar Abschied von seinen Lehrern. Das Reisegeld — die diligence allein von Paris bis Straßburg kostete 976 Frs., das später ankommende Gepäck über 5000 Frs. — streckte ihm der ihm von Schoppenweiher her bekannte Augustin Perrier vor. Am kritischen 3. Vendémiaire IV (5. Okt. 95), während die Sturmglocken ertönten und sich bewaffnete Sektionen gegen den Convent sammelten, reiste er um 7 Uhr morgens ab, froh nach fast 10 Monaten Getümmel, Unruhe und Mangel dieser „fürchterlichen Stadt" hinter sich zu lassen.

Hammers Schüler, Fritz und Gustav, waren noch in „Papa Oberlins" Obhut; aber er bekam in Colmar bald zahlreiche Privatschüler und es wurde sofort begonnen, die Räume des ehemaligen Collège für die neue Schule instandzusetzen. Hammer hatte das Schulprogramm auszuarbeiten, die Einrichtung der Schule und des damit zu verbindenden Naturalienkabinetts und botanischen Gartens

Digitized by Google

zu besorgen. Dabei hielt er naturwissenschaftliche Kurse, sogar einen für „Frauenzimmer, ein in Colmar unerhörtes Ding". Am 21. April 1796 brachte ihm Pfeffel eigenhändig sein Professorendiplom. Am 19. Juli wurde die Ecole Centrale du Haut Rhin feierlich eröffnet. Hammer als Inspektor hatte bei den pekuniären und sonstigen Schwierigkeiten der Schule keine leichte Stellung. Mancherlei Gäste kamen, um die neue Einrichtung zu besichtigen, darunter auch Hammers langjähriger Freund und Lehrer, der bekannte Professor Hermann aus Straßburg. Bei einem Besuche dortselbst hatte Hammer die Bekanntschaft von dessen „Demoiselle Tochter" Friederike gemacht und kurze Zeit darauf warb er um die Hand des schalkhaft anmutigen Mädchens. Obwohl ihnen der junge Gelehrte als Schwiegersohn willkommen war, wollten die fürsorglichen Eltern eine Heirat des sehr zarten Töchterleins noch hinausschieben, wünschten auch nicht, daß sie bei den beschränkten Wohnungsverhältnissen in Colmar „eine welsche Haushaltung" führe. Doch gingen zwischen Straßburg und Colmar zärtliche Briefe, zierliche Bilder und Gedichte hin und her, bis nach einem Jahr, am 19. Mai 1799, die Hochzeit stattfand. Trotz der stets schwankenden Gesundheit der jungen Frau war die Ehe überaus glücklich. Im Herbst 1800 hatte Hammer mit seinem „Weibchen" den ersten, später oft wiederholten Besuch in der fränkischen Heimat gemacht. Noch auf der Rückreise erreichte sie die Trauerbotschaft vom Tode des Vaters Hermann. Gleichzeitig erhielt Hammer seine unterdessen angekommene Ernennung zum Professor an der unterelsässischen Zentralschule in Straßburg. Das junge Paar wohnte nun zusammen mit der Schwiegermutter in dem gemütlichen Haus am Thomasplan. Dort wurde ihnen im September 1801 ein Söhnchen Theodor Hermann Friedrich und im April 1803 eine Tochter Emma geboren.

Hammer besorgt neben seiner Berufsarbeit die Instandhaltung, Erweiterung und Neuordnung nach dem modernen System von Hermanns Naturaliensammlung, die, eine Sehenswürdigkeit jener Zeit, von Gelehrten, Fürsten und Reisenden aller Art besucht wird. Zahlreiche Excursionen, dem Studium der Botanik, Zoologie, Mineralogie, Ökonomie, ja auch Archäologie und Volkskunde dienend, führen ihn mit Schülern und Kollegen durch das ganze Elsaß und darüber hinaus. Dazu nimmt eine große Korrespondenz mit den bedeutendsten Naturwissenschaftlern seiner Zeit, die Mitarbeit an deren Werken (besonders Cuviers), an der Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber und an zahlreichen Zeitschriften ihn in Anspruch; auch arbeitet er unausgesetzt an der

Digitized by Google

Herausgabe der Werke seines Schwiegervaters und seines früh verstorbenen Schwagers, die er durch Zeichnungen und Anmerkungen ergänzt. Doch wird ihm diese Aufgabe durch die nicht immer sachverständige Einmischung von Professor Hermanns Bruder, dem damaligen Bürgermeister von Straßburg, sehr erschwert. Leider muß Hammer oft lange auf die Auszahlung seines Gehaltes warten und auch das Geld für das an die Stadt verkaufte Naturalienkabinett bleibt aus, wenn er auch als Konservator desselben ein bescheidenes Gehalt bezieht. Im Herbst 1804 wird er zum Professor der Naturgeschichte und Arzneimittellehre an der neugegründeten pharmazeutischen Schule und, nach der unterdessen erfolgten Gründung der Kaiserlichen Akademie, im Jahr 1809 unter Verleihung des Doktortitels zum Professor an der Faculté des Sciences und am Lycée Impérial ernannt. Nebenbei hält er botanische Kurse für Forstbeamte, mineralogische für Artillerieoffiziere, ist Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften, macht als Direktor des ökonomischen Versuchsgartens Versuche mit der Traubenzuckersiederei, der Einführung von Merinoschafen und wird besonders von dem im Elsaß rühmlich bekannten Präfekten Lezay-Marnésia bei vielen Verbesserungen in Ackerbau, an Straßen und Wäldern (für deren Schonung Hammer als Erster früher schon energisch eingetreten war) zu Rate gezogen.

Im Januar 1821 entriß ihm der Tod seine geliebte Riecke. Um der häuslichen Schwermut zu entfliehen, unternahm er im September dieses Jahres mit seinem Sohn eine langgeplante Reise nach Rouen und Havre über Paris, wo er die alten Freunde Ehrmann, Lacépède, Casteyrie, Persoon, Curier besuchte, um nach den Ratschlägen des letzteren und dem Muster der Pariser Museen das seinige einzurichten. Schon im Jahr 1826 legte er einen Teil seiner Lehrtätigkeit und als ihm 1828 zugemutet wurde, am Collège royal auch Physik und Astronomie zu lehren, womit er sich nie näher beschäftigt hatte, auch die Arbeit an dieser Schule nieder, doch brachte ihm die, wenn auch nur interimistische Stellung als Direktor der Ecole de Pharmacie, neue Arbeit.

Nachdem schließlich der Tod der Schwiegermutter die letzten verwandtschaftlichen Bande gelöst hatte, die ihn noch an Straßburg fesselten, kann er endlich der Sehnsucht nach der alten Heimat folgen. Er behielt von seinen Ämtern einstweilen noch die Verantwortung für das Museum, dem später häufige Reisen nach Straßburg galten und zog 1831 mit Kindern und Habe über den Rhein, um sich ein Gut bei Nördlingen, den Ingershof, zu kaufen und dort den Traum seiner

Digitized by Google

Jugend zu verwirklichen, dem Landbau, der Natur zu leben. Schon bei der Ankunft in dem kleinen Städtchen Wemding lernte seine Tochter Emma den Apotheker Dr. Reinsch kennen, dem sie im nächsten Jahr als Gattin nach Kirchenlamitz folgt.

Der alte Professor freute sich auf dem großen Gut im fruchtbaren Ries an Saat und Ernte, führt edle Obstsorten ein, sah aber auch bald die Schattenseiten der Landwirtschaft und hatte über Hagel, Trockne, Wildschaden und hohe Gilten zu klagen. Besonders vermißten die zwei Männer die sorgende Hand einer Frau. So erfüllte es den Vater mit großer Freude, als der von Jugend auf kränkliche Fritz im Jahre 1835 eine Crailsheimer Pfarrerstochter heimführte. Doch ein sorgenloses Alter war ihm nicht beschieden, da jedermann glaubte, an den Straßburger Professor mit dem vornehmen Auftreten, der immer gab, wenn er irgend konnte, große Ansprüche stellen zu dürfen. Aber er tröstete sich mit dem Vertrauen auf Gott, „der das Universum lenkt". Am 2. September 1837 starb er auf dem Ingershof und fand seine letzte Ruhe auf dem Friedhof zu Fünfstetten. Sein Grabmal mit der selbstverfaßten Inschrift ist verschwunden. Mit seinem kinderlos verstorbenen Sohn Fritz erlosch der Mannesstamm dieser Linie der Familie Hammer. Die Nachkommen seiner Tochter Emma aber, die ein Bild Friedrich Ludwig Hammers (von Sigrist 1819 in Öl) besitzen, wo er im roten Talar des Professors mit großen, dunklen Augen in dem bräunlichen Gesicht, klug, gütig, ernst, ja schwermütig und ein klein, wenig spöttisch auf sie herabblickt, gedenken gern des Urgroßvaters, von dem sie außer der starken Liebe zur Natur, zum Wandern und zur Heimaterde manche andere Erbschaft in sich tragen und dessen Spuren in Franken und im Elsaß sie gerne nachgegangen sind.

Werke: „Observations sur le Touyon ou Autruche d'Amérique faites à Strassburg en janvier 1806. T II des Annales du Museum." — „Abhandlung über den geologischen Aufbau des Bastberges und die dort vorkommenden fossilen Knochen. T. II Recherches sur les ossements fossiles par Cuvier." — „Minéralogie du département du Bas-Rhin, Strassb. 1826. Journal de la Société des sciences, agriculture et arts. T III." — „Übersicht der merkwürdigsten im Elsaß einheimischen Tiere. Straßb. 1828." — „Dasselbe französisch." — „Flore d'Alsace." — „Über die Geologie des Schwarzwaldes." — „Bericht über die Zerstörung der Wälder im Oberelsaß und ihre schädliche Wirkung auf das Klima." — Mémoire sur les arbres et plantes le long des routes. An X. 1809 oder 10." — „Denkschrift über la Vaccine" und andere Denkschriften. — „Reise ins Steintal, Ban de la Roche, im vogesischen Gebürg oder Wasgau 178, (in „Die Reisenden"), Pabst, Erlangen 4. Bd." — Übersetzungen. — Herausgabe mit Ergänzungen von Joh. Friedr. Hermann (d. älteren) „Observationes zoologiae posthumae, pars prima,

Digitized by Google

Paris et Strasb. 1804" — und Joh. Friedr. Hermann (d. jüngere) „Mémoire aptérologique 1804".

Quellen: Friedrich Ludwig Hammers Tagebücher, — Edgar Hugo Reinsch, Erinnerungen eines alten Apothekers, — Briefe und sonstige Familienpapiere. — Sitzmann, Hommes célèbres de l'Alsace, — Quérard, La France littéraire, T. 4 — Nürnberger Gelehrtenlexikon Bd. VI, — Oskar Berger-Lerrault, Annales des Professeurs des Académies et Universités alsaciennes — „Souvenir d'Alsace. Correspondance des Demoiselles de Berckheim etc."

Emma Reinsch (Erlangen).

19. Harles, Gottlieb Christoph, Literarhistoriker und Philologe 1738—1815.

Harles (gegen Ende seines Lebens schrieb er seinen Namen Harleß) Gottlieb Christoph, wurde als Sohn des Tuchmachers und Stadtkirchners Johann Georg Harles am 21. Juni 1738 in Kulmbach geboren. Nachdem er schon mit drei Jahren hatte lesen lernen, kam er bald in das Lyzeum seiner Vaterstadt, wurde aber vor allem durch den Privatunterricht seines älteren Bruders Christian gefördert, der zuerst als Hauslehrer bei dem Kulmbacher Superintendenten Silchmüller, dann als Lehrer und Konrektor am Lyzeum tätig war. Nach dessen Tode (1755) wollte ihn seine Mutter (den Vater hatte er schon früh verloren) einem Handwerk zuführen. Aber Harles, begeistert für die Wissenschaften, setzte es durch, weiter lernen zu dürfen.

Zunächst blieb er noch zwei Jahre auf dem Lyzeum, von dem er am 1. März 1757 mit einer Lobrede „auf die drei Kaiser Konstantin, Karl und Otto in Hinsicht auf ihre Verdienste um die Religion" Abschied nahm. Er bezog zunächst die Universität Erlangen, später besuchte er die Universitäten Halle, Jena, Göttingen. Trotz seiner sehr ungünstigen Vermögensverhältnisse gelang es ihm durch Erteilung von Privatunterricht und durch die Unterstützung wohlhabender Gönner seine Universitätsstudien glücklich durchzuführen. Er studierte zuerst Theologie und Philosophie, wandte sich aber mehr und mehr dem Studium der klassischen und orientalischen Sprachen zu und erwarb sich in ihnen gründliche Kenntnisse. 1763 kehrte er nach Erlangen zurück, arbeitete dort an der von Groß herausgegebenen politischen Zeitung und eine Zeit lang auch an der Erlangischen gelehrten Zeitung. 1764 erwarb er sich durch eine Disputation die Mitgliedschaft der Philosophischen Fakultät und erhielt 1765 in ihr eine außerordentliche

Digitized by Google

Professur; aber noch im gleichen Jahre übernahm er am Gymnasium Casimirianum in Koburg eine Professur der orientalischen Sprachen. Diese vertauschte er bald mit der Professur für Beredsamkeit; zugleich wurde er Vorstand der Gymnasialbibliothek und des Konvikts. Als im Jahre 1769 Markgraf Friedrich Alexander von Ansbach mit dem Bayreuther Land auch die Universität Erlangen übernommen hatte, wurde Harles als ordentlicher Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst mit dem Charakter eines markgräflichen Hofrats nach Erlangen zurückberufen. Im Sommersemester 1770 trat er die neue Stellung an und bekleidete sie mehr als 45 Jahre bis zu seinem am 2. November 1815 erfolgten Tode. Von 1776 bis 1805 war er auch Direktor der Universitätsbibliothek, von 1777 bis zu seinem Tode Scholarch des Gymnasiums. Das größte Verdienst aber erwarb er sich durch die Gründung des Philologischen Seminars im Jahre 1777, dessen Direktor er bis zu seinem Tode blieb.

Harles war in Halle Mitglied des von A. H. Francke gegründeten Seminarium praeceptorum, in Göttingen Mitglied des damals nach M. Gesners Tod unter der Leitung des Orientalisten Michaelis stehenden Philologischen Seminars gewesen; seine eigenen Erfahrungen im Kulmbacher Lyzeum hatten ihm gezeigt, wie dringend notwendig eine bessere Vorbildung der Lehrer sei; schon 1761, noch als Student in Jena, hatte er in einer Schrift „Gedanken von dem Zustande der Schulen und ihren Verbesserungen" (Jena 1761) auf die Notwendigkeit einer besseren Vorbildung der Lehrer hingewiesen; durch die Neuhumanisten wie Gesner, Ernesti, Heyne war eine neue Auffassung von der Bedeutung des klassischen Altertums für die Jugenderziehung begründet worden. All das wirkte zusammen, um Harles die Gründung eines Philologischen Seminars als einer „Pflanzschule für Lehrer an Gymnasien und lateinischen Schulen" erstreben zu lassen. Darum bemühte er sich, bald nachdem er seine Erlanger Professur angetreten hatte, die Gründung eines Philologischen Seminars zu erreichen. Nachdem manche Schwierigkeiten überwunden waren, konnte das Seminar am 1. November 1777 eröffnet werden. Unter Harles selbst und seinen Nachfolgern sind hier eine große Anzahl tüchtiger Lehrer herangebildet worden. Bei der hundertjährigen Gedenkfeier hat der damalige Leiter des Seminars, Iwan Müller, die Geschichte des Seminars und die Verdienste seines Begründers eingehend geschildert (De Seminarii philologici Erlangensis ortu et fatis, Erlangae, 1877). Harles selbst hatte ungemein vielseitige Interessen und war außerordentlich belesen; so regte er auch seine Zuhörer und Schüler

Digitized by Google

zu einem vielseitigen Studium und zum Lesen vieler Schriftsteller an. Es mag dabei oft an der gründlichen Vertiefung gefehlt haben. Aber wie schon aus den von Harles entworfenen und von der Ansbacher Aufsichtsbehörde gebilligten Satzungen des Philologischen Seminars hervorgeht, schien damals überhaupt für einen Lehrer vielseitiges Wissen auf allen möglichen Gebieten notwendiger als wissenschaftliche Vertiefung in ein engbegrenztes Gebiet.

Besonderen Wert legte Harles in seinen Seminarübungen darauf, seine Zuhörer für ihre künftige Tätigkeit an der Schule vorzubereiten; darum zeigte er ihnen, worauf bei der Erklärung der Schriftsteller in der Schule nach seiner Ansicht vor allem geachtet werden müsse und wie die Schriftsteller am besten für die Belehrung und Erziehung der Jugend zu verwenden seien. Er ließ seine Zuhörer auch Proben im Unterrichten ablegen, indem er selbst die Rolle eines Schülers übernahm. Freilich scheint sein Unterricht in allem zu sehr auf die Erfassung von Einzelheiten und auf Äußerlichkeiten gerichtet gewesen zu sein, als daß er in den Geist des Altertums hätte einführen können. Es fehlt daher auch nicht an ungünstigen Urteilen über seine Lehrtätigkeit. So schrieb der spätere preußische Kultusminister Karl von Altenstein, der im Jahre 1804 als Geh. Oberfinanzrat eine Dienstreise nach Erlangen machte, in einem Bericht über die Universität: „Der gänzliche Mangel an einem tüchtigen Lehrer im Fache alter Sprachen verdient vorzüglich Rücksicht. Der Professor Harles ist mehr dazu gemacht, Abscheu als Liebe für dieses wichtige Studium zu erregen. Bei allen seinen Kenntnissen fehlt es ihm ganz an dem zu einem solchen Lehrstuhl erforderlichen Geist. Der Lehrer dieses Fachs muß mit dem Geist des Altertums vertraut sein" (mitgeteilt von W. Germann, Altenstein, Fichte und die Universität Erlangen, Erlangen 1889, S. 13 f.). Ähnlich ungünstig lauten zwei andere Urteile, auf die Th. Kolde in seinem Buche „Die Universität Erlangen unter dem Hause Wittelsbach 1810—1910", Erlangen und Leipzig 1910, S. 75. 557 f. hinweist. Sie geben zugleich eine Vorstellung von der äußeren Erscheinung des gelehrten Professors, der durch seine auffallende Tracht und durch sein ganzes Wesen die Spottlust der Jugend erregte. In den von R. Köpke herausgegebenen Erinnerungen aus dem Leben des Dichters Ludwig Tieck, Leipzig 1855, I S. 157 f., ist geschildert, wie Tieck und sein Freund Wackenroder im Sommer 1793 nach Erlangen kommen und dort auch Harles aufsuchen. Hier heißt es u. a.: „Harles war ein freundlicher alter Herr, der trocken und zusammengeschrumpft, voll steifer Würde, in seinem gelben Sommerrock mit

Digitized by Google

geblümtem Muster eine eigentümliche Figur spielte. In seinen Vorlesungen wie im gewöhnlichen Leben war er der gelehrte Originalmann der älteren Zeit, dessen Worte und Bewegungen den Stempel wissenschaftlicher Hoheit an sich trugen. Eine Einführung in den Geist der alten Poesie vermochte auch dieser Philolog nicht zu gewähren, weder in seinen Kollegien noch in dem Seminar, wo er griechische Dichter erklären ließ. Vielmehr kamen Dinge vor, die den Geschmack des Professors zweifelhaft erscheinen ließen." Hierfür wird dann ein bezeichnendes Beispiel angeführt.

Noch unfreundlicher ist das Bild, das A. G. F. Rehmann in seinen anonym herausgegebenen „Briefen über Erlangen", Frankfurt und Leipzig 1792, S. 41 f. von dem „grämlichen Pedanten", seinem Äußeren und seiner Vortragsweise entwirft: „Vollkommene Rusticität und gänzliche Unbekanntschaft mit dem Ton der feineren Welt verriet sein ganzes Äußere, und schon seine Sprache war äußerst pöbelhaft."

In der Tat scheint sich der gelehrte Mann gegen Ende seines Lebens in Sprache und äußerem Auftreten etwas haben gehen zu lassen. Daß er früher mehr auf sein Äußeres gab, zeigt besonders sein von J. J. Kleemann 1776 gemaltes und von J. E. Haid gestochenes Bild. Wir sehen hier ein glattrasiertes Gesicht mit hoher Stirn, freundlichen Augen und festem Mund, umrahmt von sorgfältiger weißer Lockenperücke. Ähnlich ist auch der gleichzeitige Stich von H. Hessell. Aber jedenfalls werden die angeführten Urteile der Bedeutung des Mannes nicht gerecht, weil sie Maßstäbe an ihn anlegten, die seinem Wesen nicht entsprachen. Er war gewiß kein geistvoller Erklärer des Altertums; den großen neuhumanistischen Freunden der alten Schriftsteller war er nicht ebenbürtig. Er war mehr ein gelehrter Sammler, ein kenntnisreicher Kritiker und Literarhistoriker als ein wirklicher Philologe im Sinne von Fr. A. Wolf oder A. Böckh. Das zeigt vor allem seine literarische Tätigkeit. Er war ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller. Fikenscher zählt im Anhang zu seiner Biographie (Gelehrtes Fürstenthum Baireut 4. Band S. 253 ff.) bereits im Jahre 1801 seine Schriften unter 277 Nummern auf, so daß es Harles bis zu seinem Tode wohl auf mehr als 300 Schriften gebracht haben mag. Sind auch viele von ihnen von nur geringem Umfang, so zeigt doch die Gesamtheit einen ungeheuren Fleiß, eine umfassende Belesenheit und vielseitiges Wissen. Wie sehr ihn seine Fachgenossen schätzten, zeigt der rege Briefwechsel, den er mit vielen Gelehrten des In- und Auslandes führte, und die Aufnahme in

Digitized by Google

viele gelehrte Gesellschaften (Pariser Akademie, Moskauer Universität, Florentiner Akademie u. a.), die ihm zuteil wurde.

Die literarische Tätigkeit, früh begonnen und bis zum Lebensende fortgesetzt, kam vor allem der Überlieferungsgeschichte und Erklärung der alten Schriftsteller zugute. In seinen kleinen Schriften gab er Beiträge zur Erklärung und Kritik des Homer, Herodot, Äschylus, Plato, Aristoteles, Theokrit, Cicero, Ovid, Horaz, Phädrus, Seneca u. a. Sehr groß ist die Zahl der von ihm hergestellten Ausgaben; die wichtigsten sollen unten im Verzeichnis seiner Werke genannt werden. Sie boten im ganzen nicht viel selbständige Forschung und sind deswegen heute alle so gut wie wertlos; aber für ihre Zeit hatten sie doch das Verdienst, manche Texte in handlichen Ausgaben zugänglich zu machen, und die Ergebnisse der Forschung zusammenzufassen. Daß sie gern benutzt wurden, zeigt sich auch darin, daß von verschiedenen Ausgaben mehrere Auflagen erschienen. Besonderes Interesse wandte er der Geschichte der philologischen Wissenschaft zu. Ein Zeugnis dafür sind seine vier Bände De vitis philologorum nostra aetate clarissimorum (Bremen 1764—1772), seine Werke über die Geschichte der römischen und griechischen Literatur, vor allem aber seine Neubearbeitung der Bibliotheca graeca des J. A. Fabricius, 12 Bände, Hamburg 1790—1809. Für manche Teile der griechischen Literatur ist dies Werk noch heute unentbehrlich durch seine aus allen möglichen Quellen zusammengetragenen Angaben über das Leben, die Werke, die Handschriften und Ausgaben alter Schriftsteller. Von einer geschichtlichen Betrachtungsweise zeigt sich freilich in all diesen Werken sehr wenig; es sind nützliche Sammelwerke, in denen viel Fleiß steckt, die aber von den in der Geschichte der Literatur wirksamen Kräften, von der Entwicklung einzelner Autoren oder ganzer Literaturgattungen keine Vorstellung geben. Im einzelnen ist auch, wie bei einem so viel schreibenden Verfasser begreiflich ist, manches falsch.

Zu erwähnen sind noch die Neudrucke von selten gewordenen oder schwer zugänglichen Büchern und die zahlreichen Gedächtnisreden, die er als Professor der Eloquenz verstorbenen Kollegen hielt.

Harles war dreimal verheiratet, 1765—1768 mit einer Tochter des Erlanger Juristen J. J. Schierschmidt, 1770—1773 mit einer Tochter des Altdorfer Anatomen J. N. Weiß und von 1774 an mit einer Tochter des Nürnberger Kaufmanns J. T. Kießling. Aus diesen drei Ehen stammten zehn Kinder, von denen ihn sieben, vier Söhne und drei Töchter, überlebten. Von den Söhnen wurde der älteste, Johann Christian Friedrich Harleß, ein berühmter Arzt, der zuerst

Digitized by Google

an der Universität Erlangen, dann an der Universität Bonn wirkte (vergl. über ihn August Hirsch in der Allg. Deutsch. Biogr. 10. Bd. S. 605 ff.).

In diesem reichen Familienkreis und in seinem arbeitsreichen Berufe fand Harles reiche Befriedigung und gelangte, ohne eine wesentliche Abnahme seiner Kräfte zu erleiden, zu hohem Alter; im Jahre 1815 konnte er das seltene Fest des fünfzigjährigen Professorenjubiläums feiern. Am 26. Oktober des gleichen Jahres wohnte er als Scholarch des Gymnasiums einer Schulprüfung bei und zog sich dabei eine Erkältung zu, die nach kurzer Krankheit zu seinem Tode am 2. November 1815 führte.

Schon oben wurden die Stiche von J. E. Haid und H. Hessell erwähnt; beide sind in einer Sammlung von Bildern Erlanger Professoren auf der Erlanger Universitätsbibliothek zu finden; der Hessell'sche Stich ist auch dem 11. Band der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek" (Kiel 1794) beigegeben; außerdem enthält der 2. Band der von J. Ph. Moser herausgegebenen „Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler" (Nürnberg 1795), ein von Christ. Wilh. Bock gestochenes Bild von Harles.

Werke: Verzeichnisse der sehr zahlreichen Schriften enthalten: G. W. A. Fikenscher, Gelehrtes Fürstenthum Baireut, 4. Band, Erlangen 1801, S. 269—291, und derf., Vollst. akad. Gelehrten Geschichte, 2. Abt., Nürnberg 1806, S. 216—238; ferner Chr. Fr. Harleß im Anhang seiner Lebensbeschreibung (s. u.) S. 22—26. — Hier seien folgende genannt: Neubearbeitung von J. A. Fabricius, Bibliotheca graeca, 12 Bände, Hamburg 1790—1809. — Vitae philologorum, 4 Bände 1764 bis 1772. — Opuscula varii argumenti, Halle 1773 (darin S. 1—67: De pedantismo philologico). — Introductio in historiam linguae latinae, Bremen 1764, 2 Auflage 1773; 3. Aufl. unter dem Titel: Brevior notitia litteraturae Romanae inprimis scriptorum latinorum, Leipzig 1789. — Introductio in historiam linguae graecae, Altenburg 1778, 2. Ausg. 1792—1795. — Introductio in notitiam litteraturae Romanae, Nürnberg 1781; 2. Aufl. Leipzig 1794. — Ausgaben von Demosthenes De corona, Altenburg 1769; 2. Aufl. Leipzig 1814; Ovidius Tristia et Epist. ex Ponto, Erlangen 1772; Quintiliani instit. orat. libri XII, Altenb. 1773; Cornelius Nepos, Erlangen 1773; 2. Aufl. 1800; 3. Aufl. Leipz. 1806; Aristophanes Plutus, Nürnberg 1776; Cicero De oratore, Nürnberg 1776; 2. Aufl. Leipz. 1816; Sallustius Bellum Catilinae, Nürnberg 1778; 2. Ausg. 1797; Eutropius, Nürnberg 1778; Cicero Epistolae selectae, Coburg 1779; Theocritus, Leipzig 1780; Bion et Moschus, Erlangen 1780; Aristoteles De poetica, Leipzig 1780; Valerius Flaccus, Altenburg 1781; Cicero Orationes Verrinae, Erlangen 1784; Julianus Caesares, Erlangen 1785; Himerius, Erlangen 1785; Sextus Aurelius Victor, Erlangen 1788; Aristophanes Nubes, Leipzig 1788. — Auswahlsammlungen: Chrestomathia graeca poetica, Coburg 1768; neue Ausg. unter dem Titel: Anthologia graeca poetica, Nürnberg 1775; Baireuth 1792; Chrestomathia latina poetica, Altenburg 1770; Anthologia latina poetica, Altenburg 1774; Anthologia

Digitized by Google

graeca prosaica, Nürnberg 1781. — Verschiedene Neuausgaben philologischer Schriften, z. B. Jac. Perizonii animadversiones historicae, Altenburg 1771; Thom. Tyrwhittii coniecturae in Strabonem, Erlangen 1788; Ric. Dawes miscellanea critica, Leipzig 1800. — De ortu et fatis Universitatis Friderico—Alexandrinae, 14 Programme, Erlangen 1793—1800.

Quellen: G. W. A. Fikenscher, Gelehrtes Fürstenthum Bayreut, 4. Band, Erlangen 1801, S. 253—292; derf. Vollst. akad. Gelehrten Geschichte, 2. Abt., Nürnberg 1806, S. 203—238. — Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 144 und 145 vom 2. und 5. Dezember 1815. — Chr. Fr. Harleß, Vita viri dum viveret amplissimi M. Gottlieb Christophori Harless in iustam eius memoriam descripta a filio natu maximo, Erlangen 1817 (abgedruckt auch in: Miscellanea maximam partem critica cur. Fr. Tr. Friedemann et J. D. God. Seebode, I, Hildesiae 1822, p. 447—476). — Rotermund, Artikel in Ersch und Gruber II, 1, Leipzig 1827, S. 287 f. — Iwan Müller, Artikel in der Allg. Deutschen Biographie, 10. Band, Leipzig 1879, S. 603 f.; derf., De seminarii philologici Erlangensis ortu et fatis, Erlangen 1878, S. 5—10; derf., Die Universität Erlangen unter dem Markgrafen Alexander, Erlangen 1878, S. 15.

Otto Stählin (Erlangen).

20. Harleß, Adolf, von, evangelischer Theologe, Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in München, 1806—1879.

Wie J. Chr. K. von Hofmann, so ist auch Theophil Christoph Adolf Harleß der Enkel Gottlieb Christophs, ein Sohn Nürnbergs. Als Sohn eines Kaufmannshauses erblickte er hier am 21. November 1806 das Licht der Welt. Im Elternhause umfing ihn ernste, fromme, wenn auch etwas nüchterne, die Überlieferungen ehrende Sitte. Im Innern trug der Knabe eine Neigung zu romantischer Empfindungsart. Früh trat starke musikalische Anlage hervor; sie bereicherte auch dem Erwachsenen das Leben, ließ ihn in Leipzig mit Mendelssohn Berührung gewinnen, bildete und labte sich an den Klassikern wie Bach, Gluck, Beethoven, trieb ihn zu grimmiger Verurteilung der an den Namen Wagner geknüpften Wendung und befähigte ihn auch zu eigenen Kompositionen. Schulische Ausbildung empfing er (seit 1814) nach häuslichem Privatunterricht auf dem Nürnberger Gymnasium. Das Rektorat Hegels, das bis 1816 währte, ging, wie begreiflich, an dem Schülerknaben noch spurlos vorüber. Aber Hegels zweiter Nachfolger, K. L. Roth, übte, wie bei manchem anderem, so auch bei Harleß durch seinen wissenschaftlichen Ernst und gewissenbildende Erziehungs-

Digitized by Google

kraft einen bestimmenden Einfluß auf den Geist des reifenden Jünglings. „Die Gesinnung allein — das lernte der Schüler von diesem Lehrer — adelt das wissenschaftliche Streben vor Gott und Menschen." 1823 zur Universität entlassen, durchlebte H. seine Studienzeit als eine Zeit wichtiger Entscheidungen. Er ging zunächst nach Erlangen, wo bis 1815 sein Großvater als Professor der Philologie gewirkt hatte. Eine ausgesprochene Neigung zu einem bestimmten Berufe brachte der junge Student nicht zur Hochschule. So schwankte er von der Philologie zur Jurisprudenz, um schließlich sich auf die Dauer der Theologie zu ergeben. Vorübergehend schloß er sich der Burschenschaft an; dann ging er seinen Weg mehr allein. Wissenschaftlicher Sinn war von Anfang in ihm lebendig, insonderheit in dem Drang, aus den Quellen selber zu schöpfen. Angezogen fühlte er sich vor allem durch die Geschichte, als deren mächtigstes Gebilde ihm das Christentum erschien, und durch die Philosophie von Aristoteles bis Spinoza und Schelling. In Halle, wohin H. nach dreijährigem Aufenthalte an der fränkischen Heimatuniversität übersiedelte, dehnte er seine Studien auch auf die Kirchenväter und auf die Theologen des Mittelalters aus, von dem Plane getrieben, die gesamte theologische und philosophische Literatur unter dem Gesichtspunkte der menschlichen Freiheit und des Bösen zu durchforschen. Hand in Hand mit dieser Gestaltung seines wissenschaftlichen Strebens ging aber die Entwicklung seines religiösen Charakters. Mit der hl. Schrift hatte H. immer Fühlung gehalten, und nach und nach machte er sie zum Gegenstand ernsten Studiums. Die geschichtliche Größe des Christentums hatte ihm auch immer Respekt abgenötigt. Allein zu persönlicher innerer Entscheidung und Gewißheit war er noch nicht geführt worden. Mancherlei religiös erwärmende und belebende Einflüsse berührten ihn wohl schon in Erlangen, so Schleiermachers Reden über die Religion, und Krafft's, des Erlanger Pfarrers und Professors, innig fromme Predigten und Vorlesungen. Aber eben unter ihnen ward er sich auch erst recht seiner inneren Leere und Unbestimmtheit bewußt. Es ist aber charakteristisch für ihn, daß ihm in diesen schwankenden Zuständen das Zeugnis seines Gewissens mehr galt als die Ideen der Philosophen. Als er erkannte, wie in Spinozas System sittliche Freiheit und Verantwortlichkeit notwendig untergehen, da ergriff ihn sittlicher Schauer, und er brach mit der Hoffnung, auf dem Wege der Spekulation die Wahrheit zu erfassen. In Halle, unter dem anregenden und lockenden Einfluß Tholucks, rang sich dann H. endgiltig aus aller dieser inneren Unsicherheit und Unruhe

Digitized by Google

los. Im stillen Umgang mit der hl. Schrift, unter dem demütigenden und strafenden Eindrucke der Worte Jesu wider Menschenehre (Joh. 5, 44) und vom wahren Weg zur Gewißheit (Joh. 7, 16 f.) ward er Christo persönlich untertan und des Friedens der Vergebung gewiß. Mit Überraschung und Rührung erkannte er dann, als er jetzt sich dem Studium Luthers und der Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche zuwandte, daß hier die gleiche religiöse Grunderfahrung sich aussprach, wie sie ihm geschenkt worden war. Er war gleichsam in einem Zuge Christ und Lutheraner zugleich geworden — einer unter den vielen, die in jenen zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Süden wie im Norden Deutschlands das gleiche durchlebten — durch diese Grunderfahrung zugleich für seine ganze spätere theologische und kirchliche Haltung maßgebend beeinflußt.

Den Jahren der jugendlichen Entwicklung folgte ein erster Abschnitt des Manneslebens (1828—1845), den H. in Erlangen verbrachte. Immer schon war sein Sinn auf das akademische Lehramt gegangen. Ihm arbeitete er sich jetzt entgegen, die damals dafür zu überschreitenden Stufen nach und nach erklimmend: das Doktorat der Philosophie (13. 6. 1828), die Privatdozentur in der philosophischen Fakultät (seit 7. 11. 1829), die beiden kirchlichen Amtsprüfungen (1829), dann endlich die theologische Lizentiatenwürde und Privatdozentur (13. 11. 30). Zur Sicherung seiner äußeren Existenz versah er vertretungsweise eine Lehrstelle am Erlanger Gymnasium (an der „Lyzealklasse"), ein Dienst, der ihm mit einem Jahresgehalt von 365 fl. entschädigt ward. Im November 1831 trat er in die Ehe mit der Tochter des Erlanger Mathematikers Rothe, um ein Jahr später am Grab eines totgeborenen Söhnchens und dann der geliebten Gattin zu stehen. Das kurze Glück dieser Ehe leuchtete doch insofern noch lange wirksam über seinem Leben, als H. an dem Bräutigam und späteren Gatten der Stiefschwester seiner Frau, dem damals in Erlangen, seit 1840 aber in Göttingen befindlichen hervorragenden Anatomen und Physiologen Rud. Wagner einen bis zum Tode W.'s (1864) ihm vertraut bleibenden Freund gewann. Ende 1832 trug der hessische Minister Hassenpflug dem jungen Bayern, von dem er gewiß war, daß er „das Evangelium ungefälscht verkündigen und neues christliches Leben zu erwecken im Stande sein werde", eine Professur in Marburg an. H. zog es vor, in Erlangen zu bleiben, wo er alsbald (13. 1. 1833) zum außerordentlichen Professor „für christliche Exegese" ernannt ward; das Gehalt der Stelle, der es ihm ermöglichte, die Gymnasialtätigkeit aufzugeben, ward auf 625 fl. nebst einem Natural-

Digitized by Google

bezug von 2 Scheffeln Weizen und 5 Scheffeln Korn festgesetzt. Rasch erwarb sich der junge Professor weithinreichendes Ansehen. Im Mai 1835 traf ihn ein Ruf auf den Lehrstuhl für neutestamentliche Exegese in Dorpat. Er lehnte ab und die bayerische Regierung lohnte ihm das — in allerdings sehr langsamem Verfahren am 4. Juni 1836 — durch Übertragung des fünften seit Winers Weggang erledigten theologischen Ordinariats mit den Nominalfächern „theologische Enzyklopädie, sonstige theologische Hilfswissenschaften und (gemeinsam mit Kaiser) christliche Sittenlehre". Erst 1844 wurde dieser Lehrauftrag förmlich in den für „neutestamentliche Exegese" umgewandelt und damit dem seltsamen Zustande ein Ende gemacht, daß die Fakultät mehr als ein Jahrzehnt keinen für dieses Fach eigens bestimmten Professor besaß. Das Einkommen H's. wuchs mit jener Ernennung auf 900 fl. an; zu dem früher gewährten Naturalbezug gesellten sich 2 weitere Scheffel Korn; zugleich aber ward H. — einem gleichfalls schon lange vorliegenden Antrage der Fakultät entsprechend — zum Universitätsprediger (200 fl.) ernannt. Als Ende 1841 H. wieder einen Ruf — nach Rostock — erhielt, war die bayerische Regierung augenscheinlich geneigt, ihn ziehen zu lassen; ein Dekret vom 18. Januar 1842 versagte den Anträgen des Senats, die H. es ermöglichen sollten, in Erlangen zu bleiben, die Genehmigung. Drei Tage später folgte aber ein zweites, das H. einen Gehalt von 1460 fl. zusagte und seinen Naturalbezug um 12 Scheffel Haber und die (lange schon erbetenen) 6 Klafter Holz vermehrte. Am 9. Dezember 1836 war H. wieder in die Ehe getreten mit Ch. B. Karbach, deren Vater Stadtpfarrer in Mannheim gewesen war — eine Ehe, die mit neun Kindern gesegnet den Eltern Freuden und Leiden des ehelichen Standes reichlich zu schmecken gab. 1837 erwarb sich H. in Erlangen selber den Doktor der Theologie, trat auf Grund davon am 23. Dezember 1837 mit einer feierlichen Antrittsrede in den Senat ein und hatte damit den letzten Schritt in die volle Würde und Bürde des akademischen Lehramts hinein vollzogen.

So reich an wechselnden Begebenheiten des persönlichen und beruflichen Lebens, so reich und fruchtbar an Arbeit war für H. dieser sein Erlanger Lebensabschnitt. Als Privatdozent der philosophischen Fakultät hatte er sich z. B. mit Vorlesungen über die Geschichte der Vorreformatoren und über Religionsgeschichte und Religionsphilosophie befaßt. In die theologische Fakultät dann übergetreten las er theologische Enzyklopädie, legte Schriften des Neuen Testaments aus und hielt dogmatische Repetitorien. Als Extraordinarius entwickelte

Digitized by Google

er vor allem seine exegetische Vorlesungsarbeit weiter und leitete einen „dogmatisch-exegetischen Verein". Im Ordinariate bildeten dann Enzyklopädie, Ethik und Auslegung des Neuen Testaments den beherrschenden Mittelpunkt seiner Lehrtätigkeit. Organisch erwuchsen ihm daraus auch seine litterarischen Veröffentlichungen. Mit seinem Kommentar zum Epheserbrief (1834) gab er viel mehr als eine Probe seiner ausführlichen Studien zur Geschichte der Exegese in älterer und jüngerer Zeit, nämlich ein für Erlangen und weithin grundlegendes Muster einer streng objektiven, historisch-philologischen Auslegung voll wissenschaftlicher Schärfe und Tüchtigkeit und mutigen Vordringens zum Kern der Sache. Seinen Vorlesungen über theologische Enzyklopädie und Methodologie diente er durch Veröffentlichung eines noch heute interessanten Grundrisses unter gleichem Titel (1837). Auch der theologischen Ethik bescherte er — noch ein Jahr, bevor Schleiermachers nachgelassene „christliche Sitte" im Drucke erschien — eine Erstlingsgabe (1842). Das Gewissen faßte er darin im weitesten Sinn als religiöses und sittliches Elementarorgan und als den Ausgangspunkt aller Höherführung durch Christi Wort und Geist; zwischen dem natürlichen und dem christlichen Ethos sah er organische Zusammenhänge und ward doch der Eigenart des letzteren, das nicht mehr ein bloßes „Sollen", sondern ein „Sein" repräsentiert, einen neuen Lebensstand in Gott und doch noch Ziele vor sich hat, auf kraftvolle Weise gerecht. Daß der Einzelne als Christ nur im Zusammenhang mit der Kirche leben kann, stand ihm fest; aber sofern das zu erstrebende Ziel sich in Heilsbewahrung und Heilsvollendung zusammenfaßt, haftet dem Ganzen doch noch ein einseitig individualistischer Zug an. Persönlich sowohl wie als Lehrer und als Schriftsteller hatte mit dem allen sich H. selber seine Stellung in der allgemeinen Bewegung der Zeit deutlich genug gegeben: ein Träger und Zeuge des wiedererwachten positiv biblischen und bewußt konfessionellen Glaubenslebens und ein entschlossener Gegner des Rationalismus in seinen flachen wie auch in seiner spekulativen Gestalt. Glücklich griff er aber zugleich auch in manche Sondergeschehnisse der Zeit ein. Dem kecken Angriff von David Fr. Strauß auf die Geschichtlichkeit des biblischen Jesusbildes begegnete er (1836) mit kraftvoller Abwehr. Am Kampfe des bayerischen Protestantismus gegen die Übergriffe des Klerikalismus beteiligte er sich erstmals und wirksam — wirksam wohl auch in dem Sinne, daß er den Haß der Getroffenen auf sich zog — mit seinem „Jesuitenspiegel" (1839). Er erschien als die führende Persönlichkeit der Fakultät und weithin als ein

Digitized by Google

Vorkämpfer der evangelischen und der protestantischen Sache. Kein Wunder darum, daß, als sich jetzt die Eigenart der erneuerten Erlanger Richtung ein Organ zur Äußerung und Geltendmachung ihrer theologischen und kirchlichen Kraft schuf, H. die Leitung übernahm: er führte die „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche" als ihr erster mehrjähriger Redakteur ins Leben ein. Als Lehrer übte H. schon jetzt einen tiefgehenden Einfluß auf seine Hörer aus; Kraft und Geschlossenheit gaben seinem auch in Hinsicht der Form bedeutenden Vortrage Wirkung. Die Fakultät hatte das Gefühl, daß H. ihr mit seiner exegetischen Arbeit am Neuen Testament die feste biblische Grundlage gebe für ihre einmütige und entschiedene kirchliche Haltung. Unermüdliche Arbeit, die sich auch auf abgelegene und ungewöhnliche Gebiete erstreckte, sicherte ihm in dem ganzen akademischen Kreise den Ruf eines hervorragenden Gelehrten. Die Universität, damals reich an bedeutenden Persönlichkeiten christlicher Lebensrichtung auch außerhalb der theologischen Fakultät und in ihrem verhältnismäßig noch kleinen Kreise überhaupt geschlossener denn später und heute, zollte ihm ganzes Vertrauen. Um den Prediger in den seit 1837 mit dem Hauptgottesdienste der Neustadter Pfarrgemeinde vereinigten Universitätsgottesdiensten sammelte sich eine für die tiefgründige Schriftauslegung und ernste eindringende Anwendung dankbare Hörerschar. Nach jeder Seite hin schien also für H. die Bedingung eines glücklichen, bedeutenden und dauernden Lebenswerkes auf dem fränkischen Heimatboden gegeben zu sein, als eine wahrhaft dramatische Wendung dem allen ein unerwartetes und unerwünschtes Ende bereitete.

Von Natur empfand H. auch Lust und Drang zum Kampfe — da, wo heilige Werte ihm angetastet zu werden schienen. Wie er sich von der philosophischen Theologie aufs strengste geschieden wußte, so kämpfte er mit lebendigem Eifer für das Recht der lutherischen Kirche, sich der aufgedrängten Union zu erwehren und ihre Eigenart auch auf dem neu in Angriff genommenen Gebiete der Mission zur Geltung zu bringen. Aber nicht aus diesen Wolken kam der Blitz, der ihn traf. Seit dem Sommer 1838 erregte der Kniebeugungsstreit die Gemüter der bayerischen Protestanten. Man fühlte sich im Heiligtum des Gewissens verletzt. Nichts lag näher, als daß die Universität den tatkräftigen, im Kampfe gegen intoleranten Ultramontanismus schon erprobten H. als ihren Vertreter in der damals noch nach dem ständischen Prinzip zusammengesetzten zweiten Kammer ins Auge faßte. Ohne sein Zutun und selbst ohne sein Vorwissen wurde er,

Digitized by Google

während einer Reise nach Norddeutschland im Herbste 1840 gewählt. Zu erreichen war aber bei dieser Tagung noch nichts. Aber von Bedeutung für jetzt und erst recht für eine spätere Zeit war es gewiß, daß er die Aufmerksamkeit des Kronprinzen Max erregte und mehrfach Briefe von ihm empfing. Die Tagung des Winters 1842/43 brachte dann die öffentliche Erörterung. Mannhaft und offen setzte H. zuerst den Minister (Abel) persönlich in Kenntnis von den Beschwerden der Protestanten und der Absicht, in der Kammer eine Bitte um Aufhebung der Kniebeugungsordre zu beantragen. Am 10. Januar 1843 ward darüber verhandelt. Harleß, der den Antrag verfaßt hatte, referierte, hatte zwar einen scharfen persönlichen Zusammenstoß mit dem Minister, gewann aber in der Sache den Sieg: mit großer Mehrheit stimmte die Kammer — selbst viele der katholischen Abgeordneten — dem Antrage zu. Aber dem Abel'schen Regime stand er fortan im Wege. Schon bei der Feier des hundertjährigen Jubiläums der Universität (1843) spürte er, daß man ihm an höchster Stelle nicht wohlgesinnt sei. Im Sommer 1844 ward er seitens der Universität mit 18 gegen 5 Stimmen zum Prorektor für das 1844/45 gewählt; das Ministerium aber empfahl den Kandidaten der Minderheit zur königlichen Bestätigung. Daß H. bei der Neuwahl zum Landtag wieder zum Universitätsvertreter gewählt werden würde, konnte unter diesen Umständen die Staatsregierung mit Sicherheit erwarten. Sie beugte dieser unangenehmen Eventualität vor: durch königliches Dekret vom 25. März 1845 ward H., ohne daß vorher ein Wort mit ihm darüber gewechselt worden wäre, für den 1. April d. J. auf die eben damals zur Erledigung gekommene Stelle des zweiten geistlichen Rates am Konsistorium Bayreuth versetzt — man dürfte wohl auch sagen: verbannt. Eben hatte Harleß das Haus, in dem einst sein Großvater gelebt hatte, für sich zum Eigentum erworben; nun sollte er die in jedem Sinne zur Heimat gewordene Hochschule und das geliebte Lehramt verlassen. Er selbst wandte sich mit einer Bitte um Zurücknahme der Anordnung an den König. Mannhaft treten Senat und Fakultät für ihn ein: man könne die Stelle H.'s zwar wieder besetzen, aber ihn ersetzen könne man nicht. Alles vergeblich. Aber mit Recht konnte er bald darnach einem Freunde schreiben: „Ich bin in Bayreuth und bin nicht da." Schon im Mai lud ihn die sächsische Regierung ein, den Lehrstuhl für Dogmatik in Leipzig zu übernehmen. Und der Anfang des Wintersemesters 1845/46 sah ihn wirklich dort als Lehrer auf dem Katheder und als Prediger auf der Kanzel der Universitätskirche.

Digitized by Google

Sieben Jahre hat H. in sächsischen Diensten zugebracht. Als Professor — Dogmatik mußte er freilich, wie er einmal scherzhaft bemerkt, erst „lernen" — wirkte er außer in seinen Vorlesungen namentlich auch durch wissenschaftlich-persönlichen Verkehr im engeren Kreise bestimmend und richtunggebend auf manches junge Herz. In ausgedehnten Studien beharrend behielt er aber zugleich den lebendigen und offenen, tätigen Sinn für alle allgemeinen Angelegenheiten der Kirche sowohl wie der Nation überhaupt. Die Gestaltung der Verhältnisse auf dem politischen Gebiete und der sittliche Gesamtzustand erfüllten ihn mit Sorge und Grimm. Der preußischen Unionskirchenpolitik hielt er nach wie vor entschlossene Gegnerschaft. Er kam sich in seinem Leipzig vor wie eine „Heerstraße" — so viele suchten bei ihm Rat und Aussprache in persönlichen und allgemeinen Angelegenheiten. So viel Vertrauen erwarb er sich rasch auch bei der Bürgerschaft der Stadt, daß der Rat ihm 1847 das Pfarramt der Nikolaikirche übertrug. Mit machtvollem, zu Kampf und Buße drängendem Wort (12. 3. 1848 Heerpredigt und 19. 3. Bußpredigt an die Deutschen!) leitete er seine Hörer durch die Stürme der Zeit, selber in den revolutionären Tumulten persönlich bedroht, aber in tapferer klarer Unerschrockenheit manchem ein Halt und Vorbild. So konnte es geschehen, daß der Fremdling, als sich 1850 die höchste geistliche Stelle des Königreichs, die des Oberhofpredigers in Dresden, erledigte, dorthin berufen ward. Er ward damit zugleich Vizepräsident des Landeskonsistoriums und vortragender Rat im Kultusministerium. Wie viel in den Zuständen der sächsischen Landeskirche reformbedürftig sei, darein hatte H. schon in Leipzig tiefe und erregende Blicke getan. Nun war ihm die kirchenregimentliche Aufgabe selber in die Hand gelegt. Er faßte sie mit Eifer und einer an jener Stelle seit langem nicht mehr gewohnten Tatkraft an, fand zürnenden und trägen Widerstand so gut wie freudige Mithilfe und hatte mindestens anfangsweise die sächsische Landeskirche in eine neue Bahn kirchlicher Geschlossenheit und lutherischer Bestimmtheit gedrängt, als ihn 1852 ein Ruf aus Bayern von dem sächsischen Schauplatz rasch hinwegführte.

In Bayern war 1847 das Abel'sche Ministerium gestürzt und 1848 König Ludwig zurückgetreten. Sein Nachfolger, Max II., hatte auch nach Leipzig und Dresden hin mit H. eine gewisse Beziehung unterhalten. Mehr und mehr aber gerieten nun die kirchlichen Verhältnisse der seinem Summepiskopat anvertrauten Landeskirche in Gährung. Es war die Unions- und Bekenntnisfrage und die im Zusammenhang damit stehenden Spannungen zwischen dem Ganzen

Digitized by Google

der Landeskirche und dem Löhe'schen Kreis, die die Geister erregten und den einheitlichen Bestand der Landeskirche bedrohten. Schon seit der Generalsynode von 1849 spitzten sich diese Dinge mehr und mehr zu. Sie zu ordnen verlangte eine kräftige Hand. So rief Maximilian den ihm von lange her vertrauenswerten H. zurück in die Heimat, an die Spitze des Oberkonsistoriums. Der brachte in sein Präsidentenamt (das ihm mit seinen 6000 fl. Einkommen freilich eine spürbare und schmerzliche Einbuße in äußeren Dingen gegenüber Dresden auferlegte) den festen Entschluß, dem Veralteten und Überwundenen den Abschied zu geben (auch etliche persönliche Vertreter dieses Alten mußten weichen), die Einheit der Landeskirche auf Grund bewußter bekenntnismäßiger Haltung zu sichern und dem zum Siege gelangten biblisch-positiven Glaubensleben auch zu klarem Ausdruck in den Ordnungen des Gottesdienstes und des Unterrichts zu helfen. Im Spätherbst 1852 eröffnete H. seine amtliche Tätigkeit auf dem bayerischen Boden. Es glückte ihm, durch Befestigung des konfessionellen Zugs der bayerischen Landeskirche und kraft des Vertrauens, das auch der noch strenger konfessionell gerichtete Kreis seiner Persönlichkeit schenkte, den drohenden Riß hintanzuhalten und zunächst einmal in der Generalsynode von 1853, der ersten, die als „ungeteilt lutherischen Bekenntnisses" von ihm selbst bezeichnet werden konnte, da jetzt die reformierten Gemeinden des rechtsrheinischen Bayerns aus der religiösen Gemeinschaft mit dem landeskirchlichen Organismus ausgelöst und verselbständigt worden waren, die Zustimmung zu wichtigen Neuordnungen zu erreichen. Eine neue Gottesdienstordnung, die das vergessene liturgische Erbe der Vergangenheit für die Gegenwart neu nutzbar machte, wurde angenommen, die Ausgabe eines neuen Gesangbuchs, das im Entwurf vorlag, beschlossen und auch ein Schritt über das bisherige hinaus in der Richtung auf eine neue Agende getan. Die wirkliche Einführung jener Neuerungen in den folgenden Jahren rief freilich schon manche Gegenbewegung hervor. Stoff für diese lieferten aber auch andere Gedanken für kirchliche Befestigung und Restauration, wie sie nun hervortraten, so hinsichtlich der kirchlichen Zucht an unwürdigen Gliedern, der Beichtanmeldung, der Verbesserung der Kirchenvisitationen, der Stärkung des geistlichen Amts in seiner autoritativen Stellung in der Gemeinde, auch der Lockerung des staatskirchlichen Jochs für die Kirche oder wenigstens ihrer Sicherung von der Einflüssen des Parlaments auf dem Weg über die der Volksvertretung verantwortlichen Minister. Trugen letztere Gedanken H. manches Mißtrauen von oben her ein, so führten jene Neuerungen und Pläne Ende

Digitized by Google

1856 erst recht zu einer starken Erregung in manchen Kreisen der Landeskirche, namentlich in den größeren Städten. Von Nürnberg, Regensburg, München und anderen Orten gingen Adressen an den König selbst ab wegen Verletzung verfassungsmäßiger und kirchlicher Rechte durch das Oberkonsistorium. Der König antwortete mit der Erklärung, daß das Oberkonsistorium seine verfassungsmäßigen Rechte nicht überschritten habe, fügte aber zugleich die Zusage hinzu, daß ohne Zustimmung der Gemeinden keine liturgischen Änderungen eingeführt werden sollten. Das Kirchenregiment selbst mäßigte namentlich das Tempo seines Vorgehens, stellte zurück, was zurückgestellt werden konnte, und die Generalsynoden des J. 1857 (sie fanden diesmal nach ursprünglicher Einrichtung wieder getrennt für die beiden Konsistorialbezirke statt) sprachen in Adressen an den König dem Kirchenregiment ihr unerschütterliches Vertrauen aus. Durch das, was bereits beschlossen und geordnet war, war doch etwas Wesentliches in der Richtung auf das oben bezeichnete Ziel geschaffen. Die Fürsorge für die Einführung einer neuen und einheitlichen Agende bezw. für die Ausgestaltung des sog. Agendenkerns wie die Bemühung um eine allgemeine landeskirchliche Katechismuserklärung begleiteten aber H. noch weithin durch seine Amtstätigkeit. Bewegung und Sorge brachten in diese aber auch noch andere landeskirchliche Begebenheiten und Fragen, so die seit den 60er Jahren brennend werdende Frage des evangelisch-kirchlichen Eherechts (Ehescheidung, Trauung Geschiedener, fakultative Zivilehe), die Sicherung des kirchlichen Religionsunterrichts in den Schulen gegenüber den Bestrebungen auf Kommunalisierung und Simultanisierung der Schule und auf Zurückdrängung des Religionsunterrichts, wie sie schon vor und stärker und stärker nach 1870 hervortraten (1874 wurde der Religionsunterricht in den oberen Klassen der höheren Schulen auf 1 Wochenstunde abgemindert), das Auftreten protestantenvereinlicher Bestrebungen (die Illing'sche Bewegung in Kitzingen) im J. 1871 ff., die von Zeit zu Zeit aufflackernde Frage der Kirchenverfassung. In landeskirchliche Enge waren von jeher die Gedanken und Strebungen H.s nicht eingeengt gewesen. Sein Amt gab ihm nun auch manchfaltige Möglichkeit, auf die gesamtkirchlichen Verhältnisse des evangelischen Deutschlands einzuwirken. Als Mitglied der freien Konferenz der deutschen evangelischen Kirchenregierungen und lange Zeit ihr Vizepräsident, nahm er regelmäßig an den Eisenacher Beratungen teil und erstattete wichtige Referate, so z. B. 1854 über die Behandlung der Sekten oder 1865 über das theologische Prüfungswesen. Vor allem aber lag ihm die Pflege der

Digitized by Google

Gemeinschaft der lutherischen Landeskirchen und die Befestigung lutherischen Bewußtseins gegenüber dem Vordringen der Union am Herzen. Schon in Leipzig war er in das Kollegium eingetreten, das sich die Arbeit der lutherischen Mission in Vorderindien angelegen sein ließ. In vielfachen und lebendigen persönlichen Beziehungen wirkte er aber wie damals so auch von München aus für den Aufbau lutherisch-kirchlichen Lebens überhaupt. Maßgebend war er denn auch an der Schaffung einer Vereinigung beteiligt, die alle willigen Kräfte zu freiem Dienste für jenes Ziel verbinden sollte, der Allgemeinen lutherischen Konferenz. Unter seinem Vorsitze tagte sie erstmals im Juli 1868 in Hannover.

Als Präsident des Oberkonsistoriums hatte H. verfassungsmäßig einen Sitz im Reichsrat, der ersten Kammer des alten, königlichen Bayerns. Von selbst ergab sich damit für ihn die Aufgabe, auch zu den politischen Angelegenheiten des Landes Stellung zu nehmen und diese öffentlich zu bekunden. H. tat jenes und dieses unter Umständen mit dem ihm eignenden lebhaften, in politischen Dingen vielleicht besonders lebhaften Temperament. Im Oktober 1867 legte die Staatsregierung dem Landtag den Entwurf eines Schulgesetzes vor. Er enthielt u. a. die Einführung fachmännischer Bezirksschulaufsicht. Der Widerstand kirchlicher Kreise war groß. Der Episkopat wandte sich unmittelbar an den König. Die Abgeordnetenkammer nahm den Entwurf gleichwohl an. Aber im Reichsrat kam er — nicht zum wenigsten durch den Einfluß von H., der das Referat erstattete — zu Fall. Weithin erregte dann H. Aufsehen, als er zu Anfang 1870 ein Mißtrauensvotum gegen das Ministerium Hohenlohe beantragte. Aus manchen Städten Bayerns gelangte sogar die Bitte an den König, H. seines Amtes zu entheben. Zusammen hing aber dieses Handeln H.'s mit seiner Stellung zu den politischen Vorgängen in Preußen und Gesamtdeutschland. Seiner eigensten Natur nach dem Prinzip der Autorität und Legitimität in staatlichen Dingen zugewandt, vermochte er — wie damals so manche Deutsche im Süden und Norden — sich in die Wege der Bismarck'schen Politik nicht zu finden und fühlte sich insonderheit gebunden, die schleswig-holstein'sche Politik Preußens moralisch zu verurteilen. Der Triumph der Bismarck'schen Staatskunst in der Errichtung des Deutschen Kaisertums lehrte ihn aber doch die Dinge auch von einer anderen Seite betrachten. Als Zeuge des lebhaften politischen Interesses, das H. je und je beseelte, sei aber doch auch die Tatsache noch erwähnt, daß er sich 1876 in einer anonymen Broschüre „Die orientalische Frage betreffend" versuchte.

Digitized by Google

Wie H. diese seine praktische kirchenamtliche Tätigkeit nach Bedarf auch immer literarisch vertrat und so sie theologisch-wissenschaftlich begründete (vgl. die bibliographischen Nachweise), so lebte er beständig regsam weiter in allen Angelegenheiten, Problemen und Fortschritten der Theologie und des allgemeinen Geisteslebens. Rasch und kräftig nahm er Stellung jetzt zu der materialistischen Zeit- und Scheinphilosophie („Goethe im Fegfeuer") und dann zu der spiritistischen Bewegung, wie sie von Amerika her auch Deutschland zu erfüllen begann („Das Buch von den ägyptischen Mysterien"). Luthers Lehrweisheit brachte er, immer ein Freund künstlerischer Gestaltung in Wort und Ton, in sinnige Verse. Dankbaren Lesern zuerst des „Daheim" erzählte er von seinem Leben unter dem Titel: Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen.

Die Generalsynode 1877 zu leiten mußte sich H., der schon einundsiebzigjährige, versagen. Sein Augenlicht nahm ab. So mußte und durfte ihm der Ruhestand, der ihm am 1. Januar 1879 gewährt ward, willkommen sein. Ein Krebsleiden machte dann seinem Leben am 5. September 1879 ein Ende. Auf dem nördlichen Friedhof Münchens fand er sein Grab.

Eine temperamentvolle und aktive Natur war H. für das Leben mitgegeben. Sie zu üben fand er in Aufgaben und Kämpfen reiche Gelegenheit. Oftmals war er heftig und scharf in seinem Urteile, empfand alles, was um ihn vorging, lebhaft und stark und bewährte ein mutiges und unter Umständen rücksichtsloses Handeln. Er zog klare und bestimmte Grenzen und vertrat, was ihm heilig war, mit heiligem Ernste. Dieser Mann der Tat liebte es aber doch auch, sich in seine Studien und sein Studienzimmer zurückzuziehen und mit nahen und fernen Erscheinungen des geistigen und religiösen Lebens Fühlung zu halten. Fast auf allen Gebieten des Wissens war er zu Hause, seine theologische Bildung war ebenso tief und umfassend wie selbständig. Er besaß den weiten Blick eines durch das Leben selbst gebildeten Gelehrten und verband mit klarer Entschiedenheit ein für alle Erscheinungen offenes Herz. Für die Kirche hoffte er, den inneren Zustand des deutschen Volkes fand er oft trüb und zukunftsarm. Auch dem Äußeren nach eine Gestalt von Würde, ein hervorragender Lehrer, ein machtvoller und gesegneter Prediger, ein treuer Seelsorger, entwickelte er den kraftvollen Reiz einer mannhaften, geistig hervorragenden Persönlichkeit. In der Geschichte der Erlanger theologischen Fakultät hat er seine feste Stelle als Instaurator der theologischen Gesamtrichtung, die dieser Körperschaft bis heute das

Digitized by Google

Gepräge gibt. Schon die Kürze seiner akademischen Wirksamkeit aber mußte es mit sich bringen, daß sich die eigentliche und dauernde Bedeutung der Fakultät vor allem doch in Hofmann konzentrierte. Den Rang aber, daß er als Präsident des bayerischen Oberkonsistoriums aus der Kraft und Fülle seines Geistes heraus der ihm anvertrauten Landeskirche zu kraftvollem Gepräge geholfen hat, macht ihm bis heute noch keiner, der vor ihm oder nach ihm jenes Amt inne gehabt hat, wirklich streitig.

Literatur und Bibliographie. Stählin, A., G. Chr. A. v. Harleß (Z. f. kirchl. Wiss. und Leben 1880, S. 88—108, 145—160). — Stählin, A., Harleß (Realenzyklop. f. prot. Th., ³ VII. 421—432). — Langsdorff, Lic. W. von, Dr. Adolph von Harleß (Mit einem Bildnis). 174 S., 1898. — Bachmann, Dr. Ph., Adolph von Harleß. Eine Studie zur Geschichte der neueren Theologie. (Neue kirchl. Zeitschr. XVII, 1906. S. 860—891 und 944—972. Hier S. 888 ff. eine Bibliographie der Schriften von H., die aber zu ergänzen ist durch a) die „Grabrede bei der Beerdigung des im Duell gebliebenen Studiosus der Rechte K. Fr. W. Rubner 1841; b) die von H. in den Zeitschriften, deren Mitarbeiter er war, veröffentlichten Beiträge, nämlich in Tholucks Literarischem Anzeiger, Hengstenbergs Evang. Kirchenzeitung, Zeitschrift für Protestantismus und Kirche, Allg. Ev. Luth. Kirchenzeitung; c) die von H. auf den Eisenacher Konferenzen erstatteten Referate (vgl. Allg. Kirchenblatt für das evang. Deutschland). — Bachmann, Dr. Ph., Eine religionspsychologische Studie (nämlich über H.'s religiöse Entwicklung und Eigenart. N. K. Zschr. XIX, 1908, S. 122—160). — Aus Briefen von Ad. v. Harleß an Rudolf Wagner 1853—63. Mitgeteilt von Prof. K. Mirbt in Marburg (Beiträge zur bayr. Kirchengesch. III, 24 ff. 1897). — Aus Briefen von Ad. v. Harleß an J. W. Fr. Höfling 1838—1852. Mitgeteilt von Hauptprediger Dorn (ebenda XXII, 191 ff., 1916). — Aus Ad. v. Harleß Briefwechsel 1850—75. Mitgeteilt von Landgerichtsrat E. Kolde (ebenda XXIII, 49 ff., 1917). — Ferner Briefe von Harleß an Hengstenberg in: „Aus vierzig Jahren deutscher Kirchengeschichte. Briefe an E. W. Hengstenberg. Herausgeg. von N. Bonwetsch, 1. und 2. Folge (Beiträge zur Förderung christl. Theol. XXII, 1, 1916 und XXIV, 1 und 2, 1918). — Briefe von Harleß an eine hohe Frau, veröffentlicht durch H. Bezzel in der Allg. Ev. Luth. K.-Z., 1914, Nr. 30—47.

Dr. Bachmann (Erlangen).

21. Held, Josef von, Professor des Staatsrechts 1815—1890.

Am 19. März 1890 starb in Würzburg der hochbetagte Meister des Staatsrechts, Josef von Held, der mehr als 50 Jahre lang dieser Hochschule angehört und 44 Jahre als akademischer Lehrer

Digitized by Google

ihr seine treuesten Dienste gewidmet hatte. Sein wissenschaftliches Wesen, sein Leben und seine Persönlichkeit haben mich in der seither verflossenen Zeit meiner Wirksamkeit oft beschäftigt, eine greifbare Verlassenschaft, die ich antrat und meinen Schülern geistig zugänglich zu machen hatte, fand ich in der sorgfältig ausgewählten und gehaltenen, seither vielfach vermehrten kleinen Arbeits-Bibliothek des staatsrechtlichen Seminars vor. In meiner Abhandlung „Ein Jahrhundert bayerischer Staatsrechtsliteratur" (in Festgabe für Paul Laband 1908 Band I Seite 205—282), auf welche ich hier verweise, habe ich auf S. 262 ff. versucht, Helds wissenschaftliche Persönlichkeit im Vergleich mit andern führenden Geistern des Faches zu würdigen.

Der Abstammung nach kein Franke, lebte und wirkte Held doch von der Geburt (9. August 1815) bis zum Tode in Würzburg als einer von den Zugewanderten, denen Franken Heimat wurde.

Seine Familie stammt aus dem Badischen. Die Held sind ein Patriziergeschlecht aus der ehemaligen Reichsstadt Offenburg an der Kinzig. Dort bekleideten die Vorfahren, die bis ins 15. Jahrhundert zurück nachweisbar sind, wiederholt das Stadtmeister- und zuletzt durch mehrere Generationen erblich das Reichsschultheißenamt. Wohlbegütert und an Ehren gewöhnt, teilten sie Pomp und Würde der Reichsstandschaft, wirkten, stritten und litten in den Zeiten der Franzoseneinbrüche als die Vordersten an der Bresche und erfuhren den harten Schlag der Mediatisierung 1803 gleichsam am eigenen Leibe.

Die Familie kam hierdurch in knappe Verhältnisse und wurde zersprengt. Helds Großvater, der letzte Schultheiß von Offenburg und zugleich kaiserlicher Notar, überlebte den Schlag nicht lange. Er starb wenige Jahre, nachdem er den „roten Mantel", das äußere Abzeichen des Reichsschultheißen, abgelegt hatte. Der älteste Sohn mußte den eben in Heidelberg begonnenen Rechtsstudien entsagen und begann, in Würzburg sich als Kaufmann eine Existenz zu gründen. Ehrenwert und tüchtig im Beruf, gründete er mit der Tochter eines geachteten Würzburger Hauses seine Familie. Sein ältester Sohn war Josef.

Studien und Laufbahn Josef Helds wie auch sein bürgerliches und politisches Leben zeigen eine einfache und schöne Kurve. Eine ernste, nach innen gekehrte Natur, von starkem Willen geführt, durch edle Bildung vor Ausschreitungen leidenschaftlicher und ehrsüchtiger Pläne und Wünsche behütet, bewahrte er sich ein Eben-

Digitized by Google

maß in allen Bestrebungen und Kundgebungen seines inhaltreichen Lebens.

Wiesen ihn angeborene Anlagen, Glaubensrichtung und die nächste Umgebung einer alten, kunst- und überlieferungsreichen Bischofsstadt auf die Bahnen einer künstlerischen und philosophischen Anschauung der Dinge, so drängten die Ereignisse seiner Zeit den regen Kopf und tatwilligen Sinn des Mannes zur Beschäftigung mit dem Staat. Beide Richtungen, die beschaulich philosophische und die politische, wußte Held in seinem Wesen und Leben so zu vereinen, daß Harmonie nicht nur in ihm war, sondern auch von ihm ausging. Und da er selbst in sich zwei auseinander strebende Motive gut zu versöhnen wußte, so wirkte er auch auf Andere konziliant. Auf einem seiner nicht veröffentlichten Manuskripte finden wir als Motto den Ausspruch des französischen Humanisten Laurent, „die großen Männer sind diejenigen, welche die Nationen vereinigen, nicht die, welche sie trennen." Man könnte das Motiv der Versöhnung als das Leitmotiv seines ganzen Lebens und Lebenswerkes bezeichnen. Denn in seinem Hauptwerke „Staat und Gesellschaft", dem 3bändigen, großangelegten staatswissenschaftlichen Organon des 19. Jahrhunderts, hat Held keinen geringeren Versuch unternommen, als die Grundsätze darzulegen, nach denen Menschheit und Individuum einerseits und prädestinierte Idee und wirkliches Leben andererseits zur harmonischen Einheit sich gestalten. Die größten Gegensätze des realen und idealen Seins zu versöhnen, das erschien ihm als die Aufgabe, nicht nur seiner Zeit, sondern aller Zeiten, das war es, was er in sich als Lebensziel fand und ergriff. Zur Lösung dieser Aufgabe hat Held als Neuhumanist neben Bucle, Laurent und Anderen zweifellos einen bedeutenden Beitrag geliefert.

Anlagen und Zeitverhältnisse, äußere Umstände des Ortes und Berufes und Familienverhältnisse wirkten zusammen, um ihn in diese geistige Richtung des Schaffens zu führen und darin festzuhalten. Waren ihm im Elternhause die vom Vater erlebten und erzählten Ereignisse der unruhigen Napoleonszeit, des allgemeinen Zusammenbruchs und der schwungvollen deutschen Erhebung, des dreimaligen Regierungswechsels in Würzburg als die vertrauten Grundlagen geschichtlicher Lebensbetrachtung gleichsam in die Wiege gegeben, so erlebte er selbst offenen Auges die häßlichen Zeiten der Demagogenverfolgung der 30er Jahre, die Stürme der Jahre 1848/49, die faule Reaktionszeit und die Kriegs- und Einigungsjahre 1866 und 1870/71.

Digitized by Google

Da er von keinem dieser politischen Wogengänge zur Stelle eines politischen Führers getragen wurde und doch regsten Geistes an allem Anteil nahm, so reifte er erst recht zur Vertretung jener Führerklasse, die von höherer Warte aus das Ganze würdigt und, da sie nicht vom Abgrund der Krise verschlungen wird, der Nachwelt den Besitz geistig abgeklärter Erfahrungswerte, Vertrauen und Glauben an Zukunft und Fortschritt zu hinterlassen weiß. Dem Konstitutionalismus, wie er sich in jenen Jahrzehnten in Deutschland festsetzte und zu entwickeln begann, stand Held befriedigt gegenüber, weil er ihm das durchaus schädliche Prinzip des Absolutismus zu brechen schien. Es finden sich aber in Helds Schriften häufige Belege dafür, daß ihm jene Verknöcherung des Konstitutionalismus, woran wir litten, durchaus nicht als das Wünschenswerte erschien. Freilich verweilt Held immer im Bereich des Prinzipiellen und hält sich fern von positiven Vorschlägen zweckmäßiger Normbesserung. Auch seine geschichtlichen und reichen literarischen Kenntnisse münden mehr in staatspädagogischen Anregungen als in praktischen Programmen.

Held gehörte nicht zu jenen blendenden Erscheinungen in der wissenschaftlichen Arena, denen früh ein glücklicher Wurf gelingt und die dann ein Leben lang am Erstlingserfolge zehren, sondern er baute auf breiter und fester Grundlage langsam, fügte Stein zu Stein und setzte nach vielen Vorarbeiten und inmitten vieler Nebenschriften ein Hauptwerk, durch dessen wohlgefügten geistigen Gehalt er seine geistige Persönlichkeit als eine dauernde Kraft im großen Bau der Wissenschaft vom Staate hinterließ.

Jene Vorarbeiten sind eine deutsch-rechtsgeschichtliche Inaugural-Dissertation über „die eheliche Errungenschaft nach den Volksrechten und Rechtsbüchern des Mittelalters" (München 1839), mit denen er seine 1833—1837 zu Würzburg und München gepflegten Studien abschloß und im Mai 1838 zu Würzburg promovierte. Da er sich nach einjährigem praktischem Vorbereitungsdienst zur akademischen Laufbahn entschloß, so erwarb er sich nach damaliger Übung den philosophischen Doktor zum juristischen hinzu. Dies gelang ihm in Erlangen mit einer Abhandlung über die Entstehung des Lehens. Am 11. März 1839 habilitierte er sich in Würzburg auf Grund einer lateinisch geschriebenen Abhandlung über die kanonischen Wuchergesetze (Dissertatio de juris canonici circa usuras interdictis). Wissenschaftliche und Lehrtätigkeit wurden fortan nicht mehr unterbrochen bis zu seiner im Jahre 1888 erfolgten Erkrankung. Am 4. April 1841 wurde er

Digitized by Google

zum außerordentlichen, am 8. Mai 1843 zum ordentlichen Professor ernannt. Seine Lehrtätigkeit war eine ungewöhnlich umfassende und bildete die Grundlage seiner erst ein Dezennium nach seiner Ernennung einsetzenden größeren literarischen Arbeiten. Er las bis 1865 hauptsächlich die germanistischen Fächer, deutsche Rechtsgeschichte, deutsches Privat- mit Lehns- und Handelsrecht, daneben wiederholt Enzyklopädie, bayerisches Landrecht, gelegentlich in Vertretung auch Strafrecht und Strafprozeß, seit 1851 auch bayerisches und deutsches Staatsrecht und deutsches Bundesrecht. Seit 1865 gab er die germanistischen Fächer auf und widmete sich nunmehr ganz den publizistischen, als den eigentlichen Fächern seines Berufes. Er las seither allgemeine Staatsrecht, Rechtsphilosophie und Institutionen des öffentlichen Rechts, bayerisches Staats- und Verwaltungsrecht, deutsches Bundesrecht und später auch Reichsstaatsrecht und Völkerrecht.

Viele Zeugnisse seiner unermüdlichen Pflichttreue als Lehrer und hervorragender Beredsamkeit gehören heute noch zur Überlieferung.

Unter seinen publizistischen Arbeiten ragen als Hauptwerke hervor sein „System des Verfassungsrechtes der monarchischen Staaten Deutschlands mit besonderer Rücksicht auf den Konstitutionalismus", 2 Bände, 1856—1857 bei Stahel in Würzburg erschienen, und vor allem sein Werk „Staat und Gesellschaft vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staates, mit besonderer Rücksicht auf die politisch-sozialen Fragen unserer Zeit" in 3 Teilen, von denen der erste behandelt „die Grundanschauungen über Staat und Gesellschaft" (1861), der zweite „Volk und Regierung" mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung der Gesellschaft und des Staates in Deutschland (1863), der dritte den „verfassungsmäßigen und konstitutionellen Staat" (1865). Das Werk erschien bei Brockhaus in Leipzig.

Eine kürzere Zusammenfassung seiner staatsrechtlichen Grundgedanken gab Held in den 1868 ebenfalls bei Brockhaus erschienenen „Grundzügen des allgemeinen Staatsrechts oder Institutionen des öffentlichen Rechts".

Teils vor teils nach diesen Hauptschriften erschienen kleinere Abhandlungen: über die Nationalität 1851, Staatsprinzip und Völkerrecht, in Grünhuts Zeitschrift 1. Jahrg., die politischen und sozialen Wirkungen der verschiedenen politischen Wahlsysteme in Haxthausens „das konstitut. Prinzip" 1864, Deutschland, der Deutsche Bund und die deutschen Großmächte 1864, über Legitimität und Legitimitätsprinzip 1859.

Digitized by Google

Dem Reichsstaatsrecht sind gewidmet die Schriften: „Die Verfassung des Deutschen Reichs vom staatsrechtlichen Standpunkt aus betrachtet" 1872 bei Brockhaus und „Kaisertum als Rechtsbegriff" 1879.

Im Jahre 1882/83 bekleidete Held das Amt des Rektors der Universität. Seine Rektoratsrede hielt er über „Der Mensch als Ausgangspunkt der Rechtsphilosophie".

Eine nachgelassene Schrift über „Monarchie als Staatsform" erschien in Grünhuts Zeitschrift Bd. XXI S. 481 ff.

Sein Nachlaß barg noch eine Reihe bedeutsamer Skizzen, die alle dem Gedanken der internationalen Wissenschaft von Staat und Gesellschaft gewidmet sind und in denen sich Helds Weltanschauung, philosophisch und geschichtlich begründet, widerspiegelt. Der abgeklärte Geist, der seines eigenen Lebens Grenzen kannte und fühlte, suchte den Ausgleich aller Widersprüche in der Idee der Einheit der Menschheit und in der Versöhnung von Ordnung und Freiheit. An Ausblicken und starken Anregungen reich ist sein Lebenswerk. Kein künftiger Versuch einer zusammenfassenden literargeschichtlichen Gesellschaftslehre wird an seinem Werke Halt machen, ohne für seine Zeit und Richtung Gewinn aus Helds wissenschaftlicher Arbeit zu schöpfen.

Es ist selbstverständlich, daß ein Mann, dessen Geist und vielseitiges Wissen so reiche Früchte trug, auch die Versuchung an sich erfuhr, in bewegter Zeit tätig ins öffentliche Leben einzugreifen und seine Tatkraft im Leben der Gemeinde oder des Staates zu erproben. Zweimal trat diese Versuchung auch an ihn heran. Er kandidierte im Jahre 1848 mit Dr. Esenmann für das Frankfurter Parlament und unterlag. Den Mißerfolg schrieb er selbst dem Umstand zu, daß er sich nach seinem Gewissen vorerst zu einem bestimmten Programm einer Partei nicht bekennen konnte.

Zu tätigem Anteil zogen ihn die Kriegsereignisse 1866 und 1870/71 heran. War er seiner sinnenden und zur Versöhnung geneigten Natur entsprechend weder zum Parteimann noch zum Dienste mit der Waffe geboren, so eröffnete sich doch in den Kriegszeiten dem von glühender Vaterlandsliebe erfüllten und dem tätigen Christentum allezeit zugewendeten Mann andere weite Gebiete für tätige Hilfe. Er widmete sich als Vorstand eines örtlichen Hilfskomitees schon während der Kämpfe um Würzburg im Jahre 1866 dem freiwilligen Sanitätsdienst und trat nicht nur anregend, sondern selbsttätig und in hohen Vertrauensstellungen sowohl für die damals eingeleitetete Erweiterung der Genfer Konvention als auch für die deutsche Gesamt-

Digitized by Google

organisation der Landeshilfsvereine, welche von Hessen aus in Gang gebracht wurde, ein. Wiederholt war er als Referent und bayerischer Landesdelegierter in den Verhandlungen des Zentralkomitees vom Roten Kreuz in Bamberg, Nürnberg, Berlin (1869, 1870, 1871) und auf dem internationalen Kongreß in Brüssel (1876) tätig. Auch das Referat für die zweite Tagung des Gesamtverbandes 1880 ist von ihm ausgearbeitet worden.

Vom Beginn bis Ende des deutsch-französischen Krieges folgte Held dem Heer als Delegierter der mobilen Etappen-Inspektion des II. Armeekorps. Er nahm als solcher an den großen Schlachten teil und kehrte, ausgezeichnet mit dem eisernen Kreuz und dem Militärverdienstorden, erst nach Beendigung des Krieges zu seinem Lehramte zurück. Dem Roten Kreuz widmete er auch nachher seine Dienste als Kreisvorstand und Führer der Würzburger freiwilligen Sanitäts-Kompagnie.

Jene andere Seite in Helds Wesen, jene nach innen gekehrte beschauliche und künstlerische Kraft seiner Seele, die früh schon zu den tragenden und drängenden Elementen seines Strebens sich gesellte und sein ganzes inneres Leben ständig füllte und ausglich, hatte in der Jugend eine Weile so sehr die Oberhand, daß sie den Jüngling bestimmte, ein Studiensemester in München zur Umschau bei den Künstlern zu verwenden. Seine Liebe, die Malerei, zog ihn so mächtig an, daß er mit dem Gedanken umging, selbst Künstler zu werden. Persönliche und zufällige Verhältnisse bewogen ihn, den Entschluß aufzugeben. Aber wie er sein ganzes Leben lang als ausübender Klavierspieler die Musik im Hause pflegte, so hielt er sich auch viel bei Versuchen am Zeichenbrett auf und wendete den kleinen Kunstvereinen und manchem künstlerischen Unternehmen tätige Aufmerksamkeit zu. Glückliche Umstände und feines Verständnis ermöglichten es ihm auch, sich allmählich mit einer nicht unbedeutender Sammlung schöner Werke, besonders der alten Malerei, zu umgeben und diesen edlen Besitz nicht nur zu mehren, sondern auch zu seinem und der Seinigen Nutzen zu erhalten.

Aus glücklichster Ehe mit Mathilde, geb. Pfretzschner, einer Schwester des bayerischen Ministerpräsidenten, entsprossen ihm zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter. Der hochbegabte Sohn Adolf Held erwarb sich früh durch bedeutende Arbeiten als Nationalökonom einen angesehenen Namen und hatte eben einen ehrenvollen Ruf an die Berliner Universität erhalten, als er von der Höhe des Glückes in Gegenwart seiner jungen Frau heruntergerissen wurde. Er ertrank

Digitized by Google

im August 1880 im Thuner See. Seine Tochter verheiratete sich mit E. v. Schellhorn, einem angesehenen bayerischen Offizier, welcher Ehe zwei Töchter entsprossen, die der Sonnenschein im Lebensabend der Großeltern waren.

Ferdinand Piloty (Würzburg).

22. Hettinger, Franz Seraph, katholischer Theologe und Universitätsprofessor 1819—1890.

Hettinger, Dr. Franz Seraph, wurde am 13. Juni 1819 in Aschaffenburg geboren; er entstammte einer Familie, die dort durch Generationen hindurch das Seilergewerbe betrieb. Seine Geburt fiel in die Zeit, da kurz zuvor das Aschaffenburger Land, das in eigenartiger Weise einen gewissen Übergang von dem jenseits des Spessart liegenden Mainfranken zu den Rheinlanden bildet, an Bayern übergegangen war. Jahrhunderte hindurch zu den Mainzer Kurlanden gehörend, war es für die Reste dieser alten Kurmainzer Herrlichkeit ein letzter Sammelpunkt geworden. Das gab dieser Stadt eine weit über ihren Umfang reichende Bedeutung. Durch tüchtige Lehrkräfte sowohl am Gymnasium, wie an der philosophisch-theologischen Lehranstalt einer Fortsetzung der früheren Karlsuniversität, konnte frühzeitig Denken und Wissen des ungewöhnlich reich beanlagten jungen Mannes in entsprechender Weise Inhalt und Lenkung gewinnen. Da er sich die Theologie gewählt hatte, so setzte sich am Klerikalseminar und an der Universität in Würzburg seit 1839 seine Ausbildung weiter fort, mit vielseitiger Anregung, aber doch seinen mächtigen Wissenstrieb nicht voll befriedigend. Einen tiefen Einblick in diesen inneren Werdegang gewähren eigene Mitteilungen im ersten Bande seines Werkes „Aus Welt und Kirche". Die Bekanntschaft mit den jene Zeit beherrschenden philosophischen Systemen eines Hegel, Schelling, Fichte, Baader vermochte ihm nicht die erhoffte Befriedigung zu bieten. In der Theologie waren es vor allem die beiden Professoren und späteren Würzburger Bischöfe Stahl und Reißmann, die tiefergehenden Einfluß auf ihn ausübten. Auch einige bedeutsame Ereignisse in jenen Jahren verfehlten nicht, auf ihn einzuwirken, so vor allem das Erscheinen von Möhlers Symbolik und die Kölner Vorgänge des Jahres 1837; ein damals von ihm in dem Beiblatt zur „Neuen Würzburger Zeitung"

Digitized by Google

veröffentlichter „poetischer Gruß an Clemens August, den standhaften Bekenner" war die erste Spur seines literarischen Schaffens. Durch Stahl, der schon in Aschaffenburg als Religionslehrer an der Lateinschule auf den hochbegabten Schüler aufmerksam geworden war, wurde schließlich die für sein ganzes weiteres Leben entscheidende Wendung herbeigeführt. Stahl, unterdessen Bischof geworden, ein begeisteter Zögling des germanischen Kollegiums in Rom, hatte auch für H. 1842 Aufnahme in diese berühmte theologische Bildungsanstalt herbeizuführen gewußt, gleichwie in jenen Jahren auch Denzinger und Hergenröther, mit H. später die führenden Elemente der Würzburger theologischen Fakultät, dort eingetreten sind.

Gewinnung „einer einheitlichen Weltanschauung, in der Vernunft und Offenbarung, Glauben und Wissen, Philosophie und Theologie zu einem reinen, wohlgestimmten Akkorde zusammenklingen", hatte sein eigenes höchstes Ziel gebildet. Eben deswegen übte das „Leben der Sammlung und der Innerlichkeit", wie er es in diesem Kollegium als den vorherrschenden Gesichtspunkt fand, einen so tiefen nachhaltigen Einfluß auf ihn und seine ganze Zukunft aus, und die Ausführungen, wie er sie in jenen Lebenserinnerungen über alle diese römischen Verhältnisse gibt, über den Lehrgang und die ganze geistige Atmosphäre an dieser Anstalt, haben zugleich einen gewissen allgemeinen Wert. Unter den damaligen Lehrkräften, zu denen Persönlichkeiten wie Kleutgen, Perrone, Patrizi u. A. gehörten, hat besonders der geistvolle Carlo Passaglia einen tiefen nachhaltigen Einfluß auf ihn ausgeübt. Aber auch die Erinnerungen an andere Notabilitäten in der Umgebung des von ihm sehr hochgeschätzten Gregor XVI. sind beachtenswert. In hohem Grade anmutend sind aber vor allem seine Ausführungen über die ewige Stadt und ihre Umgebung, insbesondere über den melancholischen Reiz der Campagna, über den einzigartigen ästhetischen und historischen Zauber Roms, der das Leben mit so reichem Inhalt füllt, ohne aber damit das Gefühl für die deutsche Eigenart sich irgendwie verkümmern zu lassen. „Mein innerer Mensch," so äußerte er später in einem Brief an einen seiner ebenfalls dort weilenden Schüler, J. Renninger, „hat sich bei dem Anschauen Roms, des sichtbaren und unsichtbaren, am meisten entwickelt. Es ist etwas, wie der Geist der Geschichte und der Ewigkeit, der uns in dieser großartigen Umgebung erfaßt. Der Blick wird weit, das Herz umfaßt eine Welt, man fühlt, was es heißt, für die Kirche leben, Begeisterung für sie in der Brust tragen." Zu Allerheiligen 1843 hatte er, einer alten Übung entsprechend, als Zögling des

Digitized by Google

deutschen Kollegs vor Gregor XVI. zu predigen und er gibt dabei eben in jenen Erinnerungen eine interessante Charakteristik dieses Papstes.

Während dieses römischen Aufenthaltes hatte H. 1843 die Priesterweihe und 1845 den Doktorgrad der Theologie empfangen, und als er nach vier Jahren, am 13. August 1845 die Stadt verließ durch die Porta del Popolo, durch die er einst gekommen war, traten ihm unwillkürlich die Ovidschen Abschiedsworte vor die Seele: »cum subit illius tristissima noctis imago«. Abgeschlossen waren damit, wie von einem Biographen zutreffend bemerkt wurde, die Lehrjahre und es begannen seine Wanderjahre.

Daß ihn nach der Heimkehr eine Weisung seines Gönners, des Bischofs Stahl, als Kaplan nach der anmutigen Gegend von Alzenau führte, sollte ein weiterer bedeutsamer Umstand in seinem Lebensgange werden. Zu dieser Pfarrei gehörte der nahegelegene Ort Wasserlos, dessen Schloß kurz vorher in den Besitz des Grafen Moriz von Bentheim-Tecklenburg gekommen war, und zu dessen Familie, insbesondere zu des Grafen Schwiegermutter Luise Freifrau v. des Bordes, geborenen Brentano v. Laroche, einer Schwester Clemens Brentanos, trat nun H. in nähere Beziehungen. Ein erheblicher Anteil an der reichen Beanlagung des Brentanoschen Geschwisterkreises war gerade auch dieser geistig hochstehenden Frau zugefallen, insbesondere echte dichterische Beanlagung, die vor allem in ihren 1853 veröffentlichten „Geistlichen Liedern" tiefgründigen Ausdruck fand. Nach sehr bewegten Lebensschicksalen in früherer Zeit, da sie während ihrer ersten Ehe dem Kreise des westfälischen Königshofes in Kassel nahestand, hatte sie sich später einer tiefreligiösen Richtung zugewendet, und eben auf diese innere Wandlung hatte, was noch nirgends bemerkt worden ist, der junge H., dessen ungewöhnliche Beanlagung sie offenbar alsbald erkannt hatte, bedeutenden Einfluß gewonnen. Manches in ihren Dichtungen steht damit in unmittelbarem Zusammenhang, während die Beziehungen zu dieser geistvollen Frau auch auf seine weitere geistige Entwicklung von bedeutendem Einfluß waren. In Würzburg, dem gewöhnlichen Wohnsitz der Familie, hat dann dieser Verkehr seine weitere Fortsetzung gefunden. In Zusammenhang damit stand auch ein längerer Aufenthalt in Paris, in der Zeit kurz vor Aufrichtung des zweiten Kaiserreichs, den er zu eingehenden Studien über die dortigen Verhältnisse verwertete und wobei er u. a. in persönliche Berührung mit Lacordaire und Ravignan kam. Aus Aufsätzen, die er zuerst in der Mainzer Zeitschrift „Der Katholik" darüber

Digitized by Google

veröffentlichte, ging dann eine inhaltreiche Schrift „Die kirchlichen und sozialen Zustände von Paris", 1852, hervor.

Schon 1847 war H. vom Bischof v. Stahl zum Assistenten am bischöflichen Klerikalseminar ernannt worden. Damit hatte er nun die Laufbahn eingeschlagen, in der sich sein ganzes weiteres Berufsleben bewegen sollte, als Erzieher und Lehrer des heranwachsenden Klerus, ein Beruf, für den ihn innere Neigung, wie auch geistige Beanlagung in hohem Grad eigneten. Neun Jahre wirkte er und zwar seit 1852 als Subregens in diesem Seminar, und von sehr urteilsfähiger Seite wurde diese Zeit als die für ihn selbst wie für den fränkischen Klerus segensreichste bezeichnet. Zwei seiner besonders befähigten Schüler, der nachherige Regens Dr. Renninger und Bibliothekar Dr. Stamminger, betonen übereinstimmend den tiefen Eindruck seiner Persönlichkeit und der Vorträge, wie er sie in späten Abendstunden dort zu halten pflegte; die Wahrheit in ihrer ganzen Macht und Schönheit, die sie auf die Menschenseele übt, sei dabei an sie herangetreten, und als wahre Weihestunden werden diese Vorträge über die Freiheit des Menschen, Selbsterkenntnis, Gebet, Priestertum und Kirche u. s. w. bezeichnet. Eben diese in so hohem Grad anregende, begeisternde Kraft, unterstützt durch feines Gefühl für schöne Redeform, kam sodann zu dauernder Geltung in seiner akademischen Lehrtätigkeit. Sie begann mit Ernennung zum außerordentlichen Professor der theologischen Fakultät am 1. Juni 1856; am 16. Mai 1857 folgte die Beförderung zum Ordinarius der Patrologie und der Einleitungswissenschaften. Nach einem Jahrzehnt, 1867, wurden ihm sodann die Fächer zugewiesen, in denen sich ganz besonders seine Meisterschaft bewähren sollte, Apologetik und Homiletik. Seit 1871 erfuhr dieser Berufskreis noch eine bedeutende Erweiterung, indem ihm nach der schweren Erkrankung seines Kollegen Prof. Dr. Denzinger auch noch die ständige Vertretung des vornehmsten theologischen Faches, der Dogmatik, zufiel, eine Professur, die ihm 1884 nach Denzingers Tod definitiv übertragen wurde.

Das Ansehen, das H. in dieser Stellung zu gewinnen wußte, seine überlegene Geisteskraft und hohe vielseitige Bildung brachten ihm unwillkürlich akademische Ehrungen verschiedener Art, häufige Wahl in den akademischen Senat und wiederholt — 1862/63 und 1867/68 — die Rektorswürde, außerdem die Ehrenmitgliedschaft des theologischen Doktorkollegiums der Universität Wien, das Ehrendoktorat der theologischen Fakultät zu Löwen u. s. w. Bei der Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland,

Digitized by Google

bei deren Entstehung er hervorragend mitbeteiligt war, gehörte er zu den Ehrenpräsidenten. Um die eigene Universität Würzburg hatte er sich noch ein besonderes Verdienst erworben, das sein Ansehen in diesen Kreisen nur weiter steigern konnte. Durch letztwilliges Vermächtnis des aus Würzburg entstammten, seit Jahren in Rom lebenden Künstlers Johann Martin v. Wagner, des bekannten Kunstbeirates von König Ludwig I. von Bayern, waren der heimatlichen Universität dessen kostbare Kunstsammlungen und außerdem noch eine erhebliche finanzielle Stiftung zugefallen. Diese bedeutenden Werte in Rom flüssig zu machen und sie der Heimat unverkürzt zuzuführen, war gerade damals kurz vor Ausbruch des Krieges in Italien 1859 eine nichts weniger als leichte Aufgabe. H. war der mit diesem Beweis besonderen Vertrauens Beauftragte; mit Beihilfe des ihm als Rechtsbeistand beigegebenen jungen Advokaten Dr. Steidle, des späteren Würzburger Bürgermeisters, verstand er es, unter Überwindung der verschiedensten Schwierigkeiten die heikle Aufgabe glücklich durchzuführen. Die Verleihung des philosophischen Doktorgrades honoris causa war der Ausdruck besonderer Anerkennung hiefür.

Hettingers Wirken in der Würzburger theologischen Fakultät darf in gewissem Sinn eine epochemachende Bedeutung beanspruchen. Von lang her waren noch die Nachwirkungen der Aufklärung, wie sie hier in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter Theologen wie Berg und Oberthür die Herrschaft gewonnen hatte, fühlbar gewesen, während nun jetzt durch Persönlichkeiten wie Denzinger, Hettinger, Hergenröther, die im Germanikum in Rom ihre Ausbildung empfangen hatten, für längere Zeit eine streng positive Richtung an die Stelle trat. Dazu kam weiterhin, daß durch H. zum erstenmal ein in den Kreis der theologischen Disziplinen neuaufgenommenes Fach, die Apologetik, vertreten und demselben dauernd eine namhafte Bedeutung an dieser Stelle gesichert wurde. Als Lehrer wie als Schriftsteller hat er das in ganz hervorragender Weise bewirkt und mit Vorliebe sprach er überhaupt oft davon, wie bei einer solchen doppelseitigen Tätigkeit immer das eine von dem andern fortwährend neue Anregung und Förderung gewinne. Gerade auf dem Gebiete der Apologetik lag der Schwerpunkt seines schriftstellerischen Wirkens, über dessen Bedeutung der gegenwärtige Inhaber dieses Lehrstuhls, Prof. Dr. G. Wunderle, dem Verfasser dieses Lebensbildes auf seine Bitte die folgende Ausführung gütigst zur Verfügung stellte:

„Hettingers „Apologie des Christentums" ist eine Zusammenfassung von Vorträgen, von denen die Mehrzahl, wie es das Vor-

Digitized by Google

wort zur ersten Auflage (1863) erklärt, für Studierende aller Fakultäten an der Würzburger Universität, einzelne auch vor einer größeren Versammlung gebildeter Laien gehalten wurden. Die weitere ruhmvolle Geschichte des Werkes hat an diesem ursprünglichen Plane nichts Wesentliches geändert, so sehr der Verfasser selbst bemüht war, im Einzelnen zu bessern und zu vertiefen. Den Charakter und die Wirkung des gesprochenen Wortes hat auch Eugen Müller, Professor der Dogmatik an der Straßburger Universität, der pietätvolle Herausgeber der siebenten (1895) und der folgenden Auflagen trefflich zu wahren verstanden. Er hat die Einteilung des Werkes übersichtlicher gemacht, moderne Fragen und Zweifel soweit nur möglich berücksichtigt; aber Hettingers Apologie ist das geblieben was sie war und sein wollte. „Anregende Frische und Wärme der Darstellung, ohne den wissenschaftlichen Ernst und die allseitige Gründlichkeit daran zu geben, sorgfältige Durchbildung der Begriffe und Präzision des Ausdruckes, ohne zu einem abstoßenden Gerippe dürrer Formeln einzutrocknen — das war es, was als unerläßliche Anforderung an Form und Methode dieser Vorträge erschien". Diese Programmworte Hettingers zur ersten Auflage gelten ebensogut für die zehnte, neueste Auflage des Werkes (1914 ff.). Daraus erhellt auch ohne weiteres die Einstellung der hier dargebotenen wissenschaftlichen Arbeit. Sie erstrebt keine lehrbuchmäßige, strenge Systematik aller einschlägigen Probleme; ihr Absehen geht vielmehr auf die Erspürung der praktischen Zweifel und Einwendungen, die namentlich aus dem Skeptizismus, Materialismus und Pantheismus entspringen. Tatsächlich kommen dabei die Probleme, soweit sie eben in den Gesichtskreis der Menschen des damaligen Wissensstandes eintraten, zur Behandlung, also die wichtigsten Fragen, die der Theoretiker gemeinhin unter der demonstratio religiosa (Religionsphilosophie), der demonstratio christiana und catholica (Erweisung der Wahrheit des Christentums und des Katholizismus) erörtert, aber das alles nicht eigentlich, um die Theologie als Wissenschaft aufbauen zu können, sondern um dem praktischen religiösen Glauben den Weg zu bahnen. Darin steckt gewiß mehr Apologie als Apologetik. Der Wert, den Hettingers Apologie des Christentums als unverlierbaren Besitz in sich schließt, beruht in allererster Linie auf der Persönlichkeit des Verfassers und der Art ihrer Auswirkung; davon ist in dem Gesamtbilde von Hettingers Leben näherhin die Rede. Auch in seiner Apologie offenbart sich seine staunenswerte Kenntnis der zeitgenössischen philosophischen Literatur; seine künstlerische Gestaltungskraft formt das reiche Zitatenmaterial und durchwärmt

Digitized by Google

die Ausbeutung desselben für den Erweis der christlichen Wahrheit. Nur Hettinger vermochte in dieser Weise zu reden und zu gewinnen, und daher wird man gerade seiner Apologie für gebildete und schönheitsempfängliche Menschen den Vorzug geben etwa vor der nüchternen, mit Einzelmaterial überfüllten Apologie von Schanz oder auch vor der manchmal etwas zu satirisch gehaltenen Apologie von P. Weiß, die übrigens als Ausbau von Hettingers Vorträgen des letzten Bandes (vgl. besonders diejenigen über Kirche und Bildung) gelten darf. Wenn man Hettingers Werk mit Vorzug als die beste populärwissenschaftliche Begründung des katholischen Glaubens für Gebildete bezeichnet, so tut man ihr meines Erachtens keinen Eintrag. Ihre Bedeutung für den praktischen Theologen und für die theologische Wissenschaft ist damit nicht angetastet; jedenfalls erscheint mir die erstere größer als die letztere. Und das steht mit dem oben angeführten Plan des Verfassers sicherlich nicht in Widerspruch. Der heutige Beurteiler hat nur den Wunsch, die Religionsgeschichte und Religionspsychologie möchte eindringlicher verwendet werden; er verhehlt aber die Schwierigkeit solcher Einbeziehung nicht. Hettinger selbst hatte noch wenig mit dieser Art der Bekämpfung der christlichen Wahrheit zu tun. Seine Apologie war ein Zeugnis des religiösen Ringens seiner Zeit; zu dessen Erfassung und sicheren Leitung war er wie wenige befähigt. Wo immer er dafür etwas lernen konnte, scheute er keine Mühe. Viel Anregung und Förderung spendeten ihm die französischen Apologeten; unter den deutschen beeinflußte ihn außer seinen Lehrern besonders der ehrwürdige Hirscher. Das alles trug nicht wenig zur Abgeklärtheit und Sicherheit seiner apologetischen Darstellung bei. — Wesentlich anders fällt das Urteil über das zweite apologetische Hauptwerk Hettingers aus, über sein Lehrbuch der Fundamentaltheologie oder Apologetik. Es ist für die Herdersche Theologische Bibliothek geschrieben und trägt schon durch diese Zugehörigkeit den streng wissenschaftlichen Charakter an der Stirne. Hettinger sagt selbst in dem Vorwort zur ersten Auflage (1878) bezeichnenderweise, daß es sich hier nicht um einen Auszug aus seiner Apologie des Christentums handle. In dem Buche ist vielmehr eine eigentliche Apologetik gegeben, wenn man auch der Gleichstellung von Fundamentaltheologie und Apologetik, wie sie im Titel vorliegt, vielleicht nicht ohne Bedenken wird zustimmen können. Jedenfalls richtet sich dieses Werk Hettingers nicht einfach an „Gebildete", sondern zuvörderst an künftige Theologen und will ihnen den festen und sicheren Unterbau für das wissenschaftliche Recht der Theologie erstellen. Diese Aufgabe wird

Digitized by Google

von Hettinger mit dem Aufgebot eines umfänglichen Wissens namentlich auf dem Gebiete der Philosophie, der Geschichte, der Patristik geleistet. In der Einteilung des Ganzen treten die drei schon oben erwähnten Demonstrationes (die Demonstratio religiosa, christiana und catholica — die beiden ersten werden verbunden) klar hervor. Auf den Beweis der katholischen Religion fällt besonderes Gewicht und dabei wird auch dem Problem der Beziehung von Glauben und Wissen in dem Abschnitt über den Verlauf der übernatürlichen Erkenntnis eine tiefgründige Erörterung zuteil. Aus dem hochwissenschaftlichen Zwecke des ganzen Buches ergibt sich die Art der Darstellung von selbst; sie ist trocken, nüchtern, ohne ästhetischen Einschlag, mit der ganzen Last echt deutscher Gelehrsamkeit behangen. Der Unterschied und Gegensatz zur Apologie fällt auch hierin sofort in die Augen. Es ist ein „anderer" Hettinger, der hier — schreibt und nicht spricht. Schon rein psychologisch ist das außerordentlich interessant; Hettinger hat sich in seiner Fundamentaltheologie als gelehrten Theologen im prägnantesten Sinne erwiesen, und gerade dieses Werk wird in fachwissenschaftlichen Kreisen sicherlich länger und nachhaltiger wirken als die Apologie. Der Zweck und die Methode des Lehrbuches der Fundamentaltheologie oder Apologetik zogen der Verbreitung des Werkes naturgemäß ziemlich enge Grenzen; immerhin durfte Hettinger selbst es zum zweiten Male (1887) auflegen. Im Jahre 1913 besorgte Simon Weber, Theologieprofessor an der Universität in Freiburg i. B., die dritte Auflage, die nun als treffliche zeitgemäße Durcharbeitung des Hettingerschen Grundstockes ein unentbehrliches Stück jeder wissenschaftlichen theologischen Bibliothek bildet." — So weit G. Wunderle. —

Bei Hettingers ständigem Bestreben, die gesamte christliche und kirchliche Ideenwelt vorwiegend in apologetischer Weise und in ihren Zusammenhängen mit dem gesamten übrigen Leben und Denken darzustellen, sind ihm vor allem zwei geistige Größen als hell leuchtende Gestirne entgegengetreten: Thomas von Aquin mit seiner tiefen philosophischen Begründung des gesamten Glaubenssystems und Dante Alighieri, der seine gewaltige Dichtung auf dem System von Thomas aufgebaut und den ganzen Zauber seiner Poesie darüber ausgegossen hatte. Seinen Gedanken über Thomas, die uns mehr oder weniger überall in seinen verschiedenen Schriften begegnen, hat er noch besonderen Ausdruck gegeben in der Schrift „Thomas von Aquin und die europäische Zivilisation", Frankfurt a. M. 1880, während die von ihm mit ausgesprochener Vorliebe gepflegten Danteforschungen in fünf kleineren Schriften, insbesondere aber in einem

Digitized by Google

größeren Werke: „Die göttliche Komödie des Dante Alighieri nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter dargestellt. Ein Beitrag zu deren Würdigung und Verständnis", Freiburg i. Br. 1880 (2. Aufl. 1889) verarbeitet erschienen. Gerade durch dieses Buch ist er auch weiteren nichttheologischen Kreisen der gebildeten Welt näher getreten. Seine Absicht dabei war nicht, einen ausführlichen Dantekommentar zu schreiben; er wollte vor allem zeigen, wie Dante uns den Bildungsschatz der christlichen Welt bis zum ausgehenden Mittelalter vorführt, die Harmonie des Göttlichen mit dem Menschlichen, der übernatürlichen mit der natürlichen Ordnung, und wie es hauptsächlich Thomas, Bonaventura und Bernhard von Clairvaux waren, denen er seine leitenden Gesichtspunkte entnahm. Unmittelbar nach Hettingers Tod hat einer der hervorragendsten neueren Dantekenner, Scartazzini (in einem Artikel „Deutsche Danteliteratur" in Nr. 62 der Beilage zur Augsb. Allgem. Zeitung 1890), diese Verdienste in warmer Weise gefeiert und seine Dantearbeiten als eine Zierde der deutschen Danteliteratur bezeichnet, deren Hauptwert in der umfassenden gründlichen Kenntnis der scholastischen und mystischen Literatur des Mittelalters besteht; sein in allzu bescheidener Weise als „Beitrag" bezeichnetes Dantebuch sei wertvoller, als manche weitschweifige Kommentare.

Neben Apologetik und der später übernommenen Dogmatik bildete die Homiletik ein von H. mit besonderer Hingebung vertretenes Fach. Seine Sinnes- und Denkweise und der Schatz seiner Erfahrungen auf diesem Gebiet kamen zu beredtem Ausdruck in dem Buche „Aphorismen über Predigt und Prediger" 1888 (2. Auflage nach seinem Tode bearbeitet von Dr. P. Hüls, 1907). Auch hier wie bei dem Dantewerk ein bescheiden gewählter Titel; kein eigentliches Lehrbuch wollte er bieten, sondern auf Grund eines reichen Schatzes von Erfahrungen anregend wirken für den Übergang von der Schule ins Leben. Gewiß mit Recht äußert der Bearbeiter der neuen Auflage, daß in diesem Buche „voll sprudelnder Lebensfrische und farbenfroher Anschaulichkeit" vieles sich finde, was die Lehrbücher nicht bieten. H. war eben auch selbst ein Meister der Kanzelrede; dafür spricht u. a. die bei der dritten Jahrhundertfeier der Universität 1882 gehaltene Festpredigt „Die Wissenschaft betet". Auch bei anderen Anlässen außerhalb der Kirche hat man ihn als geistvollen glänzenden Redner gerne gewonnen. Eine seiner prächtigsten derartigen Leistungen war wohl ein auf der 16. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Würzburg 1864 gehaltener Vortrag über „Fortschritt" im Geiste des Christentums.

Digitized by Google

Eine vorwiegend apologetische Absicht, die Betonung der Wahrheit und der Vorzüge von Christentum und Kirche und die Entkräftung gegnerischer Beweisführung, waltet auch noch in einer Reihe anderer Schriften und Abhandlungen deutlich erkennbar vor. So in seinen zwei Rektoratsreden „Der Organismus der Universitätswissenschaften und die Stellung der Theologie in denselben" 1862, und „Die Kunst im Christentum" 1867; sodann „David Friedrich Strauß, ein Lebens- und Literaturbild", 1875; „Die Krisis des Christentums, Protestantismus und katholische Kirche", 1881. Daß bei all diesem wissenschaftlichen Betrieb auch ein warmes priesterliches Gefühl in ihm lebendig blieb, zeigt ein öfter aufgelegtes Krankengebetbuch, „Herr, den Du liebst, der ist krank", und „Der kleine Kempis", eine feinfühlige Auswahl von Stellen aus den anderen Schriften des Verfassers der Nachfolge Christi. Einen geradezu einzigartigen Abschluß gab H. seinem ganzen literarischen Wirken mit einem Buch, das er selbst noch als sein Testament bezeichnet hatte, mit seinem „Timotheus", erst nach seinem Tode von Dr. Stamminger herausgegeben (nunmehr in 3. Auflage). Es sind „Briefe an einen jungen Theologen", eine Hodegetik der wissenschaftlichen und ascetischen Bildung des Priesters von den ersten Anfängen bis zu deren Vollendung, in gewissem Sinn ein Seitenstück zu J. G. Herders „Briefen, das Studium der Theologie betreffend". Auch in diesem seinem Schwanengesang blieb H. der ihm so lieb gewordenen Form getreu; kein Kompendium wollte er geben, dafür aber um so vielseitigere Anregung. Alles, was während eines langen erfahrungsreichen Lebens für ihn zum Gegenstand der Aufmerksamkeit und besonderen Nachdenkens geworden war, wird hier nochmals einer freundlich abgeklärten Besprechung und Beleuchtung unterzogen, so besonders die Fragen der Vorbildung an Gymnasium und Universität, insbesondere auch, ob für den Theologen seminaristische Ausbildung oder die an der Universität den Vorzug verdiene, wobei dem Hochschulstudium vom historischen Standpunkt aus warme Würdigung zuteil wird; die thomistische Philosophie; Kunststudien; die geistlichen Übungen, worüber er schon in einer seiner frühesten Schriften: „Die Idee der geistlichen Übungen nach dem Plane des hl. Ignatius von Loyola", 1853, sich verbreitet hatte; sodann die verschiedenen Fächer des theologischen Studiums, Seelsorge und Pfarrhaus, Liturgik und ihre Bedeutung — alles das und vieles andere bildet den Inhalt dieses mit sichtlicher Liebe behandelten geistigen Vermächtnisses.

Sehr weite Verbreitung und warme Anerkennung fand das seiner

Digitized by Google

spätern Lebenszeit entstammende Werk „Aus Welt und Kirche", zuerst 1885 in 2 Bänden erschienen (nunmehr in 6. Aufl.). Auch hier kommt eine wesentliche Seite von Hettingers Leben zu literarischem Ausdruck. Bei seiner feinfühligen Empfindungsweise für Natur und Kunst war es ihm ein wahres Bedürfnis, durch öftere Ausschau auch nach anderen Gebieten der regelmäßigen Geistesarbeit eine gewisse Ablenkung und Auffrischung zu geben. Gern pflegte er am Ende einer mühevollen Woche den Wohnort zu verlassen, um da und dort in klösterlicher Stille, vor allem in dem idyllischen Schönau im Saaletal, Einkehr zu innerer Sammlung zu halten. In der Ferienzeit aber war es ihm wirkliches Bedürfnis, für etliche Wochen entlegenere Ziele aufzusuchen und neue Eindrücke zu sammeln. Abgesehen von dem ihm besonders vertraut und sympathisch gewordenen Italien bildeten in der Regel die österreichischen Lande, insbesondere Tirol das Hauptziel und es war höchst anziehend, ihn über Wahrnehmungen und Erlebnisse in der Ferne sich im Geiste seiner Beobachtungsgabe, nicht ohne Beimischung einer gewissen liebenswürdigen Ironie äußern zu hören. Aber auch andere Lande, die Schweiz, Thüringen und der Schwarzwald wurden gelegentlich aufgesucht, das letztere Gebiet in Gesellschaft von Alban Stolz, mit dem ihn trotz mannigfacher Verschiedenheit in den Lebensanschauungen viele Jahre hindurch ein inniges Freundschaftsverhältnis verband. Über solche in der Ferne da und dort gewonnene Eindrücke hatte H. mehrfach in den „Historisch-politischen Blättern" Reisebilder veröffentlicht, bis er dann eben in jenem Werk eine Zusammenfassung aller dieser Erinnerungen darbot. Der erste Band ist Rom und Italien gewidmet; er bietet zugleich wichtige Mitteilungen über seine Lebensgeschichte. Der zweite Band behandelt Deutschland und Frankreich; von letzterem sind es die alten Studien von seinem früheren Pariser Aufenthalt, die er hier nochmals wiedergegeben hat. H. verrät in diesem Werk eine hohe Meisterschaft in seiner Beobachtung von Land und Leuten; so findet sich einmal in den Abschnitten über Rom eine Gegenüberstellung von deutscher und italienischer Eigenart, die als eine wahre Perle derartiger Charakterschilderung bezeichnet werden darf. Dabei verdient besondere Betonung, wie bei allem Verständnis für fremdes Wesen das Gefühl für deutsche Eigenart bei ihm immer ein außerordentlich lebhaftes geblieben ist.

Daß eine so hervorragende Kraft wiederholt auch noch für andere Aufgaben in Aussicht genommen und verwendet wurde und daß es dabei auch an Auszeichnungen nicht fehlte, liegt in der Natur der

Digitized by Google

Sache. Dahin gehört, was bei seinen alten römischen Beziehungen ohnedies nahe lag, die Berufung nach Rom zu den Vorbereitungen für das vatikanische Concil im Jahre 1868, gleichwie er auch von Seite der theologischen Fakultät mit seinem Kollegen Hergenröther ein Gutachten über die damals schwebenden Fragen für die bayerische Regierung zu erstatten hatte. Als ein zusammenfassendes Referat über seine ganze damalige Tätigkeit ist vor allem die 1873 erschienene Schrift: „Die kirchliche Vollgewalt des Apostolischen Stuhles. Zugabe zu den drei früheren Auflagen der Apologie des Christentums", anzusehen. Leo XIII., der ihn 1879 zu seinem Hausprälaten ernannte und ihn in seinen eigenartigen Vorzügen besonders hoch würdigte und schätzte, berief ihn 1885, als es sich um eine entsprechende Übertragung wichtiger Erlasse ins Deutsche handelte, nach Rom und gern würde er ihn ganz an seiner Seite behalten haben. Allein H. hielt, besonders auch im Hinblick auf das dortige Klima, seine Kraft bei seinen schon vorgerückten Jahren einer solchen Aufgabe doch nicht mehr gewachsen. Bei Besetzung von Bischofstühlen kam wiederholt sein Name ernstlich in Betracht, u. a. für den Kölner Erzstuhl nach dem Tode des Kardinals von Geissel. Daß er nicht in Bayern selbst diese Würde erreicht hat, hing, besonders in den Jahren schärferer kirchenpolitischer Gegensätze unter dem Ministerium Lutz, mit Bedenken wegen seines strengen prinzipiellen Standpunktes zusammen. Immerhin wurde ihm 1882 bei der dreihundertjährigen Jubelfeier der Universität die hohe Auszeichnung des Kronenordens, ohne daß er aber von dem damit verbundenen Anspruch auf persönlichen Adel Gebrauch machte, zuteil. Bei aller Entschiedenheit seiner Grundsätze war übrigens H. frei von aller engherzigen Beschränktheit und Einseitigkeit.

Hohe vielseitige Bildung und das Imponierende in seiner ganzen Persönlichkeit gaben dem Manne unwillkürlich etwas Fesselndes. Zutreffend wurde einmal gesagt, durch seine imposante Statur, den etwas zurückgeworfen getragenen Denkerkopf mit dem charaktervollen Profil und dem wallenden grauen Haar, durch sein sonores Organ auffallend, habe er in Idealgestalt den geborenen Professor repräsentiert. Besonders im offiziellen Amtskleid, im Professorentalar kam dies augenfällig zur Erscheinung. Felix Dahn beruft sich in seinen „Erinnerungen" (IV, 1 S. 38), da er von seiner Würzburger Dozentenzeit spricht, sichtlich gern darauf, wie er mit dem gelehrten Hergenröther und dem „schöngeistigen, vielseitig gebildeten Hettinger" ganz gut gestanden und häufig und gern sich unterhalten habe, und insbesondere

Digitized by Google

hat die geistvolle Musikschriftstellerin La Mara (Maria Lipsius) in ihren unlängst erschienenen Lebenserinnerungen: „Durch Musik und Leben im Dienste des Ideals“ (Bd. I S. 343 ff.) auf Grund öfteren Zusammenseins am Achensee, Hettingers Lieblingsaufenthalt, eine eingehendere Schilderung seiner Persönlichkeit gegeben. Außer der vorhin schon angeführten Kennzeichnung seiner äußeren Erscheinung hebt sie besonders hervor, wie er durch seine populären Wanderbilder „Aus Welt und Kirche“, in denen er historische Landschaften von seltener Plastik zeichnete, sich den Ruf des vorzüglichsten Essayisten auf katholischer Seite erworben habe. Ein ausgesprochen ästhetisches Element sei in ihm rege gewesen, was sich durch den künstlerischen Blick, wie das künstlerische Ohr, den feinen Sinn für Form und Klang der Sprache, auch der Verse bezeugt habe. Vielseitig, warm, mitteilsam, formvoll habe er den Verkehr unwillkürlich anregend und belehrend zu gestalten gewußt.

Die außerordentlich anregende Kraft, wie sie der persönliche Umgang mit H. ausübte, hat auch der Verfasser dieses Lebensbildes häufig empfunden. Gern ließ er sich bei Begegnung auf seinen täglichen Spaziergängen in den Anlagen um die Stadt in lebhaftes Gespräch ein, häufig dabei stillstehend, wobei man die besten Eindrücke von beständiger Gedankenarbeit und reicher Lebenserfahrung gewinnen konnte. Einfach, schlicht und von großer Regelmäßigkeit war er im übrigen in seinen Lebensgewohnheiten; die beständige Fürsorge seiner das Hauswesen in hingebendster Weise führenden Schwester bildete dabei einen günstigen Umstand.

Als H. am 13. Januar 1889 seinen 70. Geburtstag feierte, kam die hohe Verehrung, die man dem bedeutenden Gelehrten und Lehrer aus weiten Kreisen entgegenbrachte, nochmals zu lebhafter Erscheinung, besonders bei einem Festakt in den Räumen des Klerikalseminars, der Stätte seines früheren so verdienstvollen Wirkens. Aber schon ein Jahr darauf traf ihn am 21. Januar 1890, nachdem er noch am Tage zuvor in gewohnter Weise vom Katheder aus gesprochen hatte — eigenartig genug über die Seele im Todeskampf! — ohne vorausgegangenes schwereres Unwohlsein ein Schlaganfall; dessen Folgen erlag er bereits am 26. Januar. Die Schwere des Verlustes brachten die Ansprachen an seinem Grabe und beim Trauergottesdienst, insbesondere auch die des Rektor Magnifikus Dr. v. Lexer zu bewegtestem Ausdruck.

In der Geschichte der katholischen Theologie Deutschlands wird der Name H. stets ein gefeierter sein und bleiben. Ebenso sehr auf dem

Digitized by Google

Boden eines tiefgründigen positiven kirchlichen Christentums stehend, wie auf dem der Errungenschaften moderner Bildung, ausgerüstet mit einem stark aufs Ästhetische gerichteten hochgehenden Gedankenschwung und mit reicher vielseitiger Literaturkenntnis, zielt er mit seiner ganzen Gedankenarbeit dahin, überall zwischen diesen beiden Gebieten Brücken zu schlagen und den Weg zu gewinnen zu einer einheitlichen christlichen Weltanschauung. Insbesondere darf aber auch gesagt werden, daß in der vielfach bewegten Entwicklung des Theologiestudiums in Würzburg einer bedeutenden Epoche desselben in hervorragender Weise der Stempel seines Geistes aufgeprägt erscheint.

Quellen: Renninger, Prälat Hettinger. Ein Lebensbild. (in: „Der Katholik. Zeitschrift für kathol. Wissensch. u. kirchl. Leben". 1890. 70. Jahrg. I. S. 385 ff.) — Gedenkblatt an die Feier des 70. Geburtstags des Hrn. Dr. F. S. Hettinger. Würzburg 1889. — Dr. Fr. A. Göpfert, Gedächtnisrede auf den Heimgang des hochw. Hrn. Franz Hettinger beim akadem. Trauergottesdienst. Würzburg 1890. — Gedenkblatt an den hochw. Hrn. Dr. Fr. S. Hettinger. 2. Auflage. Würzburg 1890. — Dr. Atzberger, Nachruf in dem Jahresbericht der Görresgesellschaft für das Jahr 1890 S. 25 ff. — Franz Kaufmann, Franz Hettinger. Erinnerungen eines dankbaren Schülers. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgeg. von Dr. J. M. Raich. Heft 7. Frankfurt 1891.) — Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 50, S. 288 f. (von Lauchert). — Eigene Erinnerungen aus langjährigem persönlichem Verkehr und gütige Mitteilungen der erst unlängst verstorbenen Schwester.

Theodor Henner und Georg Wunderle (Würzburg).

23. Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürst Chlodwig von, Reichskanzler 1819—1901.

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst erblickte am 31. März 1819 zu Rotenburg an der Fulda als der zweite Sohn des Fürsten Franz Joseph von H.-Sch. und seiner Gemahlin Konstanze, geb. Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, das Licht der Welt. Der Schwager des Vaters war der kinderlose Landgraf Amadeus von Hessen-Rotenburg; er stand in enger Freundschaft mit dem Fürsten Franz Joseph, auf dessen zwei älteste Söhne, Viktor, den späteren Herzog von Ratibor, und Chlodwig er seinen Allodialbesitz übergehen zu lassen gedachte, Ratibor in Schlesien, Corvey in Westfalen und Treffurt im Regierungsbezirke Erfurt. Bei ihm in Rotenburg und in Schloß Schillingsfürst in Mittelfranken brachte Chlodwig

Digitized by Google

die Jahre seiner Kindheit zu. Von 1832 an besuchte er die Gymnasien zu Ansbach und Erfurt; seit 1837 studierte er in Göttingen, Bonn, Lausanne, Heidelberg und wieder in Bonn. Einige Monate nach dem Tode des Vaters bestand er (3. April 1891) in Koblenz das Auskultator-Examen. Die Brüder hatten die Erbschaft des Vaters und Oheims so unter sich geteilt, daß Chlodwig die Herrschaft Corvey, Viktor das Herzogtum Ratibor, der dritte, Philipp Ernst, Schillingsfürst übernahm; Chlodwig litt es nicht in der Muße ländlicher Einsamkeit. Es war sein Wunsch, sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen, und zwar in Preußen, wo er ja nunmehr ansässig war; hier war aber erst eine Ausbildungszeit in der Justiz und bei der Regierung vorgeschrieben. Das schien ihm mit seiner standesherrlichen Herkunft nicht vereinbar; er wandte sich daher an Friedrich Wilhelm IV. mit der Bitte um Dispens. Sie wurde ihm nach Anhörung des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten abgeschlagen. So trat er im April 1842 als Auskultator beim Gericht in Koblenz ein; im August des folgenden Jahres bestand er die zweite juristische Prüfung; darauf arbeitete er als Referendar bei der Regierung in Potsdam. Als im Mai 1845 der dritte Bruder Philipp Ernst starb, trat er Corvey dem Herzog von Ratibor ab und übernahm dafür das väterliche Stammgut Schillingsfürst in Mittelfranken. Da er damit in Bayern ansässig wurde, schied er aus dem preußischen Staatsdienste aus. Zwei Jahre später vermählte er sich mit der Prinzessin Maria zu Sayn-Wittgenstein; ihre Mutter, eine geborene Prinzessin Radziwill, die 1832 bereits aus dem Leben geschieden war, hatte ungeheure Güter in Rußland besessen.

Eifrig arbeitete Hohenlohe sowohl während seiner Studien- und Ausbildungszeit, als auch später in der ländlichen Zurückgezogenheit in Schillingsfürst an der Ausbildung seines Geistes. Er war ein Grandseigneur von jenem alten, feinen Schlage eines gemäßigten, individualistischen Liberalismus sowohl auf dem Gebiete der Weltanschauung als auch der Politik. Er war Katholik von Geburt, erfüllt von religiösen Bedürfnissen, die er auch in seiner Konfession befriedigen wollte, zugleich bestrickt vom romantischen Zauber ihres Kults. Aber einer Mischehe entstammend, war er nicht nur duldsam gegen das andere große christliche Bekenntnis, dieses als gleichwertig betrachtend; sondern er machte sich auch den Katholizismus für sich selbst in einer Art und Weise zurecht, die doch ein stark subjektives Gepräge trug. Er eiferte gegen Ultramontanismus und Jesuitismus, denen er den „wahren Katholizismus" gegenüberstellte, wie er ihn

Digitized by Google

eben für sich verstand. Politisch war er zwar jedem Radikalismus oder gar Republikanismus abhold; aber schon seine frühzeitig entwickelte nationale Gesinnung machte ihn den konstitutionell-liberalen Tendenzen zugänglich, — nationale und liberale Ideen waren ja damals unzertrennlich miteinander verbunden. Er hatte in Bonn zusammen mit den beiden Koburgern, dem späteren Herzog Ernst II. und dessen Bruder, dem späteren Prinzgemahl Albert, studiert und verkehrt, die sich in dem gleichen Gedankenkreise bewegten. Wie so viele Süddeutsche, so auch setzte er bereits seine Hoffnungen auf Preußen. Als die Revolution von 1848 ausbrach, schloß er sich daher der kleindeutschen Bewegung mit einem Eifer an, der ihn noch 1866, als es sich um seinen Eintritt in die bayerische Regierung handelte, dem Vorwurf aussetzte, er sei ein „Verräter, der Bayern an Preußen bringen wolle". Sein Ideal war ein einiges, konstitutionell-parlamentarisches, freies, kräftiges Deutschland. Schon lange hatte er sich darnach gesehnt, das relativ untätige Leben auf dem Lande mit einer mehr aktiven Rolle zu vertauschen; dazu bot sich ihm jetzt endlich die Gelegenheit. Sein Anteil an den Ereignissen des Jahres war ziemlich bescheiden. Als Mitglied der Kammer der Reichsräte wirkte er mit bei der Frühjahrstagung der bayrischen Landesversammlung in München; er hielt hier einige Reden, worin er seiner Überzeugung kräftigen Ausdruck verlieh, am 13. April über das Wahlgesetz zur Paulskirche, das er mit Freude begrüßte, am 24. Mai über die Ministerverantwortlichkeit. Der Frankfurter Nationalversammlung gehörte er nicht an; er mußte sich begnügen, sie von der Ferne mit gespanntem Interesse zu verfolgen.

Das Scheitern des Verfassungswerks der Paulskirche hat er in der Heimat nicht miterlebt. Er ließ sich von Schmerling für eine diplomatische Mission im Dienste der provisorischen Zentralgewalt gewinnen. Er übernahm es nämlich im November des Jahres dem Papste, dem Großherzoge von Toskana und dem Könige von Griechenland den Antritt der Reichsverweserschaft des Erzherzogs Johann zu notifizieren; das war natürlich mehr eine Reise zum Vergnügen und zur Belehrung als eine ernsthafte politische Mission. Über den Elsaß und Südfrankreich begab er sich, von seiner Gattin begleitet, nach Marseille; hier traf ihn die Nachricht von dem Ausbruche der Revolution in Rom und der Flucht Pius IX.; darauf begab er sich zunächst zu Schiff nach Athen. Von da machte er im Anfange des Jahres 1849 einen Abstecher nach Rhodus und Palästina, wo er die heiligen Stätten besuchte; sein empfänglicher Geist beschäftigte sich hier mit

Digitized by Google

Träumen einer deutschen Kolonisation im Orient. Nachdem er noch Ägypten besucht hatte, traf er im März in Gaeta ein; hier empfing er die Kunde von der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. Damit erschien ihm „das Schicksal des Frankfurter Reiches besiegelt". Über Neapel und Paris trat er die Rückreise an; bei seiner Ankunft in Frankfurt wurde ihm der Eintritt in das Ministerium Grävell angeboten; aber er hatte keine Lust, einem Kabinett anzugehören, „das nur dazu berufen war, das Reich zu Grabe zu tragen".

In der engeren Heimat, in Bayern, war für die nächste Zeit kein Platz für eine erfolgreiche, politische Wirksamkeit Hohenlohes. Es gereichte ihm hier nicht zur Empfehlung, daß er auf den Sieg der preußisch-deutschen Idee gehofft und im Dienste der Reichsgewalt tätig gewesen war; auch nicht, daß er daraus kein Hehl in der Reichsratskammer machte, daß er den Eintritt Bayerns in das Dreikönigsbündnis an sich billigte, und daß er für eine milde Behandlung der Pfälzer Revolutionäre daselbst eintrat. Die unfreiwillige Untätigkeit in Schillingsfürst behagte ihm wenig. Von 1851 bis 1853 lebte er in Werki, mit der Verwaltung der lithauischen Güter der Familie seiner Gemahlin beschäftigt; aber Differenzen mit seinem Schwiegervater bewogen ihn, seinen Wohnsitz wieder nach Franken zu verlegen; doch unterbrach er den Aufenthalt hierselbst öfters durch Teilnahme an den Sitzungen des Reichsrates in München, sowie durch längere Reisen, die ihn nach Rom, Berlin, England, Rußland, Wien und Paris führten.

Als sich die Wirkungen der „Neuen Ära" auch in Bayern bemerkbar machten, trug er sich mit der Hoffnung, im heimischen Staatsdienste Verwendung zu finden; in einer Audienz, die er Ende 1859 bei Maximilian II. nachsuchte, trug er den Wunsch vor, zum Gesandten in Wien ernannt zu werden, mußte aber, als er dem Könige seine gute Gesinnung beteuerte, die bittere Bemerkung hören, daß dieser früher daran gezweifelt hätte. Der Monarch betonte, daß Bayern noch immer die dritte Macht in Deutschland sei, und daß er sich weder von Österreich noch von Preußen ins Schlepptau nehmen lassen wolle. Die gnädigen Versicherungen, mit denen er entlassen wurde, konnten den Fürsten nicht darüber hinwegtäuschen, daß es große Schwierigkeiten machen würde, zum erstrebten Ziele zu gelangen. Daß er 1861 in der Kammer der Reichsräte energisch für die Wiederherstellung geordneter Verfassungsverhältnisse in Kurhessen sprach und die bisherige Bundespolitik in der Angelegenheit scharf verurteilte,

Digitized by Google

konnte ihm nicht zur Empfehlung gereichen. Ein Antrag, den er in diesem Sinne stellte, wurde mit 29 gegen 8 Stimmen abgelehnt, und als Ergebnis seiner Aktion mußte er feststellen: „Ich habe mir die spezifisch bayrische Partei, den Hof, ja selbst den König durch meine Rede in der kurhessischen Frage spinnefeind gemacht."

Zum Beginne der sechsziger Jahre geriet die deutsche Frage aufs Neue in Fluß, und es wurde Hohenlohe recht schwer, sich jetzt zu einer festen und konsequenten Haltung zu entschließen. Er fand, daß für Österreich und Preußen die Frage der Bundesreform nur eine nebensächliche Bedeutung besitze und vor allem als ein Mittel, sei es zur Aufrechterhaltung ihres Einflusses in Deutschland, sei es zu territorialer Vergrößerung behandelt und benutzt, daß sie nur in Südwestdeutschland um ihrer selbst willen betrieben und als eine wirkliche Lebensfrage betrachtet werde. Hatten seine bisherigen Ansichten immer noch den Traditionen der vierziger Jahre im Großen und Ganzen entsprochen, so wich er, seitdem Bismarck an die Spitze Preußens getreten war, von der alten Linie einigermaßen ab. Die Demonstrationen Österreichs, an die Spitze der deutschen Bewegung treten zu wollen, blieben auf ihn nicht ganz ohne Eindruck. Im August 1863 begab er sich zum Frankfurter Fürstenkongreß, der ja den Höhepunkt der deutschen Politik des Kaisers Franz Joseph bedeutete, um gegebenenfalls dabei die Interessen der Mediatisierten zu vertreten. Einige Fürsten fand er dort ganz im österreichischen Fahrwasser, die Stimmung Bayerns aber war anders. Der leitende Minister von der Pfordten, den Hohenlohe sogleich nach seiner Ankunft sprach, war sehr unangenehm davon berührt, daß ihn seine Freundschaft für Österreich, seine Antipathie gegen Preußen so weit geführt hatten. Der König von Bayern sollte „auf einmal ungeheure preußische Sympathien" haben. Österreichs Versuch einer Überrumpelung der Bundesfürsten scheiterte; Hohenlohe sah mit Bedauern, daß Österreich die Partie bereits verloren hatte. In der schleswig-holsteinischen Frage stand Hohenlohe auf Seiten des mit ihm befreundeten Augustenburgers. Am angemessensten fand er jetzt für die Lösung der deutschen Frage die Idee der Trias, d. h. eines förmlich konstituierten dritten Deutschlands, wobei er Deutschlands Heil in einem Zusammenschluß der Mittelstaaten unter bayrischer Hegemonie erblickte; mit Österreich und Preußen zusammen sollte dann Bayern den eigentlichen deutschen Bund bilden. Vor dem Bruche zwischen Österreich und Preußen war er für eine Annäherung an Preußen, unter der Voraussetzung, daß Bayern nun

Digitized by Google

eine ähnliche Stellung im Süden, wie Preußen im Norden Deutschlands erhalte.

Diesen Plänen machte der für Preußen glückliche Verlauf des Krieges von 1866 ein Ende; er schuf nicht nur den norddeutschen Bundesstaat, sondern auch die Voraussetzung für einen späteren Anschluß der Süddeutschen an den Norddeutschen Bund. Das war denn auch das Ziel, auf das Hohenlohe jetzt in Bayern hinarbeitete. Auch in der zweiten Kammer gewannen diese Tendenzen die Oberhand. In einer großen Rede vom 31. August 1866 führte Hohenlohe aus: Drei Wege ständen jetzt für Bayern offen: die Gründung eines südwestdeutschen Bundes, völlige Isolierung und Anlehnung an Preußen; die beiden ersten seien ungangbar; wirkliche Anhänger eines südwestdeutschen „Winkeldeutschlands" seien ihm noch nicht vorgekommen, und ein selbständiges Bayern in der Mitte der europäischen Großmächte sei ein Unding, — so könnte es nur die Frage sein, ob sich Bayern, wie zur Zeit des Rheinbundes, auf Frankreich, oder auf Preußen stützen wolle, und aus Gründen der nationalen Ehre gebe es darauf nur eine Antwort: es handele sich dabei nicht um eine Mediatisierung Bayerns, sondern nur um die Notwendigkeit, aus seiner Isolierung herauszutreten. Mit allen gegen vier Stimmen nahm die Reichsratskammer dagegen Stellung; doch hielt auch sie eine fortschreitende „Entwicklung der inneren staatlichen Einrichtungen, namentlich die Reform der Heeresverfassung, eine gesetzliche Regelung des Schulwesens auf freisinniger Grundlage, sowie die Sicherung voller Gewissensfreiheit" für geboten. Es galt zur Ausführung dieses Programms und zu einer auswärtigen Politik, wie sie das beim Frieden im Hinblick auf die rheinpfälzischen Gelüste Frankreichs vereinbarte geheime Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen erforderte, eine geeignete Persönlichkeit zu gewinnen; die Wahl des jungen Königs Ludwigs II. fiel auf Hohenlohe. Am 31. Dezember 1866 wurde er zum Minister des Auswärtigen und des königlichen Hauses mit dem Vorsitz im Ministerrate ernannt. Seine Aufgabe war nicht leicht. Ein einfacher Eintritt in den Norddeutschen Bund kam nicht in Frage, er widerstrebte dem Willen des Königs und der Mehrheit des bayrischen Volkes; er lag auch zunächst nicht einmal im Wunsche Preußens, das sich ja im Prager Frieden verpflichtet hatte, sich auf die Bildung eines engeren Bundesverhältnisses nördlich von der Mainlinie zu beschränken. In seiner Antrittsrede in der Kammer der Abgeordneten am 19. Januar 1867 bezeichnete Hohenlohe als den Zielpunkt der bayrischen Politik: „Die Erhaltung Deutschlands,

Digitized by Google

die Einigung der Gesamtzahl der deutschen Stämme und soweit dies nicht möglich ist, der größeren Zahl derselben zu einem Bunde, geschützt nach außen durch eine kräftige Zentralgewalt und im Innern durch eine parlamentarische Verfassung, unter gleichzeitiger Wahrung der Integrität des Staates und der Krone Bayern." Das war nun nicht so leicht zu erreichen; endlich einigten sich Bayern, Württemberg, Baden und Südhessen, dem Norddeutschen Bund gemeinschaftlich die Gründung eines dem früheren deutschen Bunde nachgebildeten Staatenbundes mit Ausschluß Österreichs anzutragen. Für unbedingt notwendig als Ergänzung zu diesem weiteren Bunde der deutschen Staaten hielt Hohenlohe eine Allianz mit Österreich. Von Anfang an waren die Aussichten auf die Verwirklichung dieses Staatenbundes höchst gering. Insbesondere Baden hatte viel weitgehendere Tendenzen. In Frankreich war Hohenlohe als Preußenfreund sehr verdächtig, — ließ er doch über Bayerns Verhalten in einem etwaigen Kriege keinen Zweifel bestehen. Auch in Österreich erregte seine Politik Anstoß.

Während Hohenlohe noch mit den übrigen süddeutschen Regierungen über sein deutsches Verfassungsbündnis weiter verhandelte, gab Bismarck seine Absicht einer Reorganisation des Zollvereins auf parlamentarischer Grundlage kund. Hohenlohe sah seine eigenen deutschen Pläne dadurch gekreuzt, auch sträubte sich Bayern gegen eine solche Mediatisierung auf dem Gebiete der Zölle und indirekten Steuern. Er wollte die Entwicklung der gemeinsamen Angelegenheiten des Zollvereins auf den Weg des Vertrages verwiesen wissen, konnte jedoch damit auf der Ministerkonferenz, die am 3. Juni 1867 in Berlin unter Bismarcks Vorsitze stattfand, nicht durchdringen. Der Kanzler wünschte ein Zollparlament und setzte seine Forderung durch; da sich Bayern nicht vom Zollverein ausschließen konnte, mußte es nachgeben. Am 8. Juli 1867 fand die definitive Unterzeichnung des neuen Zollvereinsvertrages durch die Vertreter aller Mächte in Berlin statt. Wenigstens setzte Bayern es durch, daß es im Zollbundesrate anstatt nur vier Stimmen, die ihm ursprünglich zugedacht waren, deren sechs erhielt. Am 10. Februar 1868 waren die Wahlen zum Zollparlament. Hohenlohe befand sich unter den Gewählten und wurde in der Sitzung des Zollparlaments am 28. April mit 238 von 301 gültigen Stimmen zum ersten Vizepräsidenten gewählt. War auch Hohelohes eigene deutsche Politik somit nichts weniger als von Erfolg gekrönt, so erwarb er sich doch durch sein geschicktes Lavieren um die deutsche Sache ein erhebliches Ver-

Digitized by Google

dienst. Jedenfalls verhinderte er, daß die bayrische Politik, wozu die auswärtigen Mächte und eine starke Strömung im eigenen Lande drängten, in ein antipreußisches Fahrwasser geriet. — Das genügte vorderhand, und Bismarck war damit vollauf zufrieden. Hohenlohe betrieb auch in der Folgezeit die Bildung eines süddeutschen Bundes, aber nicht mit besonderem Eifer; Bismarck ließ ihn gewähren; er wollte Bayern in guter Stimmung erhalten wissen.

Von vorherein befand sich Hohenlohe in München in einer schwierigen Stellung. Nicht nur die auswärtige, allzu preußenfreundlich erachtete Politik Hohenlohes, sondern auch die von ihm bekundete Absicht einer liberalen Schulpolitik erregten im Lande lebhaften Widerspruch. Im Ministerium herrschten Friktionen, die nicht immer leicht zu überwinden waren. Der König war ihm zwar wohlgeneigt; doch machte sein schon damals scheues Wesen den Verkehr mit ihm sehr schwierig. Dazu kamen die verfahrenen Parteiverhältnisse. In der zweiten Kammer hatten die Liberalen, auf die sich Hohenlohe stützen mußte, die Mehrheit. Am schlimmsten lagen die Verhältnisse in der Kammer der Reichsräte, die von den gegensätzlich gesinnten Elementen ganz beherrscht war. Immerhin erzielte Hohenlohe auf dem Gebiete der Gesetzgebung positive Erfolge. Die Heeresreorganisation kam zu Stande, ebenso eine den Bedürfnissen der neuen Zeit entsprechende Gemeindegesetzgebung, sowie unter der Ägide des neuen Justizministers Lutz Reformen in der Rechtspflege, zumal eine neue Zivilprozeßordnung mit Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens. Dagegen scheiterte Hohenlohes liberale Kirchen- und Schulpolitik, die das ausschließliche Recht des Staates auf Leitung und Beaufsichtigung der Schule mit Ausnahme des Religionsunterrichts statuierte, am Widerstand der Kammer der Reichsräte (April 1869). Dazu kam die damalige allgemeine kirchenpolitische Spannung. Hohenlohe war ein scharfer Gegner des 1864 durch Pius IX. verkündigten Syllabus, und schon warfen die Vorbereitungen zum Vatikanischen Konzil und zur Promulgation des Unfehlbarkeitsdogmas ihre Schatten voraus. Von Döllinger beraten, gedachte Hohenlohe dagegen Stellung zu nehmen, und er war bestrebt, die europäischen Regierungen zu allgemeinen Abwehrmaßregeln mit sich fortzureißen, ein Versuch, der durch Österreichs Widerstand fehlschlug. Der Ingrimm der streng kirchlichen Kreise gegen Hohenlohe war groß.

In diese kritische Situation hinein fielen im Mai 1869 die Neuwahlen zur zweiten Kammer. Unter der Parole der Schulgesetzgebung vorgenommen, brachten sie einen starken Rückgang der Liberalen.

Digitized by Google

Trotzdem glaubte Hohenlohe keine Konsequenzen ziehen zu brauchen, weder im Sinne eines Rücktritts, noch auch in dem einer Kursänderung im Innern und nach außen. Ein Regieren mit dieser Kammer erwies sich jedoch als unmöglich, sie wurde aufgelöst. Die in der zweiten Hälfte des November stattfindenden Wahlen fielen indes erst recht zu ungunsten des Ministeriums aus (80 „Patrioten", 74 Liberalen). Sofort reichte das Kabinett, Hohenlohe an der Spitze, seine Entlassung ein; der König genehmigte jedoch nur die Rücktrittsgesuche der Minister des Innern und des Kultus. Hohenlohe trug sich nun mit dem Plane der Einführung des allgemeinen Wahlrechts; aber auch die Opposition ging nach dem Zusammentritt des Landtags Anfang 1870 mit vermehrter Schärfe vor. Beide Kammern erteilten Hohenlohe in Adressen, die sie an den König richteten, ihr Mißtrauensvotum; die zweite, unter Führung Jörgs, forderte sogar die Aufhebung der Verträge mit Preußen. Ludwig II. wollte Hohenlohe auch jetzt noch halten und sprach ihm seine Anerkennung aus. Im Bewußtsein der Unhaltbarkeit seiner Stellung gegenüber der zweiten Kammer erneuerte der Fürst indessen am 14. Februar sein Entlassungsgesuch, und er beharrte darauf, obwohl ihn der Herrscher durch mündliche Vorstellungen auch jetzt noch zum Bleiben zu bestimmen versuchte. Unter ehrenden Worten der Anerkennung genehmigte jetzt Ludwig II. am 7. März das Rücktrittsgesuch Hohenlohes; zu seinem Nachfolger wurde auf seinen Vorschlag hin der Graf Bray ernannt.

Der deutsch-französische Krieg von 1870/71 brachte einen deutschen Einheitsstaat, der mehr eine Erfüllung der Träume und Bestrebungen Hohenlohes in seinen Jugendjahren als eine Verwirklichung seiner deutschen Politik als leitender Minister Bayerns war. In einer von tiefer historischer Einsicht getragenen Rede trat er am 30. Dezember 1870 in der Kammer der Reichsräte für die Annahme der Verfassungsverträge zwischen dem Süden und dem Norden Deutschlands ein. Er gab darin zu, daß die bayrische Selbständigkeit oder besser gesagt die Sonderstellung Bayerns in Deutschland, dadurch mehr erschüttert würde, „als dies durch eine staatsrechtliche oder internationale Verbindung geschehen ist, in der sich Bayern seit Abschluß des Westfälischen Friedens befunden hat"; aber er erklärte, die Frage müsse nicht darnach gestellt werden, ob der Vertrag deshalb abgelehnt, sondern ob er trotzdem angenommen würde; er bejahte sie unter eingehender geschichtlicher Begründung und unter Hinweis auf das hohe, nationale Ziel, das dadurch erreicht würde, mit aller Entschiedenheit.

Digitized by Google

Am 3. März 1871 wurde er für den Wahlkreis Forchheim-Kulmbach in Franken für den ersten deutschen Reichstag gewählt; er trat der liberalen Reichspartei bei und wurde nach der Eröffnung (am 21. März), wie früher im Zollparlament, so auch jetzt wieder zum ersten Vizepräsidenten gewählt. Die kirchenpolitischen Angelegenheiten beanspruchten vor allem seine Aufmerksamkeit. Nach der Proklamation des Unfehlbarkeitsdogmas trat die Frage an ihn heran, ob er sich der altkatholischen Kirche anschließen solle oder nicht. Wie sein Freund Döllinger konnte er sich dazu nicht entschließen; er hatte kein Vertrauen auf die altkatholische Bewegung. Schon immer war er ein heftiger Gegner der Jesuiten gewesen, und so trat er auch in seiner großen Rede im Reichstag am 15. Mai 1872 für ein Verbot des Ordens in Deutschland ein.

Die parlamentarische Tätigkeit allein konnte Hohenlohes Drang zum öffentlichen Wirken nicht genügen; er sehnte sich wieder nach einer geregelten, amtlichen Arbeitssphäre. Da bot sich ihm die Aussicht auf eine wichtige und ersprießliche Wirksamkeit, indem er 1874 zum Nachfolger Arnims als Botschafter in Paris ernannt wurde. Es gelang ihm ein relativ gutes Verhältnis zwischen dem Neuen Reich und Frankreich herzustellen und zu unterhalten. Er war ein verständnisvoller Mitarbeiter Bismarcks und genoß dessen Vertrauen in jener Zeit so sehr, daß ihm der Kanzler gern das Staatssekretariat des Auswärtigen anvertraut hätte; aus pekuniären Gründen zog Hohenlohe es aber vor, auf seinem Pariser Posten zu bleiben. Vorübergehend konnte er es freilich nicht ablehnen, diese Funktion auf sich zu nehmen. Am 30. April 1880 wurde er zum interimistischen Vorstand des Auswärtigen Amtes und Vertreter des Reichskanzlers ernannt; Krankheit zwang ihn jedoch nach einigen Monaten, diese Geschäfte niederzulegen, und so kehrte er zum Ende des Jahres nach Paris zurück; hier verblieb er dann bis zum Jahre 1885, bis zu seiner Berufung als Statthalter von Elsaß-Lothringen, als Nachfolger des am 17. Januar 1885 verstorbenen Generalfeldmarschalls Edwin von Manteuffel.

Das Jahrzehnt der Statthalterschaft Hohenlohes in Elsaß-Lothringen bezeichnet ohne Zweifel einen Fortschritt gegenüber dem Regime, das sein Vorgänger daselbst geführt hatte. Er brach mit der üblen Notablenwirtschaft Manteuffels; er paarte Festigkeit des Auftretens mit dem Streben nach Vermeidung überflüssiger Härte und führte eine gerechte, dem Lande heilsame Verwaltung. Sein Ziel war es, die Selbstverwaltung auszubauen und Elsaß-Lothringen zu einem

Digitized by Google

gleichberechtigten Bundesstaat wieder zu entwickeln. In den Kreisen der Generalität erregte Hohenlohes milde Verwaltung allerdings starken Anstoß, und es wurde heftig gegen ihn agitiert; die durch die Septennatswahlen (21. Februar 1887) erzeugte Erregung und die in Frankreich durch Boulanger veranstaltete chauvinistische Hetze ließen in der Tat ein strengeres Eingreifen nötig erscheinen, das verschiedene Verordnungen auf dem Gebiete des Paß-, Vereinswesens usw. im Gefolge hatte. Diese Maßregeln verfehlten nicht, Eindruck zu machen. Mit dem im Frühjahr 1888 eingeführten Paßzwang war Hohenlohe nicht einverstanden; wohl fügte er sich, doch wurde sein Verhältnis zu Bismarck dadurch getrübt. Erst 1891, nach dessen Abgange, wurde diese Maßregel wieder aufgehoben. Die Wahlen von 1890 und 1893 zeigten in steigendem Maße ein Fortschreiten des Deutschtums, unverkennbar eine Frucht des Hohenloheschen Regimes.

Mit Caprivi unterhielt Hohenlohe ein gutes Verhältnis, und als dessen Stellung unsicher zu werden begann, warnte er vor einem abermaligen Kanzlerwechsel. Für ihn scheint es jedenfalls selbst eine Überraschung gewesen zu sein, daß er, als Caprivi im Herbst 1894 wirklich fiel, zu dessen Nachfolger ausersehen wurde. Am 26. Oktober wurde er telegraphisch nach Berlin entboten und vor die Entscheidung gestellt nicht nur die Kanzlerschaft, sondern auch das Amt des Grafen Eulenburg, die Ministerpräsidentschaft in Preußen, zu übernehmen. Indem er den Vorstellungen Wilhelms II. nachgab, wurde der fünfundsiebzigjährige Fürst am 29. Oktober zum Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten ernannt. Seine Reichskanzlerschaft wird erst dann in volle historische Beleuchtung gerückt werden können, wenn der dritte Band seiner Denkwürdigkeiten veröffentlicht ist, der seine Aufzeichnungen aus dieser Zeit enthält. Nur einige dürftige Bruchstücke sind bisher daraus bekannt. Sogar das eigentliche Motiv seiner Berufung liegt noch im Dunkeln. Ist es im Wesentlichen auf dem Gebiete der auswärtigen oder der inneren Politik zu suchen oder auf beiden zugleich? Wie er in seiner Antrittsrede am 11. Dezember 1894 im Reichstag selbst hervorhob, handelte es sich beim Übergange des Kanzleramtes damals keineswegs um einen Systemwechsel im Innern, schon deshalb nicht, weil ja die meisten Gesetzesentwürfe, die jetzt vorgelegt werden sollten, schon unter seinem Vorgänger beschlossen oder vorbereitet worden waren. Als die Hauptaufgaben, deren Lösung er sich besonders angelegen sein lassen wollte, bezeichnete er dabei die Reichsfinanzreform, das Kolonialwesen und die Entwicklung der Marine, Fürsorge für die Landwirtschaft, den Mittel-

Digitized by Google

stand und die arbeitenden Klassen, ohne daß doch durch deren Schutz die Konkurrenzfähigkeit der heimischen Industrie gemindert würde, Beschneidung der Auswüchse des Börsenwesens durch eine zweckmäßige Gesetzgebung, eine Militärstrafreform und endlich „eine Verschärfung und Ergänzung der Bestimmungen des gemeinen Rechtes" zur Unterdrückung aller „gegen die Monarchie, die Religion und alle Grundlagen unserer Staats- und Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen", die sog. „Umsturzvorlage", über deren Vorbereitung sich solche Differenzen zwischen Caprivi und Eulenburg erhoben hatten, daß beide darüber (wenigstens indirekt) zu Fall gekommen waren.

Eher als auf dem Felde der inneren darf man unter Hohenlohe von einer Kursänderung auf dem der auswärtigen Politik sprechen. Schon unter Caprivi war das Verhältnis zu England brüchig geworden; dieser Entfremdung entsprach einer Annäherung Deutschlands an Rußlands; Caprivi mochte dem Monarchen als Träger dieser neuen Politik ungeeignet erscheinen. Die Mitte und die zweite Hälfte der 90er Jahre sind die kritische Zeit für die Gestaltung der auswärtigen Verhältnisse; in ihnen ist der Grund für den Weltkrieg gelegt worden, und es hätte damals wohl ein rüstigerer Mann dazu gehört, das Staatsschiff zu lenken. Hohenlohe war schon recht gebrechlich, und so hatten, wie die Minister in Preußen, so auch im Reich die Staatssekretäre, zumal Marschall und nachher Bülow im Auswärtigen, insofern nicht der Kaiser selbst die Direktion angab, unter diesen Umständen weiten Spielraum. Es fehlte eine einheitliche Autorität; daraus ergaben sich ein beständiges Schwanken im allgemeinen und mancherlei falsche Maßregeln im Einzelnen, die später bittere Früchte tragen sollten. Durch die Haltung im japanisch-chinesischen Kriege und im Burenkriege erregte man Anstoß bei England; mehrfache britische Annäherungsversuche und selbst Bündnisangebote wurden abgewiesen; dadurch geriet Deutschland in eine politische Isolierung, die den Anfang seines Niederganges bedeutete. So kann man denn Hohenlohes Wirken in der großen Politik nicht als glücklich bezeichnen. Die entscheidenden Schritte sind allerdings schwerlich auf sein eigenes Konto zu setzen. Eine etwas persönlichere Nüance als die auswärtige trägt die innere Politik während der Reichskanzlerschaft Hohenlohes; er hielt sich freilich auch hier mehr in der Defensive. Als er sein Amt antrat, waren die inneren Verhältnisse arg verfahren. Die Versuche, die der Kaiser nach seinem Regierungsantritt gemacht hatte, die Arbeiterschaft zu gewinnen, waren mißglückt, und es machte sich nunmehr die Tendenz geltend zu allerhand Ge-

Digitized by Google

waltmaßregeln, wie Diktatur, Verfassungsänderung, neue Ausnahmegesetze usw. Dagegen war es Hohenlohes Bemühen, zu vermitteln und nach Möglichkeit zu bremsen. Immerhin fallen unter seine Ägide so wichtige gesetzgeberische Akte, wie das Bürgerliche Gesetzbuch (1896) und die Reform des Militärstrafverfahrens (1897).

Schon mehrfach hatte sich Hohenlohe mit Rücktrittsgedanken getragen; nachdem er am 31. März 1899 seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert hatte, richtete er an den Kaiser die Bitte, in den Ruhestand treten zu dürfen; doch beschied ihn der Herrscher dahin, es noch weiter zu probieren und andere für sich arbeiten zu lassen. Im Sommer 1899 galt es, die Kanalvorlage im preußischen Landtag, im Reichstag die sog. Zuchthausvorlage durchzubringen; beides mißlang. Am 6. Dezember 1899 wurde die Aufhebung des Verbindungsverbotes für die politischen Vereine erklärt, und noch am 12. Juni 1900 trat Hohenlohe in einer von patriotischer Begeisterung durchglühten Rede für die zweite Flottenvorlage ein. Das war sein letzter großer Erfolg; nunmehr versagten seine Kräfte. Nach dem Tode seiner Gattin (1897) wurde es immer einsamer um ihn, seine Stimmung immer pessimistischer. Sichtlich verfielen seine Kräfte; er wurde immer müder und hinfälliger und fühlte selbst, daß sie sogar für die in den letzten Jahren schon auf das Mindestmaß zurückgesetzte amtliche Tätigkeit nicht mehr ausreichten. „Nichts Irdisches hielt ihn mehr zurück, sein Leben ohne die Bürde des Amtes in Ruhe zu beschließen." Am 16. Oktober 1900 trug er sein Abschiedsgesuch schriftlich und mündlich dem Kaiser vor, der es jetzt ohne Weiteres genehmigte; zu seinem Nachfolger war bereits Bülow in Aussicht genommen.

Die kurze Frist, die dem Fürsten noch vergönnt war, verbrachte er teils in Schillingsfürst, teils in Meran und teils in Berlin. Am 20. Juni 1901 weilte er an den Särgen seiner Eltern in der Gruft von Corvey; von da reiste er nach Paris, wo er erkrankte. Über Kolmar begab er sich nach Ragaz, um hier Heilung zu suchen; drei Tage nach seiner Ankunft starb er daselbst, am 6. Juli 1901. Seine Leiche wurde in Schillingsfürst beigesetzt. Ein reiches Leben ging mit ihm zu Ende, eine feine Persönlichkeit, hoch intellektuell, verständig und anschmiegsam, freilich ohne elementare Kraft und stürmische Impulse. Ein guter Patriot und geschickter Diplomat, wenn es galt, sich durch innere und äußere Schwierigkeiten durchzuwinden, war er freilich nichts weniger als ein Staatsmann im großen Stile, und für die Stellung, zu der er sich am Abschlusse seiner Laufbahn berufen sah, gebrach es ihm doch an der nötigen Initiative, Selbst-

Digitized by Google

ſtändigkeit und weitſchauenden Vorausſicht; er war in ihr zwar nicht gerade, wie man geſagt hat, „Platzhalter“ für einen anderen, geſchweige denn einen Beſſeren, wohl aber nach außen eine zu Repräſentation und Dekoration beſtimmte Figur; mehr wirkte er im Innern durch bedächtige Ruhe und ſanften aber zähen Widerſtand gegen Verſuche, ihn in extreme Maßregeln zu verwickeln. Er lebte und webte in der Ideenwelt eines aus dem Zeitalter der Aufklärung ſtammenden, gemäßigten, mehr kulturellen als politiſchen, jedenfalls jedoch jedes demokratiſchen Beigeſchmackes vollkommen entbehrenden Liberalismus, und ſein Andenken als eines der beſten und vornehmſten Vertreter jener älteren, von idealiſtiſchen Motiven in Politik und Weltanſchauung beſtimmten und geleiteten Generation, welche die Trägerin der deutſchen Einheitsbewegung um die Mitte des 19. Jahrhunderts war, wird in der deutſchen Geſchichte ſtets in Ehren bleiben.

Dr. Felix Rachfahl (Freiburg).

24. Kiſtler, Cyrill, Tondichter 1848—1907.

Kiſtler, Cyrill, iſt geboren am 12. März 1848 in Groß-Aittingen bei Augsburg. Nach dem frühen Tode ſeiner Eltern wurde der Knabe ſeinem Großvater Winkelmann, einem in Groß-Aittingen anſäſſigen Schuhmacher zur Erziehung übergeben.

Schon in jungen Jahren regte ſich in Kiſtler der Muſikſinn; er wurde Mitglied des Kirchenchores, in welchem er ſich durch eine ſchöne Altſtimme auszeichnete, und blies die Flöte. Auf die Erziehung des Knaben im Allgemeinen übte der Pfarrer des Ortes beſonderen Einfluß aus. Als Lebensberuf wählte der junge Kiſtler den, dem geiſtlichen Stande am nächſten ſtehenden, eines Lehrers. In der Präparandenanſtalt ward ihm in glücklicher Begegnung mit ſeinen Neigungen ein ſowohl praktiſcher als auch theoretiſcher und nach beiden Seiten trefflicher Muſikunterricht zuteil. So ſpielte er denn ſchon mit dreizehn Jahren fertig Orgel, komponierte und inſtrumentierte tüchtig drauf los im heiligen Feuereifer für die Kunſt, welche ſpäter ſein ganzes Leben erfüllen ſollte.

Die Jahre 1865—1867 brachte Kiſtler als Zögling des Schullehrerſeminars in Lauingen zu; von 1867—1875 war er in nicht

Digitized by Google

weniger als zwölf Orten Lehrer. Am längsten verweilte er in Ichenhausen, eine Zeit lang auch in Augsburg, wo im Jahre 1868 sein erstes musikalisches Opus bei Böhm im Druck erschien, ein Lied für Baßstimme, das noch in nichts an den späteren Meister erinnert, da dieser noch keine Note von Richard Wagner kannte und im Banne Franz Abts, Kückens und anderer Geistesverwandten lebte. Die ausgesprochene Neigung zur Tonkunst läßt den jungen Lehrer nicht ruhen; im Jahre 1875 entschließt er sich, dem Schulmeisterberuf zu entsagen, um die königliche Musikschule in München zu besuchen. Während dreier Jahre hat er dort dem eifrigsten Studium der Tonkunst oblegen. Die Technik der Komposition erlernte Kistler bei Franz Wüllner, Rheinberger und Franz Lachner. Letzteren schätzte er ganz besonders, weil er äußerst praktisch im Unterricht zu Werke ging; oft behauptete Kistler, vom alten Lachner das meiste gelernt zu haben. Kistlers musikalisches Glaubensbekenntnis lautete: „Ich fuße auf Weber, Marschner, Franz Lachner und Wagner. Besonders ist es der total verkannte Lachner, dem ich anhänge. Der modernen Kunst stehe ich zwar nicht feindselig, aber auch nicht begeistert gegenüber. Ich bin von jeher nur ein Volksmusikant gewesen." Reizend und charakteristisch für Kistler und Lachner ist folgende Anekdote: Lachner kannte die hohe Verehrung seines Schülers Kistler für Richard Wagner, dem er wesentlich anders gegenüberstand, und fragte eines Tages: „Wie ist es nur möglich, daß Sie Wagnerianer sind?" Kistler antwortete: „Schaun's, Meister, wenn Sie Tannhäuser, Lohengrin, die Meistersinger und die Nibelungen geschrieben hätten, dann wäre ich Lachnerianer."

Mit Ausnahme einiger Unterbrechungen verblieb Kistler bis 1882 in München. 1883 erhielt er einen Ruf als Lehrer der Musiktheorie an das fürstliche Konservatorium der Musik in Sondershausen, wo am 20. März 1884 sein Musikdrama „Kunihild" zum ersten Male mit größtem künstlerischen Erfolge aufgeführt wurde. 1885 gab er seine Stellung in Sondershausen auf und siedelte nach Bad Kissingen über. Hier lebte er bis zum Schluß seines Lebens lediglich als Tondichter und als Herausgeber seiner Zeitschrift „Musikalische Tagesfragen — Organ für Musiker, Musikfreunde und Freunde der Wahrheit." Der Ausklang des Titels ist bezeichnend genug, und der Ärger über Unwahrheit und Interessenwirtschaft auf dem Gebiete der Kunst hat nach des Herausgebers Aussage zu deren Entstehen wesentlich mitgewirkt. Lernen wir Kistler aus seiner Zeitschrift als Schriftsteller kennen, so vermissen wir den überlegenen, schier nötigen Humor, über

Digitized by Google

die Häupter der mondanbellenden, kläffenden Menge lachend hinwegzublicken und sehen ihn statt dessen sarkastische Geistesblitze gegen alle diejenigen schleudern, die dem großen Zuge seiner Seele und seines Geistes nicht folgen können oder wollen und sich gegen seine Sache auflehnen oder sie gar ablehnen. Er gleicht der Löwin, wenn sie zähnefletschend und mit sich öffnendem Rachen gegen den anspringt, welcher ihr Liebstes, ihre Jungen, rauben möchte.

Man muß sich das Lebensbild Kistlers gegenwärtig halten, um sein schriftstellerisches Wirken zu verstehen. Sein Stil ist fließend, vielfach kraftvoll und begeisternd, leidenschaftlich und abenteuerlich, so recht das Spiegelbild dieses merkwürdigen Mannes. In dieser Zeitschrift ist auch die Ursache zu suchen, die dem Aufkommen der Kistler'schen Musikdramen sowie anderer Schöpfungen schwer geschadet hat, da sich Kistlers Spott, sein Sarkasmus rückhaltlos und ungezügelt gegen Bühnenleiter und deren Beiräte richtete, welche seinem Schaffen nicht die genügende Würdigung zuteil werden ließen. Kistler war eben ein homo per excessum, ein Mensch von entschiedenem Übergewicht über das gewöhnliche und Durchschnittsmaß. Dieses Übergewicht ist aber nur durch sein Ingenium, sein Talent, seinen Geist, seinen Witz, seine Laune bedingt.

Kistler war ein Mann mit einer feurigen Seele, mit urkräftigen Gedanken, mit energischem Willen. Solche Menschen sind selten, ebenso selten als ihre Geistestaten es sind, welche über ganze Länder wegfliegen und in tausenden von Herzen wiedertönen. Ja, zu diesen Hochbefähigten gehörte Cyrill Kistler. Wer ihn näher kennen lernte, fand, daß er, der Mann mit dem scharf modellierten Gesicht, ein kühner Mensch war, ein gedankenrüstiger Kämpfer, ein reicher Besitzer von Witz und Satyre, aber auch — Grobheit. Von letzterer machte Kistler leider sehr oft und sehr ausgiebig Gebrauch, wenn er Andersgesinnten entgegentrat. Das war es eben: er konnte nicht gleichgültig sein, wenn Menschen anderer Meinung über seine Schöpfungen waren. Warum nicht? Weil es durch seine Gesamtbildung, durch seinen Charakter bedungen war. Er konnte nicht gleichgiltig sein, konnte nicht vermitteln, er konnte nur hassen oder lieben. Kistler mag in seinen Angriffen und wahrhaft groben Entgegnungen oft zu weit gegangen sein; aber nur dadurch — so glaube ich — kann ein derartiger Charakter sich genügen. Die Absicht eines solchen Menschen ist nicht, zu vermitteln, sondern aufzuregen; und was er tut, das ist exzentrisch. Kistler sah die Dinge, welche ihm nicht genügten und die er als Mängel erkannte, stets vergrößert; er fühlte sich berufen,

Digitized by Google

zu züchtigen und das erfüllte ihn oft voll Mißmut, Unbehaglichkeit, voll Bitterkeit und übler Laune. Hier ein klassisches Beispiel von Kistlers rücksichtsloser Grobheit: Es war in Würzburg in der Theater-Restauration nach einer Aufführung von „Kunihild" am sogenannten „Runden Tisch", an dem sich allabendlich eine stattliche Gesellschaft um den Tondichter Kistler versammelte. Einer der Anwesenden erlaubte sich, Kistler einige Streichungen in seinem Musikdrama „Kunihild" vorzuschlagen und dieser Vorschlag wurde der Anlaß zu einem furchtbaren Wutausbruch Kistlers, der mit den Worten schloß: „Haben Sie mir einen Rat gegeben, will auch ich Ihnen einen erteilen. Schaun's, Sie sind der soundsovielste, der mir rät, in meinem Werke Striche anzubringen. Wenn ich allen folgen wollte, so würde von meinem Werke nur noch der Einband übrig bleiben und das geht doch nicht an. Lassen Sie sich von mir einen Rat geben. Treffen Sie schon bei Lebzeiten die Bestimmung, Ihr Fell nach Ihrem Tode gerben zu lassen; diese Eselshaut könnte Ihnen in der Ewigkeit gute Dienste leisten." — Für den im gewöhnlichen Trott dahinlebenden Menschen mußte ein solcher Mann allerdings unbequem sein. Kistler war einseitig, aber in dieser Einseitigkeit war er entschieden groß — ich meine in seiner Eigenschaft als Musikdramatiker. Auch war er ein Deutscher vom Scheitel bis zur Sohle, streng monarchisch gesinnt, vor allem ein Verehrer Wagners und Bismarcks. Sein Haß gegen das Ausländertum war oft allzu groß; oft überhäufte er die Neuitaliener auf dem Gebiete der Oper mit Hohn und Schmähungen, die furchtbar waren. Er sprach und schrieb so, wie er dachte. Nie affektierte er ein Gefühl, das ihm fremd war; er blieb sich immer treu und machte die Verfechtung dessen, was er für wahr hielt, zur Lebensaufgabe. Kistler war ein schlichter Mann, wie er ja auch dem Bürgerstande entstammte. Gerne weilte er im Kreise fröhlicher Zecher und in seinen zahlreichen Männerchören und Märschen, die als kleine Gelegenheitswerke angesichts seiner großen musikdramatischen Schöpfungen anzusehen sind, tönt Liebesglück und Liebesklage, Wanderlust und Heimatsehnsucht, Zecherjubel und Jugendlust, bunter Humor und neckischer Scherz, Treueschwur und Vaterlandsgefühl wieder und findet den Weg zum Herzen der Hörer. Nach Rang, Titel und Vermögen hat Kistler wenig gefragt. Er war auch nicht der Mann, der es in einer festen Anstellung ausgehalten hätte; sie würde sein Prokrustesbett geworden sein. Wohl wäre es ihm zu wünschen gewesen, daß ihm seine musikdramatischen Werke eine unabhängige Stellung im Leben gewährt hätten, welche einem Manne von solchem Talente

Digitized by Google

gebührte, um ruhig weiterschaffen zu können. Ihm war ein harter Kampf um das Leben auferlegt. Aber wo es Freude und ungeschmälerten Lebensgenuß gab, beim Glase Gerstensaft oder Rebenblut, da war Kistler einer der Fröhlichsten und verbannte dann er die Sorgen und Grillen, wenn ihm nicht zufällig jemand auf die Hühneraugen trat.

Kistler war ein begeisterter Naturfreund und in den Wäldern Kissingens, die ich oft mit ihm beging, um Pilze mit ihm zu sammeln, taute er auf und offenbarte sich als ein Mensch mit einer kindlich reinen Seele. Diese ruhige Stimmung aber war entschwunden, sobald er wieder unter Menschen kam. Er selbst tat den Ausspruch: „Kein großer, wahrer Künstler kann den Umgang mit der Natur entbehren. Alle Kunst besteht darin, daß der Mensch das in der Natur erschaute in Farben, in Worte und in Töne umsetzt." Überhaupt in der ländlichen Umgebung Kissingens, in den Wäldern, auf den Dörfern fühlte sich Kistler heimischer als in Kissingen selbst und legte eine große Leutseligkeit an den Tag.

Vom Jahre 1885 bis an sein Lebensende lebte Kistler in Bad Kissingen, wo er am 1. Januar 1907 einem Schlaganfalle erlag im noch nicht vollendeten 58. Lebensjahre. Hier schloß ein Leben ab, reich an großer Begabung im Kampf gegen drückende wirtschaftliche Sorgen, gegen Widersacher und Teilnahmslosigkeit.

Kistler war zweimal verheiratet. Die erste Ehe, die keine glückliche war, ging er ein, als er die königliche Musikschule in München im Jahre 1875 bezog. Diese Ehe wurde im Jahre 1878 gelöst. Zum zweiten Male verehelichte er sich am 2. Oktober 1882 in Bad Kochel, wo er die Komposition des Musikdramas „Kunihild" vollendete, mit Marie von Crompton, Tochter des Majors von Crompton. Diese Frau war ihm bis zu seinem Lebensende eine treue Lebensgefährtin und schuf ihm ein trauliches Heim. Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor, von denen noch eine Tochter lebt. Ein Glück ist es für Kistler zu nennen, daß er gerade diese Frau kennen lernte; denn sie verstand ihn und sorgte in rührender Weise für ihn, sodaß er sich ungestört seinem Schaffensdrange hingeben konnte.

In Kistlers Kunstschaffen stehen seine Opern obenan. Kistler steht — um eine kurze Charakteristik seiner Musikdramen zu geben — auf dem Boden der Erkenntnis, welche Richard Wagner verkündet hat. Nicht die Instrumental-Melodie, sondern der musikalische Sprechgesang, wie er sich natürlicher Weise aus dem Rythmus der Worte, aus den Hebungen und Senkungen der Sprache ergibt, ist auch bei

Digitized by Google

Kiſtler für den Ausdruck der handelnden Perſonen maßgebend. Aus dem ſinfoniſchen Apparate, dem Orcheſter, leuchtet uns der Stimmungsuntergrund des Handelnden entgegen. Dem Orcheſter iſt daher eine ebenſo wichtige Rolle zuerteilt als dem Darſtellenden auf der Bühne.

Leider war Kiſtler nicht der Mann, dem es beſchieden war, ſich überall durchzuſetzen. Die Worte, die am 2. Januar 1907 der Berichterſtatter von Kiſtlers Tod in den „Münchener Neueſten Nachrichten" dem verſtorbenen Tondichter widmet, mögen auch hier eine Stelle finden: „Er war ein Mann von typiſch-bayeriſch-ſchwäbiſcher Eigenart, beſaß wohl ein feines, zart empfindendes Weſen als Künſtler, aber als Menſch kehrte er faſt immer die rauhe Außenſeite hervor. Er war derb und ungelenk und häufig war ſeine rückhaltloſe Offenheit von erfriſchender Grobheit nur ſehr ſchwer zu unterſcheiden. Die künſtleriſche Einſamkeit, unter der er litt, machte ihn im Laufe der Jahre oft ungerecht auch gegen wohlwollende Kritik und gegen jeden Andersdenkenden, und ſo kam es denn, daß ſein Urteil über Muſiker und Menſchen immer zorniger und rückhaltloſer wurde. Wenn er nicht im Grunde ſeines Herzens ein echter Künſtler geweſen wäre, ſo hätte die Verbitterung, die an ihm nagte, ſeine Schaffenskraft längſt lähmen müſſen. Aber gerade ſeine unverwüſtliche Schaffensfreudigkeit beweiſt am beſten, daß der Mann, trotz aller Schnurren und unfreundlichen Eigenheiten des äußeren Weſens ein höchſt begabter Künſtler und ein ehrlicher und aufrechtſtehender Menſch geweſen iſt."

Zwei Lichtpunkte erhellten die letzten Jahre in Kiſtlers Leben: 1. Die mehrmalige erfolgreiche Aufführung der Oper „Kunihild" im Sommer 1893 auf der Bühne des Stadttheaters in Würzburg und 2. das am 4. Januar 1906 zu Ehren Kiſtlers in der Tonhalle Münchens veranſtaltete Konzert des Kaimorcheſters, deſſen Programm ausſchließlich Kompoſitionen von ſeiner Hand brachte.

Verzeichnis einiger hervorragender Werke von Cyrill Kiſtler: Salve regina, für gem. Chor (Verlag A. Böhm, Augsburg). — Muſikaliſche Elementarlehre (Schweitzner, Chemnitz). — Feſtmarſch in Es dur, R. Wagner gewidmet (Joſ. Aibl, München. — Harmonielehre (C. F. Schmidt, Heilbronn). — Dieſelbe in engl. Sprache (Haas & Co., London). — Chorgeſangsſchule (Selbſtverlag). — Jubiläumsfeſtmarſch für Orcheſter, König Ludwig II. von Bayern gewidmet, daraus: Bayeriſche Königshymne für Singſtimme und Klavier (Selbſtverlag). — a) Chromatiſche Walzer aus der Oper „Eulenſpiegel" für Klavier, b) Vorſpiel zur Oper „Eulenſpiegel" für Klavier (Selbſtverlag). — „Ich bin ein Deutſcher", Männerchor (C. Glaſer, Leipzig). — 5 Stücke für Harmonium, daraus einzeln: Gebet für Harmonium und Orgel, Gebet für Harmonium oder Orgel und Streichquartett

Digitized by Google

(alle: C. Simon, Berlin). — Trauermusik auf den Tod Rich. Wagners für Klavier (Selbstverlag). — Kleine Suite für Harmonium, daraus einzeln: Morgenandacht für Harmonium oder Orgel und Streichquartett (C. Simon, Berlin). — Treueschwur, Festklänge für Orchester oder Klavier (C. F. Schmidt, Heilbronn). — Serenade (D-moll) für Violine und Klavier oder für Viola-Alta oder Violonsello mit Klavier oder Orchester (C. Simon, Berlin). — Harmoniumschule, (Rost, Dresden). — Odins Klage und Pflanzensegen aus der Oper „Baldurs Tod" für Singstimme mit Klavier, für Streichorchester, für Militärmusik (Selbstverlag). — Vorspiel zum 3. Akt der Oper „Kunihild" für gr. Streichorchester, für Militärmusik (C. Simon, Berlin). — Arrangement des Chores „Wach auf" aus der Oper „Die Meistersinger" von Wagner, Arrangement der „Schmiedelieder" aus der Oper „Siegfried" von Wagner, Arrangement der „Glockenscene" aus „Parsifal" von Wagner (Schott, Mainz). — Arrangement des Chores der Gefangenen aus der Oper „Fidelio" von Beethoven (Manuskript). — Eine kontrapunktische Studie über den Choral aus der Oper „Die Meistersinger" v. Wagner (enthalten im übernächsten Werk). — 2 Pange lingua für Männerchor mit Orgel (Manuskript). — Der einfache Kontrapunkt, die einfache Fuge, der Dreisatz und Zweisatz (C. F. Schmidt, Heilbronn). — Neubearbeitung von Beethovens „Wellingtons Sieg" oder „Die Schlacht bei Vittoria" für modernes Orchester (Selbstverlag). — „Die Hexenküche", Sinfonische Dichtung nach W. v. Goethes „Faust" für großes Orchester (Selbstverlag).

Musikdramatische Werke: „Kunihild" oder „Der Brautritt auf Kynast", Oper in 3 Akten, Wortdichtung von Ferdinand Graf Sporck (Selbstverlag). — „Eulenspiegel", Komödie in 2 Akten (in der Bearbeitung von Hermann Sevials Einakter), (Selbstverlag). — Baldurs Tod" Musikdrama, Wortdichtung von Frhr. v. Sohlern (Selbstverlag). — „Im Honigmond" Bühnenidill in 1 Akt, op. 112 (Selbstverl.). — „Arm Elselein" Volksdrama in 1 Akt, op. 117 (Selbstverlag). — „Röslein im Haag", Oper in 3 Akten, Wortdichtung von Th. A. Kolbe (Selbstverl.). — „Der Vogt auf Mühlstein", Tragische Oper in 3 Akten, Wortdichtung nach einer Erzählung von Hansjakob (Selbstverlag). — „Faust" (erster Teil), Oper (Selbstverlag). — „Die Kleinstädter", Komische Oper in 3 Akten, Text von B. Loovsky (Verlag von Bruno Wieland in Ravensburg). — „Die Großstädter", Komische Oper in 3 Akten (Unvollendet).

Hermann Ritter (Würzburg).

25. **Kolde**, Theodor von, evangelischer Kirchenhistoriker 1850—1913.

Kolde Theodor entstammte einem schlesischen Pfarrhause. Er war geboren am 6. Mai 1850 zu Friedland in Oberschlesien als drittes Kind des Pfarrers Karl Kolde und seiner Ehefrau Marie, einer Tochter des Generalsuperintendenten und Professors der Theologie August Hahn. Seine Jugend verlebte er in Falkenberg, wohin sein

Digitized by Google

Vater im Jahre 1854 berufen worden war. Seinen ersten Unterricht erhielt er im Elternhause; der vielbeschäftigte Vater ließ es sich nicht verdrießen, seine Kinder in die Anfangsgründe der fremden Sprachen einzuführen. Bei seiner allerdings sehr eigentümlichen Methode ist es verständlich, wenn der Knabe anfangs gar keine Fortschritte machen wollte, daß man ihn schon zum Handwerk bestimmte. Erst als sich ein dem Vater beigegebener Vikar um ihn annahm, erwachte der Lerneifer, sodaß er Ostern 1863 ohne weiteres in die Untertertia des Gymnasiums zu Ols aufgenommen werden konnte. Von den Lehrgegenständen zog ihn hier neben dem Griechischen besonders die Geschichte an, die Oberlehrer Rabe frei vortrug. Schon dazumal machte sich bei ihm ein Hang zur Kritik bemerkbar; auch scheint mancher Lehrer gefühlt zu haben, daß er sich bald zu einer charaktervollen Persönlichkeit entwickeln würde. Ostern 1869 bezog er die Universität zu Breslau. Die sprachgeschichtlichen Studien, die er zunächst betrieb, befriedigten ihn nur wenig. Der junge Student, der sich hohe Ziele gesteckt hatte, litt schwer unter dem Druck der engen häuslichen und finanziellen Verhältnisse; darum wandte er sich gegen Ende des ersten Semesters ganz der Theologie zu, die ihm „einen höheren Zweck und eine größere Innerlichkeit" zu bieten versprach als die Philologie. Was er suchte, sollte er vor allem durch den Dozenten der Kirchengeschichte, Professor Hermann Reuter, finden. Dieser verstand seinem Forschen ein Ziel zu geben und sein Leben mit neuen Aufgaben zu erfüllen und damit die Differenzen zu lösen, unter denen der junge Student genug zu leiden hatte, ja noch mehr, seine ganze Persönlichkeit scheint die entscheidendsten Einflüsse auf sein Innenleben ausgeübt zu haben. Noch am 29. August 1884 bezeichnet er als die Eigenart dieses seines Lehrers, daß er gelehrt habe, daß man „ein wirklicher Kirchenhistoriker nur als Theologe im weitesten Sinne sein könne, und daß man, um Theologe zu sein, immer mehr streben müsse, Christ zu sein." Er war ihm dafür dankbar sein ganzes Leben. Reuter ward bestimmend für seine Lebensarbeit. Nachdem er das Wintersemester 1870/71, um sich die Mittel zum weiteren Studium zu erwerben, eine Hauslehrerstelle bei dem Gutspächter Bieler in Salesche (Oberschlesien) übernommen hatte, studierte er noch ein Jahr in Leipzig. Neben Delitzsch und Kahnis zog ihn vor allem Luthardt an.

Dem Rate seines Lehrers Reuter folgend, faßte er den Entschluß, sich der akademischen Laufbahn zu widmen und stand zunächst davon ab, seine Studien durch die Ablegung eines kirchlichen Examens ab-

Digitized by Google

zuschließen. Er übernahm eine Hauslehrerstelle in Brechelshof bei Jauer beim Rittergutsbesitzer Ernst von Richthofen, um zunächst seine allgemeinhistorische und philologische Ausbildung zu vertiefen. Hier fand er genug freie Zeit, um schon im Sommer 1873 in Halle aufgrund einer Arbeit über den Kanzler Dr. Brück, einen direkten Vorfahren seiner Mutter, die philosophische Doktorwürde zu erlangen. Aber auch sonst sollten diese Jahre für ihn bedeutungsvoll sein. Das geistig überaus rege freiherrliche Haus bot in jener vielbewegten Zeit dem bis dahin doch meist in engen Verhältnissen aufgewachsenen Kandidaten viele Anregung; auch sollte er hier seine spätere treue Lebensgefährtin kennen lernen.

Nachdem er 1874 auch die Disputation in Halle glücklich bestanden und sich damit den Weg zur akademischen Laufbahn eröffnet hatte, sann er unentwegt darauf, wie er dieses Ziel verwirklichen, wie er insbesondere seine Habilitation in der theologischen Fakultät bewerkstelligen könnte. Kurz entschlossen wandte er sich 1875 direkt an den Kultusminister Falk und erhielt nach etlichen Monaten zunächst auf ein Jahr ein Stipendium von 1200 Mk. mit dem Auftrag, bis zum 1. Oktober 1876 sich in Marburg oder einer anderen preußischen Universität zu habilitieren. Trotzdem ihm Professor Weingarten keine gerade guten Aussichten für die Zukunft eröffnen konnte, wandte er sich doch nach Hessen; bereits am 15. März 1876 konnte er seine Probevorlesung über „Johann von Staupitz und seine Theologie" halten, aufgrund deren er dann zum Lic. theol. magna cum laude promoviert und zum Privatdozenten ernannt wurde. Das war der erste Ertrag seiner Studien über die Anfänge der Reformation, deren Erforschung er sich nach Abschluß seiner Arbeit über Brück auf den Rat Reuters mit allem Eifer gewidmet hatte. Aber er blieb dabei nicht stehen; unermüdlich forschte er besonders auch in den mannigfachsten Archiven weiter, bis er 1879 sein erstes großes Buch: „Die deutsche Augustinerkongregation und Johann von Staupitz. Ein Beitrag zur Ordens- und Reformationsgeschichte nach meistens ungedruckten Quellen", Gotha, Fr. A. Perthes der Öffentlichkeit übergeben konnte. Für alle Zeiten wird es ein Eckstein in der reformationsgeschichtlichen Forschung bleiben. Nicht nur, daß sämtliche früheren Arbeiten über Staupitz damit antiquiert waren und der berühmte Ordensmann in einem ganz neuen Lichte erschien, nicht nur, daß für die Entwicklung des Reformators neue grundlegende Erkenntnisse gewonnen wurden, schon das Prinzip uud die Methode seiner Forschung wirkte revolutionierend. Wie schon in seiner Arbeit über Brück

Digitized by Google

richtete er sein Augenmerk vor allem darauf, den Boden, auf dem die einzelnen Persönlichkeiten wurzeln, zu erforschen und lehnte es mit allem Nachdruck ab, sie von ihrer Umgebung zu lösen. Was uns heutzutage ganz selbstverständlich erscheint, war dazumal etwas neues. Einen Mangel der protestantischen Geschichtsforschung, den Denifle später nicht ohne Grund tadelnd berührte, hatte er schon dazumal scharf erkannt.

Wie schon seine Probelesung zog auch diese neue Veröffentlichung die Augen vieler lutherischer Kreise auf ihn. Die Erlanger theol. Fakultät suchte, da der langjährige Kirchenhistoriker Heinrich Schmid am Ende seiner Laufbahn stand und Hauck doch hauptsächlich für die alte Kirchengeschichte in Betracht kam, einen tüchtigen Vertreter vor allem für die Reformationsgeschichte. Auf den Rat Plitts richtete Prof. v. Zeschwitz am 23. Oktober 1880 an ihn die Anfrage, ob er geneigt wäre, in die Erlanger Fakultät einzutreten. Durch die Ernennung zum ordentlichen Professor für Kirchengeschichte und theol. Enzyklopädie ab 1. Januar 1881 hatte er endlich das Ziel seiner Wünsche und seines rastlosen Strebens erreicht. Schwere Sorgenjahre, über die ihn nur die innere Arbeitsfreudigkeit und die tatkräftige Unterstützung seines Bruders August, dazumal Pastor in Lissa, hinweggeholfen hatten, hatten damit einen schönen Abschluß gefunden. Nun war es ihm auch vergönnt, seine Braut Miß Anna Mary Piper, mit der er sich 1873 in Brechelshof verlobt hatte, heimzuführen.

Mit dem Sommersemester 1881 begann Kolde seine Tätigkeit in Erlangen. Er fühlte sich anfangs fremd. Die kleinstädtischen Verhältnisse der anscheinend jedes Reizes entbehrenden Universitätsstadt, überhaupt das ganze fränkische Wesen stimmte mit seinem Naturell nicht zusammen. Erst allmählich faßte er festeren Fuß und nicht nur in seinem eigentlichen Wirkungskreise, sondern auch in der bayerischen Landeskirche, sodaß er sich nicht entschließen konnte, die ehrenvolle Berufung nach Göttingen auf den Lehrstuhl seines Lehrers Reuter anzunehmen (1889). Seine Wirksamkeit in Bayern wurde immer mehr geschätzt.

Nach dem Tode des feinsinnigen Heinrich Schmid bekam er die Professur für sämtliche Teile der historischen Theologie. Neben Kirchengeschichte behandelte er in seinen Vorlesungen auch Dogmengeschichte, Symbolik mit der ergänzenden Geschichte der modernen Sekten und Missionsgeschichte. Die Zahl seiner Hörer wuchs langsam, aber stetig. Die meisten hielten aus, selbst dann, wenn er gemeinsam mit den

Digitized by Google

Kollegen seiner Fakultät noch las, während die andern Fakultäten schon geschlossen hatten. Er hielt sich frei von geistreichen Bemerkungen, er trug vielmehr schlicht und einfach vor. Aber der Student bekam bald den Eindruck, daß man es mit einer äußerst soliden Forschung zu tun hatte, daß jedes Wort fest begründet war. Mit unerbittlicher Konsequenz lehnte er alle Kombinationen und Hypothesen, mochten sie noch so bestechend sein, ab; nur was vor dem Forum der ernstesten Forschung bestehen konnte, bot er. Trotz aller Schlichtheit und Einfachheit war seine Vorlesung ein geschlossenes Ganze; die großen Gedanken der Kirchengeschichte traten immer hervor. Besonders gelang ihm die Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten; mit wenigen Strichen wußte er zumeist ein treffendes Bild zu zeichnen. Vielleicht lag aber das anziehendste Moment in seiner Auffassung von der Kirchengeschichte. Eine Geschichte des Reiches Gottes zu bieten, lehnte er ab; die Kirchengeschichte sollte nichts anderes sein, als die Geschichte der christlichen Kirche. Zwischen ihr und der Universalgeschichte sah er keinen prinzipiellen Unterschied. Dieselben Gedanken bewegten ihn bei der Dogmengeschichte. Sie sollte nur zeigen, wie die Kirche allmählich zur explizierten Erkenntnis der Heilswahrheit, wie sie dieselbe jetzt besitzt, gekommen ist. Eine Bewertung und Beurteilung der einzelnen Dogmen vermied er. Wie Thomasius die alte Lokalmethode bestimmt ablehnend, zeigte er eingehend, welches die bestimmenden dogmatischen Interessen in jeder einzelnen Periode waren, wie aus ihnen allmählich das Dogma sich fixierte. Auch hier sah er es als seine Hauptaufgabe an, alle die Momente herauszustellen, die auf die Bildung des Dogmas konstitutiv einwirkten. Zu den interessantesten Kollegien gehörten die Vorlesungen über Symbolik und moderne Sekten.

Kolde war wohl eine stille Gelehrtennatur, aber in seiner Studierstube ging er nicht auf. Er beschäftigte sich eifrig mit dem Leben um ihn her; und so hatte er auch ein scharfes Auge auf alle geistigen Unter- und Nebenströmungen. Die Eindrücke, die er in seiner Jugend vom katholischen Wesen bekommen hatte, die Kenntnis des Irvingianismus, mit dem er schon in seiner Hauslehrerzeit in Berührung getreten war, war kein totes Kapital. Er suchte alles zu vertiefen und zu ergründen.

Mehrfache Reisen zu seinen Verwandten in England benutzte er dazu, um mit dem Wesen der Heilsarmee, der church army und ähnlicher religiöser Bestrebungen sich vertraut zu machen; neben seiner sonstigen literarischen Arbeit fand er immer noch Zeit, die Einrich-

Digitized by Google

tungen und Erbauungsbücher der katholischen Kirche zu studieren. Den reichen Niederschlag dieses Forschens bot er in den Kollegien. So manchem jungen Theologen machte er die Wirksamkeit der katholischen Kirche erst verständlich, wenn er redete von der Bedeutung der Bruderschaften, der dritten Orden und ähnlichem. Aber nicht nur zum Verstehen wollte er seine Zuhörer bringen, er wollte ihnen auch ein rechter Führer und Leiter sein. Gewiß hat er sich vielfach an Ohler angeschlossen, aber es war eine selbständige Darbietung und Vertiefung des ganzen Stoffes. Der Erlanger Tradition sowohl als seinem eigenen Interesse folgend las er anfangs auch über Missionsgeschichte, fand aber dafür wie für die Vorlesungen über bayerische Kirchengeschichte nicht das gewünschte Interesse. So berechtigt sein bitteres Klagen war, das „Banausentum der Studenten" dürfte doch der einzige Grund dazu nicht gewesen sein.

Auch in der Fakultät und im Senat bekam Kolde bald größeren Einfluß. Von seinen Kollegen trat ihm wohl der Alttestamentler August Köhler, der letzte Ausläufer der alten Erlanger Schule, am nächsten. Nach dessen Tode 1897 — auch Frank war inzwischen gestorben — wurde er eigentlich das Haupt der Fakultät. Je mehr er sich in Erlangen heimisch fühlte, desto mehr hielt er es für seine Aufgabe, die Institute und Bestrebungen der Universität zu fördern. Die Vermehrung der Bibliothek, die Errichtung einer kleinen Gemäldegalerie sind nicht zum mindesten auf seine Initiative zurückzuführen. Auch dem Verwaltungsausschuß gehörte er lange Zeit als Mitglied an.

Auch in der bayerischen Landeskirche faßte Kolde immer mehr Fuß; nach dem Tode Köhlers wurde er eigentlich das Bindeglied zwischen ihr und der Universität. Aus einer andersgearteten Kirche kommend wurde er bald auf ihre Mängel und Fehler aufmerksam; er sah voraus, wie schwere Notlagen in der Zukunft daraus erwächsen könnten. Darum suchte er auf alle Weise die Verfassung zu bessern. Er nahm Teil an den Beratungen über die neue Kirchengemeindeordnung, er schrieb eine Reihe von Aphorismen (1902), die noch jetzt reiche Beachtung finden. Daneben war er jahrelang ein eifriges Mitglied des Zentralmissionsvereins und des Ausschusses der Pastoralkonferenz. Wie eng er zum Schlusse in Bayern eingewurzelt war, beweist die Tatsache, daß er als einziges Mitglied der Fakultät dem bayerischen Pfarrerverein als Mitglied angehörte.

Neben dieser reichen Berufstätigkeit ruhte natürlich auch nicht die literarische Arbeit. Kolde war kein Vielschreiber, er wußte das

Digitized by Google

Wort: in der Beschränkung zeigt sich der Meister. So beschränkte er sich auf das Gebiet, dem er sich schon mit seiner Doktordissertation zugewandt hatte, auf die Reformationsgeschichte. Schon seine Antrittsvorlesung in Erlangen „Friedrich der Weise und die Anfänge der Reformation" legte davon Zeugnis ab. Unermüdlich forschte er, bis er endlich den Ertrag seiner mühevollen Studien neben dem Quellenwerk: Analecta Lutherana und kleineren Arbeiten in dem zweibändigen Werk „Martin Luther" (1884, 1893 Gotha) niederlegen konnte. Nicht nur für Theologen, sondern für einen größeren Kreis von Gebildeten wollte er schreiben; deshalb stellte er alle Belege in den Anmerkungen am Schlusse des Buches zusammen. Aber im Unterschied von Hausraths dichterischer Verklärung wollte er ein wahres und wirkliches Bild des Reformators zeichnen. Auf dem Hintergrund der damaligen Zeit erhebt sich einfach und schlicht seine Gestalt, bei aller Objektivität die innere Anteilnahme des Historikers fühlen lassend. Bossert wird dem Werke wohl am besten gerecht, wenn er urteilt: „Es ist das Buch, welches man einem Künstler empfehlen muß, welcher Studien für ein plastisches Denkmal Luthers zu machen hat." Die eingehende Kenntnis der Reformationsgeschichte befähigte ihn nun wie keinen andern, ultramontanen Angriffen und Beschimpfungen entgegenzutreten. Die Schriften Paul Majunkes (1890), die Neuherausgabe der Döllingerschen Schrift „Luther, eine Skizze" (1890), die Vorträge des ehemaligen Jesuiten von Berlichingen in Würzburg (1902), riefen ihn auf den Plan. Trotz allen inneren Widerstrebens hielt er es für seine Pflicht, solchen tendenziösen Machwerken entschieden entgegenzutreten. Gerade aber solche Erfahrungen nötigten ihn, sich immer mehr mit den in der katholischen Kirche herrschenden Geistesrichtungen zu beschäftigen. Er war deshalb höchst verwundert, als man in Albert Erhards Buch: Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit (1902) einen prinzipiellen Bruch mit der bisherigen Entwicklung der römischen Kirche sehen wollte; er sah in ihm vielmehr „einen der entschiedensten, mit dem Scheine der historischen Begründung versehenen Angriffe gegen die evangelische Kirche". Er benutzte seine Erwiderung dazu, nicht nur um eine rechte Würdigung dieser Schrift anzubahnen, sondern auch um die Forderung einer Neuorientierung der deutschen Politik der römischen Kurie gegenüber eingehend zu begründen. Die Konfliktsjahre nach dem großen Krieg waren eben auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen; immer schärfer hatte er das politische Treiben beobachtet, bis ihn endlich dieser Anlaß auf den Plan rief.

Digitized by Google

Wie er aber seine Augen immer offen hielt für das Leben in der katholischen Kirche, so beobachtete er auch scharf die Geistesströmungen in der evangelischen Kirche. Mit wachsender Besorgnis sah er, wie von England her eine Frömmigkeit eindrang, die nicht nur dem deutschen, sondern auch dem lutherischen Geiste völlig fremd war. Nicht nur daß er in Vorträgen und kleineren Artikeln darüber Aufklärung schaffen wollte, er bot auch die ersten und wohl auch besten wissenschaftlichen Arbeiten über die Heilsarmee (1885, 1899), die church army (1899), Edward Irving und Irvingianismus (1901).

Nach dem Abschluß seiner Arbeiten über Luther wendete er sich ganz der bayerischen Kirchengeschichte zu, der er bis zu seinem Tode diente. Bei seinen Forschungen zur Reformationsgeschichte hatte er immer mehr den Eindruck gewonnen, daß es sich hier nicht nur um ein meist ganz unangebautes Neuland handelt, sondern daß auch die gesamte Kirchengeschichte von der lokalen Geschichte den größten Gewinn ziehen müsse. So ließ er sich denn 1894 auf Bitten des leider nur allzufrüh verstorbenen Dr. H. Westermayer (Pfarrers in Fröhstockheim) bereit finden, die Redaktion einer neuen eigenen Zeitschrift: „Beiträge zur bayer. Kirchengeschichte" zu übernehmen. Er hat sie geführt bis an den Tod; er hat ihr den besten Teil seiner Kraft wohl geopfert. Er sollte seine Bemühung belohnt sehen; nicht nur, daß sich in Bayern ein Kreis von Mitarbeitern um ihn sammelte, sondern weithin fanden diese Aufsätze Beachtung. Er verstand es, diese Zeitschrift vor dem Versinken in Kleinigkeiten zu bewahren und die großen Gesichtspunkte „Frömmigkeit und Kirche" als Folie immer festzuhalten. Mit eiserner Zähigkeit wies er alles ab, was den wissenschaftlichen Charakter nur im geringsten beeinträchtigt hatte. Einen großen Teil der Beiträge hat er selbst geliefert, die Reformationszeit zumeist ins Auge fassend, aber auch den Pietismus und ähnliche Regungen nicht übersehend; so manche Artikel gleichen kleineren Monographieen; in andern wollte er nur zu neuem Forschen anregen. Eine wohl wenig gewürdigte, aber in ihrer Art einzige Leistung war die Rezension fast aller wichtigen Erscheinungen aus der bayerischen Kirchengeschichte von 1894—1913.

Gerade diese Arbeit führte ihn immer wieder zu seinem eigentlichen Forschungsgebiet zurück. Immer mehr erkannte er die Bedeutung Süddeutschlands für die Anfänge der Reformation. Die Geschichte der ersten evangelischen Bekenntnisse erhielt eine unerwartete Aufklärung. In mancherlei Aufsätzen und Schriften gab er davon immer wieder Kunde, bis er endlich 1907 in der „historischen Einleitung in

Digitized by Google

die Symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche" (Gütersloh Bertelsmann) die Resultate seiner langjährigen Forschungen zusammenfassen konnte. Jordan hat wohl recht, wenn er von einem „abgeklärten Meisterwerk" spricht.

Kaum glaublich erscheint es, wenn er daneben noch eine Reihe von Artikeln für die 3. Auflage der Hauckschen Realenzyklopädie schrieb. So mancher hat ungeahnte Vorarbeiten gefordert. Aber er tat es gern schon in Erinnerung an die gemeinsame harmonische Wirksamkeit am Beginn der 80er Jahre.

Das Jahr 1910 kam heran; 100 Jahre waren vergangen, seitdem Erlangen zu Bayern gehörte. Der Senat faßte den Entschluß, den Aufschwung, den die Universität in dieser Epoche genommen hatte, auch quellenmäßig darzustellen. Kolde übernahm diese Aufgabe. Getreu seinem Grundsatz suchte er die 100 Jahre dieser Universität als einen Ausschnitt aus der ganzen Zeit zu verstehen, das „Kleine als Zeugen des Großen zu werten". So vermied er aufs glücklichste die annalistische Methode seiner Vorgänger Fikenscher und Engelhard und wußte der wissenschaftlichen Bedeutung der einzelnen Persönlichkeiten immer gerecht zu werden. Wohl keiner ahnt, welch Fülle von geistiger Arbeit sich Kolde damit auferlegt hatte, mehr als er sich hätte zumuten dürfen; an seinem baldigen Zusammenbrechen sollte dies mit Schuld sein.

Wie Kolde die Kirchengeschichte nicht von der Universalgeschichte getrennt wissen wollte, so pflog er auch manchen Verkehr mit den Vertretern der letztern; an verschiedenen Tagungen nahm er teil, auch an der Gründung der Gesellschaft für Fränkische Geschichte 1904 in Nürnberg beteiligte er sich. Auf seine Anregung wurde die Repertorisierung der protestantischen Pfarrarchive in Angriff genommen, wobei er selbst noch die ersten Jahre selbst Hand anlegte.

Kolde hatte sich in den letzten Jahren doch zuviel zugemutet; nach der Beendigung der Universitätsgeschichte hatte er neue Pläne ins Auge gefaßt. Er wollte z. B. eine kleine Darstellung der Dogmengeschichte geben. Da traf ihm am 14. Juli 1911 mitten im Kolleg über Symbolik ein Schlaganfall. Nach einjähriger Unterbrechung konnte er W. S. 1912/13 und J. S. 1913 noch einmal lesen; aber das Ziel seines Lebens war bestimmt. Am 21. Oktober 1913 traf ihn an seinem Schreibtisch ein Herzschlag.

Über die Bedeutung Koldes läßt sich jetzt noch kein abschließendes Urteil fällen. Wie er sich keiner theologischen Richtung anschloß, sondern allein seine Wege ging, war er auch in seinem speziellen

Digitized by Google

Forschungsgebiet auf eigenen Bahnen gewandelt. Aber eines kann jetzt schon gesagt werden, daß er eine Fülle von Anregungen gab und viele zu gleichem Forschen veranlaßte. Und mancher von diesen, der Kolde auf dieser Weise näher trat, durfte es erfahren, mit welch innerer Anteilnahme er alles verfolgte, wie die anscheinend etwas kühle und zurückhaltende Persönlichkeit ganz mit ihm lebte, forschte und sorgte.

Seine Erholung fand Kolde vor allem im Kreis seiner Familie. Von seinen 6 Kindern sind 2 Söhne: Gerhard und Erich, im Kampf gegen Engländer und Franzosen gefallen.

Literatur: D. Hermann Jordan, Theodor Kolde. Ein deutscher Kirchenhistoriker. Leipzig 1914. Schornbaum, Beiträge zur bayer. Kirchengeschichte. XX, 98 ff. 1914. Die Druckschriften Koldes von seinem Sohne Erich ebendaselbst zusammengestellt. S. 128 ff. 221.

Selbständige Schriften: Der Kanzler Brück und seine Bedeutung für die Entwicklung der Reformation. Gotha. Fr. A. Perthes. 1874. — Luthers Stellung zu Conzil und Kirche bis zum Wormser Reichstag 1521. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1876. — Walther von der Vogelweide in seiner Stellung zu Kaisertum und Hierarchie. Gütersloh. Bertelsmann. 1877. — Die deutsche Augustinerkongregation und Joh. v. Staupitz. Gotha. Perthes 1879. — Friedrich der Weise und die Anfänge der Reformation. Erlangen. Deichert 1881. — Analecta Lutherana. Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Luthers. Zugleich ein Supplement zu den bisherigen Sammlungen seines Briefwechsels. Gotha Fr. A. Perthes 1883. — Luther und der Reichstag zu Worms 1521[1] [2]. Halle 1883. Niemeyer. — Martin Luther, der Reformator der Kirche. Erlangen. Junge. 1883. — Martin Luther. Eine Biographie. I. 1884. II. 1893. Gotha. Fr. A. Perthes. — Die Heilsarmee nach eigener Anschauung und nach ihren Schriften. Erlangen. Deichert 1885. — Der Methodismus und seine Bekämpfung. Erlangen. Deichert 1886. — Die loci communes Ph. Melanchthons in ihrer Urgestalt nach G. L. Plit. 2. Auflage. 1890. [3]1900. Erlangen und Leipzig. Deichert. — Luthers Selbstmord. Eine Geschichtslüge P. Majunkes. 1.—3. Auflage 1890. Leipzig und Erlangen. Deichert. — J. Chr. K. Hofmann, Paulus, eine Döllingersche Skizze, in 2. Auflage herausgegeben. Erlangen und Leipzig. 1890. Deicherts Nachfolger. — Noch einmal Luthers Selbstmord. 1890. Erlangen und Leipzig. Deicherts Nachf. — Über Grenzen des historischen Erkennens und der Objektivität des Geschichtsschreibers. Erlangen 1890[1]. Junge. [2]1891. Leipzig. Deichert. — Gustav Adolf. Vortrag. Bericht über das Landesfest des bayer. Gustav-Adolf-Vereins 1894. — Andreas Althamer, der Humanist und Reformator in Brandenburg-Ansbach. Mit einem Neudruck seines Katechismus von 1528 und archivalischen Beilagen. Erlangen. Junge 1895. — Die kirchlichen Bruderschaften und das religiöse Leben im modernen Katholizismus. Eine zeitgeschichtliche Studie. Erlangen. Junge 1895. — Die Augsburgische Konfession lateinisch und deutsch kurz erläutert.[1] Gotha. Perthes 1896. [2]1911. — D. Adolf von Stählin. Erlangen. Junge 1897. — Das religiöse Leben in Erfurt beim Ausgange des Mittelalters. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Reformation. 1898. Halle.

Digitized by Google

Max Niemeyer. — Die Heilsarmee, ihre Geschichte und ihr Wesen. Erlangen und Leipzig. Deicherts Nachfolger. 1899. — Edward Irving, eine biographischer Essay. Leipzig. Deichert 1901. — Die evangelische Heidenmission Deutschlands im 19. Jahrhundert. Ein Rückblick auf ihre Arbeit und ihre Erfolge. 1900. Nürnberg. — D. Joh. Teuschlein und der erste Reformationsversuch in Rothenburg o. T. Erlangen und Leipzig. Deicherts Nachfolger. 1901. — Der Katholizismus und das 20. Jahrhundert. Leipzig. Deichert 1902. — Das bayer. Religionsedikt vom 10. Januar 1803 und die Anfänge der prot. Landeskirche in Bayern. Ein Gedenkblatt. Erlangen. Junge 1903. — Luther in Worms. München. Lehmann 1903. — Der Staatsgedanke der Reformation und die römische Kirche. Leipzig. Buchhandlung d. Ev. Bundes. 1903. — P. Denifle, Unterarchivar des Papstes, seine Beschimpfung Luthers und der evangelischen Kirche. Leipzig. Deicherts Nachf. 1904. — Die Anfänge einer kath. Gemeinde in Erlangen. Junge. Erlangen 1905. — Die älteste Redaktion der Augsburger Konfession mit Melanchthons Einleitung, zum erstenmal herausgegeben und gewürdigt. Gütersloh. Bertelsmann 1906. — Historische Einleitung in die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche. Gütersloh. Bertelsmann [1]1907. [2]1909. [3]1913. — Die Universität Erlangen unter dem Hause Wittelsbach 1810—1910. Festschrift zur Jahrhundertfeier der Verbindung der Friderico — Alexandrina mit der Krone Bayern. 1910. Erlangen und Leipzig. Deicherts Nachf.

Karl Schornbaum (Alfeld b. Hersbruck, Mittelfranken.)

26. Külpe Oswald,
Professor der Philosophie
1862—1915.

Külpe war 15 Jahre lang (1894—1909) Professor der Philosophie an der Universität Würzburg. Viele von den jüngeren Psychologen Deutschlands und ein großer Teil derer, die zu jener Zeit aus allen Weltteilen zu uns kamen, haben dort bei ihm gearbeitet, das psychologische Institut in Würzburg und die „Würzburger Psychologenschule" sind sein Werk. Er hatte Wurzel gefaßt und großen Einfluß gewonnen im Geistesleben des Frankenlandes, das er mit gutem Recht seine zweite Heimat nennen durfte.

Aus der Kindheit Külpes, der am 3. August 1862 in Candau bei Tukkum in Kurland geboren wurde, wissen ältere Verwandte manches zu erzählen, was auf eine ungewöhnlich rasche geistige Entwicklung und vor allem ein bemerkenswertes Gedächtnis hinweist, z. B. wie der vierjährige eines Tages zur allgemeinen Überraschung ganze Sätze aus der Zeitung richtig vorlas, älteren Schulkindern hatte er das Lesen spielend nachgelernt. Geographie und Geschichte waren Glanz-

Digitized by Google

fächer des Elementarschülers; das deutsche Gymnasium in Libau durchlief er als weitaus jüngster und unbestrittener Primus der Klasse und absolvierte es noch nicht 17jährig im Juni 1879. Oft hat man später den Umfang und die Treue des Gedächtnisses in Dingen der Wissenschaft und des täglichen Lebens an Külpe bewundert.

Der junge Abiturient nahm eine Lehrstelle für Geschichte und andere Fächer an dem Knabenpensionat der Forstei Kursitten an, die er anderthalb Jahre lang behielt. Als er dann Ostern 1881 die Universität Leipzig aufsuchte, brachte er Interessen für Geschichte und Philosophie und dazu ein drittes, seine tiefste und eigentlich einzige Leidenschaft, nämlich die Liebe zur Musik mit. Manchmal sprach er später mit leicht wehmütigem Bedauern davon, daß er nicht ganz habe Musiker werden können, „die drei B's", Bach, Beethoven und Brahms waren der Inbegriff des höchsten, was die Kunst ihm geben konnte. In Leipzig bei W. Wundt erfolgte die entscheidende Wendung zur Philosophie und zwar zunächst wohl zur Ethik. „Ich kann," so schreibt Külpe in einem Briefe 1883, „mit Stolz auf meine hehre Philosophie blicken, denn sie hat mich in ethischer Beziehung einen Schritt weiter zur Klarheit und Wahrheit geführt." Und weiter: „Ich bin in letzter Zeit . . . viel mit moralphilosophischen Problemen beschäftigt gewesen . . . Was darf als bessere Grundlage der Ethik, als bewegendes Prinzip aller ethischen Handlungen angesehen werden, als die unmittelbare tätige Liebe?" Dann setzt er sich mit dem Prinzip des Egoismus und vor allem mit Spinoza auseinander. Man gewinnt unmittelbar den Eindruck, als sei der Student gerade aus diesem Bedürfnis nach ethischer Klarheit zum Philosophieren gekommen; ein solcher Anfang paßt auch durchaus zum Wesen Külpes, das eine Krönung der Philosophie durch die Ethik verlangte.

Warum Külpe schon nach zwei Semestern Leipzig wieder verließ, ist mir nicht ganz klar geworden. Ein Jahr in Berlin, wo er neben anderen Treitschke hörte, darf als Episode bezeichnet werden; Külpe fand dort die philosophische Förderung, welche er suchte, nicht und konnte auch das Getriebe der Weltstadt nicht ertragen. Dagegen sind die zwei darauffolgenden Studienjahre in Göttingen bedeutungsvoll für ihn geworden; bei G. E. Müller wurde Külpe zum Psychologen, erhielt das Thema seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit „Zur Theorie der sinnlichen Gefühle" und, mehr als dies, die erste Schulung im psychologischen Denken. Ein Kreis baltischer Landsleute, meist junger

Digitized by Google

Theologen, nahm ihn in Göttingen auf. Külpe pflegte lebenslang und ungewöhnlich treu seine Jugendfreundschaften.

Ein Jahr noch studierte er aus praktischen Rücksichten in Dorpat, wo er die Lehramtsprüfung als „Kandidat der Geschichte" ablegte, dann kehrte er (Herbst 1886) nach Leipzig zurück, promovierte im folgenden Jahre mit der genannten Arbeit, wurde Assistent an dem psychologischen Institut von Wundt und bald darauf auch Privatdozent für Philosophie (1888).

Zwei an Jahren ältere Basen gründeten ihm in Leipzig ein eigenes Heim und wurden seine treubesorgten Lebensgefährtinnen; der schöne, schlichte Grabstein auf dem Waldfriedhof in München ist ein Denkmal dieser verwandtschaftlichen Liebe und Freundschaft, die über ein Vierteljahrhundert eine Atmosphäre seltenen häuslichen Glückes um Külpe legte; er selbst hat sein philosophisches Hauptwerk „den lieben Cousinen Ottilie und Marie" zugeeignet. Külpe blieb unvermählt und war wohl auch für die Ehe nicht geschaffen; denn selbst äußerst bedürfnislos ging sein Streben für andere zu sorgen ins Weite und Weiteste. Begabten Studenten zu helfen, Fachgenossen in der Ferne zu fördern, war ihm Herzenssache; er war im letzten Jahrzehnt seines Lebens einer der meist angerufenen Berater philosophischer Fakultäten. — Um Wundt in Leipzig sammelte sich zu Külpes Zeit ein rasch wachsender Kreis junger Mitarbeiter; es sei von den bekannteren nur an Meumann, Kräpelin, Störring, Titchener und G. F. Lipps erinnert. Külpe war anregend und selbst gefördert unter ihnen, hielt durch eine Reihe von Semestern Spezialvorlesungen über Teilgebiete der Psychologie und brachte 1893 sein erstes Buch, den „Grundriß der Psychologie auf experimenteller Grundlage dargestellt" heraus. Dieses Buch hat den wissenschaftlichen Ruf seines Verfassers begründet, erlebte aber keine zweite Auflage; seine didaktischen Schwächen hat niemand klarer erkannt als Külpe selbst in späteren Jahren, und als der Verlag 1914 einen Neudruck veranstalten wollte, hat er sich entschieden dagegen gewehrt. Das Manuskript seiner Vorlesungen über Psychologie war in ganz anderer Art auf ein neues Buch angelegt; es ist posthum im Druck erschienen.

Als J. Volkelt nach Leipzig berufen wurde, kam Külpe als sein Nachfolger nach Würzburg (1894) und ein Jahr darauf gab er sein zweites Buch, die „Einleitung in die Philosophie" heraus, von der er selbst sieben Auflagen besorgen konnte. Sie trägt äußerlich den Charakter einer Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften und ist als Lehrbuch gedacht: „Man wird, wie ich hoffe, finden, daß ich

Digitized by Google

den verschiedenen selbständigen Richtungen und Leistungen in der Vergangenheit und der Gegenwart ein unbefangenes und gleichmäßiges Interesse entgegengebracht und eine begründete Abwägung ihres Wertes vorgenommen habe" (Aus der Vorrede zur 1. Aufl.). Dem Verfasser ist diese Durcharbeitung der Systeme zur Grundlage der eigenen Philosophie und zwar zunächst der Erkenntnistheorie geworden; Niederschläge der historischen Studien von damals sind noch in den gut ausgearbeiteten Vorlesungen zur Geschichte der neueren Philosophie enthalten, woraus ein Stück „Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland" nach einem Ferienkurs für Lehrer in Würzburg als ein Bändchen der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" veröffentlicht worden ist (1902). Külpe bevorzugte als Historiker die biographische Anordnung des Stoffes und ließ es sich nie entgehen, jedem System eine immanente Kritik beizugeben; zu isolierenden historischen Problementwicklungen im Sinne Windelbands ist er erst später bei Vorstudien zur „Realisierung" gekommen; derart angelegte Seminarübungen gehörten in seinen letzten Jahren zu dem besten, freilich auch zu dem schwierigsten, was er als Lehrer zu bieten hatte. Für weite Kreise und Anfänger hat Külpe übrigens niemals seine Vorlesungen zugeschnitten. Auch der didaktisch gute Griff, dem die „Einleitung" ihre weite Verbreitung verdankt, ich meine die übersichtliche Vereinfachung der Probleme ist in erster Linie nicht der Ausdruck einer Popularisierungstendenz, sondern das natürliche Ergebnis ihrer ganzen Anlage. Wenn man die greifbaren Ergebnisse des menschlichen Philosophierens synoptisch und frei von jedem nichtsachlichen Pathos zur Darstellung bringt, so müssen die Dinge einfach, und wenn man die Lösungen der Probleme nach dem Prinzip der sachlichen Vollständigkeit zusammenzustellen versteht, so müssen sie übersichtlich werden. Einfach und übersichtlich ohne Vergewaltigung oder Verflachung; dieser Wurf wird wohl zu allen Zeiten als ein Meisterwerk Külpes anerkannt werden. Seine Einleitung ist die beste Brücke aus dem Historismus in die neue, sachlich wieder produktive Phase der Philosophie. Er selbst beschäftigte sich nach der Einleitung vor allem mit der Erkenntnistheorie und darin bald mit jener Kernfrage, die sein philosophisches Hauptwerk „Die Realisierung" ausfüllen sollte. Er rang mit Kant (Immanuel Kant, Darstellung und Würdigung 1907, 3. Aufl. 1912), noch mehr aber mit dem modernen Positivismus und Phänomenalismus. Külpe war sozusagen von Hause aus Realist, fühlte sich mehr zum Theismus als zum Pantheismus hingezogen und machte auch den Fechnerschen

Digitized by Google

Parallelismus von Leib und Seele nicht mit. Nun kam da bei Kant und den Neukantianern, in anderer Form bei Mach und verwandten Richtungen eine nichtrealistische Erkenntnistheorie, die sich als das direkte Ergebnis der modernen Naturwissenschaften präsentierte. Külpe selbst hatte die demütige Ehrfurcht des Naturforschers vor der Tatsache und so kam der Konflikt, das Problem. Um es gleich zu sagen: der Realismus trug den Sieg davon, der Anspruch seiner Gegner, einzig berechtigte Interpreten und Vollender der naturwissenschaftlichen Weltanschauung zu sein wurde abgewiesen und ein Fehler im Ansatz ihrer Rechnung aufgedeckt. Wer die Entwicklung dieser Gedanken einmal historisch verfolgen will, darf eine scheinbar rein psychologische Untersuchung von 1902 „Über die Objektivierung und Subjektivierung von Sinneseindrücken" und zwei Rezensionen von 1904 und 1905 über W. Freytags Arbeiten („Der Realismus und das Transzendentalproblem" und „Die Erkenntnis der Außenwelt") nicht übersehen[1]; zur ersten Klarheit reiften die Dinge in einem über 8 Jahre ausgedehnten einstündigen Kolleg in Würzburg, aus dem der Hauptstoff für den zweiten Band der Realisierung genommen ist, und wurden im Abriß schon in der definitiven Gliederung auf der Naturforscherversammlung in Königsberg 1910 vorgetragen. Der Angelpunkt des Külpe'schen Realismus ist eine neue Auffassung vom Wesen und den Leistungen des Denkens, eine Auffassung, mit der Külpe in die Nähe von Brentano, Stumpf, Meinong und Husserl kam.

Es ist nun am Platze, allgemein über die psychologische Tätigkeit Külpes zu berichten. Der moderne Psychologe braucht eine mit den unentbehrlichen äußeren Hilfsmitteln ausgestattete Forschungsstätte. Külpe war bei Wundt am ältesten psychologischen Institut der Welt Assistent gewesen, hat selbst in Deutschland drei Institute eingerichtet und war bei einer weit größeren Anzahl ausländischer beratend tätig. In Würzburg waren anfangs die Verhältnisse nicht günstig; erst als beim Umzug der Universität in ihren Neubau schöne stille Räume frei wurden und eine hochherzige private Stiftung die Mittel beträchtlich erhöhte, war die Bahn frei; Mitbegründer und Mitdirektor des Institutes war K. Marbe. Wesentlich günstiger lagen später die Dinge in Bonn, wo schon B. Erdmann die Grundlagen vorbereitet hatte, und noch besser in München, wo schon beim

[1]) In der Bibliographie, die ich für den Nachruf Cl. Baeumkers in den Sitzb. der bayr. Akad. 1916, S. 104 ff. zusammengestellt habe, findet man die genaueren Angaben.

Digitized by Google

Universitätsneubau ausreichende, wenn auch unzweckmäßig große Räume für ein späteres Institut vorgesehen waren; es war 1913 ein leichtes, den Mißgriff zu korrigieren und der Psychologie eine geräumige und wohlausgerüstete Arbeitsstätte zu bereiten. Külpe hing mit Herz und Seele an diesem seinem letzten Institut; die Einrichtungen im Einzelnen konnte und hat er sowohl in Bonn als in München seinen Mitarbeitern überlassen. Man ist ja in der Psychologie noch mehr als sonst in experimentellen Wissenschaften auf Arbeitsgemeinschaft angewiesen, weil man fähige Beobachter und Versuchspersonen braucht. Darin hat Külpe, im besten Sinn des Wortes ein Seelenfänger, ein ungewöhnliches Talent entfaltet; nur selten hat jemand, der einmal in den Bann dieses verständnisvollen, weitsichtigen Beraters kam, ihn wieder verlassen, ohne an seinen Bestrebungen mitbeteiligt oder wenigstens mitinteressiert zu werden. Külpe scheute aber auch keine Zeit und Mühe, andere anzuhören, sich in sie hineinzudenken und jeden gerade in dem zu fördern, wo er ihm besondere Leistungen zutraute; daher die Vielgestaltigkeit der aus dem Umkreis Külpes stammenden Untersuchungen. In Bonn, wo er dies mit peinlicher Gewissenhaftigkeit sogar auf den weiten Kreis der Staatsexaminanden und deren schriftliche Arbeiten ausdehnte, ist die ungeheure Arbeitslast seinen Nerven beinahe gefährlich geworden. Die Zahl der von Külpe selbst veröffentlichten Arbeiten ist unter diesen Umständen verhältnismäßig klein geblieben. Ein Fremder, der nur seine Bibliographie durchsucht, könnte einigermaßen enttäuscht werden. Aber nicht nur dort, sondern auch in den Arbeiten seines Institutes, wo er an irgend einem bescheidenen Platz unter anderen Versuchspersonen figuriert, und darüber hinaus, ferner in Gesprächen und Beratungen, wo er seine Ideen bereitwilligst austeilte, liegen die Früchte seiner psychologischen Tätigkeit. Greifbar vorzeigen kann man vieles nicht mehr. So bereitwillig, wie Külpe selbst gab, hat er auch fremde Leistungen anerkannt und übernommen; man muß es einmal erlebt haben, wie er z. B. in dem wöchentlichen Kolloquium, das wir seit 1908 abhielten, auch aus der dürftigsten fremden Anfängerarbeit, die gerade besprochen wurde, noch das Wertvolle herauszufinden wußte! Von der Baumschere hat er im Garten seines eigenen Institutes nur wenig Gebrauch gemacht, er ließ in der Methode und theoretischen Ausdeutung jedem seiner selbständigen Schüler den weitesten Spielraum und ging selbst mit ihm. Das ist die andere Seite dieser Arbeitsgemeinschaft: ihre Ideen und Unternehmungen kamen aus vielen Quellen, man war in einem großen

Digitized by Google

Sammelbecken und lebte der guten Hoffnung auf die lebendige Kraft der Selbstklärung und Selbstorganisation der jungen Wissenschaft. Daß sie etwas Großes und Dauerndes werden könne und müsse, war eine tiefe und wohlbegründete Überzeugung Külpes; mit Sorge aber erfüllte ihn ihre äußere Lage in Deutschland. Wußte er doch genau, welch große Schwierigkeiten aus dem Mangel an sachlichem Verständnis und aus selbstsüchtigen persönlichen Interessen der von ihm als dringend notwendig erkannten Verselbständigung der Psychologie erwachsen. Selten scharf und ernst sind die Worte, mit denen er an die historische Verantwortlichkeit der berufenen Stellen appelliert: „Die Loslösung einer Wissenschaft von der Philosophie ist ein viel zu bedeutungsvoller, ernsthafter und schmerzlicher Entwicklungsprozeß, als daß man ihn mit billigen Witzen verunglimpfen und durch selbstsüchtige Erwägungen herabsetzen sollte. Gerade dem Philosophen steht es wohl an, von hoher Warte herab auf solche Veränderungen zu blicken und durch eine Betrachtung sub specie aeterni die Entwicklung der wissenschaftlichen Kultur zu adeln und zu fördern. Es ist uns die Aufgabe gestellt, für ein Gebiet, das in unerhört rascher und erfolgreicher Entfaltung sich ideell und im Auslande zum Teil auch reell verselbständigt hat und eine schier unübersehbare Fülle von Entfaltungs- und Anwendungsmöglichkeiten in sich birgt, ein eigenes Arbeitsfeld abzustecken und den zu seiner Bebauung herandrängenden Kräften als ausschließliche Domäne zu überweisen. Möchte das Geschlecht, das diesem großen Akte beiwohnen und zu seiner Verwirklichung beitragen darf, sich nicht zu klein erweisen!" (Psychologie und Medizin S. 81).

Mit den Untersuchungen über das Denken war es so: daß sich sehr früh aus erkenntnistheoretischen Überlegungen bei Külpe Zweifel an der herkömmlichen assoziationspsychologischen Auffassung des Denkens regten, habe ich schon gesagt, Andeutungen von Schwierigkeiten, die aus dem Tatbestand des im Bewußtsein unmittelbar Gegebenen erwachsen, finden sich sogar bereits im Grundriß der Psychologie. Külpe hat nun selbst drei Ansätze gemacht, den Dingen durch Beobachtung näher zu kommen. Der erste bald nach dem Erscheinen der Einleitung bestand in der Anregung zu einer entwicklungsgeschichtlichen Untersuchung beim Kinde, die von W. Ament selbständig durchgeführt wurde (Die Entwicklung von Sprechen und Denken beim Kinde. 1899). Das war Pionierarbeit, die damals noch nicht zu abschließenden Ergebnissen führte, aber immerhin doch recht deutlich machte, wie verwickelt das Geschäft der Begriffsbildung ist. Külpe

Digitized by Google

griff später — das war sein dritter eigener Versuch — den, wie man von Alters her annahm, wichtigsten Teilprozeß der Begriffsbildung, nämlich die Abstraktion experimentell beim Erwachsenen an und trat 1904 auf dem ersten Psychologenkongreß mit einer vorläufigen Mitteilung darüber hervor; eine Fortsetzung, um dies gleich zu sagen, und einen selbständigen Ausbau der Methode brachte später die Arbeit von A. A. Grünbaum (1908). Unterdessen war 1901 aus Würzburg die experimentelle Untersuchung Marbes über das Urteil erschienen, deren methodische kühne Idee Külpe stets anerkannt, deren Durchführung ihn aber schon als mitbeteiligte Versuchsperson mit einigem Unbehagen erfüllt und deren Ergebnisse er nur als vorläufige Formulierungen betrachtet hat. Im unmittelbaren Anschluß daran machte Külpe seinen zweiten Vorstoß in der Untersuchung von H. Watt. Rein äußerlich betrachtet bringt sie Assoziationsversuche alten Stils mit Worten, ihre Grundidee aber enthält etwas Neues, nämlich den Versuch, die Wirksamkeit der Denkziele, der „Aufgaben", die das Assoziationsgetriebe beherrschen, experimentell zu erforschen. Wie Külpe darüber dachte, geht am klarsten aus seinem Vortrag auf dem 5. Psychologenkongreß hervor (Internat. Monatsschrift f. Wiss., Kultur und Technik 1912). N. Ach hat ungefähr gleichzeitig und unabhängig von Watt und Külpe dieselbe Tatsache von anderer Seite her angefaßt und den Begriff der „determinierenden Tendenzen" geprägt; soweit dies für die Lösung von Denkaufgaben in Betracht kommt, hat die Arbeit von O. Selz (Über die Gesetze des geordneten Denkverlaufs. 1913) eine abschließende Theorie entwickelt. Die Fäden von Watt hat A. Messer mit erweitertem Programm, das sich besonders auch auf das Urteil erstreckte, aufgenommen. Doch soll hier ja nur über Külpes eigenen Entwicklungsgang berichtet werden und darum ist über seine Mitarbeiter um so weniger zu sagen, je selbständiger sie vorgingen; das gilt zum guten Teil schon von Messer, noch mehr von Ach und den späteren. Nur an einer Stelle, nämlich in der Untersuchung von Westphal (Über Haupt- und Nebenaufgaben bei Reaktionsversuchen. 1911), die als eine Fortsetzung der Abstraktionsexperimente angelegt war, aber auch auf andere Gebiete übergriff, tritt Külpe selbst noch einmal deutlich hervor. Nach dem schon erwähnten erkenntnistheoretischen Kolleg in Würzburg hat er nicht wieder über das Denken gelesen, auch keine Notizen hinterlassen; der Vortrag von 1912 war in der Hauptsache als eine Apologie und späte Antwort an Wundt und andere gedacht. So wird die Öffentlichkeit nicht mehr viel Neues darüber von ihm erfahren können,

Digitized by Google

ausgenommen das, was seine Vorlesungen über Psychologie und Logik enthalten. In der Psychologie war er intensiv mit der Verarbeitung der methodischen Erfahrungen, die er als Versuchsperson und Berater der vielgestaltigen Untersuchungen seines Institutes gesammelt hatte, beschäftigt und hatte schon den Plan zu einer neuen Methodenlehre entworfen (vgl. den Vortrag „Über die Methoden der psychologischen Forschung" in der Internat. Monatsschrift für Wiss. 2c. 1914), außerdem lag ihm viel an der Fortbildung der Unterscheidung von Bewußtseinsinhalten und psychischen Funktionen, auf die er gleichzeitig mit Stumpf gekommen war (vgl. Gött. Gel. Ang. 1907. S. 595 ff.).

Merkwürdig haben äußere Umstände das Verhältnis Külpes zur Logik gestaltet. Als Privatdozent in Leipzig hatte er über Logik gelesen, in Würzburg nach einer Vereinbarung mit dem anderen Ordinarius für Philosophie nicht mehr. Daß er trotzdem den Kontakt nicht verlor, beweisen die verschiedenen Auflagen seiner Einleitung; aber ein lebendiges inneres Mitmachen war nicht da. Man findet z. B. schon 1903 pflichtgemäß den Namen Husserls, aber noch keinen Hauch seiner neuen Ideen. Ich erinnere mich noch sehr gut an das Zögern und den inneren Widerstand, als ich Külpe im Winter 1905 eine Aufnahme der Bestrebungen Brentanos und seiner Schule in unser Programm der experimentellen Denkuntersuchung und in die Logik als notwendig erklärte. Wir jüngeren hatten keine rechte Vorstellung von den ungeheuren Schwierigkeiten einer Selbstbefreiung aus alteingefahrenen Geleisen; vollkommen hat sie Külpe erst in Bonn vollzogen, als er, nun doch schon ein gefeierter Lehrer, an die Ausarbeitung seiner Logik kam. Frei von dem Ballast der eigenen Vergangenheit hat er dies Kolleg in einem Zuge und in ganz modernem Geiste geschaffen. Ich will der Veröffentlichung nicht vorgreifen, Keime des Neuen findet man in den späteren Auflagen der Einleitung, die wichtigsten Teile über Begriffe und Urteile klar ausgeführt in der Realisierung, aber ihren organischen Zusammenhang und ihr Verhältnis zur Psychologie des Denkens wird man erst aus diesen Vorlesungen über Logik erkennen.

Eine stille Liebe verband Külpe mit der Ästhetik, zu der er schon in der ersten Auflage der Einleitung ein wohldurchdachtes Programm bieten konnte. Seine Vorlesungen über Ästhetik kehrten in regelmäßigem Turnus wieder und waren erkennbar auf ein vollständiges System angelegt, wenn dies auch noch nicht gleichmäßig ausgebaut ist. Das Fundament der Ästhetik sieht Külpe anfangs ganz in der

Digitized by Google

Psychologie, um rein psychologische Probleme des ästhetischen Genießens bemühen sich auch alle eigenen Untersuchungen; das Experiment auch hier einzuführen war ein Lieblingsgedanke von ihm, den er trotz gelegentlicher Klagen über kaum merkliche Fortschritte seit Fechner und trotz scharfer Kritik, zu denen manche, besonders amerikanische Arbeiten herausforderten, unentwegt festhielt. Doch ist der Geist der neuen Logik auch in die Ästhetik eingedrungen, wie man aus der letzten Auflage der Einleitung und deutlicher aus den Vorlesungen, die jetzt veröffentlicht sind, erkennen wird. Külpe selbst ließ sich in der Ästhetik Zeit, ich glaube, er hätte uns die reife Frucht einmal mit denselben Worten wie Volkelt sein „System der Ästhetik" schenken wollen und dürfen: „Langsam ist mir aus Arbeit, Beschäftigung und Genuß meine Ästhetik herausgewachsen."

Auf viele, die Külpe nahestanden, hat er vielleicht noch stärker als Mensch denn durch seine Wissenschaft gewirkt. Eine fast frauenhafte Zartheit des Gemütes harmonierte in ihm ohne erkennbaren Kampf oder Sieg mit der nordisch-herben Pflichtauffassung der Kantischen Ethik; so gut er den Ästhetizismus aus eigener Empfindsamkeit verstand, so selbstverständlich lebte er einem entgegengesetzten Ideale. Bezeichnend ist mir immer sein Verhältnis zur Natur gewesen: er liebte ihre Schönheiten nur, wo sie ihm ohne Kampf geboten wurden, er liebte die Natur, welche den Menschen in Frieden läßt, wünschte sich im Scherz wohl nach Samoa oder an eine Universität, die im Sommer irgendwo in Deutschland (nur nicht in Berlin) und im Winter in Ägypten läge, und doch hat man nie gemerkt, daß seine erstaunliche Arbeitskraft „geopsychisch", wie Hellpach sagen würde, beeinflußt worden wäre. In den Ferien mit einem dicken Pack Arbeiten im Rucksack zu Rade oder seßhaft an einem stillen Winkel, wo freundliche Menschen ein altes Städtchen bewohnen, hatte er einsam seine ideenreichsten Stunden. Das Semester gehörte den Vorlesungen, den Schülern, Kollegen und jedem, der kommen wollte. Man kann das Wesen des geistigen Verkehrs, der sich überall, wo Külpe länger weilte, um ihn entwickelte, nicht besser zeichnen als er es selbst am Schlusse der Einleitung, wo von dem Verhältnis der Philosophie zu den übrigen Wissenschaften die Rede ist, getan hat: „Aus der monarchischen Verfassung der Wissenschaften ist mit der Zeit eine demokratische geworden. In unbestrittener Alleinherrschaft gebot früher die königliche Philosophie den einzelnen Disziplinen, schlichtete ihre Streitigkeiten, erteilte ihnen weise Ratschläge und öffnete freigebig

Digitized by Google

ihren Schatz von Ideen und Methoden für die Bedürftigen." Dann kam der selbstverdiente Sturz, die Verachtung der Königin und die Anarchie in der Ordnung der Wissenschaften. „Inzwischen war die Verstoßene und Verachtete in sich gegangen, sie hatte den hohlen Früchten dialektischer Kunst entsagen, im kleinen tüchtig und zuverlässig sein und sich der Macht der Tatsachen beugen lernen. Als nun die kurzsichtige Geschäftigkeit der früheren Untertanen in ungestümem Anlauf nach dem verlassenen Szepter griff und die seelenlose Puppe des Materialismus zur Herrscherin erklären wollte, da trat sie in der festen Rüstung der Erkenntnistheorie wieder auf den Plan, wehrte den Sturm ab und wies mit klaren, klugen Worten die Unbesonnenen in ihre Grenzen zurück. Seitdem ist ihr Ansehen beträchtlich gewachsen, zumal, da man merkte, daß keine Herrschaftsgelüste sie mehr beseelten. Ein friedliches Wechselverhältnis hat sich in der Gegenwart angebahnt. Durch die Einzelwissenschaften, mit ihnen und für sie arbeitet die Philosophie in der Metaphysik, der Wissenschaftslehre und den vorbereitenden Bemühungen. Ebenso sind jene geneigt, durch die Philosophie sich fördern zu lassen, mit ihr der Erkenntnis zu dienen und für sie Beiträge zu sammeln." Külpe war durch Befähigung und Studium gleichmäßig mit Geistes- und Naturwissenschaften in ein fruchtbares Wechselverhältnis des Nehmens und Gebens gekommen; in Würzburg pflegte er besonders sorgsam die persönlichen Beziehungen zur Medizin und den Naturwissenschaften, die physikalisch-medizinische Gesellschaft in Würzburg hat ihn einmal zu ihrem Vorsitzenden, die Universität Gießen zum Ehrendoktor der Medizin gemacht. Ich glaube, daß die letzte Phase seiner philosophischen Entwicklung ihn mehr wieder dahin geführt hätte, wo die Psychologie einmal ihre engere Heimat finden wird, zu den Wissenschaften der Sprache, Sitte und Kunst, der Gesellschaft und Religion. Aber mitten heraus hat ihn im dritten Kriegsjahr der sinnlose Zufall einer Infektionskrankheit weggerafft. Er starb an einer akuten Herzmuskelentzündung am 30. Dezember 1915.

Bibliographie. 1. Zur Theorie der sinnlichen Gefühle. Dissertation, Leipzig 1887. Auch in Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, Bd. XI, 1887, S. 424–482, XII, 1888, S. 50–81. 2. Die Lehre vom Willen in der neueren Psychologie. Habilitationsschrift, Leipzig 1888. Auch in: Philosophische Studien, herausgegeben von Wundt, Bd. V, 1889, S. 179–244, 381–446. 3. Grundriß der Psychologie. Auf experimenteller Grundlage dargestellt. Leipzig 1893. 4. Einleitung in die Philosophie. Leipzig 1895, 7. Auflage 1915. 5. Über den assoziativen Faktor des ästhetischen Eindrucks. Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, XXIII, 1899, S. 145–183. 6. Die Philosophie der Gegen-

Digitized by Google

wart in Deutschland. Leipzig 1902, 6. Auflage 1914. 7. Über die Objektivierung und Subjektivierung von Sinneseindrücken. Philosophische Studien, XIX, 1902, S. 508—556. 8. Zur Frage nach der Beziehung der ebenmerklichen zu den übermerklichen Unterschieden. Philosophische Studien, XVIII, 1903. (Festschrift für Wundt.) S. 328—346. 9. Versuche über Abstraktion. Bericht über den 1. Kongreß für experimentelle Psychologie in Gießen 1904. Leipzig 1904, S. 56—68. 10. Rezension von W. Freytag: Der Realismus und das Transzendenzproblem. Göttingische gelehrte Anzeigen 1904, S. 89—106. 11. Rezension von W. Freytag: Die Erkenntnis der Außenwelt. Ebd. 1905, S. 987—995. 12. Der gegenwärtige Stand der experimentellen Ästhetik. Bericht über den 2. Kongreß für experimentelle Psychologie in Würzburg 1906. Leipzig 1907, S. 1—57. 13. Immanuel Kant. Leipzig und Berlin 1907, 3. Auflage 1912. 14. Kants Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Neu herausgegeben für die Kant-Ausgabe der Berliner Akademie. Bd. VII, Berlin 1907. 15. Rezension von N. Ach: Über die Willenstätigkeit und das Denken. Göttingische gelehrte Anzeigen 1907, S. 595—608. 16. Ein Beitrag zur Gefühlslehre. Bericht über den 3. Intern. Kongreß für Philosophie in Heidelberg 1908. Heidelberg 1909, S. 516—555. 17. Erkenntnistheorie und Naturwissenschaft. Physikalische Zeitschrift XI, 1910. Auch separat, Leipzig 1910. Auszug in: Verhandlungen Deutscher Naturforscher und Ärzte, 82. Versammlung 1910. 18. Über die moderne Psychologie des Denkens. (Vortrag.) Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kultur und Technik, VI, 1912, S. 1069—1110. 19. Psychologie und Medizin. Zeitschrift für Pathopsychologie, I, 1912, S. 187—267. Auch separat, Leipzig 1912. 20. Die Realisierung. Ein Beitrag zur Grundlegung der Realwissenschaften. Bd. I, Leipzig 1912. 21. Artikel „Gefühl". Handwörterbuch der Naturwissenschaften, Bd. IV, Jena 1913, S. 678—685. 22. Artikel „Philosophie". Deutschland unter Kaiser Wilhelm II. Berlin 1914, S. 1147—1164. 23. Über die Methoden der psychologischen Forschung. Vortrag gehalten im Verein für Naturkunde in München, am 2. März 1914. Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kultur und Technik 1914, S. 1053—1070; 1219—1232. 24. Zur Kategorienlehre. Vorgetragen am 6. Februar 1915. Sitzungsberichte der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften, philos.-philol. und histor. Klasse, Jahrgang 1915. 5. Abhandlung München 1915. 25. Die Ethik und der Krieg. Nach einem Kriegsvortrag der Universität München, gehalten am 19. Februar 1915. (Zwischen Krieg und Frieden, Heft 20.) Leipzig 1915. Nach dem Tode herausgegeben: 26. Vorlesungen über Psychologie. Herausgeg. von K. Bühler. 1920. 2. Aufl. 1922. 27. Die Realisierung. 2. Bd. Herausgeg. von A. Messer. 1920. 28. Grundlagen der Ästhetik. Herausgeg. von S. Behn. 1921.

Karl Bühler (Dresden).

Digitized by Google

27. Laubmann, Georg von, Direktor der K. Hof- und Staatsbibliothek in München 1843—1909.

Laubmann, Georg, wurde geboren zu Hof in Oberfranken am 3. Oktober 1843 als Sohn eines Tuchscherermeisters. Den Tod seines Vaters hatte er schon in früher Jugendzeit zu betrauern, während die Mutter erst 1889 in dem hohen Alter von 81 Jahren verstarb.

Nach Besuch der Volksschule trat Laubmann 1853 in die lateinische Schule der Studienanstalt seiner Vaterstadt ein und errang sich schon im ersten Jahre die vorderste Stelle unter seinen Mitschülern; diese oder zum mindesten die zweite wußte er während seiner ganzen Gymnasialzeit bis 1861 sich zu erhalten und gerade die letzte Klasse zeigte ihn zum Schlusse der Mittelschule an der Spitze der Klassengenossen, obwohl er fast der jüngste und nach einer Bemerkung des Jahresberichtes längere Zeit durch Krankheit verhindert war, die Schule zu besuchen. Nach dem Brauche jener früheren Jahre nennen die Jahresberichte nicht nur die Noten der Schüler in den einzelnen Fächern, sondern auch die Preisbücher, welche den hervorragendsten Schülern zuteil wurden. Bei Laubmann ist unter den verliehenen Werken ein starkes Hervortreten von solchen aus dem Gebiete der klassischen Philologie zu bemerken, so 1861 K. F. Hermann, Kulturgeschichte der Griechen und Römer. Da doch wohl ein Einfluß des Preisträgers auf die Auswahl zu vermuten ist, kann ein schon früh sich zeigendes Hinneigen zu den klassisch-philologischen Studien angenommen werden. Daneben wird ihm wiederholt Belobung für Fortschritte im Hebräischen zuteil, welche Kenntnisse ihm später gute Dienste leisteten; erwähnt ja doch M. Steinschneider (Die hebräischen Handschriften der K. Hof- und Staatsbibliothek in München, 2. Auflage 1895, S. VII), daß ihm Laubmann eine Anzahl von Zitaten übermittelte und eine Korrektur des ganzen Bandes unter Vergleichung der Handschriften aufmerksam gelesen hat. Auch Laubmanns Freude am Gesange wird in den Jahresberichten des Gymnasiums gerühmt, wie er später bis zu seinem Tode ein getreues Mitglied des Münchener Akademischen Gesangvereins geblieben ist.

Nach Absolvierung des Gymnasiums widmete sich Laubmann zunächst in München und sodann in Bonn unter Ritschls Leitung philologischen Studien. Ein noch zu erwähnender Brief des dama-

Digitized by Google

ligen Direktors der Staatsbibliothek, des hervorragenden Latinisten Carl Halm an den Pandektisten Professor Windscheid vom Jahre 1873 nennt Ritschl, der seine besseren Schüler zu bibliothekarischen Arbeiten mitverwendete, denjenigen, der Laubmanns Neigung zu seinem späteren Hauptberufe entdeckte und förderte; auch rühmte Ritschl selbst in Briefen an Halm Laubmanns Eifer und Geschick, ein Urteil, dem sich Klette, der spätere Vorkämpfer für die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes (Graesel, Handbuch der Bibliothekslehre, 1902, S. 457 ff.) anschloß. So war nicht zu verwundern, daß Halm schon 1866 Laubmann, obwohl dieser noch keine Prüfung abgelegt hatte, zum Assistenten an seiner Anstalt vorschlug und damit durchdrang, (16. August 1866). Es zeugt von Tatkraft, daß Laubmann, trotz bereits erreichter staatlicher Anstellung noch 1866 die philologische Lehramtsprüfung mitmachte, die er als einer der ersten bestand.

In der Bibliothek wurde Laubmann eine sehr vielseitige Verwendung zuteil. Er arbe tete nicht nur an der viel Mühe und Anstrengung erfordernden Ausleihestelle, wodurch seine ohnehin große Literaturkenntnis noch starke Bereicherung fand, sondern Halm zog ihn außerdem noch zur Ausarbeitung des lateinischen Handschriftenkatalogs heran, von dem die beiden ersten 1868 und 1871 herausgegebenen Teile Laubmann als Mitarbeiter nennen.

1872 erschien seine Promotionsschrift (Magistri Justini Lippiflorium, herausgegeben von Dr. Georg Laubmann), zu der Scheffer-Boichorst den Aufsatz „Herr Bernhard zur Lippe" beisteuerte. Die Arbeit fand sowohl nach ihrem Erscheinen günstige Aufnahme (Göttingische gelehrte Anzeigen 1872, 2. Band S. 1328 ff.) als auch leistete sie dem späteren Herausgeber (Althof, Leipzig 1900) noch gute Dienste.

In jenen Jahren drang die Notwendigkeit der Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes, die ihren Ausdruck vor allem in der 1871 ohne Namensnennung erschienenen Schrift Anton Klettes „Die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes mit Rücksicht auf die deutschen Universitätsbibliotheken" fand, immer mehr durch und eine Reihe von Hochschulen bemühte sich schon damals, bibliothekarisch geschulte Gelehrte an die Spitze ihrer Hauptbibliotheken zu stellen. Daß dabei Laubmann mit in Betracht kam, war nicht zu verwundern. Zunächst suchte ihn Dziatzko, damals Oberbibliothekar in Breslau, als ersten Bibliothekar zu gewinnen, doch wurde der Ruf von Laubmann abgelehnt; sodann kam er als Vorstand der Heidelberger Universitätsbibliothek neben andern stark in Betracht, so daß

Digitized by Google

Halm dem vorgesetzten Ministerium über den drohenden Verlust berichtete und dabei die Abschrift seines Briefes an Windscheid unterbreitete, in dem er Laubmann ein ungewöhnlich lobendes Urteil zuteil werden läßt und auch schon als seinen geeignetsten Nachfolger nennt, wenn er wegen seines Alters in Ruhestand treten würde. Die Frage, was zu tun sei, wenn ein ernster Ruf erfolgte, wurde nicht praktisch, da nach Heidelberg der damalige zweite Bibliothekar zu Gotha Zangemeister berufen wurde. Doch bewarb sich Laubmann alsbald selbst um eine auswärtige Stelle, die des Oberbibliothekars der Universitätsbibliothek Würzburg, auf die er denn auch nach einiger Zeit (1. Februar 1875) berufen wurde; doch versicherte sich Halm schon nach wenigen Jahren wiederum des wertvollen Mitarbeiters, indem er seine Rückberufung nach München betrieb, die zum 16. Januar 1878 durch Ernennung zum Oberbibliothekar an der Hof- und Staatsbibliothek geschah.

Als Halm am 5. Oktober 1882 gestorben war, (s. seine von Christ und Laubmann verfaßte Biographie in Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 49, S. 723 ff.) erfolgte am 1. Dezember des gleichen Jahres Laubmanns Berufung an dessen Stelle, die er bis zu seinem Tode innehatte. Diese Jahre der Leitung des großen, vor allem durch seinen Bestand an Handschriften berühmten Instituts waren äußerst erfolgreiche. Laubmann, dem eine ausgedehnte durch ein starkes Gedächtnis unterstützte Bücherkenntnis zu eigen war, verstand es vor allem durch freieste Zugänglichmachung der Bücherschätze diese vollster Ausnützung zuzuführen. Wenn er in seiner Biographie Halms dessen Freigebigkeit in der Verleihung zum Teil für etwas zu weitgehend bezeichnet, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß Laubmann irgend welche unberechtigte Einschränkung eintreten ließ, allermöglichstes Entgegenkommen wurde jedem Besucher der Bibliothek zu teil. Daneben suchte Laubmann immer wieder den ihm für Ankäufe von Büchern und Handschriften zur Verfügung stehenden Betrag zu erhöhen; es gelang ihm, die bei seinem Amtsantritte etwa 41 000 ℳ betragende Summe 1886 auf 48 000 ℳ, 1890 auf 50 000 ℳ, 1892 auf 70 000 ℳ, 1904 auf 85 000 ℳ und endlich 1908 auf 100 000 ℳ zu bringen. Außerdem war er bestrebt, die Arbeitsgelegenheit in der Bibliothek selbst zu verbessern; Lesesaal und Handschriftenzimmer wurden vergrößert (Zentralbl. f. Bibliothekswesen 1902, S. 140 f.), so daß ersterer nunmehr 200, letztere 30 Arbeitsplätze hat, und durch Einführung der elektrischen Beleuchtung konnte die Öffnungszeit von wöchentlich 29 Stunden auf 55 Stunden verlängert werden.

Digitized by Google

Bei den Ankäufen wurden alle Fächer der Bibliothek mit tunlichster Gleichmäßigkeit bedacht und dabei natürlich auch die Erweiterung des Handschriftenbestandes nicht vergessen. Dessen Benutzbarkeit wurde ganz im Sinne Halms durch Neuauflage und Neuausgabe von Katalogen gefördert; so erschien 1895 die 2. Auflage von I, 1 (hebräische Handschriften), 1892 und 1894 die editio altera von III, 1. 2. (lateinische Handschriften), 1909 der Band I, 5 (Sanskrithandschriften), dieser letztere kurz vor Laubmanns Tode, versehen mit einer Einleitung von ihm.

Eine besondere Pflege genoß unter Laubmann die Heranziehung des bibliothekarischen Nachwuchses, wobei er seiner Freude am Lehren und Unterrichten nachgehen konnte. So bezeugte er dem Verfasser dieser Zeilen nach seinem auf der Bibliothekarversammlung zu Halle 1903 über die Vorbildung zum bibliothekarischen Berufe gehaltenen Vortrage (Zentalblatt für Bibliothekswesen 1904, S. 15 ff.) lebhaftes Interesse an den gemachten Vorschlägen und, als im Anschluß daran die bayerischen Verordnungen von 1905 getroffen wurden, verfolgte er die Durchführung persönlich mit größter Anteilnahme. Die in der Jugend von ihm gewonnenen Anschauungen über die Notwendigkeit eines selbständigen Bibliothekar-Berufes hat er bis zu seinem Ende mit vorbildlicher Festigkeit vertreten. Namentlich betrieb er mit Erfolg, daß neben Würzburg und Erlangen auch die Münchener Universitätsbibliothek einen Fachmann als Leiter erhielt (1892).

Ein Ausfluß dieser Grundsätze war ferner seine starke Pflege bibliothekarischer Kollegialität, die ihn zum fast regelmäßigen Besucher der Versammlungen der deutschen wissenschaftlichen Bibliothekare machte, unter denen er sich als Vorstand einer der größten Sammlungen Deutschlands und durch seine Person besonderen Ansehens erfreute, wie ihm sein bekanntes Entgegenkommen gegen alle Benützer unter diesen gleichfalls einen starken Stamm von Anhängern verschaffte, deren Dank in zahlreichen Vorreden seinen Ausdruck fand.

Unter den vielen Ehrungen, durch die Laubmann während seiner langen Vorstandszeit ausgezeichnet wurde, zu denen u. a auch die Berufung in die bayerische Galeriekommission und den Verwaltungsausschuß des Germanischen Museums zu Nürnberg gehörte, schätzte er vor allem seine Ernennung zum Ehrendoktor der Universität Oxford, die ihm bei seiner Teilnahme an der Jubelfeier der Bodleianischen Bibliothek 1902 zuteil wurde.

Laubmann, der mit Emma, geb. Hörmann, aus der bekannten Buchdruckerfamilie der Stadt Hof in glücklichster Ehe lebte, erfreute

Digitized by Google

sich keiner völlig festen Gesundheit; in den letzten Jahren erschwerte ein zeitweise allerdings zum Stillstand gekommenes Herzleiden vielfach seine Arbeit. Daraus erklären sich auch manche Angriffe, die seine Leitung in Zeitungsartikeln zu erfahren hatte, denen aber der ihn verteidigende Widerspruch nicht fehlte; immerhin trugen diese Mißhelligkeiten dazu bei, seinen kranken Körper zu schwächen, der zum Schlusse, trotz aller Willensstärke, der Aufgabe nicht mehr Stand hielt. So ereilte ihn am 5. Juni 1909 ein rascher Tod; als er auf der Rückreise von einer Sitzung des Nürnberger Germanischen Nationalmuseums in München angelangt war und nach seinem Sommersitz in Bernried am Starnbergersee weiterfahren wollte, traf ihn am Fahrkartenschalter eine Herzlähmung.

Ein Porträt Laubmanns mit einem Nachrufe findet sich in der Zeitschrift „Das Bayerland", Jahrg. 20, S. 476, ein kleiner Nekrolog von dem Verfasser dieser Biographie im Zentralblatt für Bibliothekswesen 1909, S. 431 ff.

Über seine wissenschaftliche Tätigkeit, die sich vor allem auf die Neubearbeitung der Halmschen Ciceroausgaben bezog, gibt das beifolgende Schriftenverzeichnis Auskunft.

Schriftenverzeichnis. 1. Zu Cornelius Nepos. Zu Äschylus. Rheinisches Museum für Philologie, 1869, S. 140, 327. 2. Magistri Justini Lippiflorium, herausgegeben von Dr. Georg Laubmann. Herr Bernhard zur Lippe von Dr. Paul Scheffer-Boichorst. Detmold 1872. 3. Bio-Bibliographisches über M. Sebastian Fröschel. Zeitschrift für historische Theologie, 1873, S. 442—448. 4. Mitteilungen aus Würzburger Handschriften. I. Ein acrostiches Gedicht von Winfried-Bonifatius. II. Cassiodor's Institutiones saecularium litterarum (oder humanarum rerum) in der Würzburger und Bamberger Handschrift. Sitzungsberichte der K. bayer. Akademie der Wissenschaften. Philos.-philol. Cl. 1878, Bd. I, S. 1—20, II, S. 71—96. 5. Fanny's Sturz vom Frauenthurm am 14. Jan. 1785, 1885. (Münchner Neueste Nachrichten 14. und 18. Januar 1885). 6. 1886 begann Laubmanns Tätigkeit an den Neuauflagen der von Halm besorgten Ausgaben von Ciceros Reden; es erschien von der Ausgabe mit Erläuterungen: Bd. I, 10. Auflage 1886. 11. Auflage 1896. — Bd. II, 9. Auflage 1887. 10. Auflage 1900. — Bd. III, 12. Auflage 1886. 13. Auflage 1891. 14. Auflage 1900. — Bd. IV, 6. Auflage 1886. — Bd. V, 9. Auflage 1885. 10. Auflage 1899. — Bd. VI, 7. Auflage 1887. 8. Auflage 1905. — Bd. VII, 4. Auflage 1883. 5. Auflage 1893; ferner die Textausgabe Ciceronis orationes selectae XVIII ex recognitione Caroli Halmii. Editionem alteram curavit G. Laubmann, 1, 2, 1887—99. 7. 1848—1868. Gedichte Ludwigs des Ersten, Königs von Bayern. Mit kunstgeschichtlichen und bibliographischen Beilagen herausgegeben von Dr. Georg Laubmann, 1888. 8. Lactantius, opera omnia. Rec. Brandt et Laubmann, 1, 2, 1890—97. (Corpus scriptorum eccl. lat. vol. 19, 27.) 9. Helias Gruenbergs griechische Übersetzung von Ciceros 4. Philippischer Rede. Abhand-

Digitized by Google

lungen aus dem Gebiet der klassischen Altertums-Wissenschaft W. von Christ zum 60. Geburtstag dargebracht, 1891, S. 365–371. 10. 1642—1892. Gedenkblatt zum 250jähr. Jubiläum des Bestehens der Mintzelschen Buchdruckerei in Hof, 1892. 11. Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben von G. von Laubmann und L. von Scheffler, 1, 2, 1896–1900. 12. Die Einlieferung der Pflichtexemplare in Bayern. Zentralblatt für Bibliothekswesen, 1901, S. 598–602 13. Karl Halm. Von Christ und Laubmann. Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 49, 1904, S. 723–731. 14. Denkwürdigkeiten des Grafen Maximilian Joseph v. Montgelas über die innere Staatsverwaltung Bayerns (1799–1817). Herausgegeben von G. Laubmann und M. Doeberl, 1908. 15. Die Beiträge Laubmanns zur Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. 2. Auflage sind im 18. Bande, S. 734, die zur 3. Auflage im 22. Bande, Register, S. XXII f. verzeichnet.

H. Schnorr v. Carolsfeld (München).

28. Lefflad, Michael, katholischer Theologe und Kirchenhistoriker 1828—1900.

Lefflad Michael ist geboren zu Ammerbacherkreuth bei Wemding im bayerischen Kreis Schwaben und Neuburg am 26. Mai 1828 als Sohn eines Bauers. Von 1840—53 machte er seine humanistischen und philosophisch-theologischen Studien in Eichstätt und wurde dort am 18. Mai 1853 zum Priester geweiht. 1853/54 war er Repetitor am bischöflichen Seminar in Eichstätt und fand dann von 1854—1860 Verwendung in der Seelsorge als Kooperator in Pleinfeld, in Plankstetten und die längste Zeit (von November 1856 ab) am Dom zu Eichstätt. Als Eichstätter Domkaplan beteiligte sich Lefflad neben H. J. Pfahler und J. Weizenhofer an einer Übersetzung der „Studien" des französischen Philosophen Alphonse Gratry (6 Bde., Regensburg 1858 f.), ein Beweis für das rege Interesse, das der junge Priester an dem vielfach von Frankreich her beeinflußten katholischen Geistesleben seiner Zeit nahm. Weniger eine besondere Fachausbildung, als vielmehr Lefflads hervorragende geistige Befähigung im allgemeinen waren für Bischof Georg von Oettl der Anlaß, ihm am 10. Oktober 1860 die Professur für Geschichte und Philologie am bischöflichen Lyzeum zu Eichstätt zu übertragen; gleichzeitig ernannte er ihn zum Domvikar. Die durchaus mangelhaften Dotationsverhältnisse des von Bischof Karl August, Grafen von Reisach (1835—47), nach der Auflösung in der Säkularisationszeit

Digitized by Google

wiederhergestellten bischöflichen Lyzeums machten eine solche Verbindung von kirchlichen Pfründen mit den Professuren am Lyzeum notwendig. Je unfertiger und dürftiger aber die äußeren Verhältnisse des Lyzeums waren, um so reger war das geistige Leben an demselben und um so entschiedener seine streng kirchliche Haltung, und Lefflad trat hier ein in einen Kreis von Männern (Stöckl, Morgott, Pruner, Suttner, bald auch Schneid und Thalhofer), die an der Neuorientierung der kirchlichen Wissenschaft im Sinne der Neuscholastik und zum Teil auch am Aufschwung des kirchlichen Lebens und an den kirchenpolitischen Erfolgen der deutschen Katholiken hervorragenden Anteil hatten und dem Eichstätter Lyzeum einen Ruf weit über die Grenzen Bayerns hinaus verschafften, so daß es in den Zeiten des preußischen Kulturkampfes ein Hauptanziehungspunkt für norddeutsche Theologen wurde. Lefflad steht allerdings nicht in der ersten Reihe dieser Männer, aber an ihren Bestrebungen hat er auch in seiner Weise teilgenommen. Mit großem Eifer widmete er sich seinem Lehramt und geschichtlichen Studien. Als im Jahre 1866 der damalige Archivkonservator am Germanischen Museum in Nürnberg, Dr. Cornelius Will, der erzbischöflich-geistliche Rat Schweitzer in Bamberg und die bischöflichen Archivare Suttner in Eichstätt und Höhler in Würzburg, angeregt durch die Arbeiten J. Fr. Böhmers, die Herausgabe der Regesten der fränkischen Bistümer Bamberg, Eichstätt und Würzburg auf der Grundlage gegenseitiger Unterstützung bei der Sammlung des Materiales vereinbarten (vgl. dazu Pastoralblatt des Bistums Eichstätt 1866, S. 1 ff.). da übernahm Lefflad die Bearbeitung der Eichstätter Regesten und er hat davon in drei Lieferungen, die als Programme des bischöflichen Lyzeums Eichstätt für 1870/71, 1873/74 und 1880/81 bezw. 1881/82 erschienen, die Regesten der Bischöfe bis Johann von Dirbheim (1305—06) samt den Regesten des letzten Grafen von Hirschberg und letzten Eichstätter Stiftsvogtes, Gebhard († 1305), zum Drucke gefördert. Von 1875—85 war Lefflad Redakteur des „Pastoralblatts des Bistums Eichstätt", das von der Zeit seiner Gründung an nicht nur kirchliches Verordnungsblatt, sondern auch Archiv für Diözesangeschichte war. Das Jahr 1886 brachte dem 58jährigen Gelehrten, dessen äußeres Leben in den einfachsten Verhältnissen dahinfloß, neben verschiedenen kleinen Ehrungen — der Feier seines 25jährigen Professorenjubiläums im katholischen Kasino, dessen Gründungsmitglied er war, im Januar und seiner Ernennung zum bischöflich-geistlichen Rat am 24. Dez. — noch eine Erweiterung seiner Lehraufgabe, indem ihn Bischof Franz

Digitized by Google

Leopold Freiherr von Leonrod nach dem Tode Suttners am 1. November auch zum Professor der Kirchengeschichte ernannte, als welcher er am 29. November die königliche Bestätigung erhielt. Den Lehrauftrag für Philologie hat Lefflad allerdings bei dieser Gelegenheit abgegeben, während er die Profangeschichte noch bis zum Jahre 1893 beibehielt. Seine Gesundheitsverhältnisse ließen bereits damals zu wünschen übrig und, als sie sich weiter verschlechterten, erhielt er von seinem Bischof am 28. November 1896 die nachgesuchte Enthebung von seiner Lehrtätigkeit. Dann sah man den im akademischen Lehramt ergrauten Mann im schlichten Chorkleid des Domvikars noch manchen Tag seine Schritte zu der altehrwürdigen Eichstätter Kathedrale lenken, bis er am 2. November 1900 seine Augen schloß.

Lefflads historische Hauptarbeit blieben seine Regesten der Bischöfe von Eichstätt, die mit zu den ersten deutschen Bischofsregesten gehören — die Bamberger und Würzburger Regesten blieben in den Anfängen der Materialsammlung stecken — und für ihre Zeit eine durchaus achtenswerte Leistung darstellen. Lefflad hat auch für die späteren Jahrhunderte bis Bischof Gabriel von Eyb (1496—1535) noch fleißig Material, vornehmlich aus gedruckten Quellen, gesammelt, ohne jedoch bei den einschlägigen Pontifikaten noch irgendwo zu einem Abschluß zu gelangen. Das verhinderte das für diese Jahrhunderte allmählich zum Strom anschwellende Material, die beschränkten wissenschaftlichen Hilfsmittel der Provinzstadt und auch der Mangel finanzieller Mittel, ohne die eine solche umfassende Arbeit mit weit zerstreutem Quellenmaterial nicht gedeihen kann. Es finden sich in Lefflads wissenschaftlichem Nachlaß, den die Eichstätter Seminarbibliothek aufbewahrt, noch mehr unvollendete historische Manuskripte, die einerseits das vielseitige geschichtliche Interesse des Gelehrten erkennen, andererseits aber auch die Schwierigkeiten ahnen lassen, mit denen er zu kämpfen hatte. Zum Drucke gelangten von Lefflads Arbeiten nur noch einige Artikel in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon (über Folmar von Triefenstein, Gerhoh von Reichersberg, Haymo von Halberstadt und über die Schrift Fortalitium fidei), ein Artikel über Max Gerhäuser († 1887) in den Abhandlungen des historischen Vereins der Oberpfalz und von Regensburg 1888 und sonst noch ein paar Kleinigkeiten.

Als akademischer Lehrer hat Lefflad auf seine Schüler, die sein reiches Wissen auf allen Gebieten der Geschichte bewunderten, anregend gewirkt, wenn auch nicht so nachhaltig und begeisternd wie Dompropst Suttner. Seine Art war nüchterner und kritischer —

Digitized by Google

das paßte zu seiner Regestenarbeit — als der manchmal etwas verstiegene Pragmatismus Suttners. Etwas zur Kritik, ja zum Sarkasmus Neigendes lag übrigens auch in Lefflads persönlichem Wesen und das hat es mitverschuldet, daß ihm der Aufstieg vom Domvikar zum Domkapitular zeitlebens versagt blieb.

Franz S. Romstöck, Personalstatistik und Bibliographie des Lyzeums in Eichstätt (Ingolstadt 1894), S. 131 f. — Anton Bettelheim, Biographisches Jahrbuch V (1908), S. 302. — Pastoralblatt des Bistums Eichstätt 1900 (Grabrede von Dompfarrer Reindl).

Franz Heidingsfelder (Regensburg).

29. Lommel, Eugen Cornelius Josef, Professor der Physik in Erlangen, dann in München 1837—1899.

Unter den Physikern, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland forschend und lehrend tätig waren, nimmt Eugen Lommel[1]) eine hervorragende Stellung ein. Als Sohn eines Arztes in Edenkoben, der später als Bezirksarzt in Hornbach tätig war, wurde er am 19. März 1837 geboren und starb 62 Jahre alt am 19. Juni 1899 als Professor der Physik an der Universität München in dieser Stadt. Seine erste Ausbildung erhielt er in seiner Vaterstadt an der Lateinschule, von der er dann an das Gymnasium in Speyer übersiedelte. An beiden war er unermüdlich fleißig. Schon früh entwickelte sich seine Neigung zu den Naturwissenschaften und zwar zunächst zu den beschreibenden, indem ihn vor allem Form und Lebensweise der Pflanzen und Tiere interessierte. So zeichnete er unter anderem schon als 14jähriger Knabe die 116 farbigen Tafeln des Okenschen Atlasses ab und malte sie aus; aber auch nach der Natur selbst stellte er entsprechende Bilder der Pflanzen her. Einen großen Einfluß übte auf ihn in der obersten Klasse sein Lehrer der hervorragende Mathematiker F. Schwerd, dessen Untersuchungen über die Beugung des Lichtes allgemein anerkannt sind, aus. Durch ihn wurde in Lommel das Interesse für Mathematik entwickelt; auch nach der physikalischen Seite wurde er trotz des

[1]) Den folgenden Ausführungen wurde zugrunde gelegt der Nekrolog auf E. Lommel von C. Voit und die daran sich anschließende Würdigung seiner wissenschaftlichen Arbeiten durch H. Ebert (Sitzungsberichte der math.-physikal. Klasse der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften zu München, Bd. 30, S. 324). 1900.

Digitized by Google

Zurücktretens dieses Faches an der Schule von Schwerd angeregt. Von der Physik wurde ja lange Zeit an den bayerischen Gymnasien fast nur Mechanik und diese wesentlich an der Tafel mit der Kreide gelehrt. Lommel verließ 1854 ($17^1/_2$ Jahre alt) das Gymnasium und bezog die Universität München, wo er neben philosophischen Vorlesungen solche über Mathematik, Physik, Chemie, Mineralogie und Astronomie bei Seidel, Jolly, Liebig, Kobell und Lamont hörte. An physikalischen und chemischen Übungen nahm er nicht teil, wohl aber sehr eifrig an dem mathematischen Seminar bei Seidel. Der Münchener Aufenthalt bot Lommel auch Gelegenheit, sein Interesse für deutsche Literatur, bildende Kunst und Musik zu pflegen.

Im Herbst 1858 bestand er die Lehramtsprüfung mit der Note „sehr gut" und übernahm dann bei dem Weingutsbesitzer Buhl in Deidesheim eine Hauslehrerstelle. Die Eindrücke und Erfahrungen in diesem Hause und dem dortigen angeregten geselligen Kreise haben ihm noch später im Leben viele Freude bereitet. Er hat dadurch, wie so manch anderer in solchen Stellungen, reichen Nutzen für sein späteres Leben gehabt.

Vom Frühjahr 1860 an war er 5 Jahre als Lehrer in dem so schön gelegenen Schwyz an der Kantonschule tätig; in dieser Zeit begann er auch wissenschaftlich zu arbeiten, vor allem auf mathematischem und auf optischem Gebiete. Durch den um das schweizerische Unterrichtswesen hochverdienten Kappeler wurde Lommel nach Zürich gezogen. Er nahm dort zunächst eine Stelle an der Kantonschule an, erwarb sich am 23. Dezember 1865 auf Grund „Einiger Druckschriften über Physik und Mathematik" den Doktorgrad. Es scheint also, daß Lommel keine besondere Dissertation gemacht hat, sondern alles, was er bis 1865 veröffentlichte, als Doktorarbeit einreichte. Habilitiert hat er sich 1866 und hielt seine Probevorlesung vor der Fakultät am 27. Januar 1866. Auch eine besondere Habilitierungsschrift hat er nicht angefertigt.

Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit trat er in anregenden Verkehr mit Männern der verschiedensten Art, so mit Gottfried Keller, F. Th. Vischer, J. Wislicenus, Th. Billroth, F. S. Prym, A. Fick u. a. — Der Herbst 1867 führte Lommel nach Deutschland zurück an die landwirtschaftliche Hochschule in Hohenheim. Dabei wanderte er, um seinen allgemeinen Interessen genügen zu können, jeden Samstag nach dem nahe gelegenen Stuttgart, wo er in der Familie des Physikers Zech freundschaftliche Aufnahme fand. Da Lommel im Laufe der Zeit eine Reihe trefflicher physikalischer Arbeiten

Digitized by Google

neben seinen mathematischen verfaßt hatte, wurde er im Herbst 1868 als Nachfolger von Beetz an die Universität Erlangen berufen. In den 18 Jahren, die er hier gewirkt hat, sind eine große Anzahl wichtiger Untersuchungen entstanden. Im Jahre 1869 suchte ihn das Polytechnikum in Zürich als Dozent zu gewinnen. Er verließ aber Erlangen erst 1886 und siedelte als Professor der Physik als Nachfolger Jollys an die Universität München über. Hier hat er emsig weiter gelehrt und geforscht; dabei ist unter seiner Leitung das neue physikalische Institut entstanden.

Als Mensch war Lommel von einer großen Einfachheit und Liebenswürdigkeit, die ihn von allen denen, die mit ihm in Berührung kamen, hochgeschätzt werden ließen. Seines Wirkens als Lehrer in der Vorlesung gedenken frühere Schüler mit Dankbarkeit und Verehrung. Sein Vortrag war schlicht und klar und, soweit es die Verhältnisse gestatteten, durch wohlgelungene Versuche erläutert. Mit den knappen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln hat er die Erlanger Sammlung möglichst reichhaltig ausgestattet und auch den einen oder anderen zum Arbeiten im Laboratorium angeregt. In Lommels ganzem Entwicklungsgang war es bedingt, daß er erst in München in umfangreicherem Maße Schüler heranziehen konnte, die selbständig arbeiteten; so konnte er wenigstens am Schlusse seiner Tätigkeit die höchste Aufgabe, die den Universitätslehrern gestellt ist, erfüllen.

Eine Frucht von Lommels Lehrtätigkeit ist sein treffliches Lehrbuch, das aus seinem Lexikon der Physik und Meteorologie in volkstümlicher Darstellung (Leipzig 1882) entstanden war und das noch jetzt in den von W. König in Gießen besorgten neuen Auflagen weit verbreitet ist und Lommels Namen immer neuen Geschlechtern vor Augen führt.

Wie schon erwähnt, hat sich Lommel zunächst und auch vielfach später besonders eingehend mit Fragen aus dem Gebiet der Mathematik beschäftigt, die ihm nicht nur als ein Mittel zur Behandlung physikalischer Fragen, sondern Selbstzweck war; hier sind vor allem die Arbeiten über Besselsche Zylinderfunktionen zu nennen. Die in ihnen gewonnenen Ergebnisse ließen ihn die Theorie der Beugungserscheinungen in besonders schwierigen Punkten weiter fördern.

Lommels forschende Tätigkeit war aber vor allem der Physik gewidmet und dabei wiederum in allererster Linie der Optik, die er nach verschiedenen Richtungen wesentlich gefördert hat.

Von den einfachsten Annahmen der Undulationstheorie ausgehend war es gelungen, die Brechung des Lichtes abzuleiten, ja

Digitized by Google

diese hat in ihren numerischen Beziehungen zur Fortpflanzungsgeschwindigkeit eine ihrer Hauptstützen gegenüber der Emissionstheorie gefunden. Indem dann Cauchy die relative Größe von Wellenlänge und Abstand der Moleküle berücksichtigte, konnte er eine Art Interpolationsformel für die Farbenzerstreuung, eine viel benutzte Dispersionsformel, aufstellen, die aber keinen Einblick in die Mechanik des Vorgangs lieferte. Sie versagte vollkommen bei Körpern, die größere oder kleinere Teile des Spektrums absorbieren; bei diesen beobachtete man zugleich große Unregelmäßigkeiten in der Brechung der verschiedenen Farben, die soweit gehen kann, daß das Blau schwächer gebrochen wird, als das Rot. Die hier als anormale Dispersion auftretende Erscheinung machte sich bei den das Ultraviolett stark absorbierenden Glasprismen wenigstens als Unregelmäßigkeiten geltend.

Wie stets, wenn die Entwickelung der Wissenschaften in einem Gebiet bis zu einem gewissen Punkt gelangt ist, von verschiedenen Seiten fast gleichzeitig die Lösung bestimmter Fragen in Angriff genommen wird, — ich erinnere nur an die Geschichte der Entdeckung des Prinzipes von der Erhaltung der Energie, — so war es auch hier. Das neue Prinzip für die Dispersionstheorie beruht darauf, daß die in den Äther eingelagerten körperlichen Moleküle eingehend berücksichtigt werden, und man nicht nur die Ätherteilchen, sondern auch die Moleküle durch die Lichtstrahlen als bewegt ansieht. Entsprechen die Eigenschwingungen der Moleküle denen der einfallenden Welle, so absorbieren erstere die letzteren und nehmen einen Teil der in dieser enthaltenen Energie auf; der Äther ist gleichsam mit mitschwingenden absorbierenden Molekülen belastet. In sehr durchsichtiger und klarer Weise entwickelt Lommel die Folgerungen aus dieser Anschauung und gelangt dabei zu einer Dispersionsformel, die selbst für weit von einander entfernte Spektralgebiete gilt. — Daß etwas vor Lommel Sellmeier, nur kurz vor ihm H. von Helmholtz, wenig nach ihm Ketteler auf Grund ähnlicher Betrachtungen zum Ziel gelangt sind, schmälert Lommel's Verdienst in keiner Weise. Alle sind unabhängig von einander nach verschiedenen Methoden verfahren.

Schon vor seinen Arbeiten über die Dispersion hatte die Vorstellung über die Wechselwirkung zwischen Lichtäther und Molekülen Lommel zu Untersuchungen über Fluorescenz und Phosphorescenz angeregt und ihn deren Analogie mit der akustischen Resonanz betonen lassen. Neben Resultaten zahlreicher Einzeluntersuchungen gelang es ihm durch eine mit besonderer Sorgfalt und großem experimentellen Geschick durchgeführte Arbeit nachzuweisen, daß das Stockes'sche

Digitized by Google

Gesetz zwar bei den meisten, aber nicht bei allen Körpern giltig ist. Nach diesem Gesetz sollte das von einem Lichtstrahle bestimmter Wellenlänge in fluoreszierenden und phosphoreszierenden Körpern erregte Licht eine gleiche oder eine größere Wellenlänge haben als das einfallende, ein Satz der nach neueren Untersuchungen auch für die Röntgenstrahlen gilt. Lommels wichtiges Resultat wurde anfänglich mehrfach bestritten. Er selbst und andere konnten es aber durch neue Untersuchungen bestätigen. Dadurch erhielt Lommels Theorie für diese Vorgänge eine wesentliche Stütze. Da man in diesem höchst verwickelten Gebiet, um überhaupt zu Ergebnissen zu gelangen, stark vereinfachende Annahmen machen muß, so blieben noch mancherlei Unstimmigkeiten zwischen Theorie und Erfahrung. — Eine Annahme Lommels hat sich aber als äußerst fruchtbar erwiesen, nämlich diejenige, daß die Moleküle bei ihren Schwingungen eine Dämpfung erfahren.

Versuche, bei denen es Lommel gelang, mittels der Phosphorescenz der Balmain'schen Leuchtfarbe das infrarote Spektrum zu photographieren, seien wenigstens erwähnt, ebenso solche über die Fluorescenz von Dämpfen.

Ein weiteres Gebiet der Optik, das von den Beugungserscheinungen handelt, hat Lommel zum Abschluß gebracht; auch hier hat er die von ihm theoretisch gewonnenen Resultate mit zahlreichen, höchst sorgfältigen Messungen geprüft und bestätigt. Die dabei erhaltenen Formeln sind gegenüber den früheren langen Reihenentwickelungen von verblüffender Einfachheit.

An diese optischen Arbeiten schließen sich solche über Interferenzerscheinungen, Doppelbrechung, Polarisation, Zirkularpolarisation, Oberflächenfarben, Dichroismus, stroboskopische und entoptische Erscheinungen an, ferner solche über die atmosphärischen Lichterscheinungen, wie über den Regenbogen, die Dämmerungsfarben, den sog. Heiligenschein. Auch konnte er nachweisen, daß die mittleren roten Strahlen das vegetative Wachstum unterhalten können, die äußersten aber nicht.

Auf magnetischem und elektrischem Gebiet hat sich Lommel nur wenig forschend betätigt, doch liegen schöne Versuche über magnetische Kraftlinien und äquipotentielle Linien in Platten vor.

Aus den obigen Ausführungen dürfte sich ergeben, in wie hohem Maße in Lommels wissenschaftlicher Begabung mathematische und experimentelle Anlagen vereinigt waren, dank deren er an zahlreichen Stellen Physik und Mathematik wesentlich zu fördern vermochte.

Digitized by Google

Außer dem erwähnten Nekrolog von Voit und Ebert in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften in München ist noch ein kurzer Nachruf von W. König in den späteren von diesem veranstalteten Ausgaben des Lommel'schen Lehrbuches zu erwähnen. Die Abhandlungen Lommels sind aufgezählt in Poggendorff Biographisch-Literarisches Handwörterbuch Bd. III, 1, S. 829 und Bd. IV, S. 908.

Eilhard Wiedemann (Erlangen).

30. Leiningen, Fürst Ernst zu, britischer Admiral und Standesherr 1830—1904.

Das „Fürstlich Leiningische Wochen-Blatt" berichtete in seiner Nr. 1 aus Amorbach unter dem 1. Januar 1831: „An die kirchliche Feier des Weihnachtsfestes reihte sich dieses Jahr das heitere Familienfest der Taufe des am 9. November gebornen, erstgebornen Prinzen unseres Durchlauchtigsten Fürsten und Standesherrn. Der feierliche Taufact, bei welchem Se. Erlaucht der Graf zu Erbach-Fürstenau für die abwesenden hohen Pathen als Stellvertreter eintrat, ward unter Paradirung des auf dem Schloßhofe, in höchst anständiger Haltung, aufgestellten Bürgermilitärs, Nachmittags 3 Uhr, in Gegenwart der höheren Dienerschaft und der zu dieser Feier ausdrücklich eingeladenen Bürgermeister der hiesigen fürstlichen Residenzstadt und der beiden Bürgermeister von Miltenberg und Eberbach, im fürstl. Palais durch den Hofprediger Herrn Fertsch vollzogen. Mit einer das religiöse Gefühl sehr innig erregenden Rede begann die heilige Handlung. Im Momente der kirchlichen Weihe begrüßte ein rührender Freudenruf der vor dem Palais zusammengedrängten Einwohnerschaft den erlauchten Sprößling des fürstlichen Hauses, welchem die Namen Ernst, Leopold, Victor, August, Karl, Joseph, Emich beigelegt wurden. Nach der Tafel, zu welcher auch die obengenannten städtischen Vorstände und die Deputirten der hiesigen Stadt eingeladen waren, überraschte die höchsten Herrschaften bei Ihrer Heimkehr aus dem Schloßgebäude eine zahlreiche Beleuchtung. Auch die Schüler der von Sr. Durchlaucht dem Fürsten erhaltenen Lehranstalt brachten in einem von dem Trompeterkorps des berittenen Bürgermilitärs begleiteten Fackelzuge, an welchen sich das Bürgermilitär anschloß, dem Durchlauchtigsten Fürstenpaare ihre Huldigung dar. Zur Nachfeier dieses frohen Tages hatte des Fürsten Durchlaucht für die hohen

Digitized by Google

anwesenden Gäste einen glänzenden Ball im grünen Saale veranstaltet und dazu auch die fürstliche Dienerschaft und die Stadtdeputirten einladen zu lassen geruht. Kein Unfall störte an beiden Tagen eine Feier, bei welcher sich der ungezwungenste Wetteifer der gesamten Einwohnerschaft in ihren Beweisen der treuesten Anhänglichkeit und Liebe zu dem fürstlichen Hause auf die herzlichste Weise aussprach."

Ein Idyll aus der Biedermeierzeit!

In dieser Enge einer kleinstädtischen Residenz, umgeben von einer herrlichen Natur und angeregt durch zahlreiche geschichtliche Erinnerungen, verlebte der Prinz eine glückliche Jugend. In ungebunden kameradschaftlichem Verkehr mit gleichaltrigen Söhnen fürstlicher Beamten lernte er die Ecken und Winkel des altertümlichen Städtchens und die Schönheiten seiner näheren und weiteren Umgebung kennen. Wie herrlich ließ sich in den langen Gängen des alten Klosters, den weiten Speichern des ehemaligen Mainzischen Amtshauses Versteck spielen, wie prächtig eigneten sich die Kostüme des früheren fürstlichen Theaters zu allerlei Verkleidung und Mummenschanz!

Und im Sommer lockten Wiese und Bergwald, Weiher und Bach zu den mannigfachsten Unternehmungen. In diesem unmittelbaren Leben in und mit der Natur erwuchs dem jungen Prinzen jene Liebe zur Heimat, die ihn überallhin begleitete und ihn immer wieder zurückführte zu den Odenwälder Bergen und dem in tiefster Waldeinsamkeit versteckten Waldleiningen.

Doch gar bald erfuhr diese harmlos ungezwungene Freiheit der Kinderjahre ihre Einschränkung durch die ernste Pflicht des Lernens. Beide Eltern waren sich bewußt, daß, wer eine hohe Stellung ausfüllen soll, über eine gründliche und vielseitige Bildung verfügen muß, und daß im Leben nur besteht, wer möglichst früh das Leben in all seinen Erscheinungen kennen lernt. Daher gaben sie ihrem Sohne bereits im Sommer 1835, bevor er 5 Jahre alt war, in dem tüchtigen Philologen Wilh. Sparr aus Gotha einen trefflichen Erzieher und brachten ihn auf häufigen und weiten Reisen in unmittelbare Berührung mit bedeutenden Menschen, der großen Vergangenheit und den Eindrücken einer überwältigenden Natur. Schon 1837 hatte Prinz Ernst seine Großmutter, die Herzogin von Kent, in England besucht, in demselben Jahre, in dem die Halbschwester seines Vaters, Viktoria, nach dem Tode ihres Onkels Wilhelms IV. den englischen Thron bestieg und damit Herrscherin in der ältesten und doch modernsten Großmacht der Welt wurde.

Digitized by Google

Zwei Jahre später wiederholte sich dieser Besuch bei Großmutter und Tante. In einem langen, von keinem Lehrer beeinflußten Briefe an einen Amorbacher „Freund" schildert der 8½jährige Knabe seine Eindrücke von dieser Reise den Rhein hinab, am „Lulei Felsen" vorbei über Aachen, Brüssel und Ostende nach London. Mit scharfer Beobachtung beschreibt er die Schiffbrücke zu Mainz, voll Bewunderung erzählt er von Brüssel, wo er mit seinen Eltern zusammen im Schlosse des Königs, seines Groß-Onkels Leopold, wohnte, von den glänzenden Läden, der wunderbaren Kirchenmusik im Dom, den herrlichen Räumen im Palaste des Prinzen von Oranien. Am tiefsten aber wurde er bewegt durch den Bau eines Tunnels unter der Themse hin. Er hat die Arbeiter selbst 45 Fuß unter der Erde schaffen sehen; „damit Du es aber gut begreifen kannst, so will ich Dir ein Bild mitbringen und auf diesem ist alles ganz genau abgebildet, wie es ist."

Das folgende Jahr führt ihn in die Einsamkeit des Hochgebirges. Seine Mutter verlebte den Sommer und Herbst 1840 in Hohenburg, einem Jagdschlosse im Isartale südlich von Tölz, das der Fürst im Jahre 1836 erworben hatte.

Gegenüber den verwirrenden Eindrücken von der vorjährigen Reise in die große Welt jetzt vollständige Ruhe und Abgeschlossenheit. Einige Ausflüge in die Berge und zu den großen bayerischen Seen, gelegentliche Berührung mit Jägern und Sennen, das Vergnügen des Rodelns, alle übrige Zeit war dem Lernen gewidmet, in dem der Eifer des Knaben gute Fortschritte machte.

1842 Italien! 3. November in Bologna, 7. November in Florenz, Weihnachten in Rom. Wieder ist es die Mutter, die ihre beiden Söhne zu den Stätten der klassischen Kunst geleitet, während den Fürsten seine politische Tätigkeit voll und ganz in Anspruch nimmt. „Als ich hierher kam", so schreibt der Prinz an seinen Amorbacher Freund, „war ich ganz bestürzt, auf einmal alle die Plätze zu sehen, die ich nur aus der Geschichte kannte, das Kapitolium, das Forum Romanum, die Grotte der Egeria und alle die übrigen Trümmer des alten Rom." Und dann eine Erinnerung an die Heimat. „Weißt Du noch, wie wir erstaunt waren als wir die Riesensäule im Felsenmeer[1]) sahen; wenn die hier wäre, so würde

[1]) Hier hat der Prinz offenbar die größte der sog. Heunesäulen im Miltenberger Stadtwald bei Breitendiel im Auge. Dort lagen inmitten zahlreicher Felsblöcke zehn verschieden lange Säulen römischen Ursprungs, von denen inzwischen (1880) zwei der größten an das Germanische Museum in Nürnberg und das Nationalmuseum in München abgegeben worden sind.

Digitized by Google

sie ganz verschwinden, denn es sind welche hier, die beynahe noch ein Mal so dick und zwei Mal so lang sind."

Auch die Osterzeit mit ihren prunkvollen kirchlichen Festen verlebte der Prinz noch in Rom; er sieht die Kardinäle und mehrmals den Papst aus nächster Nähe. „Er hat ein sehr ehrwürdiges Gesicht mit einer großen Nase." Dann geht es nach Neapel und über Genf und die Schweiz zurück nach Deutschland. Mit offenem Blick und empfänglichen Sinnen nimmt er die Schönheiten des Südens und die Erinnerungen einer großen Vergangenheit in sich auf, aber unter all den Herrlichkeiten Italiens denkt er in Sehnsucht des „lieben Amorbach" und der „Seligkeit" auf dem Wolkmann — diesen poetischen Namen hatten die Knaben einem Lieblingsplatze auf dem Amorbach überragenden Wolkmannberge gegeben.

In den nächsten Jahren wird Genf, das damals seiner zahlreichen Bildungsanstalten und Kunstsammlungen wegen berühmt war, der bevorzugte Aufenthaltsort der Fürstin mit ihren Kindern. Der Prinz, der fremde Sprachen leicht und gern lernte und außer dem Unterricht im Lateinischen bereits solchen in Englisch und Italienisch erhalten hatte, eignete sich hier weiter die französische Sprache an. „Das Französische", so schreibt er im Frühjahr 1844 an seinen Amorbacher Freund, „geht mir jetzt ebenso geläufig wie das Deutsche, weil ich den ganzen Tag fast nur französisch spreche und höre." Diese vielseitigen Sprachstudien, die sich auf den häufigen Reisen durch die Gelegenheit zur praktischen Anwendung befestigten und vertieften, kamen dem Prinzen später sehr zu statten. Die englischen Zeitungen erinnerten beim Tode des Fürsten daran, daß er in dem Rufe gestanden habe, von allen Angehörigen der britischen Marine die meisten fremden Sprachen zu beherrschen (had the reputation of being the most fluent linguist in the British Navy).

In Genf erfuhr der Prinz auch eine gründliche Ausbildung in der Mathematik. Vom Herbst 1846 an bis zum Sommer 1848 nahm er an den Unterrichtskursen teil, die Professor Pascalis an der Genfer Akademie abhielt. Hierdurch gewann er eine wertvolle Vorbereitung auf den späteren Beruf, für dessen Wahl das Revolutionsjahr 1848 entscheidend wurde.

Wie zahlreiche deutsche Patrioten hatte auch Fürst Karl[1]) gehofft, die auf Schaffung einer deutschen Zentralgewalt und einer Volksvertretung gerichtete Bewegung des Frühjahrs 1848 werde end-

[1]) Vgl. hierzu: Veit Valentin, Fürst Karl Leiningen und das Deutsche Einheitsproblem. Stuttgart und Berlin, Cotta 1910.

Digitized by Google

lich die so lange ersehnte nationale Einigung Deutschlands bringen. Seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum englischen Königshause hatten ihm Gelegenheit geboten, ein freiheitliches und mächtiges Staatswesen kennen zu lernen. Mit bitterem Schmerze hatte er — wie er in einem Aufsatze vom 18. Mai 1848 schrieb — gar oft das Selbstbewußtsein eines jeden Engländers, einer solchen freien, mächtigen Nation anzugehören, mit dem Gefühle verglichen, welches den Deutschen im Hinblick auf die deutschen Zustände beschleichen mußte. Der Blick für die heimischen Unzulänglichkeiten und Schwächen war ihm durch diese Beobachtungen geschärft worden. Wie er sich über die eigene Zwitterstellung als Standesherr, dieses lebensunfähige „Mittelding zwischen Landesherrn und Untertan", keinen Täuschungen hingab, so hatte er auch klar erkannt, daß ohne Überwindung von Kleinstaaterei und Partikularismus kein einiges und mächtiges Deutschland denkbar sei. Selbst bereit, auf alle Vorrechte der Geburt und des Standes zu verzichten, um zum freiheitlichen Gemeinwesen gleichberechtigter Staatsbürger zu kommen, erwartete und forderte er von den Dynastien das Opfer der Aufgabe gewisser Souveränitätsrechte zugunsten einer starken deutschen Zentralgewalt. In Wort und Schrift, vor der großen Öffentlichkeit und im engen Kreise maßgebender Politiker hat Fürst Karl seine Gedanken vertreten, vier Wochen hat er als Präsident des Reichsministeriums für das Ideal seines Lebens, ein „einiges, mächtiges, freies Deutschland", gekämpft, — gegen Ende des Jahres 1848 mußte er einsehen, daß seine Hoffnungen schmählich zusammengebrochen waren und daß die Zukunft Deutschlands wieder so trostlos aussah wie nur je. In diesem engen, kleinlichen, ohnmächtigen Deutschland aber glaubte er für seinen Sohn kein geeignetes Feld einer befriedigenden Tätigkeit erwarten zu können, er erinnerte sich seiner verwandtschaftlichen Beziehungen und erwirkte seinem Sohne die Aufnahme in die große, ruhmreiche englische Marine.

Eine längere Reise führte den Prinzen im Winter 1848 auf 49 von Amorbach über Dresden, Berlin, Hamburg, wo er die kleine, eben geschaffene deutsche Flotte sah, und Ostende nach London. Am 14. März mußte er sich in Portsmouth einer Aufnahmeprüfung unterziehen, am 15. wurde er — Prince Ernest of Leiningen — als Seekadett (Naval Cadet) auf H. M. S. „Arrogant" eingestellt.

Es war eine strenge Schule, in der Prinz Ernst zum Seemann erzogen wurde. Ohne Bevorzugung mußte er wie jeder andere den Dienstbetrieb von Grund auf in all seinen Einzelheiten erlernen.

Digitized by Google

Hier in der Einfügung in eine bis ins Kleinste geregelte Tätigkeit erfuhr der wohl schon in ihm liegende Sinn für Ordnung und Pünktlichkeit jene Vertiefung, die den Fürsten dann sein ganzes Leben hindurch begleitet hat und all seinem Tun den Stempel peinlichster Genauigkeit und unbedingter Zuverlässigkeit aufdrückte. Aber dieser Dienst führte auch in die Weite der Welt.

Schon durch seine zweite Kommandierung auf „Fox" kam der Prinz nach der ostindischen Station, über Madeira, Kap der Guten Hoffnung nach Trinkomali. Hier in Ceylon bestand er am 14. März 1851, zwei Jahre nach seinem Eintritt in die Marine, die Prüfung als Midshipman. Bis Ende 1852 bleibt er in den ostasiatischen Gewässern. In friedlicher Fahrt sieht er die bedeutendsten Hafenplätze, Madras, Kalkutta, Rangoon, Pinang, Malacca, Singapore, Hong-Kong, aber er findet auch Gelegenheit zu kriegerischer Betätigung. Auf „Hastings", dem Flaggschiff des Rear-Admirals Austen, und „Sphinx" nahm er 1852 an den Operationen gegen Birma teil, die zur Unterwerfung des Königs Menlung-Men führten.

Nach einem kurzen Kommando auf „Victory" im Hafen von Portsmouth wird er im August 1853 der „Britannia", dem Flaggschiff des Vice-Admirals Dundas, des Höchstkommandierenden des Mittelmeer-Geschwaders zugeteilt. Wieder erlebt er eine der weltpolitischen Verwicklungen des Inselreichs an hervorragender Stelle mit und hat das Glück, sich persönlich auszuzeichnen. Die Türken hatten Juli 1854 Giurgevo auf dem nördlichen Donauufer erobert, standen aber in Gefahr, von einer russischen Übermacht unter Gortschakoff in den Fluß zurückgeworfen zu werden. Da wurde eine Handvoll Seeleute von der „Britannia" unter Lieutenant Glyn und dem Prinzen Ernst nach Rustschuck verbracht, um einige Flußkanonenboote zu bemannen, und mit diesen manövrierten sie so geschickt, daß Gortschakoff über die Stärke der plötzlich auftauchenden Hilfe vollkommen getäuscht wurde, sich nach Bukarest zurückzog und den weiteren Feldzug aufgab.

Die türkische Regierung verlieh dem Prinzen für seine hierbei geleisteten Dienste als Auszeichnung eine goldene Medaille. Er nahm im Herbste noch an der Beschießung von Sebastopol, im folgenden Jahre als Lieutenant auf „Duke of Wellington" und „Cossack" an den Operationen in der Ostsee teil. Die folgenden Friedensjahre führten ihn durch die verschiedenen Rangstufen bis zur Würde des Admirals (12. Juli 1887). Von 1863 bis 1876 befehligte er die Königliche Jacht, von 1885 bis 1887 hatte er das wichtige Kom-

Digitized by Google

mando über die Sheerneß-Station, am 9. November 1895 trat er auf Grund der Altersvorschriften in den Ruhestand.

Der Dienst in der englischen Marine hat dem Fürsten viel gegeben. Er gab ihm einen Beruf, der ihm volle innere Befriedigung gewährte, und er gab ihm die kühle Nüchternheit, die klare Entschiedenheit, das stolze Selbstvertrauen des britischen Seemanns. Die nüchterne Einschätzung des Wirklichen und Möglichen ließ ihn in jungen Jahren die ihm im Januar 1863 angetragene griechische Königskrone ablehnen, sie bewahrte ihn im Alter davor, auf gewisse Pläne einzugehen, die dem Reichslande Elsaß-Lothringen zwei eigene Herzöge geben wollten und ihn als Sproß des alten Herzogsgeschlechtes der Etichonen für die elsässische Herzogswürde in Aussicht genommen hatten.

Aber dieser Dienst, der den Fürsten in stete Berührung mit den führenden Persönlichkeiten eines Weltreichs brachte, gab ihm auch eine Weite des Blicks, eine Freiheit und Großzügigkeit des Denkens, die immer nur auf die Sache und nie auf die Person sah und alles Kleinliche und Engherzige weit von sich wies.

Aus Rücksicht auf seine Stellung in der englischen Marine enthielt sich der Fürst jeder politischen Betätigung in Deutschland. Er beschränkte sich auf die Verwaltung seines Besitzes und trat in der Öffentlichkeit wenig hervor; infolgedessen ist er seinen deutschen Landsleuten kaum bekannt geworden.

Als 1856 Fürst Karl vor der Zeit, erst 52jährig, in Schmerz und Verbitterung über seine enttäuschten Hoffnungen aus dem Leben schied, hinterließ er seinem Sohne die Standesherrschaft in keineswegs glänzender Lage. Die finanziellen Verhältnisse des Fürstentums waren seit seiner Neu-Begründung rechts des Rheines 1803 keine günstigen gewesen. Es hatte von den alten aufgelösten Staaten, aus denen es gebildet worden war, zu viel Schulden überkommen, die nach der Mediatisierung 1806 noch drückender geworden waren. Noch im Jahre 1827 hatte Fürst Karl bei der deutschen Bundesversammlung gegen die badische Regierung wegen der seinerzeit bei der Mediatisierung vorgenommenen Einkünfte- und Lasten-Verteilung zwischen Souverän und Standesherrn Beschwerde geführt und berechnet, daß er „durch Entbehrung vorenthaltener Einkünfte und durch Bestreitung ungebührlicher Lasten seit dem 4. Juli 1814 eine Beschädigung von mehr als einer halben Million Gulden erlitten habe!"

Die Umgestaltungen des Jahres 1848 hatten von neuem Verwirrung in die Verwaltung und neuerliche Einbußen gebracht, sodaß

Digitized by Google

sich der Prinz, als ihn die Nachricht vom Tode seines Vaters von Konstantinopel nach der Heimat rief, großen Schwierigkeiten gegenüber sah. Zum Glück fand er in dem Koburgischen Justizrat Forkel einen ebenso gewandten, wie zuverlässigen Berater, der ihn aufs Beste in den Gang der Geschäfte einführte. Sehr rasch lebte sich der Fürst in die neuen Aufgaben ein und wies seiner Verwaltung bald selbst die Richtung. Zwei Ziele hatte er vor allem im Auge: einmal, klare Verhältnisse zu schaffen und die Lage der Standesherrschaft nach allen Seiten unzweideutig festzustellen, sodann, alle nicht unbedingt nötigen Ausgaben zu vermeiden und so durch äußerste Sparsamkeit den Besitz wieder zu einem Ertrage zu bringen.

Als er beim Tode seines Vaters die Standesherrschaft übernahm, sah er sich in allen wichtigeren Verwaltungsfragen von der Zustimmung der Agnaten der beiden gräflichen Linien abhängig. Er bemühte sich sofort, diesen vielfach sehr hinderlichen Einfluß einzuschränken oder wenigstens durch feste Abmachungen klar zu umgrenzen. In einer Reihe von Verträgen (Mannheimer Vertrag vom 10. August 1860, Mosbacher Vertrag vom 29. Juni 1867, Leiningisches Hausgesetz vom 29. Juni 1867, Schuldentilgungsstatut vom 16. Juni 1873) ist ihm dies gelungen; gegen Ende des Jahrhunderts erlebte er die Freude, alle rechtlichen Beziehungen zu den beiden gräflichen Linien Billigheim und Neudenau lösen und ein neues, von jedem Einfluß der bisherigen gräflichen Agnaten freies Hausgesetz erlassen zu können (23. Oktober 1897).

Um die mit dem Erzbischof von Freiburg bestehenden Meinungsverschiedenheiten über Ausübung des Patronatsrechtes auszugleichen, wurden Verhandlungen angeknüpft, die unter dem 20. Juli 1863 zu einem Vertrage führten, der die beiderseitigen Ansprüche genau festlegte und das Präsentationsrecht der Standesherrschaft für den Bereich der Erzdiözese Freiburg bis in alle Einzelheiten regelte.

Im folgenden Jahre (1864, 24. März bezw. 11. Oktober) kam mit der badischen Regierung eine Übereinkunft zustande, durch die alle Streitigkeiten wegen der staatsrechtlichen Stellung der fürstlichen Standesherrschaft im Großherzogtum Baden beigelegt und verglichen wurden.

In bestimmten fürstlichen Waldungen hatten ganze Gemeinden wie einzelne Personen gewisse Rechte auf Holz-, Streu- oder Weidenutzung. Um alle Zwistigkeiten über diese in ihrem Umfange meist nicht klar umschriebenen Gerechtsame ein für alle Mal abzuschneiden, versuchte man sich mit den Berechtigten über eine Ablösung zu ver-

Digitized by Google

ständigen. In den meisten Fällen ist dies gelungen; namentlich Ende der sechziger Jahre kamen zahlreiche auf den fürstlichen Waldungen ruhende Berechtigungen durch Abtretung gewisser Forstbezirke oder durch Geldabfindung zur Ablösung.

Allerdings erforderte die Befreiung des fürstlichen Besitzes von diesen und ähnlichen Lasten namhafte Opfer. Die Verwaltung konnte sie nur bringen, weil sich der Fürst selbst in der eigenen Lebensführung größte Einfachheit und Sparsamkeit auferlegte. Jahrelang hielt er sich immer nur kurze Zeit in Deutschland auf und nahm dabei die Einkünfte seines Besitzes nur in bescheidenem Maße in Anspruch. Was er selbst übte, verlangte er auch von seinen Beamten. Einschränkung aller äußerlichen Repräsentation, streng sachliche Arbeit, Vermeidung jeder nicht unbedingt erforderlichen Ausgabe.

Aber diese wohl berechnete Sparsamkeit war nie kleinlich oder Selbstzweck. Wenn es galt, ideale Aufgaben und Bestrebungen zu fördern, gab der Fürst selbst in Zeiten, da seine Jahreseinkünfte noch recht klein waren, gern und großzügig. So stellte er bereits im Frühjahr 1859 die Mittel zur Verfügung, um in Amorbach eine selbständige protestantische Pfarrei und Schule zu begründen. Dem wertvollen Erbe, das ihm das ehemalige Kloster in seiner herrlichen Rokoko-Kirche hinterlassen hatte, widmete er ganz besondere Fürsorge. Mitte der sechziger Jahre erhielten die Orgelbauer G. F. Steinmeyer & Co. in Öttingen den Auftrag, die berühmte, aber im Laufe der Zeit vielfach schadhaft gewordene Orgel völlig umzubauen und ihrem alten Rufe entsprechend wieder herzustellen. Ende 1868 konnte das Werk nach gründlicher Erneuerung wieder in Benutzung genommen werden. Noch zweimal wurden später — 1882 und 1890 — größere Beträge angewiesen, um Verbesserungen anzubringen und die Orgel auf der Höhe ihrer Vollkommenheit zu halten. Als sich in den neunziger Jahren die finanziellen Verhältnisse der Standesherrschaft immer mehr besserten und der völlige Abtrag der alten Stammschulden in naher, sicherer Aussicht stand, konnte für kulturelle Zwecke noch mehr aufgewendet werden. Es wurde ein Fachmann berufen, um Bibliothek und Archiv, für das gleichzeitig neue feuersichere Räume geschaffen wurden, zu ordnen und dauernd zu verwalten. Zur Freilegung der Kirche nach Süden und Westen erwarb der Fürst ein größeres Gebäude und ließ es abbrechen. Die Anstellungsverhältnisse der Beamten und Diener wurden in durchaus moderner Weise geregelt, sodaß diese sich in ihren Ansprüchen auf Ruhegehalt, Witwen- und Waisenversorgung der gleichen Sicherheit wie die Staatsbeamten erfreuen.

Digitized by Google

Auch Unternehmungen, die scheinbar nur dem eigenen Interesse dienten, wie die großzügigen Maßnahmen zur Wiesenpflege in den langgestreckten Odenwaldtälern kamen der Allgemeinheit zugute. Denn die planmäßig durchgeführten, zum Teil höchst kunstreichen Bewässerungsanlagen, die die mageren, in heißen Sommern leicht ausbrennenden Sandböden erst ertragsfähig machten, wurden für die ganze Gegend ein Vorbild. Allmählich ahmte sie auch der kleinbäuerliche Besitzer nach und hob dadurch den eigenen Betrieb.

Ähnlich verhält es sich mit den ausgedehnten Parkanlagen, die Fürst Ernst um das von seinem Vater begonnene, von ihm namentlich in seiner Innenausstattung vollendete Schloß Waldleiningen geschaffen hat. Mit feinstem Verständnis hat er selbst Wegeführung, Mischung der verschiedenen Bestände, Anordnung der Baumgruppen, Überleitung von Wald zu Wiese und Ähnliches mehr angegeben und so lange vor der offiziellen Forstästhetik das Muster eines Naturparkes hingestellt, in dem Tausende ermüdeter Städter Erquickung und Erhebung gefunden haben.

So wirkte Fürst Ernst als ein Edelmann der neuen Zeit, der seine ausgedehnten Besitzungen in musterhafter Ordnung hielt, auf ihr materielles Blühen und Gedeihen bedacht war, darüber aber nie vergaß, daß aller Besitz seine innere Berechtigung erst erhält, wenn er zum Wohle der Allgemeinheit auch für Kulturzwecke nutzbar gemacht wird.

Obwohl der Fürst in den drei süddeutschen Staaten Baden, Bayern und Hessen Mitglied der ersten Kammer war und in engster verwandtschaftlicher Beziehung zu den führenden Herrscherhäusern Deutschlands stand, hat er sich — wie oben schon erwähnt wurde — politisch nicht betätigt, er hat auch nie nach den äußeren Ehren eines Hofamtes oder der Stellung eines staatlichen Würdenträgers gestrebt.

Trotzdem stand er dem neuen deutschen Reiche, in dem er, wenn auch erst nach Aufgabe des Sheerneß-Kommandos, den größeren Teil des Jahres zubrachte, nicht innerlich fremd oder gleichgültig gegenüber. Waren schon die politischen Ideale seines Vaters nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben, so wirkten später die nationalen Anschauungen der Kreise auf ihn ein, die etwa Gustav Freytag in seinen Schriften vor der Öffentlichkeit vertrat. Daher begrüßte er die Einigung Deutschlands mit freudiger Anteilnahme, er war stolz auf das Werk König Wilhelms und seiner Paladine und verehrte in Bismarck den Genius, der sein Wollen so völlig in Übereinstimmung mit dem Können zu halten wußte und sich über die Grenzen des Tatsächlichen

Digitized by Google

und Möglichen nie im Unklaren war. Daß sich der Fürst wirklich eins mit dem Schicksal des neuen Reichs fühlte, erhellt daraus, daß er seinen Sohn der preußischen Armee zuführte und in einer eigenen Eingabe an Kaiser Wilhelm (6. I. 1884) seine Aufnahme in das Offizierkorps der Gardejäger nachsuchte.

Wie er als deutscher Patriot empfand, der von den Errungenschaften des siebziger Krieges nichts preisgegeben sehen wollte, zeigt folgende Äußerung des Fürsten gelegentlich gewisser Bestrebungen, die Franzosen durch die Rückgabe von Elsaß-Lothringen oder wenigstens einzelner Gebietsteile versöhnen zu wollen: „In dem Augenblicke, wo dies wahr wird, verlasse ich Deutschland und kehre nie wieder dahin zurück."

Daß andererseits einem so klaren und nüchternen Beobachter die Unruhe und der Überschwang des neuen Kurses nicht gerade zusagte, bedarf eigentlich kaum besonderer Erwähnung.

Verheiratet war Fürst Ernst mit Marie, der 1834 geborenen zweitjüngsten Tochter des Großherzogs Leopold von Baden und seiner Gemahlin Sophie, geb. Prinzessin von Schweden. Der Fürst hatte die Prinzessin im Frühjahr 1858 in Gotha bei seinem späteren Schwager, dem Herzoge Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha kennen gelernt und am 26. April von der verwitweten Großherzogin Sophie die Erlaubnis erhalten, sich förmlich um die Hand ihrer Tochter bewerben zu dürfen. Die Vermählung fand am 11. Sept. desselben Jahres in Karlsruhe statt. Auch die Ehe stand zunächst ganz unter der Pflicht des militärischen Dienstes. Die junge Fürstin begleitete ihren Gemahl nach England und schenkte ihm hier — in Osborne auf der Insel Wight — zwei Kinder, am 24. Juli 1863 eine Tochter Alberta, am 18. Januar 1866 einen Sohn Emich. Auf das Glück dieser Ehe warf ein allmählich bis zur völligen Erblindung fortschreitendes Augenleiden der Prinzessin einen dunkeln Schatten. Dagegen erblühte aus der Ehe des Erbprinzen Emich mit Feodora, geb. Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg eine stattliche Schar gesunder und kräftiger Enkelkinder. Am 21. November 1899 ging dem Fürsten die Fürstin, am 30. August 1901 seine Tochter Alberta im Tode voran. Auf der Rückreise von England nach Amorbach im März 1904 überfiel den abgehärteten, eigentlich nie krank gewesenen wetterfesten Seemann eine Erkältung, die am 5. April infolge Herzlähmung zum Tode führte.

In der Gruft zu Waldleiningen im Waldesfrieden der Odenwald-Berge, die er so sehr geliebt, schläft er den letzten Schlaf.

R. Krebs (Amorbach).

Digitized by Google

31. Messerschmitt, Pius Ferdinand, Maler 1858—1915.

Messerschmitt, Pius Ferdinand, wurde geboren in Bamberg am 30. Mai 1858 (am „goldenen Sonntag") als Sohn des Großhändlers Baptist Ferdinand M. (geboren 1827, starb wenige Wochen nach seinem Sohn 14. Dezember 1915) und dessen Frau Emilie, geb. Lautenbacher (1837—1891). Die Messerschmitt gehörten zu den alten Fischer- und Schifferfamilien Bambergs. Die meist in der „Fischerei", auch in der benachbarten Kapuzinerstraße oder sonst in der Nähe der Regnitz und des Donau-Main-Kanals wohnhaften Rangschiffer waren wohlhabende und angesehene Leute. Malerische alte Lithographien veranschaulichen noch das lebhafte Treiben an dem großen „Kranich" bei der Unteren Brücke und auch die ältere jetzt lebende Generation vermag sich noch auf den namhaften Schiffsverkehr dort zu erinnern. Ein Messerschmitt hatte, „mit wahrhaft patriotischem Entschluß dem veralteten Vorurteil entgegentretend, das seit urdenklichen Zeiten den Ausfluß des Maines als die natürliche Grenze der Mainschiffahrt bezeichnete, am 17. Februar 1836 die erste direkte und Schnellfahrt von Bamberg nach Köln unternommen" (Fränk. Merkur 1837, Nr. 5), und große Feierlichkeiten hatten damals die Abfahrt und Rückkehr des ersten Schiffes begleitet. Die Fahrten zur Donau und zum Rhein führten von selbst zum gelegentlichen Handel mit Getreide, Wein u. dgl. Der Großvater des Malers, Johann Adam, auch Büttner und Bierbrauer, der ein Werkchen über die Bamberger Bierbrauerei (1836) verfaßte und (nach Jäck's 2. Pantheon) viele Beiträge zum Fr. Merkur und anderen Zeitschriften lieferte, übernahm von seiner Mutter (geb. Helldorfer) die Brauerei zum Balthasar und gründete nach deren Verkauf die bekannte Weinwirtschaft in der Plattnersgasse (jetzt in der Langen Straße), dessen Sohn B. Ferdinand 1855 die Großhandlung mit Getreide und Landesprodukten in der Oberen Königstraße Nr. 992 (neu 35).

Künstlerische Anlagen haben sich in der mütterlichen Familie vererbt. Der Urgroßvater der Mutter Stephan Lautenbacher (1742 bis 1825) war Maler und Verwalter an der Porzellanfabrik in Nymphenburg, sein Sohn Dr. Franz Xaver (1770—1830), Leibarzt des in Bamberg residierenden Herzogs Wilhelm von Bayern, hatte in dem Geyerswörtgarten 1819 die Lautenbacher'sche Badeanstalt ge-

Digitized by Google

gründet, die auf seinen Sohn, den Arzt Dr. Pius August (1800—1874) überging, von dem sich ebenfalls Gemälde im Besitz der Familie befinden, dann auf den Vater B. F. Messerschmitt, der 1875 die beiden getrennten Ökonomiegebäude durch den Mittelbau verband; 1892 wurde sie zur Anlage eines größeren Sammelbrunnens der Wasserleitung von der Stadt übernommen und wird jetzt nach mancherlei Veränderungen in Haus und Garten durch einen Pächter betrieben. Das Anwesen gehörte früher zu dem anstoßenden Geyerswörtschlosse (später Appellgericht, jetzt zu magistratischen Amtsräumen verwendet), das 1586 von Ernst von Mengersdorf erbaut, den Fürstbischöfen bis zur Entstehung der neuen Residenz einen komfortableren Aufenthalt bot, als ihn die alte Hofhaltung zu gestatten vermochte. Von der ehemals berühmten Orangerie und den Wasserwerken war allerdings nichts mehr vorhanden, aber der weitläufige Garten mit seinen Lauben und über tausend Rosenstöcken war der Lieblingsaufenthalt der Kinder und seine Anziehungskraft wurde durch das reichliche gute Obst, das er bot, noch wesentlich erhöht. Nach Aufgabe des Geschäfts in der Königstraße zog sich die Familie 1881 gänzlich hierher zurück. In den Bildern und Skizzen des Künstlers können wir noch wohl die Wirkung dieser Jugendeindrücke erkennen; manchmal sind direkt Motive aus dem Garten mit dem Ausblick auf die sich jenseits des Flusses aufbauenden Häuserpartien des Stephans- und Kaulberges herübergenommen.

Die Kinder- und Knabenjahre Messerschmitts fielen noch zwischen die Nachklänge der Biedermeierzeit und die immer rascher ansteigende moderne Entwicklung. Es war die Zeit, wo noch zum Teil die zeichnenden Poeten der älteren Münchener Bilderbogen ihre sich mit dem Zauber kindlicher Einfachheit so unvergeßlich einprägenden stimmungsvollen Geschichten und Gestalten schufen, während andere derartige Erzeugnisse geringeren Wertes dem jugendlichen Interesse mit einer Masse von Uniform- und Schlachtenbildern Genüge taten, wo der Struwelpeter das herrschende Literaturprodukt der Kinderstube bildete und primitives Spielzeug, zur Weihnachtszeit auch die derben Figuren des bemalten Bamberger Marzipans, der Phantasie freie Entfaltung gestatteten. Noch wich selbst in besseren Häusern die Unschlittkerze am Abendtisch nur zögernd der Petroleumlampe und die behäbige Lebensführung der wohlhabenden Bürgersfamilie war noch wenig berührt von dem hastigen Ausschauen nach immer neuen Reizen und Effekten und von dem ständig wechselnden Einfluß der Moderichtungen auf allen Lebensgebieten. Namentlich zeigte sich der Charakter der alten Stadt, die frei von den späteren unorganischen Anwüchsen still

Digitized by Google

inmitten der vegetationsreichen Landschaft ruhte, noch unberührt von den Eingriffen, die die Anforderungen modernen Handels- und Verkehrslebens mit sich brachten; erst allmählich drang der Eisenträger verwüstend in die Formenwelt der alten Häuser, um der oberflächlichen Eleganz des stereotypen Schaufensters Bahn zu brechen, und auf den noch vielfach mit Kaufbuden besetzten Gassen und Plätzen entfaltete sich das formenreiche und lebenswarme Treiben ländlichen und kleinbürgerlichen Verkehrs, gelegentlich wohl unterbrochen durch einen Zug der grünen Chevauxlegers und der blauen Infanterie im alten bayerischen Raupenhelm, die noch nicht in die Kasernen der Peripherie verschoben waren; an hohen Festlichkeiten, namentlich zur Fronleichnamsprozession, rückten auch die „Bürger", der Kommandant auf stattlichem Schimmel, aus und eine kleine Grenadierkompagnie mit hohen Bärenmützen begleitete den Traghimmel mit dem Allerheiligsten.

Vor allem aber waren die Eindrücke des väterlichen Geschäftshauses selbst für seine spätere malerische Entwicklung bestimmend. Der alte Fuhrwerksverkehr war noch nicht in der heutigen Weise durch die Eisenbahn ausgeschaltet und belebte die die Stadt durchziehende Hauptverkehrsstraße von Nord nach Süd; an Markttagen fuhren Dutzende von Fuhrwerken, die die Landesprodukte weither herbeibrachten, in das Geschäft ein oder sammelten sich vor dem Hause, oft in eigenartigen Formen von Wagen und Geschirr, so z. B. breite Lastwagen aus der Coburger Gegend, dann aus dem Gebirge, von Hollfeld her und dem Bayreuther Lande usw. Daß der Vater selbst Wagen und Pferde besaß, ließ den Knaben in dieser Formenwelt noch mehr heimisch werden und die alten Omnibusse, die in die Dörfer und Landstädtchen der Umgebung abgingen, boten später noch lange beliebte Studienobjekte.

Schon im kindlichen Alter trat die Neigung, die Erscheinungen der Umgebung mit dem Bleistift nachzubilden, stark hervor und als er nach dem Austritt aus der Volksschule zwei Jahre die Lateinschule besuchte, für die er im übrigen wohl wenig geeignet schien, dann in die Gewerbe- (jetzt Real)schule mit gutem Erfolg übergetreten war, fanden seine Leistungen im Zeichnen stets besondere Anerkennung. Dabei erhielt er Privatunterricht von einem Maler des damals durch den Export nach England und Amerika bekannten Schmitt'schen Porzellanmalinstituts, Julius Kiesewetter, der ihn auch in die Anfänge der Ölmalerei einweihte. Freilich, wenn der Vater ihn gelegentlich überraschte, wie er die Umrisse von Arbeitern an der weißen Wand des Magazins festhielt, war er über die Zeitverschwendung wenig

Digitized by Google

erbaut. Durchaus praktischer Geschäftsmann, dessen Tätigkeit sich (abgesehen von vorübergehender öffentlicher Wirksamkeit als Gründer und Hauptmann der Feuerwehr, dann als Vertreter der Bamberger Volkspartei im Magistrat, auch als Handelsrichter) streng auf die Anforderungen seines Berufes richtete, war ihm diese immer bestimmter hervortretende künstlerische Neigung, die er nicht ernst nehmen zu dürfen meinte, nicht eben willkommen. Der älteste Sohn war bestimmt, das Geschäft zu übernehmen, zumal der zweite früh nach Amerika ausgewandert war und die beiden jüngsten noch im kindlichen Alter standen. Dagegen fand Ferdinand Verständnis bei der Mutter. Ihr Liebling war der Erstgeborene von je gewesen, bei dem die nüchterne, etwas derbe Art des stark ausgeprägten Familiencharakters, die eines trockenen Humors und geistiger Regsamkeit nicht entbehrte, durch weicheres Empfinden und größere Empfänglichkeit gemildert war und der sich in seiner ruhigen anspruchslosen Art schon damals die Sympathien von Lehrern und Mitschülern erwarb. Schon früh hatte sie seine Neigung durch Beschaffung von Zeichnungsmaterial unterstützt; ihr ist wohl die Erhaltung mancher kindlicher Skizzenbücher und auch zum großen Teil der Erfolg zu verdanken, daß sich der Widerstand des Vaters schließlich gelegt hat.

Nach Absolvierung der Gewerbeschule kam M. im September 1874 nach Neufchatel in ein Pensionat, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen; das Jahr darauf fuhr er über Köln nach Antwerpen, wo er in ein Kolonialwarengeschäft eintrat, das er ein halbes Jahr später mit einem andern vertauschte, Ende 1876 kam er nach kurzem Aufenthalt in Bamberg abermals in ein großes Kolonialwarengeschäft in Straßburg. Dort holte ihn der Vater im Mai 1878 ab und besuchte mit ihm zunächst die Pariser Weltausstellung. Der Aufenthalt in der Welt und der Umgang mit Künstlern, den er gern suchte, hatte M. mancherlei Anregung und Stoff zu weiterer Übung im Zeichnen geliefert, auch die fast zweijährige Tätigkeit im väterlichen Geschäfte konnte die Überzeugung von seinem künstlerischen Berufe nicht zurückdrängen. Es entstanden kleine Bilder in Öl u. a.; daß er gelegentlich gefällige Silhouetten u. dgl., für die er schon damals eine besondere Neigung bekundete, in illustrierten Zeitungen unterbrachte, mag sein Streben noch weiter ermutigt haben. Schließlich gestand sich auch der Vater ein, daß Ferdinand nicht zum Geschäftsmann geboren sei, und so konnte dieser am 1. April 1880 in die Kunstakademie in München eintreten, wo er zunächst unter den Professoren Hackl und Benczur studierte, dann im Mai 1882 in die

Digitized by Google

Malklasse Lindenschmits kam. Freilich blieben auch ihm die Enttäuschungen, die der Übergang von dilettantischer Kunstübung zu strengem systematischen Studium zu begleiten pflegt, nicht erspart. Im Februar 1887 hatte der Vater, anscheinend beunruhigt durch eine länger dauernde Herabstimmung des Sohnes und dessen Andeutungen von den Schwierigkeiten, die es zu überwinden galt, eine Aussprache mit Lindenschmit, der ihm die Versicherung geben konnte, daß diesem nunmehr sein mühevolles Durchringen zur Künstlerschaft in entscheidender Weise gelungen sei. Das erste Bild, die Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager, war bis auf die Hauptgruppe im Vordergrund fertig. Im Januar 1888 konnte Ferdinand nach Hause telegraphieren, daß er darauf den ersten Preis von 500 Mk. und auf das für die Weihnachtskonkurrenz aufgegebene Thema aus dem Leben der hl. Elisabeth den zweiten Preis von 150 Mk. erhalten hatte. Im Sommer erschien ersteres auf der Kunstausstellung und kam im Spätherbst, nachdem sich auch die Zeitungsberichte günstig darüber ausgesprochen und es noch im Bamberger Kunstverein ausgestellt war, an eine bekannte Familie in Newyork um den für einen Anfänger hohen Preis von 10,000 Mk.

Vom April bis Juni 1892 unternahm er mit dem Vater eine Reise über Köln, Brüssel, Antwerpen, London nach Amerika zum Besuch seines Bruders, die künstlerisch übrigens wenig Einfluß hatte. Im November 1893 verlobte er sich mit der Tochter des Hofrats Dr. Fellerer in München. Nach der Verehelichung im Mai 1894 erfolgte die Einrichtung eines Ateliers im Hause des Schwiegervaters in der Hildegardstraße, im Jahre 1909 wurde der Bau der Villa in Solln bei München mit dem großen Atelier begonnen, das er im Januar bezog. 1912 erhielt er den Titel Professor.

Auf das erste große Historienbild folgte in der Ausstellung 1893 ein weiteres mit ähnlichem Motiv aus dem dreißigjährigen Krieg, Tillys Verwundung bei Rain, das im folgenden Jahr von dem Verein für historische Kunst in Dresden angekauft wurde. Indessen war weder der Zug der Zeit noch die Eigenart des Künstlers der Pflege des eigentlichen Historienbildes besonders günstig. Schon auf der Kunstausstellung 1889 hatte er mit der „Gänsewies", wo freilich die Landschaft (Motiv bei Seßlach) noch überwiegend erscheint, das Stoffgebiet der Postkutschen und des Fuhrwesens betreten, das er nun mit besonderer Vorliebe und mit virtuoser Darstellungskunst pflegte. In mannigfaltigen Formen erscheinen nun Szenen mit den Staatskarossen des Rokoko, besonders aber mit eigentümlichen Kutschen der

Digitized by Google

Biedermeierzeit und alten Postomnibussen, auch Lastfuhrwerken usw. auf seinen Bildern, meist im Rahmen der leichtgewellten fränkischen Landschaft oder der malerischen Architektur alter Städte. Schon für Wallensteins Lager, wo Rothenburg o. T. den Hintergrund bildet, war zu einem längeren Aufenthalt daselbst Anlaß gegeben, weiterhin suchte er seine Motive besonders gern in den kleinen Mainstädten, Ochsenfurt, Miltenberg, Kleinheubach. Die Münchener Umgebung hatte er in seiner Studienzeit mit dem Rad durchstreift, später mit seiner Familie zum Sommeraufenthalt besucht und auch hier, wie überall, reiches Skizzenmaterial nach Hause gebracht; ebenso haben Reisen nach Norddeutschland, der wiederholte Besuch Hollands usw. viel Anregung geboten. Die Darstellung des militärischen Lebens hat er dabei nicht aufgegeben, aber sich hier ebenfalls hauptsächlich der Napoleonischen und der späteren Zeit zugewendet. Neben der koloristischen Wirkung mußte ihn wohl schon die Vorliebe für das Studium von Pferden und Wagen auf dieses Gebiet führen; vielleicht hat er aber auch die realistische Derbheit des Stoffes gewissermaßen wie ein Gegengewicht gegen die Weichheit des Biedermeiertums empfunden. Bei der Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit seiner Darstellung erscheint es begreiflich, daß er zugleich ein eifriger Sammler von Uniformen und Waffen, Kostümstücken und Modellen war, die er schon von jeher in Museen und sonst eifrig studiert hatte, wie er überhaupt seine Villa in Solln in jeder Art zu einem reichen und behaglichen Künstlerheim ausstattete. Beim Militär gedient hat er nicht, aber schon in der ersten Münchener Zeit hatte er Reiten gelernt und manche persönliche Bekanntschaft in Offizierskreisen, in München wie bei den Ulanen in Bamberg, waren dem überall gern gesehenen Künstler für seine Studien von wesentlichem Nutzen. In der Kunstausstellung 1895 finden wir das militärische Genrebild „Die Etappe"; 1896 folgt eine größere historische Darstellung dieser Art, Blüchers Unfall in der Schlacht bei Ligny (später vom Verein für historische Kunst in München erworben), und so zwei Jahrzehnte hindurch ein, fast immer aber mehrere Bilder, die meistens den erwähnten Stoffgebieten entnommen sind. Auch die farbige Steinzeichnung „Am Abend nach der Schlacht bei Belle-Alliance", 1907, in der bei Oldenbourg in München verlegten Serie Bilder aus Deutschlands Heer und Flotte (als Nr. 11), ist hier zu nennen. Von den Eindrücken der großen Ereignisse, die gegen Ende seines Lebens eintraten, zeugen mancherlei Skizzen aus der Mobilmachung. Schon von der tödlichen Krankheit erfaßt, hat er nach Berichten von Bekannten aus dem Felde drei

Digitized by Google

große farbige Gravüren geschaffen, die bei L. Möller in Lübeck erschienen sind: Angriff deutscher Ulanen in Westflandern, Englische Kavallerie bei Maubeuge, Erbeutung eines englischen Geschützes bei Ypern. In den Jugenddrucken (Nr. 4462) erschien noch 1915 der Bayrische Ulan.

Auf äußere Anregung, der er allerdings bei dem großen persönlichen Interesse für seine Vaterstadt trotz mancher vielleicht entgegentretenden Bedenken gerne Folge geleistet haben mag, ist das repräsentative Stadtbild zurückzuführen, das er 1909 im Auftrage des Bamberger Stadtmagistrats malte und das sich mit einigen andern (zwei Jugendarbeiten, Aquarelle aus der Marschalk'schen Sammlung, den Ölbildern „Heimkehr", „Die heilige Elisabeth empfängt die Leiche ihres Gemahls in Bamberg", letzteres unvollendet) in der städtischen Gemäldesammlung befindet. Nach mehrfachen Vorstudien ist es nach einer Skizze ausgeführt, die auf dem Dache eines Neubaues an der Bughofer Straße aufgenommen wurde. Es zeigt die Stadt im Hintergrunde jenseits des Flusses unter starker Verwertung atmosphärischer Lichtwirkung, während der breite Vordergrund durch genrehafte Motive der Staffage, marschierende Infanterie und eine heimreitende Ulanenabteilung, auf dem Ackerland arbeitende Gärtnersmädchen usw., eingenommen ist, die an frühere Gelegenheitsarbeiten für Bamberger Festlichkeiten u. dgl. erinnern. Illustrationen hat er schon während der Studienzeit für Schorers Familienblatt und andere Zeitschriften geliefert, so Szenen aus dem Münchener Leben usw., später gelegentlich mancherlei Klischees für den Verlag der Bamberger Handelsdruckerei. Auch die Zeichnungen zu einer Jugendschrift von Agnes Sapper „Im Thüringer Wald" Stuttgart 1914, und die gelungene Figur des „Schandarm" in Konrad Drehers „Kirchweih" (1889) seien hier genannt. Für das Kaufmannskasino in München schuf er prachtvolle Entwürfe zu Bühnenbildern und zeichnete eine Menge von Kostümstudien für gesellschaftliche Feste.

Nicht übergangen werden dürfen einige weitere kleine Nebenarbeiten, kunstgewerbliche Entwürfe zu Attrappen u. dgl. und künstlerisch erfundenes Spielzeug, wie derartiges auf der Münchener Ausstellung im Bavariapark 1908 und sonst erschien, so namentlich die „Alte Stadt", (mehrere sich ergänzende Baukästen mit massiv geschnitzten, kräftig bemalten Häusern usw.). Gerade bei diesen anscheinend unbedeutenden Dingen ist der innerliche Zusammenhang mit seiner künstlerischen Eigenart und die Mühe, die er auf die sorgsame Ausführung verwendete, für ihn bezeichnend. Ebenso hat er drei

Digitized by Google

Hefte zu den im Verlag Otto Maier in Ravensburg erschienenen Schattenbildern (Künstlerische Bilder von der Landstraße 1907, Porträts und kleine Szenen 1910, Märchen 1914) geliefert, sowie zwei weitere ähnliche, den Modellierbogen: Fränkisches Städtchen 1911, und das Malbuch: Kleinstadtbilder, 1914.

Das Leben Messerschmitts zeigt ein Künstlerbild von selten glücklicher Gestaltung, das sich im ganzen ungehemmt und folgerichtig in seiner bestimmten Eigenart entfalten konnte und infolge dieses naturgemäßen und durchsichtigen Entwicklungsganges auch in Bezug auf die heimatlichen Verhältnisse, aus denen es erwuchs und von denen er sich nie gelöst hat, von besonderer Bedeutsamkeit ist. Von Geburt an war er in Verhältnisse versetzt, die ihn ebenso vor dem Druck materieller Sorgen schützten, wie Verweichlichung und Trägheit fernhielten. Schon der solide nüchterne Wirklichkeitssinn, der einen ausgeprägten Charakterzug der altbürgerlichen Familie bildete, bot eine Gewähr gegen die Einwirkung jedwelcher degenerativen Elemente und hat ihn vor Affektation sowohl als schwächlicher Süßlichkeit geschützt, wie ihn sein tiefes künstlerisches Interesse vor einem geschäftsmäßigen Ausschöpfen, trotz der im allgemeinen beschränkten Richtung auf einige bestimmte Stoffgebiete, bewahrte. Ebenso lag seiner einfachen Natur jede persönliche Prätention fern. So ist er ohne wesentliche Komplikationen in ruhiger Sicherheit wie selbstverständlich den Weg gegangen, den seine hervorragende künstlerische Begabung ihm wies und auf dem er unter dem Einsatz seines ganzen persönlichen Seins die Befriedigung seines Lebens fand, die Wirklichkeit mit klarem und wahrhaftigem Sinne erfassend und im individuellen künstlerischen Schaffen verarbeitend, ohne Bedürfnis nach Theorien und Programmen, unbekümmert um die Phrase jeder Art. Selbst keine Parteitendenz vertretend, war er bei den Anhängern der verschiedensten Richtungen geschätzt, wie er selbst immer bereitwillig und opferfreudig sich gerne allen Anforderungen unterzog, die aus Kollegenkreisen an ihn herantraten, und auch jahrelang verantwortungsvolle Ämter in Künstlergesellschaften innehatte. Auf dem Höhepunkt seines Schaffens wurde der Künstler von einem schweren Darmleiden befallen, das ihn aus den glücklichen beruflichen und persönlichen Verhältnissen herausriß. Im August 1913 mußte er sich einer Operation unterziehen, deren Folgen er zunächst rasch überwand, die aber im September und nochmals im Dezember 1914 wiederholt werden mußte. Nach einer vierten Operation im August 1915 verschied er in der Klinik des Hofrates Krecke in München am 29. Oktober 1915.

Digitized by Google

Über Messerschmitt findet sich eine biographische Skizze von Ernst Viktor Tobler in Reclams Universum Bd. XXXII 1916 S. 829—832, wo auch das Porträt von Marr reproduziert ist. Die vorstehende Darstellung stützt sich zum großen Teil auf Mitteilungen des Bruders, Herrn Adolf Messerschmitt in Bamberg, die z. T. auf Auszüge aus dem Tagebuch seines Vaters zurückgehen.

Im Nachtrag zu dem anfangs 1918 abgeschlossenen Artikel möge noch beigefügt werden, daß der staatlichen Bibliothek in Bamberg durch Stiftung der Witwe des Künstlers, Frau Geh. Hofrat von Marr in Solln bei München (gest. im Dezember 1919), im Sommer 1918 ein bedeutender Teil des Nachlasses an Skizzen und dergl. zugewiesen wurde (17 Mappen mit 436 Blättern, meist Bleistiftzeichnungen, hauptsächlich Motive aus Bamberg und fränkischen Orten, Pferdestudien, Militär, Rokoko, Biedermeierzeit, Vorarbeiten für Wallenstein, Tilly, Blücher, Hl. Elisabeth, Im Thüringer Walde), ebenso ein Ölporträt Messerschmitts, gemalt von Carl Blos i. J. 1891).

Hans Fischer (Bamberg).

32. **Michel**, Julius von,
Ophthalmologe und Professor der Universität Würzburg
1843—1911.

Julius v. Michel war kein geborener Franke und liegt auch nicht in fränkischer Erde bestattet. Aber die mehr als 20 Jahre, die er an der Würzburger Universität wirkte, bildeten den Höhepunkt seines Lebens und er selbst fühlte sich mit der schönen Mainstadt so verwachsen, daß er später anderwärts nie wieder ganz heimisch werden konnte. Auch war er unter den vielen hervorragenden Köpfen, die die medizinische Fakultät der Alma Julia im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts aufzuweisen hatte, eine der eigenartigsten und anziehendsten Erscheinungen. So verdient er, daß seiner in den „Fränkischen Lebensläufen" gedacht werde. Noch ist sein Andenken in Würzburg nicht nur unter den engeren Fachgenossen und im Kreise seiner zahlreichen Schüler lebendig, sondern auch viele Kranke erinnern sich dankbar des hervorragenden Augenarztes, dessen Kunst ihnen Hilfe brachte, und der stattliche Bau der neuen Universitäts-Augenklinik, der in seinen Plänen noch auf Michel zurückgeht, gibt

Digitized by Google

dem Beschauer Zeugnis von seiner Großzügigkeit und seinem Organisationstalent.

Sein äußerer Lebensgang, insbesondere der seiner Jugendzeit, ist schnell erzählt. Am 5. Juli 1843 zu Frankenthal in der Rheinpfalz als Sohn eines Rechtsanwaltes geboren, verlebte er im Kreise mehrerer Geschwister, an die ihn zeitlebens enge Anhänglichkeit band, eine glückreiche Jugend. Das Gymnasium besuchte er zu Zweibrücken und bezog dann als junger Student der Medizin zuerst die Universität Würzburg. Dann trieb es ihn in die Weite, er übersiedelte nach Zürich, wo er bereits als Student eine Assistentenstelle am physiologischen Institut unter Professor Fick inne hatte, kehrte aber später wieder nach Würzburg zurück und erwarb dort im Jahre 1866 den Doktorgrad mit einer Dissertation „Über das Verhalten der Netzhaut und des Sehnerven bei der Epilepsie". Im Feldzug 1866 sehen wir den jungen Doktor als Bataillonsarzt auf bayerischer Seite, dann folgte 1867 die Ablegung des Staatsexamens in München und eine kurze Zeit der Assistententätigkeit am Kreiskrankenhause seiner Vaterstadt. Bald aber zog es ihn zu eingehenderer Beschäftigung mit dem Sonderfache, dem er zeitlebens treu bleiben sollte, und zu dem schon während seines Studiums die erste Neigung in ihm erwacht war.

Der frisch aufblühende Zweig der Augenheilkunde übte damals eine ganz besondere Anziehungskraft gerade auf viele der Besten unter den jungen Medizinern aus. Während früher die Ophthalmologie von den Chirurgen gewissermaßen im Nebenamte betrieben worden war und ein meist wenig geachtetes und wenig gepflegtes Anhängsel ihres Faches darstellte, sich auch lediglich auf Erkennung und Behandlung der äußerlich sichtbaren Teile des Auges beschränken mußte, hatte sich mit der Erfindung des Augenspiegels durch Hermann v. Helmholtz eine ganz neue Welt aufgetan. Das lang ersehnte Ziel, einen Einblick in's Innere des Auges zu gewinnen, dessen Erreichung noch kurz vorher von hervorragender Seite als für immer unmöglich bezeichnet worden war, war dadurch Ereignis geworden, und indem im eigentlichsten Sinne des Wortes Licht in das Dunkel gebracht wurde, welches bis dahin noch über den meisten inneren Erkrankungen des Auges gelagert hatte, wurde die Augenheilkunde erst jetzt eine exakte Wissenschaft. Jeder Schritt auf dem frisch eröffneten Gebiete brachte neue überraschende Entdeckungen und besonders unter der Führung des genialsten der Augenärzte aller Zeiten, Albrechts v. Gräfe, gelangte das neue Fach zu einer früher nie geahnten Blüte. An die so berühmte Klinik des Berliner Meisters zog

Digitized by Google

es denn auch zuerst Julius Michel. Hier gewann er die ersten, ihm für immer die Richtung gebenden Eindrücke, dann folgte ein kurzer Aufenthalt in Wien und schließlich noch eine längere Assistententätigkeit an der von dem ausgezeichneten Ophthalmologen Horner geleiteten Universitäts-Augenklinik in Zürich. Dort blieb er, bis ihn der Ausbruch des Krieges 1870/71 unter die Fahnen rief. Mit Begeisterung unterzog er sich der militärärztlichen Tätigkeit im Felde und behielt von jenen glorreichen Tagen her immer eine besondere Vorliebe für's Militär und für straffe militärische Organisation. Nach Beendigung des Feldzuges übersiedelte er nach Leipzig, arbeitete dort längere Zeit unter dem Physiologen Karl Ludwig, unter dem Anatomen Gustav Schwalbe und habilitierte sich, nachdem er so für sein Spezialfach auch allgemein-medizinisch die exaktesten Grundlagen gewonnen hatte, im Jahre 1872 an der Universität Leipzig mit einer Schrift „Über die hinteren Lymphbahnen des Auges".

Der Beginn seiner akademischen Laufbahn fiel in jene Zeit, wo die Augenheilkunde als ein medizinisches Sonderfach endgültig ihre Selbständigkeit errungen hatte und wo infolgedessen an allen Hochschulen neue Lehrstühle für sie errichtet wurden. Noch am Ende des Jahres, in dem er sich habilitiert hatte, erreichte Michel daher bereits ein Ruf an die Universität Erlangen, wo er als erster das junge Fach zu vertreten hatte. Freilich waren es noch recht primitive Verhältnisse, unter denen in der um die Mitte des 18. Jahrhunderts von Markgraf Friedrich gegründeten Universität der junge Extraordinarius damals zu wirken hatte. Eine eigentliche Klinik, in der die Augenkranken untergebracht werden konnten, fehlte, man mußte sich mit Mietsräumen behelfen; aber mit Feuereifer und der ihn durch sein ganzes Leben auszeichnenden Energie widmete Michel sich seiner neuen Aufgabe und verschaffte bald seinem Fach ein derartiges Ansehen an der Universität, daß er schon nach wenigen Jahren zum Ordinarius befördert wurde. Indessen lange sollte seines Weilens in Erlangen nicht sein. Schon nach wenigen Jahren wurde er vor eine größere Aufgabe gestellt, indem er im Jahre 1879 einen Ruf an die Würzburger Universität erhielt.

Hier an der alten Julius-Universität war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie überall in Deutschland, die Augenheilkunde auch nur als ein Anhang der Chirurgie gepflegt worden; die jeweiligen Oberwundärzte des Julius-Spitales hatten sie zu vertreten und nur ein einziges dürftiges Zimmer im Spital hatte der besonderen Pflege Augenkranker zur Verfügung gestanden. Aber nach-

Digitized by Google

dem die Universität in Robert v. Welz einen hervorragenden, sich lediglich der Augenheilkunde widmenden Dozenten erhalten hatte, nahm das Fach schnell an Bedeutung zu und Welz erhielt im Jahre 1858 eine außerordentliche, 1867 eine ordentliche Professur für sein Fach. Freilich eine staatliche Augenklinik besaß Würzburg damals noch nicht. Die in der Klinikstraße 6 gelegene Augenheilanstalt, in der v. Welz den ganzen Unterricht leistete, war sein Privateigentum. Erst als sie durch sein hochherziges Vermächtnis nebst einer besonderen Stiftung für arme Augenkranke nach seinem 1878 erfolgten Tode auf den Staat übergegangen war, befand sich die Universität Würzburg in dem Besitz einer eigenen Universitäts-Augenklinik. Zum Leiter derselben und zum Nachfolger von v. Welz wurde Julius Michel berufen und an ihr hat er bis zu seiner im Jahre 1900 erfolgten Berufung nach Berlin gewirkt.

Diese 21 Jahre bilden, wie schon eingangs gesagt, den Höhepunkt in Michels Leben. Durch seinen unermüdlichen Pflichteifer und ein ungewöhnliches Organisationstalent gelang es ihm, der Augenklinik von Jahr zu Jahr höheres Ansehen und steigenden Wirkungsbereich zu verschaffen. Ständig wuchs die Zahl der in ihr Hilfe suchenden und Hilfe-findenden Kranken, sowie die Schar der zu den Vorlesungen sich drängenden Hörer. Kaum ein anderer der akademischen Lehrer verstand es aber auch in gleichem Maße, sich die Herzen der Studenten zu gewinnen. Seine sonnige Persönlichkeit paßte so recht in die lichtdurchflutete Mainstadt, in der es die Jünger der Alma Julia in jenen Tagen mit ihrem Studium häufig noch nicht allzu eilig nahmen, wofür es Michel bei seiner heiteren Lebensauffassung nicht an behaglichem Humor fehlte. Wer den lebenslustigen, sich äußerlich elegant tragenden Mann sah, dem stets ein heiteres Scherzwort auf den Lippen lag, konnte vielleicht nicht ahnen, welch ernstes wissenschaftliches Streben in ihm lag. Und doch ist es ein ungewöhnlich strenger sachlicher Zug, der durch alle seine Arbeiten geht und ihnen ihre besondere Note gibt.

Es kann hier nicht der Ort sein, ihren Inhalt im einzelnen darzustellen, aber von ihrem Grundcharakter ist es möglich, auch dem Laien eine Vorstellung zu geben. Wie Michel sich von vornherein mit besonderer Vorliebe anatomischen Fragen zugewendet und sich unter Schwalbe in Leipzig auch längere Zeit dem Studium der exakten Anatomie gewidmet hatte, so durchzieht streng anatomisches Denken seine sämtlichen wissenschaftlichen Produktionen. Jedem unklaren Begriff war er abhold. Stets sah er bei der klinischen Unter-

Digitized by Google

suchung des Auges am Kranken im Geiste vor sich das mikroskopisch-anatomische Bild und sein ganzes Streben war darauf gerichtet, die klinischen Krankheitserscheinungen mit dem pathologischen Geschehen in Einklang zu bringen. Viele wichtige Arbeiten in der Augenheilkunde verdanken diesem seinen streng sachlichen Erkenntnisdrang ihre Entstehung. Ihn wußte er auch dem Kreise seiner engeren Schüler zu übermitteln, und es waren wohl die einzigen Male, wo er, der sonst stets wohlwollende Vorgesetzte, Assistenten gegenüber ungehalten werden konnte, wenn er das von ihm geforderte exakte anatomische Denken bei ihnen vermißte. Dabei verfolgte er mit unbeirrbarer Beharrlichkeit die einmal von ihm gefaßten Gedanken. In dieser Richtung war es ein besonderes Verdienst von ihm, daß zu einer Zeit, wo sonst noch kaum jemand daran dachte, er richtig erkannte, welch ungemeine Bedeutung der Tuberkulose bei der Entstehung einer großen Zahl von Augenkrankheiten zukommt. Mit größter Bestimmtheit vertrat er den einmal von ihm gewonnenen Standpunkt gegen vielfache von anderer Seite geäußerte Gegenmeinungen, und gegen den Schluß seines Lebens hatte er noch die Genugtuung, daß die inzwischen wesentlich verfeinerte Diagnostik der tuberkulösen Infektion und die experimentelle Forschung seinen Anschauungen Recht gab. Auf der anderen Seite konnte seine Zähigkeit aber fast auch bis zum Eigensinn ausarten. So wollte er die von ihm gemachte anatomische Beobachtung, daß die Sehnerven beim Menschen eine vollständige Kreuzung eingingen, trotz der entgegenstehenden klinischen und anatomischen Tatsachen nie recht fallen lassen; er traute seinen mikroskopischen Präparaten absolute Beweiskraft zu und meinte, abweichende klinische und physiologische Erfahrungen hätten sich dem anatomischen Befunde unterzuordnen.

Ungemeiner Fleiß zeichnete bei alledem die wissenschaftlichen Produktionen Michels während seiner Würzburger Zeit aus. Allein schon die Namensnennung seiner größeren Werke mag das veranschaulichen. 1884 erschien sein Lehrbuch der Augenheilkunde, das später wiederholte Neuauflagen erlebte, 1889 die Bearbeitung der Augenerkrankungen des Kindesalters im Handbuch von Gerhardt, 1893 ein Leitfaden der Augenheilkunde für Studierende, welcher sich bei diesen durch Jahrzehnte hindurch besonderer Beliebtheit erfreute; im Jahre 1877 übernahm er die Redaktion der Jahresberichte für Ophthalmologie, von denen 33 Bände unter seiner Leitung entstanden, und endlich gründete er im Jahre 1899 mit Professor Kuhnt in Königsberg zusammen die Zeitschrift für Augenheilkunde. Auch seine größeren Darstellungen

Digitized by Google

atmen alle den gleich klaren Geist und sind durchwegs getragen von dem anatomischen Leitgedanken. Die pathologische Anatomie des Auges blieb ihm eben Lieblingsthema während seines ganzen Lebens, und die Fachgenossen haben es schmerzlich bedauert, daß sein Plan, seine Lebensarbeit durch ein umfassendes Werk über die pathologische Anatomie des Auges zu krönen, trotz vieler Vorarbeiten dazu nicht mehr zur Erfüllung gelangte.

Neben all der wissenschaftlichen Arbeit und der umfangreichen ärztlichen Tätigkeit, die durch sein ausgezeichnetes operatives Können von Jahr zu Jahr wuchs, durchzog aber seine Würzburger Tage heiterer froher Lebensgenuß. Das Glück der eigenen Familie blieb ihm freilich versagt. Michel ist Junggeselle geblieben. Um so mehr aber schätzte er heiteren geselligen Verkehr im Kreise der Kollegen. Einer gut besetzten Tafel und einem edlen Glase Wein war er dabei nicht abhold. Aber nicht nur seine sprichwörtlich gewordenen guten Diners zogen seine Freunde zu ihm, sondern die sonnige Persönlichkeit war es, von der überall wohliges Behagen ausströmte. Wie es einer seiner Freunde trefflich auszudrücken wußte: „Wo immer Michel erschien, da wurde es um einige Grade wärmer". Seine liberale Lebensauffassung sowie der sprühende, stets aber wohlwollende Humor gewannen ihm auch in ganz ungewohntem Maße die Herzen seiner Hörer. Dabei ging er mit seinen Studenten keineswegs immer zart um. Mangelhaftes Wissen, ja auch sonstige kleine Schwächen wußte er oft sarkastisch zu geißeln. Doch hatte sein Witz nie etwas verletzendes. Unzählige Scherzworte und Späße von ihm wurden von Mund zu Mund getragen und kursieren zum Teil noch heute in Würzburg. Was dabei seinem Witz stets etwas versöhnliches gab, war, daß er auch auf eine entsprechend schlagfertig gegebene Antwort nie empfindlich wurde, sondern im Gegenteil sie zu schätzen wußte. Selbst im Examen konnte der Prüfling hierdurch leicht sein Herz gewinnen und drohendes Unheil von sich abwenden. So ein Kandidat, mit dessen Wissen es schwach bestellt war, und der zu seiner Entschuldigung anführte, daß er sich vor kurzem verlobt und darum wenig Zeit zum Arbeiten gefunden habe. Worauf Michel ihn zunächst etwas unwillig anfuhr: „Was, verlobt? Unsinn verlobt! Bin auch nicht verlobt." Als aber der Kandidat darauf schlagfertig erwiderte: „Ist ja aber auch unbegreiflich Herr Geheimrat! Die beste Partie von Würzburg!", hatte er gewonnenes Spiel und die gute Laune, in die der Examinator versetzt war, ließ Milde über ihn walten. Aber auch im ernstesten wissenschaftlichen Kreise, in der

Digitized by Google

ophthalmologischen Gesellschaft in Heidelberg, wo sich alljährlich alle Fachvertreter Deutschlands und auch viele hervorragende Augenärzte des Auslandes zu wissenschaftlichem Gedankenaustausch versammelten, feierte sein Humor oft Triumphe. Ein Gegner aller Liebedienerei und aller sich breit machenden übermäßigen Bewertung wissenschaftlicher oder therapeutischer Tageserfolge wurde er in der Debatte doch nie verletzend, nie im eigentlichen Sinne polemisch. Ein heiteres Witzwort, und er hatte die Lacher auf seiner Seite. So stand er einmal auf, als von einer an sich sehr verdienstvollen Methode, der Schädeltrepanation bei einem bestimmten Augenleiden, seiner Ansicht nach zu viel gesprochen wurde, warnte vor diagnostischen Irrtümern und schloß mit der Beschreibung eines Falles, wo einem Kranken, einem „hohen Staatsbeamten", von anderer Seite bereits die Operation vorgeschlagen worden war, den er dann aber durch richtige Diagnosenstellung „noch in seinen letzten Lebensjahren vor einem offenen Kopfe bewahrt hätte". Eine Unzahl solcher Anekdoten könnte man von Michel berichten, auch aus seinem Verkehr mit den Kranken, die er stets durch ein Scherzwort aufzuheitern wußte. Neben all diesem lebensfrohen Humor ging aber, wie gesagt, ernsteste wissenschaftliche Arbeit und unermüdliche ärztliche Tätigkeit einher. An seiner Klinik hing er mit größter Liebe; sie mußte ihm Familie und Heim ersetzen und mit Stolz verfolgte er das Wachsen der Krankenzahl von Jahr zu Jahr. Auch die äußere Anerkennung für seine Leistungen blieb nicht aus. Im Jahre 1899 wählte ihn die Würzburger Universität zu ihrem Rektor; im Jahre 1893 hatte ihm die bayerische Regierung mit dem Verdienstorden der bayerischen Krone den Adel verliehen und ihm auch die Mittel zu seinem Lieblingsplan, dem Umbau seiner Klinik, bewilligt.

Bis dahin waren die räumlichen Verhältnisse für die Unterbringung der Augenkranken noch in mancher Hinsicht unzureichend gewesen, vor allen Dingen waren die Untersuchungs- und Operationsräume von der eigentlichen Klinik getrennt, sodaß die Kranken nach der Operation eine ganze Strecke Wegs durch den Garten geführt werden mußten. Nun entstand unmittelbar am Main in herrlicher Lage, mit der Nordfront nach den alten Glacisanlagen gewendet, unter der Hand des Universitätsbaumeisters v. Horstig-d'Aubigny ein prächtiger Neubau, der sich in seinem gemäßigten Barockstil architektonisch dem Charakter Würzburgs trefflich anpaßte, und auf dessen Raumeinteilung v. Michel bei der Herstellung der Pläne weitgehenden Miteinfluß ausübte. Aber bevor das Ziel erreicht war, bevor er die

Digitized by Google

Arbeitsstätte beziehen konnte, die so recht seinem Sinn für Luft und Licht entsprochen hätte, wurde er vor eine neue Aufgabe gestellt.

Im Jahre 1899 war in Berlin der Vertreter der Augenheilkunde, Professor Schweigger gestorben und damit der berühmte Lehrstuhl, den einst Albrecht v. Gräfe innegehabt hatte, vakant geworden. An Schweiggers Stelle wurde Michel berufen, und obwohl er dem 60. Lebensjahr nicht mehr fern war und es ihm naturgemäß auch nicht leicht wurde, gerade jetzt sein geliebtes Würzburg zu verlassen, glaubte er den Ruf an die erste Stelle Deutschlands doch nicht ausschlagen zu sollen. In Berlin widmete er sich seinen neuen Pflichten sogleich mit seinem alten unbesiegbaren Eifer. Dabei galt es, mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, denn die längere Erkrankung seines Vorgängers hatte notwendige Verbesserungen in der dortigen Augenklinik verzögert, die nun sofort in Angriff zu nehmen waren. Freilich sein Ziel, einen großen, allen modernen Anforderungen entsprechenden Neubau auf dem Gelände der Charité durchzusetzen, hat Michel nicht erreicht. Immerhin gelang es ihm, durch An- und Umbauten im Klinikum in der Ziegelstraße wesentliche Verbesserungen zu erzielen, und so für den enormen Krankenbestand und den Zudrang von Studenten zu seinen Vorlesungen Raum zu schaffen. Inmitten eines ganzen Stabes von Assistenten und Volontärärzten hat er dort ein Jahrzehnt lang eine weitwirkende Tätigkeit entfaltet. Im übrigen zog er sich in Berlin aber sehr zurück. Wer auf Grund kleinerer Äußerlichkeiten ihn früher vielleicht einer gewissen Neigung zur Eitelkeit zu zeihen versucht gewesen war, konnte sich hier überzeugen, daß dem zum Höhepunkt seiner Laufbahn Gelangten jegliche Sucht, eine Rolle zu spielen, fern lag. Fast zu wenig trat er in den wissenschaftlichen Gesellschaften Berlins hervor. Alles wissenschaftliche Paradieren war gegen seine Natur. So sah man ihn nur in der ophthalmologischen Gesellschaft, deren Vorsitzender er war, und im übrigen fand man ihn in den wenigen Stunden, die der praktische Beruf ihm frei ließ, unermüdlich wie früher hinter dem Mikroskop oder am Schreibtisch, nach wie vor seinen eigenen pathologisch-anatomischen Studien nachgehend oder sich der unendlichen Mühe der regelmäßigen Herausgabe seines Jahresberichts hingebend. So hat er in Berlin bis zu seinem Ende gewirkt, auch im letzten Jahre noch mit eiserner Energie gegen die verheerende Krankheit ankämpfend, der ein anderer schon längst nachgegeben haben würde. Zu einem an sich unbedeutenden, von ihm wenig beachteten Diabetes hatte sich Tuberkulose gesellt, die zunächst den Kehlkopf ergriff, dort wieder ausheilte, sodaß

Digitized by Google

die für kurze Zeit unterbrochenen Vorlesungen wieder aufgenommen werden konnten, dann sich aber auf die Lungen ausbreitete und bald zu allgemeinem Verfall führte. Trotz zunehmender Schwäche wollte aber Michel nicht nachgeben. Seinem hinsterbenden Körper rang er mit unbesiegbarer Energie als letzte Leistung noch ab, daß er noch einmal im Jahre 1911 im August nach Heidelberg fahren und dort vor der ophthalmologischen Gesellschaft einen Vortrag halten konnte. Die Zeichen des nahen Todes waren freilich, wie die versammelten Ärzte erkennen mußten, bereits auf seinem Antlitz zu lesen, — ein besonders schmerzlicher Anblick gerade hier in Heidelberg, wo viele den stets von Gesundheit und Kraft strotzenden Mann immer in frohester Laune gesehen hatten. Aber der spontan einsetzende Beifall, nachdem er seinen Vortrag geendet hatte, konnte ihm wenigstens noch einmal die Anhänglichkeit seiner Kollegen zeigen. Wenige Wochen später, am 29. September 1911, trat dann das Ende ein und auf dem kleinen im Zentrum Berlins liegenden Invalidenfriedhof wurde er unter allgemeinster Teilnahme der Berliner Ärztewelt bestattet.

Julius v. Michel war keiner der großen führenden Geister auf dem Gebiete der Medizin, aber ein klarer wissenschaftlicher Denker, einer der gediegensten Fachvertreter seiner Zeit, dabei eine Persönlichkeit von lauterster Gesinnung. Alles Protektions- und Cliquenwesen war ihm zuwider. Gutes erkannte er am liebsten dort an, wo es sich in bescheidener Form gab. Aus seinem männlichen, markig geschnittenen, klugen Gesicht leuchteten zwei helle freundliche Augen. Wohlwollen war denn auch eine seiner hervorragendsten Eigenschaften. Äußerte er sich absprechend über jemanden, so war oft mehr die Freude am Paradoxen Ursache seiner witzigen Abfertigung, als ein wirklich abfälliges Urteil. Da er von sich selbst wußte, daß er Bitten kein Nein gegenüber zu setzen vermochte, so mußte er sich, insbesondere in der Zeit seiner Berliner Tätigkeit, um sich vor Zudringlichkeiten zu schützen, bisweilen mit einer scheinbaren Kühle wappnen, die seinem eigentlichen Wesen fremd war. Wer aber ohne persönliches Anliegen, rein menschlich ihm gegenübertrat, der fand, auch wenn Alter und Stellung Abstand geboten, stets den freien, offenen, zugänglichen Mann in ihm. Michel war eben jene Vornehmheit eigen, die sich stets und überall frei zu geben vermag, ohne sich je etwas zu vergeben. Was dabei immer besonders zu ihm hinzog, war die eigentümliche Mischung von Frohsinn und Ernst in ihm. Wie sich bei diesem Mann übermütige Laune und geradezu kindliche Freude an harmlosen, oft fast barocken Späßen mit tief

Digitized by Google

ernstem, sachlichsten wissenschaftlichem Triebe einte, das vermochte auch der Näherstehende kaum je völlig zu enträtseln. So blieb auch in Michel ein Rest des Problematischen, jenes Problematischen, das den geheimsten Reiz aller menschlichen Persönlichkeit ausmacht.

Karl Wessely (Würzburg).

33. Montag, Eugen, Geschichtsforscher, letzter Abt von Ebrach 1741—1811.

Abt Eugen Montag wurde am 5. März 1741 in Ebrach geboren als Sohn des Kloster-Syndikus und Rechtskonsulenten Georg Wilhelm Montag und seiner Ehefrau Anna Barbara, ehelichen Tochter des Würzburger Bürgers und Bankiers Mathäus Krämer.

Aber schon vier Jahre später mußte er mit seinen Eltern nach Würzburg übersiedeln, da sich der Vater mit dem Abt Hieronymus Held überworfen hatte; er scheint in dem schon über 200 Jahre andauernden Prozeß der Abtei Ebrach gegen die fürstbischöfliche Regierung zu Würzburg, die jene mit immer größeren Schärfe bekämpfte, mehr vom Rechte Würzburgs überzeugt gewesen zu sein. Für diese Vermutung spricht der Umstand, daß der Vater in fürstlich würzburgische Dienste übernommen wurde, in denen er als Konsulent des Landgerichts bis zu seinem Tode am 1. September 1767 verblieb.

Der Sohn, der in der Taufe die Namen Georg Philipp Wilhelm empfangen hatte, besuchte in Würzburg die Schulen und absolvierte das dortige Gymnasium im Jahre 1759. Nach Beendigung seiner humanistischen Vorbildung entschloß sich der ernst gerichtete Jüngling in den Orden St. Bernhards einzutreten. Die Beweggründe, die ihn dabei leiteten, sind uns nicht bekannt; aber in hohem Grade auffallend und verwunderlich ist es, daß er gerade an der Pforte des Klosters Ebrach, mit dem doch sein Vater, der damals ja noch lebte, völlig zerfallen war, anklopfte und Aufnahme begehrte. Es war dies wohl im Herbste des Jahres 1759. Sein Novizenmeister ward P. Franciskus Kolb, ein Würzburger von Geburt. Nachdem er die feierlichen Gelübde abgelegt hatte (16. November 1760), wobei er den Namen Eugen annahm, vielleicht im Gedenken an den berühmten Cisterzienser und Schüler St. Bernhards, Papst Eugen III., schickte ihn sein Abt auf die Universität Würzburg, wo sein Kloster einen Hof

Digitized by Google

und ein domus studiorum besaß. „Seine tadellose Lebensſitte, verbunden mit natürlichen vortrefflichen Anlagen und sehr großem Fleiße, waren bald unverkennbare Merkmale zu höheren Aussichten des jungen Cisterzienſers.“ Nach Abſchluß ſeiner Hochſchulſtudien wurde er am 6. Oktober 1765 zum Prieſter geweiht.

Der 24 1/2 jährige Pater Eugen Montag hatte ſich auf der Univerſität ein ungewöhnliches Wiſſen in den theologiſchen Disziplinen und in der Geſchichte, Jurisprudenz und Diplomatik angeeignet. Bald galt P. Eugen neben einem älteren Konventualen, dem P. Aquilinus Jaeger, zu dem er ſich beſonders hingezogen fühlte, als einer der gelehrteſten Ciſterzienſer der Abtei Ebrach. Aber auch ſeine Geſchäftsgewandtheit wird rühmend hervorgehoben. Er wurde im Kloſter bald Profeſſor der Theologie und des kanoniſchen Rechts, nach und nach der beſte und erfahrenſte Kenner der Rechte und Gerechtſamen der Abtei Ebrach, Subprior, lange Jahre Kongregationsſekretär, Kanzleirat, Amtmann des klöſterlichen Oberamts Ebrach, des Amtes Sulzheim und endlich Kanzleidirektor. Damit war er an die Spitze der weltlichen Regierung ſeines Kloſters getreten.

Neben ſeiner umfangreichen praktiſchen Tätigkeit für ſein geliebtes Kloſter fand dieſer ſeltene Mann aber immer auch noch Zeit zu wiſſenſchaftlichen Studien, zu welchen die Ebracher Mönche der in der Mitte des 16. Jahrhunderts begonnene Streit mit dem Bistum Würzburg um die Reichsunmittelbarkeit und Exemtion Ebrachs fortgeſetzt zwang. Auch die gelehrten Studien P. Eugen Montags galten der Verteidigung der ſeinem Kloſter von den Päpſten und Kaiſern gewährten reichen Privilegien; ſie galten der Geſchichte Frankens und des Herzogtums der Würzburger Biſchöfe nicht weniger wie der Geſchichte der Abtei Ebrach ſelbſt.

Eine der bedeutendſten Erſcheinungen in der älteren Literatur über die Herzogsgewalt der Würzburger Biſchöfe iſt die im Jahre 1778 erſchienene erſte Schrift P. Eugens oder, wie er ſich in dieſer Schrift nennt, Bargildus Franco: »Disquisitio de ducatu et judicio provinciali episcopatus Wirceburgensis in ordine ad valorem argumenti praesumptae ex situ superioritatis territorialis«. Die Schrift iſt zugleich eine Streitſchrift für die Intereſſen des Kloſters Ebrach. Das deutet ſchon der Name Bargildus Franco an, den ſich P. Eugen hier beilegt; denn er betont in ſeiner Abhandlung beſonders die Exemtion der Bargilden von der Würzburger Jurisdiktion, welchen er ſich alſo ebenfalls als unabhängig und unmittelbar hinzurechnet. Der gelehrte Pater hat dabei den Erlanger Profeſſor Johann Gottlieb Gonne

Digitized by Google

(Disquisitio de ducatu Franconiae orientalis ad fidem diplomatum atque scriptorum instituta, 1756) vielfach benutzt und befindet sich mit ihm in häufigem Einverständnis, geht aber doch in manchen Punkten nicht so weit als sein Vorgänger. Er verwirft die alten Immunitäten als Beweise eines Herzogtums und sagt, alles beruhe bei Würzburg auf Exemtion. Freilich geht letzterer Gedanke großenteils aus seiner Annahme hervor, der staufische Dukat in Franken sei erst 1268 erloschen und hievon sei Würzburg eximiert gewesen, was freilich nicht stichhaltig ist. Er erblickt sodann den Würzburger Dukat lediglich in der Erlangung der Grafenrechte mit dem herzoglichen Titel über das Patrimonium. Besonders eingehend bespricht P. Eugen Montag das Würzburger kaiserliche Landgericht und gibt über dieses mannigfache wertvolle Bemerkungen. Auch dessen Kompetenzbereich beschränkt er lediglich auf das Patrimonium der Würzburger Kirche; zeitweilige Erweiterungen dieses Bezirks seien — bemerkt er scharfsinnig — die Folge des schwankenden Rechtszustandes in Deutschland im 14. und 15. Jahrhundert sowie von Einzelverträgen mit benachbarten Herren gewesen. Besonderen Nachdruck legt er auf eine Betrachtung der staatlichen Verhältnisse in Franken außerhalb des Würzburger Hochstifts; er bemerkt, daß um dasselbe zahlreiche Besitzungen geistlicher und weltlicher Herren sowie von Reichsstädten, endlich auch viele Reichslehen der Ritterschaft lagen; von einer Abhängigkeit dieser aller von Würzburg könne aber keine Rede sein. P. Eugen hielt die Bargilden für liberi a censu, für freie Staatsbürger, die nur vor das Grafengericht gehörten, wofür er sich auf zwei Kapitularien beruft, in denen sie als franci homines aufgeführt werden.

Acht Jahre nach dieser Schrift erschien 1786 ein zweites Aufsehen erregendes Werk des gelehrten Paters unter dem Titel: „Frage, ob der Abtei Ebrach in Franken das Prädikat Reichsunmittelbar rechtmäßig gebühre, und ob dieselbe als Herrschaft ihrer Unterthanen die Regel der Reichsfreiheit gegen die hochfürstlich-würzburgischen Ansprüche einer vollkommenen Landeshoheit zu behaupten befugt sei? Erläutert aus der Geschichte, Privilegien, Verträgen in Gegensatz der so betitelten Causa Herbipolensis und anderer Würzburger Streitschriften, mit Beilagen Nr. I—LXX." 1786. 406 S. in Folio.

Pater Eugen, der „mit Tugend und Wissenschaft ausgerüstet die Religion mit den Grundsätzen eines Staatsmannes zu verbinden und sie in mehreren Kenntnissen der weltlichen Rechtslehre zum Nutzen seines Klosters zu vervollkommnen suchte", fand im „Mainzer

Digitized by Google

Anzeiger" vom 25. April 1787 wegen dieses Werkes folgende Würdigung: „Selbst der Gegner des Herrn Verfassers wird ihm einräumen müssen, daß diese Deduktion ein Meisterstück sei, daß sie als ein Muster aller ähnlichen Schriften empfohlen zu werden verdient und ihrem Verfasser eine Stelle in der ersten Klasse der Rechtsgelehrten anweise. Der Herr Verfasser sucht als Philosoph die höchste Deutlichkeit; als Redner macht er das, was die Philosophie entwickelt hat, sinnlich, damit es fühlbar und wirksam werde; als Historiker, Diplomatiker, Chronolog und Genealog zündet er das hellste Licht an, wo die Wissenschaft sich in dem grauen Altertum ganz zu verlieren glaubt, und als ein mit allen Hilfswissenschaften vertrautest bekannter Rechtsgelehrter streitet er für die Gerechtigkeit seiner Sache, nicht mit dem Schwert Alexanders, sondern mit der Lanze Minervas, nämlich mit männlichem Anstand und Würde."

Und die „Allgemeine Teutsche Bibliothek", Band 76, S. 471, läßt sich ähnlich vernehmen über dieses Werk: „Eine sowohl in ihrem Gegenstand als ihrer Ausführung nach überaus wichtige, mit der richtigsten Kenntnis des teutschen Staatsrechts, mit der gegründetsten Einsicht in die Gerechtsame der Prälatur Ebrach und mit der beifallswürdigsten Mäßigung gegen das Hochstift Würzburg geschriebene Staatsschrift, die nicht nur als Gegenschrift der bekannten, schon 1692 in Würzburg (Typis Joannis Wilhelmi Baumann Vidua, Typogr. Aul.) gedruckten »Causa Herbipolensis«, sondern auch als eine mit wahrhafter Liebe, Selbstgefühl und Kenntnis ausgearbeitete Vorstellung und Geschichte der Gerechtsame der mit dem Hochstift seit Jahrhunderten in Streit gelegenen Abtei für jeden Publizisten merkwürdig ist." Die Veranlassung zu diesem Werke hatte ein neuerlicher unerwarteter Angriff des Hochstifts Würzburg auf die durch Verträge bestimmte und sogar von den Reichsgerichten anerkannten Gerechtsamen der Abtei Ebrach gegeben. Ein Profeß aus Ebrach, P. Christian Baumann, der mit Erlaubnis seiner Ordensoberen in einem anderen Cisterzienserkloster (in Pillenhofen) lebte, hatte während seines dortigen Aufenthalts einige ökonomische Schriften veröffentlicht, auf deren Titelblatte er sich „Profeß des unmittelbaren Reichsstifts Ebrach" nannte. Sobald man diese Schriften in Würzburg zu Gesichte bekommen hatte, verlangte die dortige Regierung mit Schreiben vom 20. Juli 1784 von dem Abt des Klosters Ebrach eine Erklärung, „ob er und sein Konvent an obberegter Thathandlung einigen Anteil zu nehmen gedenke oder vielmehr sogleich Veranstaltung dahin treffen wolle, daß das Titelblatt des Werkes umgedruckt, die ungebührlichen

Digitized by Google

Ausdrücke weggelassen, bei einem jeden in der Buchhandlung, wo es ausgelegt worden, noch vorrätigen Exemplare das anstößige Titelblatt kassiert und zerschnitten, sodann ein auf solche Weise mit umgeändertem Titel versehenes Exemplar nebst einem genugthuenden Revers begleitet an die fürstbischöfliche Regierung übermacht werde." Die auf eine ausführliche Vorstellung der Reichsunmittelbarkeit seines Stifts gegründete freimütige Antwort des Abts Wilhelm Roßhirt vom 15. Oktober 1784 war, „daß er dieses hochfürstliche Regierungs-Schreiben nicht anders als ein gegen das de sibi non arrogando in causis actionum personalium jurisdictionem in abbatem et conventum Ebracensem Allerhöchste Kaiserliche Rescriptum S. C. vom 29. September 1784 und zum Nachteil der auf seine Abtei rechtskräftig und unmittelbar eintretenden Allerhöchst Kaiserlichen Jurisdiktion selbst unternommenes Attentat ansehen könne." Das Hochstift Würzburg, über dieses freimütige Antwortschreiben noch mehr erbittert, schickte dasselbe als ein die landesherrliche Gerechtsame „keckmütig" antastendes Erklärungsschreiben zerrissen wieder zurück, ließ darauf das anstößig befundene Titelblatt unter öffentlichem Trommelschlag von Regierungswegen zerreißen und dabei durch Verlesung eines Regierungsdekrets den „landsassiatvergessenen" Übermut des Abts und Konvents zu Ebrach an neun öffentlichen Plätzen der Stadt Würzburg rügen. Die Abtei Ebrach legte sofort ein Protestationsschreiben gegen dieses Verfahren in Würzburg vor; aber auch dieses kam zerschnitten wieder zurück mit dem Bedeutungsschreiben vom 7. April 1785: „Es sei nicht daran zu denken, daß in territorialibus das Fürstentum Würzburg sich gegen das Kloster als eine Partei verhalten und gegen dessen Arroganz und Remonstrationen sich behelfen müsse." Aber P. Eugen Montag war bereits an der Arbeit: mit Hilfe seines wohlgeordneten Urkundenmaterials unternahm er es, die Ehre der Abtei gegen die Vorwürfe des Hochstifts, gegen die von demselben erbittert inszenierte Herabsetzung zu retten, und veröffentlichte nach zweijährigen Spezialstudien seine hochbedeutsame Arbeit, die den langen Kampf der Ebracher Abtei mit dem Hochstifte, in dem sie nur nach dem standhaftesten Mut verloren, sich aber nie gebeugt hat, in seinem ganzen Umfange erschöpft.

Die Würzburg-Ebrach'sche Streitsache ist in mehrerem Betracht merkwürdig. Sie gehört unter diejenigen Streitsachen, in welchen zuerst ein fleißiger und nützlicher Gebrauch von Urkunden gemacht worden ist. Noch in keiner älteren Ebrach'schen Schrift sind die vorhandenen Urkunden so sorgfältig benützt, so vollständig und treu vor-

Digitized by Google

gelegt worden, als in diesem Werke des P. Eugen Montag. Sie machen den schätzbarsten Teil der ganzen Abhandlung aus. Allemal sind die Sätze, welche der Würzburg'schen Anmaßung in den Augen jedes unparteiischen Richters bisher am meisten entgegenstanden, auch in dieser Staatsschrift sehr überzeugend und damit das Eigenmächtige des Würzburger Verfahrens desto auffallender vor Augen gestellt worden.

Abt Wilhelm Roßhirt, der am 29. August 1784 das Jubiläum seiner Ordensprofeß gefeiert hatte, beging am 15. Juli 1788 das Jubiläum seines Priestertums, das im Kloster ganz besonders gefeiert worden ist. Die damals erschienene Festschrift enthält ein lateinisches und vier deutsche Festgedichte auf den Jubilar, deren Verfasser P. Eugen Montag und P. Engelbert Fürstenwert waren.

Am 25. Januar 1791 starb Abt Wilhelm Roßhirt im Alter von fast 77 Jahren, nachdem er noch die Genugtuung hatte erleben dürfen, daß mit Hilfe tüchtiger Konventualen endlich der Sieg in der Entscheidung des kaiserlichen Gerichtshofs und der Reichskammer zu Wetzlar errungen ward. Freilich, zu Ende war der hundertjährige Streit damit noch nicht; der neu zu wählende Abt mußte ihn in vollem Umfange beim Antritt seines hohen Amtes wieder aufnehmen. Erst die Säkularisation hat ihn beendet.

Wer aber sollte das in den bewegten Zeiten der Revolution doppelt verantwortungsvolle Amt des Prälaten in Ebrach erhalten?

Am 21. Februar 1791 früh 7 Uhr versammelte sich der ganze Konvent im Kapitelsaale. Gleich beim ersten Wahlgang wurde P. Eugen Montag mit 34 Stimmen einstimmig zum Abt gewählt und vom Ordenskommissär Abt Heinrich von Bronnbach sofort installiert. Die Bestätigung erfolgte durch den Generalvikar Abt Robert von Salmansweiler (Salem) in Vertretung des General-Abts von Citeaux.

Nachdem der Neuerwählte noch vom Fürstbischof Franz Ludwig von Bamberg und Würzburg die Approbation und Benediktion erbeten und erhalten, ernannte ihn Abt Robert von Salmansweiler, wieder in Vertretung des General-Abts von Citeaux, mit dem jede Verbindung wegen der französischen Revolution abgebrochen war, zum „Generalvikar durch Franken".

Alle Welt beglückwünschte die Abtei Ebrach zu dieser Wahl. Im „Würzburger gelehrten Anzeiger" vom Samstag den 5. März 1791, dem Geburtstag Abt Eugens, stand die Mitteilung: „Der dem gelehrten Publikum rühmlichst bekannte Herr P. Eugen Montag, Mit-

Digitized by Google

glied der Cisterzienser-Abtei Ebrach, ist am 21. Februar zum Prälaten besagter Abtei erwählt worden, eine Nachricht, welche den Schätzern gelehrter Verdienste nicht anders als höchst erfreulich sein kann." Allenthalben herrschte große Freude über den glückverheißenden Ausgang der Abtswahl, nicht am wenigsten im Kloster selbst und bei den Ebracher Untertanen, die dem gütigen, ehrfurchtgebietende Hoheit mit liebenswürdigem Wesen vereinigenden neuen Prälaten von Herzen zugetan waren. P. Engelbert Fürstenwert schrieb folgendes Epigramm, das auf den Namen des Abts und auf den Wahltag (quae fuit feria secunda) anspielt:

Ecce dies Domini seriem mutavit honoris
Primaque fit subito dicta secunda dies
Hebdomadis. Cunctis plausum ciet ista secunda,
Te quia dat sponsum cernere prima dies.
Fausta dies Lunae Dominum te dicit in Ebrau,
Sique est splendoris, sic Dominique dies.
Haec Luna ecclypsin nullam patiendo serenat,
Subdita corda tibi sicque secunda fluent.

Wenn die auf dem Nationalkapitel zu Rottweil 1654 revidierten und verbesserten Statuten der Cisterzienser-Ordens-Kongregation für das obere Deutschland vom Abte verlangten, er möge stets der Wahrheit eingedenk sein, daß er als Vorbild seiner Herde dastehe, ein Spiegel für die Welt, die Engel und Menschen, daß er sozusagen auf einer Bühne stehe, auf die aller Augen gerichtet sind; daß er in allen seinen Handlungen seinen Untergebenen als ein Muster der Vollkommenheit voranleuchte, so darf von Abt Eugen Montag gesagt werden: er suchte diesem Ideal mit allen seinen Gaben und Kräften gerecht zu werden. Mit der Betätigung echt religiösen Sinnes, der Übung wahrer Frömmigkeit, mit der allezeit gewissenhaften Ausübung des geistlichen Berufes nahm er es sehr genau. Besonders wird seine discretio praecipua gerühmt. Sorgfältiges Studium machte er seinen Konventualen zur Pflicht und gab den jüngeren unter ihnen reichlich Gelegenheit zur wissenschaftlichen Ausbildung. Der Geschichte seines Ordens und seines Klosters blieb er auch als Abt ein großer Freund und Förderer und empfahl unablässig ihr Studium seinen Konventualen. Die Gerechtsamen seiner Abtei wahrte er mit scharfem Blick, größter Treue und Unerschrockenheit. So oft er Zeit fand, arbeitete er in seinem Archive. In Kloster- und Ordensangelegenheiten war er oftmals auswärts; als Visitator der ihm als Vicarius Generalis per Franconiam unterstellten Abteien suchte er dem Schwinden

Digitized by Google

mönchischer Ideale, der Entartung der Disziplin, der Verweltlichung einzelner Mönche mit Eifer und Liebe entgegen zu wirken. Er richtete die Blicke seiner untergebenen Ordensangehörigen auf die Geschichte der Blütezeit seines Ordens. So hat er seinen Ebracher Konventualen in den Jahren 1794 und 1795 ein wertvolles Werk geschrieben, das im Kreisarchiv Würzburg als Manuskript aufbewahrt wird und den Titel trägt: »Historiae diplomaticae Ebracensis Monasterii Saeculi primi Epocha prima ab anno 1126—1166 sive de rebus gestis sub Adamo Abbate I.« Auf dem Titelblatt dieser sauber geschriebenen umfangreichen Arbeit findet sich der Beisatz: »Nunquam typis cudendum«. Abt Eugen Montag hatte also sein Werk lediglich für den Gebrauch innerhalb des Klosters bestimmt, gewissermaßen als ein auf festestem urkundlichen Untergrund ruhendes Fundament für die ganze weitere Geschichte Ebrachs. Ich habe dieses Manuskript in meinem Schulprogramm über „Kloster Ebrach unter seinem ersten Abt Adam (1126—1166)" vom Jahre 1916 ausgiebig benützt. Ein Spiegelbild soll das Werk den Konventualen sein, die etwa vom Geiste der Zeit angesteckt das Joch der Cisterzienser-Statuten allzu hart fänden und der Welt die Türen des Klosters öffnen möchten. Solchen ruft Abt Eugen Montag auf Seite 178 bei der Schilderung der überaus einfachen und kärglichen Nahrung der ersten Ebracher Mönche unter Abt Adam zu: »O vos insensati! in quorum oculis dispensata caro vilis ignorata duo pulmentaria, mensa honoris quotidiana, vinum bonitate officiosum, sed debitum, atque tota vitae commoditas in praetensione quasi juris est. O vos! qui victu vestituque alimini sani, confovemini aegri, ut nulla ex parte quid prudenter desiderari queat aut vel distinctiori conditione hominum expeti et tamen — und doch klagt Ihr, damit Ihr klagt. Nicht so die Brüder, unsere Väter!"

Im Jahre 1794 war auch eine gedruckte Arbeit Eugen Montags erschienen, die den Titel führt: »De milite Nobili et Ingenuo Saec. XI. et XII. unacum vindiciis Marquardi de Grumbach Dynastae. A. E. M. A. E. (= ab Eugenio Montag abbate Ebracensi). Norimbergae, sumptibus Stiebneri bibliop. 1794. Klein 8°. In dem Verfasser lebte, wie wir auch aus dieser Schrift ersehen, unverkennbar ein starker Drang, für althergebrachte Rechte und Freiheiten mit dem ganzen Gewicht seiner umfassenden Gelehrsamkeit, mit streng historischem Aufbau der Argumente einzutreten.

So hell aber auch der Stern leuchtete, der mit Eugen Montag als Abt von Ebrach aufgegangen war: das zu Ende gehende Jahr-

Digitized by Google

hundert suchte sein Opfer. Der Prälat von Ebrach ging mit seinem Konvent trüben, schweren Tagen entgegen.

Im Jahre 1795 hatte das Kloster Ebrach dem König von Preußen zum Krieg gegen Frankreich die Summe von 60,000 fränkischen Gulden gegeben und im darauffolgenden Jahre wurde Abt Eugen Montag durch Schreiben vom 1. August 1796 ins Schloß nach Ansbach zitiert für den 15. August, um vor der preußisch-brandenburgischen Regierung dem König von Preußen den Huldigungseid zu schwören, „weil Ebrach Besitzungen im Brandenburgischen Territorium (Katzwang bei Schwabach) hat." Das war ein schwerer Eingriff in althergebrachte Rechte der Abtei. Eugen Montag, der damals in Nürnberg weilte — am 2. August 1796 hatte sich das französische Heer bei seinem ersten Einfall des Klosters bemächtigt und der Abt war nach Nürnberg geflohen —, antwortete mit einer umfangreichen Eingabe an den König von Preußen: er sei betroffen über die ihm gemachte Zumutung, und machte Vorstellungen gegen die ansbachische Vorladung; Ebrach sei die reichsunmittelbare Oberherrschaft über die Untertanen und Güter des Amts Katzwang. Er rollte die ganze Geschichte des Erwerbs und bisherigen Besitzes der Hofmark Katzwang auf und fügte alle einschlägigen Urkunden bei. Ferner wandte er sich mit der gleichen Eingabe und Vorstellung an den Minister von Hardenberg und an den Geheimen Regierungsrat Kretschmann in Ansbach.

Unterdessen hausten in Ebrach die Franzosen. Als Abt Eugen Montag wieder heimkam, zeigte ihm sein Prior Dionysius Feilner weinend den traurigen Zustand des Klosters, „der kaum mehr hergestellt werden könnte," worauf der Abt beruhigend erwiderte: „Sollte auch das Kloster ganz ruiniert oder abgebrannt werden, so kann es auf der Stelle vier Millionen Gulden gegen dreifachen Versatz aufnehmen." Dieser Reichtum der Abtei, durch kluge Verwaltung zusammengehalten, war es aber, der begehrliche Augen auf sich gelenkt hatte.

Die Eingaben des Abts an die genannten Stellen hatten keinen Erfolg. Auf eine Mitteilung des Ebracher Hof-Pflegers zu Nürnberg vom 31. Januar 1798, „daß man sich preußischer Seits beigehen lasse, den Gerichtsherrschaften, die man nunmehr gerichtssässige Patrimonialgerichte zu nennen beliebe, durch die Ansbacher Intelligenzzeitung von Zeit zu Zeit gewisse Verordnungen und Vorschriften bekannt zu machen", gab Abt Eugen folgende Resolution dem P. Kanzleidirektor Wigand Weigand zur Darnachachtung: „Da die Reichs-

Digitized by Google

unmittelbarkeit der kleineren Stände und Reichsglieder bei vorseienden Rastatter Friedenstranslation auf dem Sturz steht, da als Vorbote dessen die vom Kaiser jüngst an den Reichshofrat erlassene Weisung, in den preußisch-markgräflichen Prozeßsachen nichts vorzunehmen, ganz wahrscheinlich anzusehen, da endlich anderswo — nämlich preußischer Seits — nichts denn gewaltsame Fürschritte, Strafen und unwiederbringliche Einziehungen von Revenüen und Gütern vorzusehen, so stockt alles und ist kein anderes Auskunftsmittel übrig, als der Gewalt für Recht, wenigstens in solcher Art, nachzugeben, daß man Schritt für Schritt sich zwar, soviel thunlich, seine Gerechtsame protestando salviere und nur verhüte, daß kein actus einer freiwilligen Nachgiebigkeit als protestationis contrarius dagegen allegiert werden könne."

Ein vertrauliches fürstbischöflich-würzburgisches Dekret vom 13. Juli 1796 hatte bereits der Abtei Ebrach folgendes zu bedenken gegeben: „Aus öffentlichen Nachrichten wird schon bekannt geworden sein, daß verschiedene gewaltsame Fürschritte in den oberen Gegenden Frankens von Seite Preußens geschehen seien. Ob man nun gleich zu der Billigkeits-Liebe Seiner Kgl. Majestät in Preußen vertrauen darf, einer ähnlichen Behandlung in den diesseitigen Landen nicht ausgesetzt zu werden, so erhält jedoch die Abtei zu Ebrach die Instruktion, die aber in der größten Stille gehalten werden und nur einzig zur Bewahrung der Abtei bei etwa vorkommenden Fällen dienen solle, daß bei etwa geschehenden Eingriffen die diesseitigen Gerechtsamen soviel wie möglich durch Protestation gewahrt, keine eklatante Gegengewalt gebrauchet, sondern der wirklich eintretenden Gewalt, jedoch unter kräftiger Verwahrung aller Gerechtsamen nachzugeben."

Hatte Abt Eugen anfänglich auf Grund der „Kgl. preuß. Erklärung über die Landeshoheits-Irrungen in den fränkischen Fürstentümern und Bayreuth" (gedruckt 1796) gehofft, „daß Seine Majestät" — wie es in dieser Erklärung heißt — „mit aller Offenheit und Treue darüber verhandeln lassen und jede rechtlich dokumentierte Befugnis eines andern gern anerkennen werde," so machte eine Entschließung des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen von 15. Juli 1800 — solange hatten sich die Verhandlungen bereits hingezogen — dieser Hoffnung ein für allemal ein Ende: „Die von Euch in Ansehung der Ebracher Besitzungen in Unserem Gebiete Uns zu leistende Huldigung ist schlechterdings unerläßlich." Zur Leistung des Huldigungseides war Termin auf 26. August anberaumt, und Abt Eugen sandte als Bevollmächtigten seinen Syndikus, den kur-kölnischen Hof-

Digitized by Google

rat R. Stupp nach Ansbach, um den Huldigungseid für sich schwören zu lassen.

Etliche Wochen darauf kamen die Franzosen abermals nach Ebrach und der französische General Souham forderte und erhielt vom Prälaten und Konvent außer den Exekutionsgeldern 1000 Karolinen. Und im Dezember 1800 kam das französisch-holländische Heer unter General Augereau nach Ebrach. In dieser ganzen, mehrere Monate dauernden trüben Zeit hörte man in Ebrach kein Glockengeläute und die Gottesdienste und das Chorgebet in der Kirche fanden ohne Gesang statt. Das neue Jahrhundert gab dem Abt und seinem Kloster keinen hoffnungsfreudigen Augenblick auf eine bessere Zukunft.

Am 9. Februar 1801 ward der Friede zu Luneville abgeschlossen. Das linke Rheinufer kam an Frankreich. Die weltlichen Fürsten, die dort Besitzungen gehabt, sollten auf Kosten der geistlichen Stände und Reichsstädte entschädigt werden. Die reichsunmittelbaren Bistümer und Abteien wurden säkularisiert. Dies Los traf mit Würzburg auch das reiche und berühmte Kloster Ebrach.

Abt Eugen Montag hatte zwar mit allem Eifer die Erhaltung seines Klosters durchzusetzen versucht: er hatte sich wiederholt an den Minister v. Montgelas in München gewandt und an denselben Vorstellung um Vorstellung gesandt; er hatte zuletzt eine jährliche Abgabe von mehreren Tausend Gulden angeboten, wenn das Kloster in seinem Bestande erhalten bleiben könnte; er wollte in seinem Kloster Kollegien einrichten und die tüchtigsten seiner Konventualen zur Unterweisung der Jugend und zur Leitung der Schulen verwenden. Es war alles umsonst: Montgelas hat dem bekümmerten Ebracher Abt niemals eine Antwort gegeben.

Am 11. Dezember 1802 traf Regierungsrat Klinger von Würzburg in Ebrach ein — ein sonderbares Verhängnis: derselbe Mann hatte wenige Jahre vorher in das Kloster als Mönch eintreten wollen! Die bestürzten Mönche, der Prälat und seine Konventualen mußten in die Hand dieses Kommissärs dem bayerischen Kurfürsten den Treueid leisten; vorher war das kurbayerische Wappen an den zwei Haupttoren des Klosters angeschlagen worden.

Und im Februar 1803 kam ein neuer Kommissär, der Würzburger Landeskommissär Heffner mit dem Aktuar Hoffmann und dem Landesgeometer Beerwein: es wurden Anstalten getroffen, das ganze Kloster mit allen seinen Gütern und Besitzungen, Gebäuden und Inventar zu übernehmen.

Digitized by Google

Am 2. Mai 1803 verkündigte der ehemalige Syndikus des Klosters, der nun als Kommissär des bayerischen Kurfürsten für diesen Akt bestimmt war, Reiner Stupp, dem versammelten Konvent die Auflösung und staatliche Besitznahme des Klosters, und zwei Tage danach hörte das gemeinsame Leben der Ebracher Mönche und ihr Unterhalt auf.

Mit Tränen in den Augen zogen die Cisterzienser von dannen. Abt Eugen Montag hatte in dem ihn überwältigenden Schmerz seiner Seele von den Seinen nicht Abschied nehmen können und fuhr am 5. Mai mit einem Konventualen, seinem Privatkaplan, nach dem ehemaligen Klosterhof Oberschwappach bei Haßfurt am Fuße des Zabelsteins, den er sich zum Wohnort auf Lebenszeit auserbeten und zugewiesen erhalten hatte. Es war ihm eine Pension von 8000 rheinischen Gulden gewährt worden.

In Oberschwappach, in der ihm aufgezwungenen Muße, hat er bereits 1804 zwei kleinere Schriften über das Patronatsrecht anonym erscheinen lassen und darauf ein zweibändiges Werk geschrieben, das sein Freund, Professor Dr. F. A. Frey in Bamberg, nach seinem Tode herausgegeben hat: „Geschichte der deutschen staatsbürgerlichen Freiheit oder der Rechte des gemeinen Freien, des Adels und der Kirchen Deutschlands" (Bamberg und Würzburg bei Joseph Anton Gäbhard 1812 und 1814). In dem Vorwort heißt es u. a., indem auf die Umwälzungen, die Deutschland seit 1803 erlitten und die auch die Abtei Ebrach und ihn, den Abt, in Mitleidenschaft gezogen, hingewiesen wird: Um den Beschwerden und traurigen Folgen der Geschäftslosigkeit zu entgehen, griff ich zu meinem Lieblingsfache, dem Studium der deutschen Reichsgeschichte im Inneren. In dieser Beschäftigung fand ich das kräftigste Mittel zur Vergessenheit des widrigen Glückes und eine nie versiegende Quelle zur Herstellung meiner Ruhe. Abgesondert von dem Schauplatz einer unruhigen Welt flossen mir die Jahre sanft dahin, und ich fand mich jeden Tag aufgemuntert und gestärkt, in meinen gewählten Arbeiten weiter fortzuschreiten. Das Produkt derselben ist gegenwärtiges Werk . . . ."

Die Bibliothek in Bamberg bewahrt die handschriftlichen Entwürfe Eugen Montags zu dem von Dr. Frey besorgten Druck. Das Manuskript ist halbbrüchig geschrieben, um Raum für Nachträge und Änderungen zu bieten; größere Abschnitte sind, namentlich im 2. Teil, gestrichen und umgeformt. Der 2. Band ist lateinisch abgefaßt und scheint eine vom 1. ganz verschiedene Bearbeitung des Werkes zu enthalten. Dr. Frey hat wohl das ganze Werk in völlig

Digitized by Google

veränderter Gestalt umgearbeitet. Den Abdruck der ersten Bogen hat Eugen Montag noch selbst erlebt.

Die „Geschichte der deutschen staatsbürgerlichen Freiheit", in der Abt Eugen alle seine vorhergehenden Studien gründlich verwertet hat, ist in vermittelndem Tone gehalten; man merkt deutlich, daß die indessen eingetretene Säkularisation dem Verfasser den Grund zu irgend welcher Parteinahme benommen und ihn zu einem eigentlich ganz objektiven Standpunkt gebracht hatte. Doch gibt er von seinen früher gewonnenen Resultaten nichts Wesentliches auf. Es sind diesmal vor allem die älteren kaiserlichen Privilegien für Würzburg bis 1168, aus deren Inhalt der gelehrte Abt die allmähliche Entstehung des Würzburger Dukats zu erklären sucht. Er betont besonders, daß schon 823 auch den Liberi ecclesiae erlaubt worden sei, sich der Würzburger Kirche anzuschließen, wobei er freilich übersieht, daß auch anderen kirchlichen Instituten vor- und nachher dasselbe zugestanden worden ist. Er betont ferner, daß durch jene kaiserlichen Privilegien andere Exemtionen in Franken keineswegs aufgehoben worden seien; Würzburg sei eben durch große Güterschenkungen ꝛc. bald zu bedeutender weltlicher Macht gelangt und so ein Anziehungspunkt für die umwohnende freie Bevölkerung geworden, der man ja freigestellt habe, sich in den Schutz der Kirche zu begeben. Friedrich I. habe den lange herrschenden Zweifel, ob die weltliche Macht der Würzburger Bischöfe als eine herzogliche zu begreifen sei, 1168 dahin entschieden, daß er die herzogliche Würde anerkannte, aber nur nach den Grenzen der alten Kirchenprivilegien. Er gibt dem Würzburger Dukat den Titel „Patrimonialherzogtum". Das Werk ist reich an treffenden Bemerkungen, wenn auch manche Irrtümer mitunterlaufen, die die heutige Forschung richtig gestellt hat. Wie schon gesagt, alle Vorzüge des Autors treten uns in diesem doppelbändigen Werke noch einmal und zwar in gesteigerter, geklärter Weise entgegen: wohl durchdachte Auffassung und Einteilung des Stoffes, klare präzise Darstellung, ein oft überraschend scharfer, gesunder Blick und vor allem eine durchaus solide quellenmäßige Grundlage. Es verdient wohl beachtet zu werden, daß Abt Eugen Montag gegenüber einer mehr absolutistischen Anschauungsweise so mancher zeitgenössischer Staatsrechtslehrer und Publizisten mit besonderem Nachdruck die ursprüngliche Freiheit des gemeinen Mannes klarzustellen sucht. Die Mängel und Schwächen des Werkes sind vielfach mehr dem damaligen Stande der Quellenforschung als dem Autor zuzurechnen. Ein Zeitgenosse Eugen Montags schreibt über das Werk: „Unser Verfasser hat unserem

Digitized by Google

Mangel an Kenntnissen der Verfassung des Mittelalters durch die gründlichsten Aufschlüsse aus den besten Quellen, durch die zugleich wörtlich angeführten Beweisstellen dafür gänzlich gehoben."

Wenige Wochen vor seinem Tode, am 28. Januar 1811, hat Eugen Montag seinen letzten Willen in einem Testamente niedergelegt. Er bekennt in demselben: „Ich sterbe und danke meinem Gott für die unendlichen Gnaden vom ersten Augenblick meines Lebens bis auf die letzte Stunde meiner mit Gutem und Bösen durchlebten Pilgerschaft. In tiefster Erniedrigung und Abgrund meines Nichts bete ich seine väterliche Fürsorge und gnadenvolle Leitung zu und in meinem Stande, zu meinem zeitlichen und ewigen Heile an, in der festen Zuversicht, nach dem Übermaße seiner Barmherzigkeit auch die letzte Gnade zu erlangen, in Gemeinschaft seiner Auserwählten und Heiligen seines Angesichts mich ewig zu erfreuen."

„Die Bestattung meines Leibes zur Erde betreffend, haben Ihre Königl. Majestät in Bayern besage allerhöchsten gnädigsten Reskripts vom 30. November 1810 mir die Erlaubnis gestattet, in der Kloster- und Pfarrkirche zu Ebrach mit einem kleinen Monument begraben zu werden. Da Ebrach mein Geburtsort ist, wo mein Vater Syndikus war, die Kirche mein Profeßhaus ist, und ich derselben als Abt 12 Jahre vorgestanden bin, so wird mir nicht verdacht werden, daß ich mich gesehnt habe, allda meinen Vorfahren an der Abtei als der 49. Prälat und letzte Abt beigesetzt zu werden und dahin einige Vermächtnisse zu vermachen."

Seine ganze Verlassenschaft, bestehend in ersparter Pension, in Mobilien, Wein, Silber, Gemälden 2c. vermacht er seinen nächsten Verwandten, wobei er bemerkt: „Es sollen sämtliche Geschwisterkinder einander lieben und denken, daß das Unglück meiner abteilichen Aufhebung ein bloßer Zufall des Glücks für sie geworden." Auch seine Dienerschaft bedenkt er mit schönen Legaten. Er stiftet in die Kirchen von Ebrach, Oberschwappach und St. Gertraud in Würzburg, wo seine Eltern und Großeltern begraben liegen. Sein Freund Prof. Dr. Frey in Bamberg ist nicht vergessen.

Am 5. März 1811, an dem er sein 70. Lebensjahr vollendete, mittags um $^1/_2$1 Uhr ist Abt Eugen Montag in Oberschwappach einem Schlagflusse erlegen. Seine Leiche wurde nach Ebrach überführt und in der ehemaligen Abteikirche, nun Pfarrkirche, feierlich (links von der Sakristeitüre neben dem Mausoleum des ersten Ebracher Abts) beigesetzt. 47 ehemalige Konventualen der aufgelösten Abtei hatten sich hiezu eingefunden. Die überaus große Beteiligung

Digitized by Google

am Leichenbegängnis, zu dem viele Hohe und Niedere aus nah und fern herbeigeeilt waren, war ein beredtes Zeugnis für die große Beliebtheit und Wertschätzung, die der Heimgegangene bei allen genossen hat.

Das Epitaph enthält die von P. Wigand Weigand, seinem letzten Kanzleidirektor, verfaßten Distichа auf schwarzem Marmor in goldener Schrift:

»Eligit hic sua busta tegi en! Eugenius abbas,
Sponsae ut defunctus proximus esse queat,
A qua sejungi viventem fata volebant;
Ast qui divulsit, copulat aeque suos.«

Der „Korrespondent von und für Deutschland" (Nr. 82 vom 23. März 1811) widmete dem Verstorbenen folgenden Nachruf: „Am 5. März, als an seinem Geburtstage, starb an einem Schlagfluß der letzte Prälat der Cisterzienser-Abtei Ebrach in Franken, ein Mann voll Geist und Kraft, dessen Äußeres schon viel Achtung einflößte, der in der Diplomatie und Diplomatik gleich stark war, d. h., der in der Behandlung der Geschichte ebenso bewandert war als in der Urkundenwissenschaft, welch' letztere er als Kanzleidirektor der Abtei, deren Gerechtsame und Ansprüche er in gedruckten und ungedruckten Schriften gründlich und standhaft verteidigte, eifrigst studiert und sie zu seinem Lieblingsfach gemacht hatte. Er war aber auch ein nicht gemeiner Kenner von Kunstsachen und besaß selbst eine ausgesuchte Sammlung von Gemälden."

In diesem letzten Ebracher Abte und in seinem großen Zeitgenossen Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal, der ihn persönlich hochschätzte, hat die geistliche Herrschaft in Ostfranken kurz vor ihrem Aufhören noch einmal die würdigste Vertretung gefunden. Da der größte Teil des Ebracher Kloster-Archivs im Kreisarchiv Bamberg untergebracht ist und aufbewahrt wird, so war es ein Akt der Pietät gegen den großen Gelehrten Eugen Montag, daß auch er auf dem Neubau des Bamberger Kreisarchivs seine Ehrenstelle fand. Auf dem kräftig vorstrebenden vierachsigen Mittelrisalit erhebt sich eine einfache, aber geschmackvolle Attika mit 4 Monumentalfiguren und dem großen bayerischen Wappen. Neben Fürstbischof Lothar Franz von Schönborn, Markgrafen Friedrich von Brandenburg und Balthasar Neumann steht Abt Eugen Montag als Vertreter der Geschichtswissenschaft, in der er mit ebensoviel Scharfsinn als umfassender gründlicher Gelehrsamkeit gearbeitet hat, so daß er ohne Bedenken den größten zeitgenössischen Forschern als vollkommen ebenbürtig angereiht werden muß.

Digitized by Google

Quellen: Ebracher Klosterakten in den Kreisarchiven Bamberg und Würzburg. — Testament des Abts Eugen Montag im Histor. Verein in Würzburg. — Gedruckte und ungedruckte Schriften des Abts Eugen Montag.

Tauf- und Sterberegister der katholischen Pfarrämter St. Gertraud in Würzburg, Kloster Ebrach und Westheim bei Haßfurt für Oberschwappach.

Allg. teutsche Bibliothek 76. Band (Berlin und Stettin 1787). — P. Wigand Weigand, Geschichte der fränkischen Zisterzienser-Abtei Ebrach. Landshut 1834. Krüll. — Prof. Dr. Henners Artikel über Eugen Montag in der „Allg. deutschen Biographie", 22. Band, S. 174—176 und dessen Schrift „Herzogliche Gewalt der Bischöfe von Würzburg" (1874).

Jaeger J., Kloster Ebrach. Aus der Zeit des letzten Abts Eugen Montag und der Säkularisation des Klosters. Gerolzhofen 1897. — Derselbe: Die Klosterkirche in Ebrach. Würzburg 1903. — Derselbe: Verzeichnis der Äbte und Religiosen der Cisterzienser-Abtei Ebrach. Bregenz 1903. — Derselbe: Kloster Ebrach unter seinem ersten Abt Adam (1126—1166). Nürnberg 1916. — Archivalische Zeitschrift. Neue Folge. 15. Band. München 1908.

† J. Jaeger (Nürnberg).

34. Müller, Friedrich von, sachsen-weimarscher Kanzler 1779—1849.

Müller, Friedrich, später von Müller, wurde am 13. April 1779 in der altehrwürdigen Burg Kunreuth bei Forchheim in Oberfranken, dem sogenannten Testamenthause der Familie von und zu Egloffstein, geboren. Sein Vater, Johann Friedrich Müller, stand, ebenso wie vor diesem sein Großvater, als Kastner im Dienste des genannten reichsritterlichen Geschlechtes. So kam es, daß sich das Verhältnis zwischen dessen Mitgliedern und der Familie Müller mit der Zeit sehr herzlich und patriarchalisch gestaltete, wozu Friedrichs Eltern, der scharfsinnige, geistvolle und feingebildete Kastner und seine edle und liebenswürdige Gattin nicht wenig beitrugen. Besonders war die schöne junge Henriette von Egloffstein, die, später mit einem gräflichen Namensvetter verheiratet, häufig in Kunreuth weilte, dem Ehepaare nahe befreundet. Ihre Jugenderinnerungen enthalten das erste Zeugnis über Friedrich. „Er zeigte," schreibt sie von dem damals Zehnjährigen, „schon im frühsten Alter die herrlichsten Anlagen. In ihm vereinigten sich die schönsten Eigenschaften der Eltern: die Herzensgüte der Mutter und der eminente Verstand des Vaters."

Die Entwicklung des hoffnungsvollen Knaben zu fördern, ließ sich Henriette im Verein mit ihrer Mutter und ihren Brüdern eifrig

Digitized by Google

angelegen sein. Seine Schulbildung empfing er im Engelhard'schen Institute zu Bayreuth; siebzehn Jahre alt, bezog er sodann im Mai 1796 die Universität Erlangen, um Rechtswissenschaft zu studieren. Während der drei Jahre, die er dort zubrachte, verkehrte er viel bei seiner damals dort lebenden Gönnerin Henriette. Zugleich kam er wohl auch mit den zahlreichen französischen Emigranten, die sich in der kleinen fränkischen Stadt niedergelassen hatten, viel in Berührung, und aus ihr dürfte sich zum Teil seine bemerkenswerte Fertigkeit im Gebrauche des Französischen erklären.

Das Bemühen des Jünglings, diese Sprache in Wort und Schrift zu beherrschen, entsprach durchaus dem ihn beseelenden Drange nach universaler Bildung, einem Drange, den eine hervorragende wissenschaftliche und schöngeistige Begabung zugleich mit ausgesprochenen geselligen Talenten wirksam unterstützten. Bei der glücklichen Vereinigung aller dieser Fähigkeiten, die ihm die Natur in die Wiege gelegt hatte, konnte sein Streben, etwas Vorzügliches zu leisten, auf die Dauer um so weniger ohne Erfolg bleiben, als es ihm auch an Ehrgeiz durchaus nicht fehlte.

Die in Erlangen begonnenen Studien setzte er vom April 1799 an in Göttingen unter der Leitung berühmter Rechtslehrer wie Leist, Sartorius und Pütter fort. Wie viel man sich schon damals von ihm versprach, bezeugt die Tatsache, daß er im Jahr 1800 mit Rücksicht auf eine in Göttingen verfaßte Übungsarbeit dem Herzoge Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach empfohlen wurde. Die persönlichen Beziehungen zu diesem Fürsten vermittelte die Familie Egloffstein, die sich unterdessen in Weimar niedergelassen hatte. In ihrem Hause war Müller, wenn er von Göttingen dorthin kam, ein gern gesehener Gast und fand Gelegenheit, die persönlichen Vorzüge, die seinen Leistungen als Jurist zur Seite standen, im besten Lichte zu zeigen. So gelang es ihm, in der weimarischen Gesellschaft Fuß zu fassen und es dahin zu bringen, daß ihm vom Herzoge die Führung eines schon lange schwebenden Prozesses übertragen wurde. Da er ihn in kurzer Zeit zu Carl Augusts Zufriedenheit beendete, ernannte dieser am 12. Oktober 1801 den zweiundzwanzigjährigen zum Assessor bei der Regierung, ein Gunstbeweis, dem bereits nach anderthalb Jahren Müllers Beförderung zum Regierungsrat folgte. Überall wurde er zu den wichtigeren Geschäften sowohl in staatlichen Angelegenheiten wie in denen des herzoglichen Hauses verwendet. Unter den letzteren sei vor allem die Regelung der Erbschaft, die nach dem Ableben des Herzogs Friedrich von Braunschweig-Ols im Jahre

Digitized by Google

1805 seiner Schwester Anna Amalia von Weimar zugefallen war, hervorgehoben.

Es war dies alles jedoch nur gewissermaßen das Vorspiel für Müllers Tätigkeit im Dienste seines Herrn während des unglücklichen Krieges von 1806 und der darauffolgenden Jahre. Durch seinen Anteil am Feldzug, in dem er die preußische Vorhut befehligte, hatte dieser den Zorn Napoleons auf sich geladen und dessen Rachbegier erweckt. Zwar gelang es seiner edlen Gemahlin, der Beschirmerin Weimars in jenen schweren Tagen, den Sieger von Auerstadt und Jena bei der denkwürdigen Unterredung vom 16. Oktober soweit zu besänftigen, daß er versprach, dem Herzoge zu verzeihen und ihn seines Landes nicht zu berauben, doch knüpfte er die Erfüllung dieser Zusage an die Bedingung, daß Carl August binnen vierundzwanzig Stunden das preußische Heer verlassen, nach Weimar heimkehren und sein Truppenkontingent zurückrufen müsse. Dies war, trotz der hinterher bewilligten Verlängerung der gesetzten Frist um weitere drei Tage, ganz ausgeschlossen. Befand sich doch der Herzog mit seinem Korps auf dem Rückzuge nach Norddeutschland, sodaß man gar nicht daran denken konnte, ihn rechtzeitig zu erreichen und von den Forderungen des Korsen zu verständigen.

Unter solchen Umständen entschloß sich Herzogin Luise in ihrer Bedrängnis, von Napoleon brieflich einen weiteren Aufschub für die Rückkehr ihres Gatten zu erbitten. Mit der Überbringung ihres Schreibens war Müller beauftragt. Ohne Säumen reiste er dem französischen Kaiser nach, vermochte ihn jedoch bei der Eile, mit der er seinem nächsten Ziele, der preußischen Hauptstadt, zustrebte, erst am 25. Oktober, nach mühseliger Fahrt, in Potsdam einzuholen. Dank der Hochachtung, die Luisens unerschrockenes Auftreten ihm eingeflößt hatte, empfing Napoleon ihren Abgesandten sehr wohlwollend und forderte ihn auf, einstweilen in seinem Hauptquartier zu bleiben, was ihm ermöglichte, nicht allein die welthistorischen Ereignisse, die sich in jenen Tagen abspielten, aus unmittelbarer Nähe zu beobachten und überaus wertvolle Beziehungen anzuknüpfen, sondern vor allem seinen Diensteifer und sein diplomatisches Geschick für Carl August einzusetzen. In dessen Interesse folgte er am 4. Dezember dem Kaiser auf seinem Siegeszuge weiter nach Posen, wo er am 15. den Vertrag unterzeichnete, durch den die Aufnahme der fünf sächsisch-ernestinischen Herzöge in den Rheinbund vollzogen wurde.

Mit ihr war das drohende Unheil, das monatelang über Carl Augusts Haupte geschwebt hatte, abgewendet, doch mußte er den Bei-

Digitized by Google

tritt zum Bunde mit schweren Opfern erkaufen, denn außer einem recht erheblichen Truppenkontingente wurde ihm als Kriegssteuer die unerschwingliche Summe von 2,200,000 Franken auferlegt. Ihre Ermäßigung durchzusetzen, war Müller trotz allen Bemühens nicht imstande, und es konnte daher kaum fehlen, daß in Weimar, wohin er zur Beratung der aus dem Posener Vertrage sich ergebenden nächsten Maßnahmen am 25. Dezember 1806 über Berlin zurückkehrte, das geringfügige Ergebnis seiner Sendung sehr abfällig beurteilt wurde. Man beschuldigte ihn, eigenmächtig vorgegangen und gegen die französischen Forderungen zu nachgiebig gewesen zu sein. Vor allem diejenigen, die im Hinblick auf die Wichtigkeit des ihm erteilten Auftrages an seinem jugendlichen Alter Anstoß nahmen und sich dadurch zurückgesetzt fühlten, ließen ihn ihre Mißgunst entgelten. Genährt wurde sie noch dadurch, daß ihn der Herzog, der endlich am 23. November in Berlin eingetroffen war, auf Anraten zweier mit den diplomatischen Gepflogenheiten wohlvertrauter deutscher Staatsmänner ohne Vorwissen seines Ministeriums vor der Abreise nach Posen zum Geheimen Regierungsrat ernannt und in den Adelstand erhoben hatte. Die Tatsache, daß er mehr als fünf Jahre um den Besitz der mit der letzteren Auszeichnung verbundenen Vorrechte an Carl Augusts Hofe kämpfen mußte und bis 1812 aus dessen engeren Kreisen ausgeschlossen blieb, ist für Denken und Empfinden der damals tonangebenden Gesellschaft im goethischen Weimar bezeichnend genug.

Sobald die Geschäfte, die Müller dorthin geführt hatten, erledigt waren, kehrte er zum Herzoge nach Berlin zurück, begab sich aber von da aus am 17. Januar 1807 nach Warschau, um Napoleon ein Handschreiben Carl Augusts zu überreichen, das die Anfrage enthielt, ob er ebenfalls nach Warschau kommen solle, um sich dem Kaiser vorzustellen. Ohne Zweifel wäre diesem die Ankunft des Herzogs sehr erwünscht gewesen, wie seinem Abgesandten auch von Napoleons Umgebung ausdrücklich versichert wurde. Angesichts der schwierigen Lage, in die er durch das Eingreifen des russischen Kaisers zugunsten Preußens geraten war, würde der Korse dem neuen Feinde gegenüber die guten Dienste des mit ihm verwandten Carl August gern in Anspruch genommen und sich ihm wohl auch dafür erkenntlich gezeigt haben. Ihn geradezu einzuladen, fand er jedoch, da er seine Absicht nicht vorzeitig verraten wollte, bedenklich, zumal als er offenbar voraussetzte, daß der Herzog schon von selbst das dringende Bedürfnis empfinden müsse, sich mit ihm persönlich auszusprechen.

Digitized by Google

Sonderbarerweise verschmähte es jedoch Carl August, die Vorteile seiner nahen Beziehungen zum russischen Hofe Napoleon gegenüber wahrzunehmen: trotz des eifrigen Zuredens Müllers und anderer ihm treu ergebener Personen war er nicht zu bewegen, unaufgefordert zu kommen, sondern kehrte zunächst von Berlin nach Weimar zurück. Als er sich auf Müllers erneute Vorstellungen endlich doch zu der Reise nach Warschau entschloß, war der Kaiser von dort zum Heere weitergereist.

Sein Mißtrauen gegen den Herzog, dem er schon das späte Eintreffen in Berlin übel genommen hatte, sah in dieser Säumnis einen Mangel an gutem Willen. Die Folgen seines Grolles aber hatte sein Abgesandter bitter zu empfinden; denn all' sein Bemühen, eine Milderung der dem weimarischen Land auferlegten Lasten durchzusetzen, scheiterten an dem unbeugsamen Widerstande des Siegers, und so kehrte Müller am 17. März unverrichteter Dinge nach Weimar zurück.

Das Ziel, das er sich gesteckt hatte, ließ er aber dennoch nicht aus den Augen, sondern verfolgte es unverdrossen weiter, gestützt auf das Vertrauen und das Wohlwollen des Herzogs, der Müllers Dienste wohl zu schätzen wußte. In seinem Auftrage suchte er zunächst in Berlin die zu Warschau geführten Verhandlungen von neuem in Gang zu bringen. Mitte Juli finden wir ihn dann in Dresden, wo Napoleon, der soeben den Tilsiter Frieden diktiert hatte, auf der Heimreise nach Frankreich erwartet wurde. Von dessen bevorstehender Ankunft durch Müller benachrichtigt, war auch Carl August, der gerade in Karlsbald weilte, dort erschienen; sein treuer Diener aber wußte es dahin zu bringen, daß ihn Napoleon gleich am ersten Tage nach seinem Eintreffen zur Audienz bestellte. Durch einen unglücklichen Zufall kam jedoch der Herzog zu spät, was den Korsen, den er hatte warten lassen, sichtbar verstimmte. Ihn zu begütigen, ließ Müller sich nach Kräften angelegen sein: auf sein Betreiben wurde dem Kaiser wenige Tage später bei der Durchreise durch Weimar ein glänzender Empfang am dortigen Hofe bereitet. Aber auch über dieser Veranstaltung schwebte kein guter Stern; denn Napoleon traf über Erwarten früh in Weimar ein, sodaß Carl August, den er an der Landesgrenze zu seiner Begrüßung anzutreffen glaubte, kaum Zeit fand, ihm einige hundert Schritt weit entgegenzureiten. Diese neue Verspätung nahm er dem Herzoge so übel, daß er gleich nach Gotha weiterfuhr.

Nach derartigen Vorkommnissen war es kaum zu verwundern, daß Müller, der kurz darauf, am 5. August 1807, in Paris erschien,

Digitized by Google

um die bisher vergeblich erstrebte Milderung der Kriegslasten und die Lösung anderer Fragen zu erwirken, trotz eines vier Monate langen Aufenthaltes nichts auszurichten vermochte. Verschiedene Umstände wirkten lähmend auf seine Tätigkeit. Zunächst war gerade damals der ihm wohlgesinnte Fürst Talleyrand von Napoleon seines Postens als Minister des Äußeren enthoben und durch den mit den weimarischen Angelegenheiten völlig unbekannten, gleichgiltigen Champagny ersetzt worden. Dazu kam, daß der für die Erhebung der Kriegssteuern maßgebende Generalintendant des französischen Heeres, Daru, persönlich gegen Müller eingenommen, der Kaiser aber um einen Vorwand zur Unzufriedenheit mit dem Verhalten des weimarischen Hofes nie verlegen war und tatsächlich auch an manchen ihm hinterbrachten unvorsichtigten Äußerungen des temperamentvollen Herzogs Anstoß nehmen konnte. Im Hinblick auf seine üble Stimmung empfahl Müller dringend, nach dem Beispiel anderer deutscher Höfe einen fürstlichen Vertreter in der Person des Erbprinzen Carl Friedrich, auf dessen Erscheinen Napoleon großes Gewicht legte, nach Paris zu schicken. Dieser Rat wurde schließlich auch befolgt, doch verließ der Prinz Weimar zu spät, um den Kaiser, der sich Ende November 1807 nach Italien begab, noch anzutreffen. Da ihn der Minister des Äußeren dahin begleitete und eine längere Abwesenheit zu erwarten, also Müllers ferneres Bleiben in Paris nicht mehr nötig war, bat er um Erlaubnis zur Heimreise. Am 17. Dezember kam er, zwar um wertvolle Erfahrungen und interessante Eindrücke mancher Art bereichert, aber, wie neun Monate zuvor, mit leeren Händen, nach Weimar zurück.

Seine diplomatische Tätigkeit mit besserem Erfolg als bisher wieder aufzunehmen, schien im nächsten Herbste der Fürstentag in Erfurt Aussicht zu eröffnen; denn sowohl hier als im nahen Weimar, wo er zwei Tage als Gast weilte, behandelte Napoleon nicht nur den Herzog und die Herzogin sowie Goethe und Wieland sehr artig, sondern gab auch Müller selbst mehrfach seine Gunst zu erkennen. Allerdings warnte ihn Talleyrand, die Freundlichkeit des Korsen für bare Münze zu nehmen. »Nous disons,« bemerkte der Vielgewandte, »de belles choses à ceux que nous n'aimons pas, mais à ceux que nous aimons, nous disons, moquez-vous de cela.« Daß in Wahrheit Napoleon auch jetzt noch von dem gleichen Mißtrauen wie bisher gegen Carl August erfüllt war, bewies die höchst lästige Überwachung, die der französische Gouverneur von Erfurt, Marschall Davoust, mit seinen Agenten über Weimar und im besonderen über den Herzog

Digitized by Google

ausübte. Sie führte schließlich zu einer schriftlichen Beschwerde Carl Augusts, die Müller dem Marschall zu überbringen hatte. Mit einem wichtigen Kommando in dem gerade damals ausbrechenden Kriege Napoleons mit Österreich betraut, hatte Davoust sein Hauptquartier soeben nach Bayern verlegt, und Carl Augusts Abgesandter, der ihm im April 1809 über Bamberg und Nürnberg nach Ingolstadt folgte, vermochte nicht, ihn zu erreichen, sondern mußte unverrichteter Sache zurückkehren.

Wie ihm General Rapp im Oktober des Jahres vertraulich mitteilte, war der Argwohn des Korsen gegen Weimar durch den Mordanschlag des aus Naumburg a. S. stammenden jungen Friedrich Staps wieder rege geworden. Ihm entsprang nicht am wenigsten die Ernennung eines ständigen Gesandten am Hofe Carl Augusts im Januar 1812. Zum Glück für den Herzog war der französische Vertreter, Baron de St.-Aignan, ein Mann, mit dem jener sehr zufrieden sein konnte; denn er wußte seinen schwierigen Posten mit großem Wohlwollen und Zartgefühl auszufüllen. Zu Müller, dem er durch Talleyrand besonders empfohlen war, trat St.-Aignan sehr bald in ein freundschaftliches Verhältnis. Er war es auch, der die Bekanntschaft Goethes mit dem Gesandten vermittelte.

Sehr zustatten kam ihm dessen wohlwollende Gesinnung, als im Frühling 1813 Napoleon durch den Ausbruch des Krieges mit Rußland und Preußen wiederum nach Thüringen geführt wurde. Gerade damals war der Kaiser mehr denn je gegen Carl August gereizt. Zunächst hatte sich das Bataillon, das dieser als Ersatz an Stelle seiner im russischen Feldzug aufgeopferten Truppen dem Befehle des Zwingherrn entsprechend neu aufstellen mußte, soeben von einer Abteilung preußischer Husaren und Jäger bei Ruhla im Thüringerwalde gefangen nehmen lassen, was Napoleon auf ein geheimes Einverständnis des Herzogs mit dem Feinde zurückführte. Nicht minder verdächtig ließen andere gleichzeitige Vorfälle Carl August erscheinen. Am 2. April war die in Jena rastende Division Durutte durch die Kunde vom Herannahen von Kosaken verscheucht worden, die, wie man hinterher behauptete, sich als verkleidete Jenenser Studenten herausgestellt hatten. Wenige Tage darauf wurde Jena von preußischen Truppen besetzt, was Carl August veranlaßte, Müller mit unbeschränkter Vollmacht dahinzuschicken, um für deren Einquartierung und Verpflegung das Erforderliche anzuordnen. In der Erwägung, daß der hiefür unerläßliche briefliche Verkehr mit der Landespolizeibehörde in Weimar unter allen Umständen aufrechterhalten werden

Digitized by Google

müßte, hatte er mit zwei Mitgliedern derselben, dem Kammerherrn von Spiegel und dem Geheimen Regierungsrat Voigt, für den Notfall eine Geheimschrift verabredet. Ein von dem ersteren an Müller gerichteten Brief, worin sie angewendet worden war, wurde von den Vorposten des inzwischen in Weimar eingerückten französischen Korps aufgefangen und dessen Kommandanten, dem General Souham, übergeben. Er fand das an sich ganz harmlose Schriftstück so bedenklich, daß er Spiegel und Voigt, deren Namen darin genannt waren, ohne weiteres verhaften und auf die Festung nach Erfurt in Gewahrsam bringen ließ. Zwar gelang es Müller, der auf diese Nachricht sofort von Jena hinüber eilte, den General von der Unschuld der beiden Verhafteten zu überzeugen. Da aber der Vorfall bereits dem Kaiser gemeldet war, ließ sich die getroffene Maßregel ohne dessen Zustimmung nicht wieder rückgängig machen; selbst der Marschall Ney, Souhams Vorgesetzter, den Müller in Erfurt aufsuchte, konnte ihm zur Rettung der beiden Gefangenen aus der ihnen drohenden Gefahr keinen anderen Rat geben, als den, sich unmittelbar an den Allmächtigen zu wenden und ihn um Gnade für sie zu bitten. Dazu war Müller ohne Weiteres entschlossen. Von St.-Aignan, der sich aus Weimar nach dem vom Feind entfernteren Gotha zurückgezogen hatte, wurde er in seinem Vorhaben bestärkt und erhielt schließlich auch von seinem Herrn die Erlaubnis, sich dem Kanzler von Wolfskeel anzuschließen, den Carl August nach anfänglichen schweren Bedenken als Abgesandten mit einem Handschreiben dem Korsen entgegenreisen ließ. Mit einer besonderen Empfehlung St.-Aignans an seinen Schwager, den Großstallmeister Caulaincourt, versehen, trafen die beiden Vertreter Carl Augusts am 25. April morgens bei dem Städtchen Vacha an der Werra mit Napoleon zusammen; doch blieb ihnen, da er während der Fahrt schlief und man ihn nicht aufzuwecken wagte, nichts übrig, als umzukehren und in aller Eile bis nach Erfurt hinter ihm her zu fahren. Dort standen sie am 26. April nachmittags dem Gefürchteten gegenüber.

Über den Empfang, der ihn und Wolfskeel erwartete, gab sich Müller keiner Täuschung hin, doch war er glücklicherweise von seiner früheren schwierigen Sendung her mit der Eigenart des Kaisers nicht ganz unbekannt; er ließ sich daher durch die Heftigkeit, mit der Napoleons Zorn gegen Carl August und die Professoren in Jena losbrach, sowie durch die Drohung, die Stadt niederbrennen zu lassen, nicht einschüchtern. Furchtlos widerlegte er die erhobenen Vorwürfe und bat den Kaiser in beweglichen Worten, durch das beabsichtigte

Digitized by Google

Strafgericht gegen Jena den Ruhm seines Sieges von 1806 nicht zu beflecken. Der herbeigerufene St.-Aignan leistete ihm so wirksamen Beistand, daß Napoleon sich in der Tat wegen dieses Punktes beruhigte und sogar den zur Unterschrift bereitliegenden Befehl zerriß. Durch dieses erste günstige Ergebnis seiner Überredungskunst ermutigt, bat Müller hierauf um die Freilassung der beiden dem Tode geweihten Freunde und zwar ebenfalls mit solchem Eifer, daß der Kaiser aufs neue von ihm zur Milde gestimmt wurde. Um den günstigen Augenblick nicht ungenützt für Weimar vorübergehen zu lassen, schien ihm eine persönliche Begegnung des Korsen mit dem Herzog das wichtigste Erfordernis. Auf seinen Rat fuhr Carl August noch am Abend desselben Tages nach Erfurt hinüber. Die Audienz, die ihm Napoleon am Morgen des 27. erteilte, verlief durchaus zufriedenstellend; ihre nächste Folge war der Besuch des zum Kriegsschauplatze weiterreisenden Kaisers in Weimar bei der von ihm hochgeschätzten Herzogin Luise, die in einem vertraulichen Schreiben den mit so vieler Mühe Begütigten als »gracieux au possible« schilderte.

Friedrich von Müller, durch dessen Geistesgegenwart das dem herzoglichem Hause und Weimar drohende Ungewitter glücklich abgewendet worden war, kehrte alsbald auf seinen Posten nach Jena zurück, um, wie früher die Verpflegung der preußischen Truppen, jetzt für die der französischen und für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen. Er brachte dies auch glücklich zuwege, allerdings nur mit äußerster Anspannung aller Kräfte. Ganz besonders erschwert wurde ihm seine Aufgabe durch die kühnen Streifzüge der berittenen preußischen Freikorps, die bald an diesem, bald an jenem Orte der von Jena nach Altenburg führenden französischen Militärstraße erschienen und in dem von Wäldern und Schluchten durchschnittenen Gelände ebenso rasch und spurlos wieder verschwanden, wie sie aufgetaucht waren. Die Sorge, die sie ihm unaufhörlich bereiteten, wurde noch erhöht durch die kaum zu vermeidenden Reibungen der preußisch gesinnten Studenten und Professoren der Jenaer Universität mit den die Stadt durchziehenden Franzosen.

Der so undankbaren Tätigkeit, die ihn dort festhielt, sah sich Müller endlich durch den Waffenstillstand im Juni 1813 enthoben. In Weimar, wo wir ihn bald nach dessen Abschlusse wiederfinden, durchlebte er die nächstfolgenden schicksalsschweren Monate und nahm von ganzem Herzen teil an dem allgemeinen Jubel, mit dem nach der Leipziger Schlacht die siegreichen Verbündeten begrüßt wurden. Allerdings blieb er der Festtafel fern, die Carl August am 24. Oktober

Digitized by Google

dem Kaiser von Rußland zu Ehren veranstaltete. Im Frühjahre waren bei einem Überfall auf St.-Aignans Wohnung in Gotha dessen Papiere erbeutet worden, unter ihnen aber befanden sich Briefe Müllers, die, obschon unverfänglich, dennoch im russischen Hauptquartier ernsten Argwohn gegen ihn erregt und infolgedessen Anlaß zum Befehle gegeben hatten, ihn, wenn man ihn finden würde, festzunehmen. Auf eine Warnung von befreundeter Seite hin fand er es deshalb für gut, eine Berührung mit dem Gefolge des Zaren zu vermeiden. Dem letzteren gegenüber verfehlte Carl August nicht, Müller wegen der Briefe zu rechtfertigen; indessen mag doch vielleicht der wegen seiner Freundschaft mit St.-Aignan damals auf ihm ruhende Verdacht dazu beigetragen haben, daß der Herzog es vermied, den in diplomatischen Geschäften erfahrenen und bewährten Mann zu den bald darauf beginnenden Verhandlungen heranzuziehen, durch die er die Erhebung seines Hauses zur großherzoglichen Würde, zugleich mit einer entsprechenden Erweiterung der weimarischen Landesgrenzen erstrebte und schließlich auf dem Wiener Kongreß auch erreichte.

Um so wichtigere Dienste leistete Müller in der Folgezeit seinem Fürsten und dem weimarischen Land auf dem Gebiete der Rechtspflege. Nachdem unter seinem tätigen Anteile deren Trennung von der Verwaltung vollzogen worden war, wurde er am 15. Dezember 1815 durch Carl Augusts Vertrauen als Kanzler an die Spitze der Landesjustiz im neugebildeten Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach berufen; im Jahre danach aber gelang es ihm, auf Grund eines Vertrages mit den sächsischen Herzogtümern und den Fürstentümern Reuß, die Errichtung eines gemeinsamen Oberlandesgerichtes in Jena zustandezubringen. Wie dieses, ist auch die freisinnige Städteordnung im Großherzogtum als sein Werk zu bezeichnen, und ebenso hat er eine Reihe von anderen wichtigen Gesetzen ausgearbeitet, die im Laufe der Jahre dem weimarischen Landtag unterbreitet wurden. An dessen Arbeiten nahm Müller seit 1835 als Abgeordneter, später auch wiederholt als Vorsitzender den rühmlichsten Anteil.

Seine hingebende und erfolgreiche Tätigkeit auf den verschiedenen Gebieten des Staatslebens dankbar anzuerkennen, ließ Carl August ebenso wie dessen Nachfolger Carl Friedrich und seine Gemahlin Maria Paulowna keine Gelegenheit vorübergehen. Die Beweise der Hofgunst, für die der Kanzler nicht unzugänglich war, entsprachen durchaus dem wohlberechtigten Ansehen, das er sich, ganz abgesehen von allen Erfolgen in Amt und Politik, durch die ihm innewohnende rednerische und schriftstellerische Begabung, durch seine ebenso vor-

Digitized by Google

nehmen wie vielseitigen Beziehungen, seine reichen Lebenserfahrungen, sein universales Wissen, sein ideales geistiges Streben, seine angenehme Persönlichkeit, endlich aber durch die enge Freundschaft mit Goethe im damaligen Weimar erworben hatte. Das ehrende Vertrauen, das dieser dem viel Jüngeren durch eine lange Reihe von Jahren bis ans Lebensende schenkte, ließ Friedrich von Müller, der das Wesen des Dichters mit so tiefem und feinem Verständnis erfaßt hatte, nach dessen Tod in den Augen der Epigonen recht eigentlich als den Pfleger seines Ruhmes und Gedächtnisses erscheinen. „Ihm waren," wie Adolf Schöll bemerkt, „Goethes vormalige Freunde, die er nahe und ferne aufsuchte, ihm die Schutzbefohlenen Goethes vermacht, welchen er unablässig herzliche Aufmerksamkeit und, wenn es die Umstände erforderten, Vertretung und Fürsorge widmete."

Zur Kenntnis der Persönlichkeit Goethes hat Müller wertvolle Beiträge überliefert, teils durch seine Aufsätze über dessen ethische Eigentümlichkeit und praktische Wirksamkeit, vor allem jedoch durch die Aufzeichnungen der Gespräche mit ihm, die sich über den Zeitraum von 1808 bis 1832 erstrecken. Unter deren unmittelbarem, frischem Eindrucke niedergeschrieben, gewähren sie nach Schölls treffendem Urteil „eine individuelle Vergegenwärtigung, innerhalb der die persönliche Farbe der Unterhaltung, die Stimmung, in der Goethe hin und wieder sprach, die Laune, in der er sich gab oder versteckte, die derbe Auslassung und eine dem Mitsprecher imponierende Überlegenheit, endlich wieder die mit ihm spielende Ironie — kurz das Augenblickliche, das momentan Wirkliche des Charakterbildes — deutlicher empfunden und bestimmter nuanciert werden, als in den Briefen und Memoranden." *)

Eine andere ebenfalls sehr interessante und wertvolle Arbeit, die sich in Müllers Nachlasse gefunden hat, sind die eingehenden und lebendig geschriebenen „Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806 bis 1813." **) Sein Plan, sie weiter auszugestalten, blieb leider unausgeführt infolge von körperlichen Leiden, die den schon seit seiner Jugend schwächlichen Kanzler mit zunehmenden Jahren heimsuchten. Es gelang ihm nicht, sie durch Kuren zu lindern, und so traf die Umwälzung von 1848 den an der Schwelle des Greisenalters Stehenden schon bei zerrütteter Gesundheit. Durch die Stürme dieses Jahres

*) Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller, hrsg. v. C. A. H. Burkhardt, II. Aufl. Stuttgart 1898. Einleitung XVI.

**) Hrsgeg. von Schöll, Braunschweig, 1851. Sie liegen der vorstehenden Schilderung des betreffenden Zeitraumes zugrunde.

Digitized by Google

aber wurde er körperlich wie seelisch so erschüttert, daß er sich der Bürde seines Amtes auf die Dauer nicht mehr gewachsen fühlte, sondern um seine Entlassung nachsuchte, die ihm am 14. Juli 1848 in sehr ehrender Form erteilt wurde. Er sollte sie nicht lange überleben: am 21. Oktober des folgenden Jahres ist er, treulich gepflegt von der seit 1804 mit ihm verbundenen würdigen Gattin, seiner schweren Krankheit erlegen, wenige Wochen, nachdem Weimar Goethes hundertsten Geburtstag gefeiert hatte.

Das Verhältnis des Kanzlers zu dessen Erben war zu seinem Kummer nicht ungetrübt geblieben. Sehr schmerzlich berührte es ihn vor allem, an ihrem Widerspruch einen Lieblingsplan scheitern zu sehen, für den er sich mit unablässigem Eifer eingesetzt und auf dessen Gelingen er bestimmt gerechnet hatte, den Plan, daß das Goethe-Haus in Weimar mit seinen Sammlungen vom deutschen Bunde gekauft und zu einem Nationaldenkmale geweiht werden sollte.

Vgl. die Literatur zur Geschichte des klassischen und nachklassischen Weimar. Außer ihr stand mir auch handschriftliches Material zur Verfügung. — Unter den Bildnissen Müllers nenne ich vor allem das Ölgemälde in der weimarischen Bibliothek.

Hermann Freiherr v. u. zu Egloffstein (Würzburg).

35. Nehr, Johann Georg, Schulmann und Geschichtsschreiber 1765—1854.

Nehr, Johann Georg, kam am 8. Februar 1765 zu Windsheim als fünfter von den sechs Söhnen des Bürgers und Meisters, des Roggenbäckers Johannes Nehr und seiner Ehefrau Margarethe Elisabeth, geborenen Steinmetz, zur Welt. Er durchlief die untern Schulen seiner Vaterstadt und fand, da er bereits früh gute Fortschritte machte und wissenschaftliche Neigungen äußerte, Aufnahme im Alumneum, wo er zur Entlastung seiner kinderreichen und wenig begüterten Eltern freie Kost und Verpflegung, unentgeltlichen Unterricht und Geldunterstützungen genoß. Unter trefflichen Lehrern, wie den Rektoren Georg Wilhelm Diez und seit 1781 Andreas Gottfried Weiß, besuchte er damaliger Sitte gemäß vier Jahre lang die Oberklasse, des Gymnasiums und bezog darauf am 29. April 1783 die Universität Erlangen in der Absicht, sich dem Studium der Theologie und Philologie zu widmen. Seine Kenntnisse im Lateinischen, Griechischen,

Digitized by Google

Hebräischen und Französischen suchte er zu vertiefen, studierte außerdem unter dem tüchtigen Joachim Ehrenfried Pfeiffer († 1787) und seinem Sohn A. F. Pfeiffer (1748—1817), der den Ruf eines ausgezeichneten Orientalisten genoß, Chaldäisch, Syrisch und Arabisch und hörte ferner Vorlesungen über Philosophie, Mathematik, Physik und Anatomie. Besonders zog ihn der wegen seiner Freisinnigkeit bekannte Theologe Wilhelm Friedrich Hufnagel (1754—1830) an, zu dem er bald in ein inniges Verhältnis trat und dem er reiche Förderung seiner exegetischen und dogmatischen Studien verdankte. Nach 2½jährigem Aufenthalt verließ er die Erlanger Hochschule, übernahm eine Hofmeisterstelle zuerst in Hof, um sie jedoch bereits nach einem halben Jahr mit einer gleichen bei dem Großhändler Gerhardi in Wien zu vertauschen. Seine Muse verwandte er zu seiner weiteren Ausbildung, besonders im Englischen und Französischen, und als ihm, dem Dreiundzwanzigjährigen, der Magistrat der Reichsstadt Windsheim zu Beginn des Jahres 1788 die Stelle eines Konrektors am dortigen Gymnasium antrug, zögerte er um so weniger, diesem Rufe Folge zu leisten, als er schon lange große Neigung und Lust zum Lehrberuf verspürte. Nachdem er sein Amt am 20. Juni 1788 angetreten und ein Jahr lang zur Zufriedenheit versehen hatte, ward er am 16. September 1789 zum Rektor der Anstalt befördert. Die Bezahlung war freilich nicht glänzend: hatte die erste Stelle kaum 500 Gulden getragen, so überstieg sein Einkommen als Rektor nicht 600 Gulden, weil nach der Reformation unter anderm bei der Ablösung der von einem Rektor bezogenen hundert Malter Getreide zu 2 Gulden 30 Kreuzer die Geldbesoldung nur 250 Gulden betrug. Um so ausgiebiger waren dafür seine dienstlichen Verpflichtungen. Denn er mußte nicht nur die deutsche, lateinische, griechische und hebräische Sprache lehren, sondern auch Unterricht in der Geschichte, Mathematik, Logik, Physik und Geographie erteilen. Dafür genoß er allerdings weitestgehende Freiheiten hinsichtlich des Studienplans, in dem er ungehindert Änderungen und Neuerungen eintreten lassen konnte, wie er sie für gut hielt. Diese Freiheit kam Nehr, der sich bereits in seiner Antrittsrede am Gymnasium über eine „gute Schulbelehrung" verbreitete, besonders zustatten und er hatte Gelegenheit, die Zweckmäßigkeit seiner in zahlreichen Schriften und Aufsätzen vertretenen Ansichten über Erziehung und Jugendbildung an seinen eigenen Zöglingen zu erproben. So traf er unter anderm die Einrichtung, daß jeden Samstag von einem Schüler eine selbstgefertigte Rede über einen beliebigen Gegenstand aus dem Gedächtnis gehalten werden mußte, die sodann von

Digitized by Google

den Mitschülern und schließlich von ihm selbst nach Form, Stoff und Vortrag beurteilt wurde. Er glaubte dadurch künftige Prediger auf ihren Beruf passend vorzubereiten; vielen der Alumnen in der Oberklasse, die sich nicht Universitätsstudien sondern dem Schulstande widmeten, stellte der Rektor dann besondere Aufgaben, während sie der wackere Kantor Gernbacher in der Musik vorbereitete. Daß Nehr seinen Platz vortrefflich ausfüllte, blieb dem Magistrat nicht lange verborgen und die kärgliche Besoldung des Rektors wurde mißlich empfunden; gerne hätte man ihm eine Aufbesserung zuteil werden lassen, wenn dies nicht die fast unerschwinglichen Ausgaben, die der Stadt durch den Reichskrieg gegen Frankreich aufgebürdet wurden, vereitelt hätten. Das Mißverhältnis zwischen Leistung und Belohnung machte sich in der Folge für die Stadtobrigkeit um so unangenehmer geltend, als der gelehrte Rektor über eine zu Windsheim unerhörte Gewandtheit im Französischen verfügte und nicht bloß den Schriftwechsel mit den französischen Truppen, die in der Reichsstadt und ihrer Umgebung zahlreich einquartiert waren, führen, sondern auch mehrere Reisen zu den französischen Befehlshabern unternehmen mußte, um mit ihnen wegen der Kriegssteuern zu verhandeln. So kam er nach Dinkelsbühl, Rothenburg, Mergentheim, Bamberg, ja bis nach Heilbronn und Mannheim. Die Vergütung der Stadt für diese Dienste bestand in freier Wohnung während seiner Abwesenheit und in einem Geschenk von 125 Gulden, während er dem Magistrat allein durch die Verhandlung mit dem Kommissär Vaillant 15,000 Franken erspart haben soll. Als dann Windsheim mit Kriegsschluß nach gerade einjähriger Zugehörigkeit zu Kurbayern am 20. Februar 1804 an Preußen kam, besserte sich die Lage des inzwischen verheirateten Rektors, der sechs Kinder zu ernähren hatte, insofern wesentlich, als ihm eine Aufbesserung des Einkommens auf 900 Gulden zugestanden wurde. Den an ihn durch die kurbayerische Regierung ergangenen Ruf an das Ansbacher Gymnasium lehnte er um so eher ab, als ihm die Kaiserliche Französische Intendantur in Bayreuth zu seinen 900 Gulden noch hundert Gulden Zulage gewährte.

Als das Fürstentum Bayreuth 1810 an die Krone Bayern übergegangen war, suchte Nehr mit allen Mitteln darnach zu trachten, seiner Vaterstadt das Gymnasium zu erhalten. Aber seine Vorschläge, der Anstalt eine den größeren Gymnasien angepaßte Einrichtung zu geben, mußte an dem Mangel an Geldmitteln scheitern. Um nun bei der drohenden Aufhebung nicht etwa gegen seine Neigung ver-

Digitized by Google

wendet zu werden, bewarb er sich 1814 um die gerade erledigte Pfarrei Lehrberg bei Ansbach, die er am 7. November erhielt und am 3. Januar 1815 bezog. Am 6. Mai 1819 wurde er zum Regierungs- und Kreisschul-Rat des Rezatkreises in Ansbach ernannt, am 24. Mai in das Regierungskollegium eingeführt und durch Verfügung des Oberkonsistoriums vom 14. Mai auch den theologischen Anstellungsprüfungen beigeordnet. In seinem neuen Beruf war er mit Hingebung und rastlosem Eifer tätig und auf seinen Einfluß ist die Verlegung des Schullehrerseminars von Nürnberg nach der früheren Universitätsstadt Altdorf sowie die Errichtung einer Schullehrerwitwenkasse zurückzuführen. Nach dem Regierungsantritte Königs Ludwigs I. wurde das Amt der Kreisschulräte aufgehoben, sodaß Nehr am 1. März 1826 seine ihm lieb gewordene Stellung aufgeben mußte.

Am 21. März 1826 wurde er bereits zum Professor der morgenländischen Sprachen in Erlangen bestellt, wo dieser Lehrstuhl seit J. A. Kanne's (1773—1824) Tod zwei Jahre lang wegen Streitigkeiten über seine Besetzung zwischen der theologischen und philosophischen Fakultät unbesetzt geblieben war. J. G. Nehr's Berufung und Bevorzugung vor Friedrich Rückert muß um so mehr befremden, als der 60jährige Kreisschulrat von orientalischen Sprachen augenscheinlich nicht mehr verstand als etwas Hebräisch und Arabisch, Kenntnisse die er sich nahezu ein Menschenalter vorher angeeignet und durch keinerlei, auch nur geringfügige schriftstellerische Leistung auf diesem Gebiet öffentlich kundgetan hatte. Nehr hat denn auch nie Orientalia zu lehren begonnen, sondern bereits am 8. April um seine Entlassung nachgesucht, „weil er nicht Lust hatte, bei seinen doch schon vorgeschrittenen Jahren sich in einen neuen Beruf einzuarbeiten, der seiner bisherigen Tätigkeit ziemlich ferne gelegen war" (Jahrb. des Hist. Ver. in Mittelfr., XXIII. 1854, S. 38, vgl. ebenda LIV., 1907, S. 21).

Von allen Amtsgeschäften befreit, hatte er nun Muse, sich ganz seinen Lieblingsstudien zu widmen, die sich hauptsächlich auf philosophische und geschichtliche Forschungen erstreckten. Besonders die alten, teilweise aufgehobenen Klöster des Rezatkreises waren Gegenstand seiner Untersuchungen, deren Ergebnisse er in teils gedruckten, teils ungedruckten, im Besitze des Historischen Vereins in Mittelfranken befindlichen Aufsätzen niederlegte. Er war eifriger Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften, wie dem „Fränkischen Archiv" und dem „Journal von und für Franken" sowie Mitanwalt des mittelfränkischen Geschichtsvereins. 1838 verließ er seinen bisherigen Wohnsitz Ansbach, um in

Digitized by Google

seine Vaterstadt zurückzukehren, wo er seine alte Dienstwohnung beziehen konnte. Bis an seinen nur durch die allmähliche Abnahme des Augenlichts getrübten Lebensabend erfreute er sich einer ungestörten Gesundheit und erstaunlichen Rüstigkeit, die er sich durch frühanerzogenen Verzicht auf jegliche Genüsse und Vergnügungen erhalten hatte. Noch zu Beginn der fünfziger Jahre zeigte er sich, wie mir ein Gewährsmann erzählt, der sich noch deutlich seiner erinnert, stolz in seiner alten Amtstracht, Kniehosen, Schiffhut, Schnallenschuhen und Degen, seinen Mitbürgern auf den Straßen Windsheims. Auf der äußersten Markscheide des menschlichen Daseins stehend und wie eine verwitterte Säule auf die Ruinen fast dreier Geschlechter niedersehend, schied Nehr am 4. April 1854 im neunzigsten Lebensjahr infolge Altersschwäche aus dem Leben, nachdem ihm am 13. Oktober 1850 seine zweite Gattin im Tode vorausgegangen war.

Johann Georg Nehr war zweimal verheiratet; am 8. Dezember 1789 ehelichte er Maria Elisabeth Katharina Friederike, Tochter des Altbürgermeisters, Oberzinsmeisters und Obervormunds-Herrn Georg Wilhelm Rücker, die ihm in vierzehnjähriger Ehe fünf Söhne und fünf Töchter schenkte. Nach dem am 4. Oktober 1804 erfolgten Tod seiner Frau führte er am 15. September 1805 zu Windsheim Viktoria Sophie Friderike, Tochter des Reichspostverwalters Georg Heinrich Schirmer, heim; aus diesem Bunde stammen ein Sohn und eine Tochter. Mehrere seiner Kinder sanken vor ihm ins Grab, die meisten in zartem Kindesalter. Sein ältester Sohn Johann Georg Wilhelm, geboren am 30. August 1794 zu Windsheim, am 8. November 1812 eingetragen als Student der Gottesgelehrtheit in der Matrikel von Erlangen, 1821 Pfarrer in Bertholdsdorf, 1826 in Unternesselsbach, 1834 in Stübach, seit 2. September 1858 in Lehrberg, wurde vom Tod auf einer Anhöhe unweit seiner Pfarrei ereilt, als er eben aus Ballstadt von einer Taufe heimkehren wollte. Er war auch schriftstellerisch tätig und veröffentlichte außer einem Lebenslauf seines Vaters und des mit ihm verwandten Pfarrers Christian Wilhelm Schirmer (XXIV, 1855, S. 30 ff.) in den Jahresberichten des Hist. Ver. in Mittelfranken eine „Verordnung des Magistrats der Reichsstadt Windsheim vom 15. September 1650 rücksichtlich der Hochzeiten, Gevatterschaften, Kindstaufen und Leichen" (XXIV, 1855, S. 35—38) und eine „Geschichte des Dorfes Lehrberg" (ebenda, XXVI, 1858, S. 72—83); eine Abhandlung betitelt „Eine Szene aus den letzten Zeiten des dreißigjährigen Krieges" (vgl. Jb. 25. Band, S. XXII) ist nie gedruckt worden, sondern befindet sich handschriftlich im Besitze

Digitized by Google

des Hist. Vereines fur Mittelfranken. (Vgl. [Th. Preger] Die Handschriften des Hist. Ver. für Mittelfr., I., Ansbach, 1907, Nr. 584).

Johann Georg Nehr war ein tüchtiger Schulmann, begabt mit praktischem Blick für die Bedürfnisse seiner Schüler, die in ihm, wie ein Gedicht des Pfarrers Lampert in Ippesheim anläßlich seines Hinscheidens (im „Windsheimer Wochenblatt") besonders deutlich zeigt, einen ausgezeichneten, für ihr geistiges Wohl besorgten Lehrer verehrten. Als Geschichtsschreiber kann er als fleißiger Arbeiter besonders auf dem Gebiete der fränkischen Klostergeschichte in Ehren genannt werden, während seine geschichtlichen Versuche über die Beichte und das Papsttum wohl einen etwas einseitigen, voreingenommenen Standpunkt vertreten; bedeutungslos ist seine gegen Kants Rechtslehre gerichtete Schrift. An der Vollendung des von ihm geplanten Werkes über die Seelenkunde hat ihn der Tod gehindert, ein Verlust, den wir heute um so weniger beklagen werden, als schon zu seinen Lebzeiten seine philosophischen Erörterungen nicht den Beifall gefunden zu haben scheinen, der ihn zu einer Fortsetzung hätte ermuntern können. Er hat sich denn auch in seinen späteren Jahren ganz dem Studium der fränkischen Geschichte gewidmet und dabei der althergebrachten Sitte, zur jährlichen öffentlichen Prüfung des Gymnasiums sowie bei Verabschiedung der auf die Hochschule übergehenden durch besondere Schulschriften (Programme) einzuladen, recht ausgiebig Rechnung getragen.

Quellen: Biographie von Joh. Gg. Nehr, von [Gg. Wilh.] Nehr, Jahresbericht des Hist. Ver. in Mttlfr., XXIII, 1854, S. 35–39. — J. G. Meusel: Das gelehrte Teutschland, 5. Bd. (Lemgo, 1797), S. 393; 10. Bd. (1803), S. 354; 14. Bd. (180), S. 649 (lediglich, übrigens ungenaues Schriftenverzeichnis). — Chr. Wilh. Schirmer: Gesch. Windsheims. Nürnberg, 1848, S. 242 (kurze Erwähnung). — Th. v. Kolde: Geschichte der Universität Erlangen. Erlangen und Leipzig, 1910, S. 315. — Jahresber. des Hist. Ver. für Mfr., L IV, 1907 S. 21. [Friedr. Reuter]: Aus Rückerts Leben. (Mit genauer Darstellung der Streitigkeiten um die Besetzung des orientalistischen Lehrstuhls). — Briefliche Mitteilungen von Geh. Rat Prof. Dr. Elias v. Steinmeyer, Erlangen; von Pfarrer Johannes Bergdolt in Windsheim (ausführliche Auszüge aus den Kirchenbüchern); von Frau A. Katheder, Nürnberg, einer Enkelin J. Gg. Nehrs; von Herrn C. Schirmer in Windsheim, der Nehr noch persönlich kannte. — Bezüglich Georg Wilhelm Nehr (1794—1858) Mitteilungen von Pfarrer Gg. Schober in Lehrberg nach der Pfarrbeschreibung. Die im Jahresber. des Hist. Ver. in Mfr., XXIV, 1858, S. 6 angekündigte Darstellung des „Lebens-Umstände" ist nie erschienen.

Schriften: Was gehört zu einer guten Schulbildung? Rede beim Antritt seines Lehramtes. Programm, Windsheim. Nürnberg, 1788, 4°. — Über Windsheims Entstehung. Rothenburg o. T., 1790, 4° — Zur Geschichte Windsheims. Progr. 1.—5. Beytrag, Windsheim, 1791—1794. 4° — Logik für die

Digitized by Google

oberen Klassen in gelehrten Schulen. Windsheim, 1792. 8° — Über bürgerliche Freyheit und Gleichheit. (Rothenburg o. T.). 1793, 4° (auch in Ansbach. Monatsschrift, 1793, 3. Heft). — Philosophische Versuche über die metaphysische Naturlehre, Seelenlehre, Weltlehre und Gotteslehre. I. Theil, Nürnberg und Altdorf, 1795. 8° — Zur ältern Geschichte des fränkischen Kreises. 1. Beytrag, Nürnberg, 1796; 2. Beytrag, 1796 (o. O.); 3. u. 4. Beytrag, Nürnberg, 1797; 5. Btr. 1798 (o. O.), gr. 8°. — Kritik über die metaphysischen Anfangsgründe der Kant'schen Rechtslehre. Nürnberg, 1798, gr. 8° — Kurze Geschichte der Beichte. Progr. (Rothenburg o. T.), 1799, 8°. — Über das Recht des freyen Denkens und der freyen Mittheilung seiner Überzeugungen. (Rothenburg o. T.), 1799, gr. 8°. — Beyträge zur Kirchengeschichte von Windsheim. I. (1880), II. (1801). III. (1803), IV. (1804). V. (1805), gr. 8°. — Geschichte des Papstthums. In zwey Theilen. 1. Teil, Leipzig 1801, 2. Teil, Leipzig 1802. gr. 8°. - Lebensbeschreibungen berühmter Königinnen. Leipzig, 1. Teil, 1804, 2. Teil, 1805. — Über den Geist der Preuß. Staatsökonomie. Eine Rede am Geburtsfeste Friedrich Wilhelm III., Königs von Preußen. Nürnberg 1805, gr. 8°. — Was ist das Loos des Menschen nach dem Tode? Windsheim, 1806, gr. 8°. — Zur Geschichte der Schulen von Windsheim. 1.—2. Beytrag, Windsheim, 1807—1808. — Zahlreiche Beiträge zu Karl Philipp Moritz' „Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, (9 Bände, Berlin, 1783—1792), „Journal von und für Franken" und „Fränkisches Archiv". In den Jahresberichten des Historischen Vereins in Mittelfranken erschienen folgende Aufsätze: „Beschreibung des Klosters Wülzburg" (XIII, 1843, S. 1—10); „Beschreibung des Klosters Heidenheim" (XIII, 1843, S. 19—15); Beschreibung des Nonnenklosters Pillenreuth" (XIV, 1845, S. 14—26); „Beschreibung des Klosters Engelthal" (XIV, 1845, S. 27—37).

Ungedrucktes, im Besitz des Histor. Vereins für Mittelfranken: Beschreibung des Klosters Nördlingen (Nr. 16; vgl. Jb. VI. 10, VII, 15); Geschichte des Klosters Auhausen (Nr. 85); Geschichte von Solenhofen Nr. 314). Vgl. [Th. Preger]: Die Handschriften des Histor. Vereins in Mittelfranken. Ansbach, 1907, S. 6, 8, 24.

Franz Babinger (Berlin).

36. Ottl, Georg von, Bischof von Eichstätt 1794—1866.

Nachweisbar ist der Ottlhof zu Gengham, Pfarrei Palling im heutigen Amtsgerichte Tittmoning, seit dem Jahre 1644 im Besitze der Familie Ottl. Zu Ende des 18. Jahrhunderts bauten ihn Georg und Salome, letztere eine geborene Huberich, die ihn an ihren zweitältesten Sohn Johann, geboren 26. Juni 1798, gestorben 2. November 1870, vererbten. Von diesem kam er an den jetzigen Besitzer, den im Jahre 1876 geborenen Georg Ottl.

Digitized by Google

Auf diesem Hofe wurde am 26. Januar 1794 der nachmalige Bischof von Eichstätt geboren. Eine stattliche Zahl von Geschwistern wuchs mit ihm im elterlichen Hause auf, nämlich: Therese, geboren 9. Oktober 1792; Maria, geboren 5. August 1796, gestorben 1799; Johann, der nachmalige Ottlbauer; Notburga, geboren 7. Juni 1800; Salome, geboren 23. März 1802, gestorben 1806; Joseph, geboren 15. März 1806. Der Vater starb schon am 21. August 1805, während die Mutter noch den Aufstieg ihres Sohnes Georg erlebte und erst am 6. Juni 1851 im Gnadenalter von 87 Jahren aus dem Leben schied.*)

Den ersten Unterricht erhielt der gut beanlagte Knabe im Pfarrhause seiner Heimat, wo sich Pfarrer Franz Margreiter (1807—1825) mit viel Liebe und Eifer seiner annahm.

1807 begann er seine Studien in Salzburg und setzte diese dort mit solch gutem Erfolge fort, daß er nach sieben Jahren mit Übergehung der Oberklasse die Erlaubnis zum Übertritt an das dortige Lyzeum erhielt. 1816 bezog er die Universität in Landshut. Als Zögling des Georgianums bezw., wie es damals hieß, des Generalseminars schloß er sich besonders an Sailer und den tüchtigen Regens Dr. Joh. Peter Roider (1815—1820) an. Letzterer war der Nachfolger des Rationalisten Dr. Mathias Fingerlos, der den Geistlichen erziehen wollte lediglich zu einem Lehrer des Volkes auf dem Gebiete des Ackerbaues, der Viehzucht, der Obstbaumpflege, der Landgärtnerei, der „memphitischen Luft", der Blitzableiter u. s. w. Von einem Leben der Gotteskindschaft in Glaube und Liebe und von einer Erziehung hiefür hatte Fingerlos keine Ahnung. Demgegenüber suchte Roider den Geist des Gebetes und des inneren Lebens bei den Priesteramtskandidaten zu pflegen. Schon im nächsten Jahre, 1817, empfing Ottl die Priesterweihe, 1818 wurde er Coadjutor im Markte Schwaben und 1820, am 10. Januar, Kooperator in Zolling, der Pfarrei seines ehemaligen Seminarregens Roider. Als dieser am 8. April 1820 während der Osterferien in München starb, übernahm er auch die Verwesung der Pfarrei.

Auf Sailers Empfehlung hin wurde Ottl am 20. Dezember 1820 zum Religionslehrer der Kinder Ludwig I. ernannt, die ihm zeitlebens eine besondere Anhänglichkeit bewahrten. Namentlich war es König Otto von Griechenland, der ihn später wiederholt in Eichstätt besuchte; doch auch Maximilian II. und Luitpold blieben ihm stets gewogen.

*) Die Angaben über die Familienverhältnisse, die sich in keiner Lebensbeschreibung Ottls finden, verdanke ich der freundlichen Mitteilung der H. Pfarrers Franz Forner in Palling.

Digitized by Google

Selbst beim Könige war er gerne gesehen und manch interessantes Gespräch wurde hier im trauten Familienkreise geführt. Eines derselben, die Beurteilung der Säkularisation aus dem Munde des Königs selber, hat Jocham vom Bischofe selbst erfahren und uns überliefert.*) Als Ludwig I. 1825 den Thron bestieg, wurde Ottls Einfluß sehr groß und sehr bedeutsam. Er bildete die Mittelsperson zwischen dem König und Sailer und wirkte besonders intensiv mit bei der Wiedererrichtung der verschiedenen katholischen Institute, die der König meist aus eigener Privatkasse dotierte. Charakteristisch für die Art und Weise, wie Sailer seine Stellung am Hofe aufgefaßt wissen wollte, ist der Gratulationsbrief, den er ihm zum Geburtstag schrieb: „Dilectissime! Heute, am 26. Hornung, wünsche ich Ihnen zu Ihrem Geburtstage alle die Fülle zärtlicher Segnungen, deren Sie bedürfen, um am Hofe Ludwig I. das Maß Ihrer großen Bestimmung zu erfüllen. Sie sollen dem König die Wahrheit sein. Ihr Reden und Schweigen, Ihr Handeln und Leiden 2c. soll sie ihm offenbaren und der Weihrauch des Gebetes darf für ihn auf Ihrem Glutherde nie ersterben."

1824 wurde Ottl zum k. geistlichen Rate ernannt, 1826 wurde er in die Kommission des k. Oberkirchen- und Schulrates berufen, deren Aufgabe es war, den neuen Lehrplan für die Studienanstalten des Königreichs durchzuberaten. In dieser Stellung stand er vielfach in scharfem Gegensatze zur Auffassung Thiersch's. Das Jahr 1829 brachte seine Ernennung zum Domkapitular in München, der 1832 die Beförderung zum Domdekan folgte. Als solcher verfaßte er die neuen Kapitelstatuten, bearbeitete das Diözesanrituale und reorganisierte die Altöttinger- und Johann-Nepomukbruderschaft (1840). Des Weiteren war er sehr stark tätig bei der Gründung und Reformation des Klosters Frauenchiemsee (1838 u. 1842), der Wiederherstellung von Altomünster und der Einführung der Schulschwestern wie auch der Barmherzigen Schwestern in München. In der Mischehenfrage, die damals so viel Staub aufwirbelte, nahm er einen vermittelnden Standpunkt ein. Daneben verkehrte er viel mit den Führern der Wissenschaft in der Landeshauptstadt — Görres, Schelling, Möhler, Ringseis, Bader 2c. —, die allwöchentlich einen Abend in seinem Hause verbrachten. Als Domdekan war Ottl auch der Vorstand des

*) Jocham Dr. Magnus, Memoiren eines Obskuranten. Eine Selbstbiographie, herausgegeben von P. Magnus Sattler, O. S. B., Kempten 1896, S. 734. In dem Werke finden sich mehrere Stellen, die sich auf Bischof Ottl beziehen, namentlich S. 458—460 und S. 732—739.

Digitized by Google

katholischen Büchervereins; er beteiligte sich an der Gründung des in Sulzbach erschienenen „Kalenders für katholische Christen", welcher für die Kirchengeschichte Bayerns reiches Material zusammentrug, und lieferte selbst einige Beiträge für denselben. Auch an der Einführung des „Ludwig-Missions-Vereins" nahm er hervorragenden Anteil.

Am 1. Oktober 1846 starb Erzbischof Lothar Anselm von Gebsattel. Da Reisach als Coadjutor cum iure successionis an seine Stelle trat, war damit das Bistum Eichstätt frei geworden. Schon 3 Tage später ernannte Ludwig I. Ottl zu Reisachs Nachfolger, obwohl er 1841, am 18. April, die Bitte des Erzbischofs, ihm seinen Domdekan als Weihbischof zu geben, dem Minister Abel gegenüber (mit der Begründung) abgelehnt hatte: „Der vorgeschlagene Charakter, den ich zu kennen Gelegenheit lange hatte, gefällt mir nicht".*) Am 21. Dezember wurde er präkonisiert, am 7. Februar 1847 in München konsekriert und am 18. Februar in Eichstätt inthronisiert.

Seine Regierung fiel in eine Zeit der inneren und äußeren Wirren, aus denen sich nur allmählich wieder ruhige Verhältnisse heraus entwickelten. Trotzdem gelang es ihm, die von Reisach begonnene Geistese erneuerung der Diözese erfolgreich fortzusetzen. Er führte die kanonischen Visitationen der einzelnen Pfarreien durch, die ihn in persönliche Fühlung mit dem Klerus und dem Volke brachten, ließ Exercitien für die Geistlichen und Missionen für die Gläubigen halten, begünstigte die Entwicklung des katholischen Vereinslebens in den Gesellenvereinen und Jungfrauenbündnissen und suchte den Kult des früher viel verehrten Bischofs Gundekar II. von Eichstätt (gest. 2. August 1075), wenn auch vergeblich, wieder zu beleben. In seine Regierungszeit fällt der Erlaß des Syllabus, die Beatifikation des seligen Petrus Canisius, der einst in Ingolstadt gewirkt hatte, und die Dogmatisation der Immaculata Conceptio. Schon 1848 ließ er das alte Diözesanrituale neu bearbeiten; 1854 folgte die Neuherausgabe der alten Pastoralinstruktion des Bischofs Raymund Anton, die für ihre Zeit ein hervorragendes Werk gewesen war und auch damals noch viel Anerkennung fand; sie wurde gleichzeitig als verbindliches Diözesangesetz vorgeschrieben. Im gleichen Jahre wurden die Pastorolkonferenzen eingeführt, welche das wissenschaftliche Leben des Seelsorgerklerus vielfach anregten und befruchteten; auf seine Veranlassung wurde 1848 der Diözesan-Emeriten-Fonds gegründet, der für die

*) A. Döberl, Bischof Reisach, in: Histor. Politische Blätter für das katholische Deutschland, 162. Bd. (1919) S. 567. Noch schärfer lautete bei dieser Gelegenheit Abels Urteil, der von Eitelkeit und Mangel an Grundsätzen sprach. A. a. O.

Digitized by Google

Versorgung der dienstunfähig gewordenen Geistlichen zu einer Zeit wirkte, wo man in anderen Diözesen an dieses Problem noch gar nicht dachte. Schwere Arbeiten brachte die Durchführung des Grundablösungsgesetzes, wo es galt, die Rechte der Kirche zu wahren. Die reichen Erfahrungen, die Ottl als Domdekan in München in der dortigen Diözesanverwaltung gemacht hatte, kamen ihm hiebei sehr zu gute. Wie er sich an der Würzburger und Freisinger Bischofskonferenz beteiligte, so führte er auch gemeinsam mit den anderen bayerischen Bischöfen die Deharbéschen Katechismen in seinem Bistum ein (3. November 1853). Er regelte die Pfründeverwaltung durch Einführung der Assistenten und der Doppelsperre bei den Pfründekassen, ordnete das Weihe- und Kura-Examen (15. Februar 1851), beseitigte das seit dem 16. Jahrhundert bestehende Institut der Kommende, welche die Stabilität der Pfründen aufgehoben hatte, und ersetzte es durch die wirkliche kanonische Investitur (1864, 5. Januar). Von großer Bedeutung für das wissenschaftliche Leben in der Diözese war die Gründung des „Pastoralblattes", welches am 23. März 1854 erstmals ausgegeben wurde; in der Person Suttners hatte sich ein unübertrefflich arbeitender, kenntnisreicher Redakteur gefunden. Eine in weiteren Kreisen leider nicht bekannte Fülle von diözesangeschichtlichen, liturgischen, dogmatischen und pastoralen Arbeiten wurde hier im Laufe der Jahrzehnte niedergelegt. Vom Jahre 1849 an bis zu seiner Erblindung war Bischof Ottl für den erkrankten Augsburger Bischof Mitglied der bayerischen Reichsratskammer, wie denn mehrere seiner damaligen Hirtenbriefe in München verfaßt wurden. Unter ihm wurde endlich auch der Mädchenunterricht im Bistum erstmals weiblichen Orden übertragen; auch für deren Betätigung auf dem Gebiete der Krankenpflege finden sich schon die ersten Anfänge.

Ein besonderes Kapitel im Leben dieses Bischofs bildet seine Sorge für das Diözesanseminar und das mit diesem verbundene bischöfliche Lyzeum in Eichstätt. Bischof Reisach hatte wohl die beiden gegründet, allein die finanziellen Verhältnisse waren nichts weniger als gesichert, da sie zum größten Teile auf lauter schwankenden Einnahmen, Willibaldverein und Konkurrenzbeiträgen, aufgebaut waren. Beide Posten bewegten sich aber fortwährend in absteigender Linie, so daß bald die Existenz der Anstalt aufs äußerste bedroht erschien. Zur Krise kam es, als die 4000 fl. jährlicher Konkurrenzbeiträge (Rentenüberschüsse) infolge Verordnung vom 24. März 1857 ganz in Wegfall kamen. Alle Versuche, hiefür anderweitig Ersatz zu bekommen, schlugen fehl, so daß man allen Ernstes an die Umwandlung der Anstalt in

Digitized by Google

ein k. Lyzeum dachte; hiefür hatte ja der Landtag bereits am 4. Oktober 1861 7600 fl. genehmigt. Da traf unvermutet aus Rom, wo Kardinal Reisach wohl durch Vermittlung des Regens Ernst von dem Plane erfahren hatte, die kategorische Verfügung ein, die Verhandlungen abzubrechen. Offizielle Schritte, welche die Regierung in der Lyzealfrage bei der Kurie unternahm, führten zu keinem Ergebnisse. Der Bischof wendete sich darauf am 11. November 1862 noch einmal mit eindringlichen Worten an den Klerus, worauf dieser freiwillig 2 % seines Einkommens zur Erhaltung der Anstalt ablieferte. Dadurch wurde es möglich, den drohenden Zusammenbruch zu vermeiden, Regens Ernst aber schied aus dem Seminare. Manch hartes Urteil ist damals und auch später noch gefällt worden; heute wird man die Sache wesentlich anders betrachten. — In diesem Zusammenhang sei noch erwähnt, daß unter Bischof Ottl das reizend gelegene Schloß Hirschberg bei Beilngries, ein Schmuckkästchen des deutschen Rokoko, als Ferienaufenthalt für die Eichstätter Seminaristen um 6500 fl. angekauft wurde (1852).

In seinem Privatleben war er äußerst einfach, wodurch er viele Wohltaten spenden konnte. So erhielten beispielsweise nur die Armen Eichstätts in wöchentlichen oder monatlichen Gaben die ganz ansehnliche Summe von 22,897 fl., wie er denn auch die Gründung des dortigen Vinzentiusvereins warm begrüßte und tatkräftig unterstützte.

1858 zeigte sich bei unserem Bischofe, der sich bis dahin im allgemeinen guter Gesundheit erfreut hatte, der graue Star. Zwei Operationen (1858 und 1859) schlugen fehl, sodaß völlige Erblindung eintrat. Trotzdem hielt er die Firmungen an den Dekanatssitzen und die gewöhnlichen Pontifikalfunktionen, während benachbarte Bischöfe die Weihen erteilten. Auch an der Bischofskonferenz des Jahres 1864 in Bamberg nahm er selbst teil. Am 2. Februar 1866 traf ihn ein Schlaganfall, dem er am 6. Februar, dem Vorabende seines Konsekrationstages, erlag. Seine letzte Ruhestätte fand er im Dome zu Eichstätt; die Leichenrede hielt ihm sein Sekretär, Domprediger Beitelrock, der gegenwärtig (1922) noch als Stadtpfarrer zu Donauwörth lebt. Als Wappen hatte er einen blauen Schild gewählt, der unten ein Medaillon mit der Figur des hl. Georg, oben eine doppeltürmige Kirche auf Wiesengrund zeigt.

Bischof Ottl erreichte nicht die weltgeschichtliche Bedeutung seines Vorgängers, des Grafen Reisach. Er hat aber ruhig und zielbewußt weiter gearbeitet in den Bahnen, die dieser vorgezeichnet hatte, und

Digitized by Google

hat sich dadurch große Verdienste um den Wiederaufbau des religiös-sittlichen Lebens in der Diözese Eichstätt erworben.

Schriften: A. In seiner „Bibliotheca Eystettensis Diocesana", 2. Teil, Eichstätt 1867, S. 21—22, Nr. 3367 zählt J. G. Suttner nachstehende kleinere Schriften Ottls auf: 1. Vorrede zu Werners Predigt: Posaunen des Weltgerichts, 1825. — 2. Maximilian I. väterliche Ermahnungen an seinen Sohn Ferdinand Maria, München 1827. — 3. Rede bei der ersten Communion des Prinzen Otto von Bayern, 1831. — 4. Oratio in exequiis Pii PP. VIII, 1833. — 5. Rede über Leben und Wirken der barmherzigen Schwestern, 1833. — 6. Rede bei der Grundsteinlegung der Ottokapelle in Kiefersfelden, 1834. — 7. Rede bei Einweihung des Theresien-Monuments bei Aibling, 1835. — Diese Gelegenheitsarbeiten sind natürlich äußerst selten und wohl kaum irgendwo zu bekommen. Nr. 3 wurde gehalten am 10. April 1831 zu München, erstmals gedruckt in der Zeitschrift „Der katholische Jugendfreund, Wochenschrift für häusliche Erbauung und Belehrung des katholischen Volkes, herausgegeben von Anton Westermayer", München 1852, 2. Jahrgang, S. 190; neu abgedruckt bei A. Hungari, Predigten und Anreden bei der ersten Abendmahlsfeier der Kinder am Weißen Sonntage, Frankfurt a. M., Sauerländers Verlag 1852, S. 256—258. Außerdem schrieb Ottl, wie schon oben (S. 332) bemerkt, einige Beiträge für den „Kalender für katholische Christen", Sulzbach, die im einzelnen erst zusammengesucht werden müßten, wenn dies heute überhaupt noch möglich ist, da die dortigen Aufsätze fast alle ohne Nennung des Verfassers erschienen sind. Endlich stammt der Bericht über das Hinscheiden Roiders in dem Büchlein „Joh. Peter Roiders Bildung, Charakter und Leben von J. M. Sailer" aus der Feder Ottls.*) — B. Hirtenbriefe. Bevor das „Pastoralblatt des Bistums Eichstätt" als Amtsblatt für die Diözese erschien, wurden die einzelnen Hirtenbriefe, Pastoralschreiben und Diözesanerlasse eigens und in verschiedenen Formaten gedruckt. Damit war die Gefahr des Verlustes von selbst gegeben, zumal eine Sammlung derselben nach Art der für München bestehenden „Generalienssammlung" nicht angelegt wurde. Selbst nach 1854 erschienen die Fastenhirtenbriefe Ottls noch separat und wurden bis 1858 dem Pastoralblatte nur als Beilage beigegeben. Erst von 1859 an sind sie in den Text selbst aufgenommen. Wir können sie füglich scheiden in Fastenhirtenbriefe, Sendschreiben über das Seminar und Pastoralschreiben aus besonderen Anlässen. — 1. Fastenhirtenbriefe. In den Jahren 1849 und 1860 erschienen keine Hirtenbriefe, die den Namen des Bischofs tragen, in den übrigen Jahren wurden sie regelmäßig ausgegeben, selbst dann noch, als Ottl bereits erblindet war. Die letzteren sind natürlich nicht mehr von ihm ausgearbeitet, wenn auch möglicherweise die Hauptgedanken als sein geistiges Eigentum bezeichnet werden dürfen. Bis 1853 haben wir keine streng gegliederte thematische Durchführung; es sind mehr kurze Gelegenheitsgedanken, die das Fastenmandat einleiten, über die Liturgie der Fastenzeit (1848), den Geist der Lüge (1850), die Ankündigung eines Jubelablasses (1851) und über die Zeitlage (1852) handeln. Schon der Hirtenbrief des Jahres 1853, der einen Rückblick auf die in der Diözese gehaltenen Missionen gibt, ist eine größere Arbeit von 5 Folienseiten. Dann folgen mehr einheitlich durchgeführte Themen: Erziehung und Unterricht der Jugend (1854),

*) Kalender für katholische Christen 1869, 29. Jahrgang, Sulzbach, S. 93.

Digitized by Google

die Pflichten der Familie (1855), die dreifache Begierde als Quelle der Sünden (1856), der Gehorsam Christi als unser Vorbild (1857). Einem Berichte über die Romreise und deren Eindrücke (1858) schließt sich 1850 „Das messianische Amt Christi" an. Die in der Erblindungsperiode ausgegebenen Hirtenbriefe sind förmliche pastoraltheologische Abhandlungen über den Kampf Christi, des Menschen nnd der Kirche (1861), die Treue gegen Gott, Familie, Staat und Kirche (1862), die Einheit der Kirche (1863), den Ungehorsam als Quelle aller Sünden (1864), den Geist der Wahrheit und Heiligkeit (1865) und die christliche Wachsamkeit (1866). — 2. Seminarsendschreiben. Die Lage des Diözesanseminars behandelte erstmals der Hirtenbrief vom 3. Januar 1849; am 24. April 1853 wurde der hiefür gegründete Willibald-Verein neu organisiert, nachdem kurz vorher (17. April) ein eindringlicher Bittruf um Spenden für das Seminar ergangen war. 1862 folgte eine eingehende, zusammenfassende Darstellung der Verhältnisse in 2 Schreiben, von denen eines an den Klerus, das andere an die Diözesanen gerichtet war (11. bezw. 25. November). Hieher dürfen wir auch rechnen das Sendschreiben vom Jahre 1852 (Fest der hl. Theresia), welches dem Klerus den Ankauf des Schlosses Hirschberg empfiehlt. — 3. Pastoralschreiben aus besonderen Anlässen. In diesen spiegelt sich die Zeitgeschichte wieder: der Regierungsantritt des Papstes Pius IX. (10. April 1847), der Aufruhr in Rom (1848) mit einer Sammlung für den Papst (1849) und einer Feier anläßlich der Rückkehr des Papstes (9. Mai 1850), der Krieg Savoyens gegen den Kirchenstaat (1859 an den Klerus), abermals mit einer Sammlung für den Papst (20. Nov. 1860), endlich die Enzyklika Quanta cura vom Jahre 1864 mit dem Syllabus (8. Mai 1865). 1854 konnte Ottl auch den Jubiläumsablaß für seine Diözese verkünden (26. September), worauf 1858 (29. September) ein weiterer (kurzer) Hirtenbrief wegen eines anderen Jubelablasses folgte. Der kirchlichen Restauration in der Diözese dienten die Schreiben über das Diözesanritnale (8. September 1848), die Visitationen, die mit den Dekanaten Eichstätt und Bergen begonnen hatten (1851, 26. Dezember, lithographiert), die Abhaltung der Exerzitien für den Klerus (1850, 18. August), Einführung des einheitlichen Katechismus (1853, 27. November) und der Jungfrauenbündnisse (1855, 24. August); auch die Verlegung der Kirchweihfeiern auf den 3. Sonntag im Oktober (1857, Sonntag Septuagesimä) dürfen wir hieher rechnen. Die politische Lage in Deutschland und in Bayern klingt nach bei den Schreiben über die Frankfurter Nationalversammlung (1848, 18. Mai), das Wiener Attentat (1853, 14. März), die asiatische Cholera (1854, 25. August) und die Landtagswahlen des Jahres 1855 (28. April). Am 10. August 1858 dankt der Bischof seinem Klerus für die warme Anteilnahme, die ihm dieser bei seiner Staroperation entgegenbrachte, muß ihm aber auch am 4. Juni 1860 seine gänzliche Erblindung mitteilen. Auffallenderweise ließ sich bis jetzt nirgends, nicht einmal in der Sammlung des Ordinariates, ein Hirtenbrief anläßlich der Übernahme der Diözese auffinden.

Bildnisse. Die öffentliche Tätigkeit Ottls fällt in eine Zeit, die schon viel mit der Photographie arbeitete. Es werden sich deshalb gewiß in den verschiedenen Zeitschriften mehrere Bilder von ihm auffinden lassen. An Ölgemälden sind mir zwei Darstellungen bekannt geworden: eine im bischöflichen Palais zu Eichstätt und eine auf Schloß Hirschberg, welche Süßmaier für den sogen. Kaisersaal im 1. Stocke malte. Eine Lithographie enthält das Erinnerungsblatt „Die Versammlung des Deutschen Episkopates zu Würzburg im Jahre des Heils 1848",

Digitized by Google

gedruckt von G. Oppel in Würzburg, wo sich das Bild zu oberst links neben dem Kreuze befindet (ein Exemplar besitzt die Kapitelsbibliothek zu Ingolstadt), eine andere Lithographie von G. May ist reproduziert in dem Werke „Eichstätts Kunst", München 1901, S. 22. Eine weitere Reproduktion nach dem Gemälde (im Bischofspalais zu Eichstätt) enthält Romstöck, Personalstatistik und Bibliographie des bischöflichen Lyzeums in Eichstätt, Ingolstadt 1894, Tafel auf S. V. Ein Holzschnitt mit dem Faksimile seiner Handschrift findet sich im Kalender für katholische Christen 1869, S. 92. Auch Hansen (siehe unten) enthält eine photographische Abbildung.

Quellen: Eine eigentliche, mit Verwertung urkundlichen Materials geschriebene Biographie fehlt. Einen Nekrolog veröffentlichte Domdekan Dirnberger anonym im Eichstätter Pastoralblatt 18 (1866) S. 41–60*). Auf dieser Arbeit beruht die Lebensskizze, die Dr M[agnus] J[ocham] im Kalender für katholische Christen 1869, Sulzbach, S. 92—96 veröffentlichte. In gleicher Weise fußt auf ihr Joh. Jakob Hansen, Lebensbilder hervorragender Katholiken des neunzehnten Jahrhunderts, 6. Bd., Paderborn 1910, S. 40—49, der auch noch die oben genannte Arbeit Jochams benutzte. Einzelne Züge aus dem Leben Ottls enthält auch das andere Werk Jochams Memoiren eines Obskuranten (siehe oben S. 331 Anm.). Wohin der handschriftliche Nachlaß des Bischofs kam, konnte ich nicht erfahren; das Ordinariatsarchiv Eichstätt, das bischöfliche Geheimarchiv und die Seminarbibliothek dortselbst enthalten ihn nicht. In letzterer findet sich nur ein „Tagebuch" von Fräulein von Lottesberg, der Beschließerin Ottls. Für die amtlichen Sachen kommt außer den genannten zwei Archiven noch das Ordinariatsarchiv München und wohl auch das Seminararchiv Eichstätt in Betracht.

Joh. Bapt. Götz (Ingolstadt).

37. **Ohm**, Georg Simon, Physiker 1789—1854.

Große Abschnitte in der Geschichte der exakten Wissenschaften, insbesondere der Physik, sind gegeben einmal, wenn ganz neue wichtige Erscheinungen beobachtet werden, wie dies von Faraday und Röntgen geschah, ferner wenn Hypothesen aufgestellt werden, aus denen sich eine große Anzahl von Einzeltatsachen ergibt, wie die kinetische Gastheorie und die Anschauung, daß die negative Elektrizität atomistisch aus Elektronen aufgebaut ist, oder wenn allgemeine Prinzipien, wie dasjenige von der Erhaltung der Energie und der Konstanz der Materie ermittelt werden, die große Gruppen von Vorgängen in einem einfachen mathematischen Ausdruck zusammenfassen. Oft freilich stellen sich letztere als Gesetzmäßigkeiten heraus,

*) Daß Dirnberger der Verfasser ist, berichtet Jocham a. a. O. S. 739.

Digitized by Google

die nur für gewisse Grenzfälle gelten und daher im Laufe der weiteren Forschung Ergänzungen und Erweiterungen bedürfen, wie die Gasgesetze von Mariotte-Boyle und Gay-Lussac-Charles. Andere Gesetze erweisen sich dagegen bei immer erneuter Prüfung durch Beobachtung und Versuch als streng gültig, so Newtons Gravitationsgesetz und Ohm's Gesetz für die elektrischen Ströme. Diese Gesetze haben eine ganz besondere Bedeutung und sichern ihren Entdeckern unsterblichen Ruhm.

Georg Simon Ohm wurde am 16. März 1789 als Sohn des ausgezeichneten und geistig hervorragenden Schlossermeisters Johann Wolfgang Ohm († 21. Okt. 1822) zu Erlangen in der Feldstraße geboren. Der Vater stammte aus einer alten Schlosserfamilie. Nach 3 Jahren wurde diesem ein zweiter Sohn Martin, der spätere Mathematiker, geschenkt. Da die Mutter früh starb, so lag die Erziehung der beiden Brüder in den Händen des Vaters, dessen Interessen weit über seinen Beruf hinausreichten. Viel bewegten ihn philosophische Probleme im Anschluß an die Lehren von Fichte und Kant, auf die in dem Briefwechsel zwischen dem Vater und dem Sohne vielfach Bezug genommen werden. Kant'sche Einflüsse waren es wohl auch, die zum Heil der Entwicklung der wissenschaftlichen Tätigkeit Ohms ihn von der Hegel'schen Philosophie sich freihalten ließen. Daneben fesselte den Vater die Mathematik, in der er sich Kenntnisse aneignete, die weit mehr als deren Elemente umfaßten. So war er denn befähigt, seine Söhne in dieser Wissenschaft zu unterrichten; dabei legte er aber Gewicht darauf, daß sie sich daneben in dem Schlosserhandwerk ausbildeten. Dadurch war es Ohm später möglich, sich die ihm nötigen experimentellen Hilfsmittel selbst anzufertigen oder bereits vorhandene in entsprechender Weise umzubauen. Als im Jahre 1804 der damalige Professor an der Universität Erlangen Langsdorff den 15jährigen Simon und den 12jährigen Martin einer mehrstündigen eingehenden Prüfung unterzogen hatte, konnte er die Hoffnung aussprechen, daß in den zwei Knaben die Brüder Bernoulli wieder erstehen würden, eine Aussicht, der sich auch der Erlanger Senat später in seinem Bericht an das Ministerium anschloß und die durch den Erfolg voll gerechtfertigt wurde. Die guten Leistungen und Gaben Simons veranlaßten den Vater, ihn das Gymnasium in Erlangen besuchen zu lassen. Nachdem er dieses im Jahre 1805 absolviert hatte, studierte er auf der Erlanger Universität Mathematik, Physik und Philosophie. Die beschränkten Mittel gestatteten es Ohm nur drei Semester auf ihr zu bleiben. Auch mochte es dem Vater bei dem

Digitized by Google

Ruf, den sein Sohn als flotter Tänzer, unübertrefflicher Schlittschuhläufer und ausgezeichneter Billardspieler sich erworben hatte, wünschenswert erscheinen, daß er bald eine feste Stellung übernähme. Beim Billardspiel war außerdem Ohm eine kleine Spielschuld eingegangen; der große Schmerz des Vaters und die tiefe Reue des Sohnes über diese Verfehlung, spielen in den ersten Briefen zwischen beiden, nachdem der Sohn Erlangen verlassen, eine große Rolle. Um dem Vater nicht zur Last zu fallen und um die Schuld möglichst bald zu tilgen, übernahm Simon Ohm eine ihm durch Vermittelung eines Buchhändlers angebotene Stelle als Lehrer der Mathematik an der wohlbekannten Erziehungsanstalt in. Gottstadt in der Nähe von Biel im Kanton Bern, an der damals von 1802—1834 der bekannte Obstzüchter Pfarrer Zehender wirkte. Nach Simons Briefen hatte er dabei treffliche Erfolge und erwarb sich durch die Leistungen seiner Schüler bei den Prüfungen die Anerkennung der Lehrer, so daß ihn einer von diesen, ein Oberst Regis, auf sein Gut nach Lonay am Genfersee mitnahm. Nach 2 1/2 Jahren siedelte dann Ohm nach dem damals noch preußischen Neuenburg über, um seine Kenntnisse im Französischen zu vervollkommnen, was in jener Zeit sehr wesentlich war, und um für sich wissenschaftlich zu arbeiten. Seinen Unterhalt gewann er durch Privatstunden. Im Jahre 1811 erwarb er zu Erlangen die Doktorwürde und habilitierte sich dort für Mathematik. Etwa eingereichte Arbeiten u. s. w. sind in den Akten nicht vorhanden. Seine Lehrtätigkeit war eine sehr erfolgreiche. Aber schon 1813 verließ Ohm die akademische Tätigkeit, wohl mehr der Not gehorchend als dem eigenen Trieb, um eine Anstellung an einer bayerischen Schule zu erhalten.

Die folgenden Jahre dürften für ihn die allerschwersten seines Lebens gewesen sein. Er war voll von wissenschaftlichem Interesse und voll von Plänen für eine Umwandlung des geometrischen Unterrichts. Wohl schon als Schüler und erst recht als Lehrer drängte es ihn, diesen auf eine höhere Stufe zu heben und die Geometrie zu einem wirklichen Bildungsmittel für den jugendlichen Geist zu machen. Dabei ging er von der Anschauung aus, daß die rationelle Geometrie durch ihren rein geistigen und doch mit der Sinnlichkeit so nahe verwandten Gegenstand den Übergang vom Anschauen zum Denken erleichtere und daß ihr höchst einfacher Bau im hohen Maße geeignet sei, den Menschen aus dem Gebiete des imitativen Verstehens in das des produktiven Forschens überzuleiten. Wie hoch und doch wie klar seine Ziele waren, geht aus

Digitized by Google

einer von Ohm's geistvollsten Schriften, seinem Erstlingswerk, „Grundlinien zu einer zweckmäßigen Behandlung der Geometrie als höheres Bildungsmittel" hervor. Wie erfolgreich er später seine Methode in Köln anzuwenden wußte, werden wir noch zu erwähnen haben. Daß er zunächst keine entsprechende Stelle erhalten konnte, bedrückte ihn schwer; er fühlte sich in seinen Arbeiten und in seiner Weiterentwicklung gehemmt, vielleicht doppelt, weil er als Autodidakt nicht stets genügend den äußeren, in dem ganzen Schulbetrieb liegenden, Verhältnissen Rechnung trug.

Ohm bewarb sich zunächst vergeblich im Jahre 1813 um eine Lehrstelle an der Realstudienanstalt in Regensburg, erhielt aber dann eine solche in Bamberg. In mehrfach erneuten Eingaben beklagte er sich über das an ihr vorhandene Schülermaterial, das sich im wesentlichen aus solchen Schülern zusammensetze, die sonst keinen Erfolg hatten, und über die Ziele des Unterrichtes, die wesentlich auf ein Eindrillen hinausliefen. Als die Schule aufgehoben wurde, wurde ihm der Unterricht an der Oberprimärschule übertragen. Auch dort fühlte er sich unbefriedigt und wünschte Professor der mathematischen und physikalischen Wissenschaften zu werden. Darauf erhielt er den Auftrag, am Progymnasium Mathematik zu unterrichten. Vielleicht verärgert durch die wiederholten Eingaben Ohms wurden ihm aber plötzlich in schärfster Weise ganz unberechtigte Vorwürfe gemacht und ihm der Unterricht an der zweiten Klasse einer lateinischen Vorbereitungsschule gegeben. Nach seinen eigenen Worten wurde dies für ihn zu einem „martervollen Ereignis", eine Stimmung, die auch auf den Unterricht zurückgewirkt haben mag. Man wollte ihm dann an einer höheren Bürgerschule eine Stelle übertragen, doch war keine solche frei. Eine Berufung am 11. September 1817 auf die einträgliche Stelle eines Oberlehrers am Jesuitengymnasium in Köln machte zunächst seiner Not ein Ende; zu ihr trug die oben erwähnte Schrift wesentlich bei, sie hatte unter anderen auch das Wohlgefallen des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. erregt. Bei der Entlassung aus Bayern wurde ihm auf seinen Wunsch die bayerische Staatsangehörigkeit vorbehalten, was für seine spätere Laufbahn von Bedeutung war.

In Köln waren seine Lehrerfolge ganz hervorragend; unter seinen Schülern zeichneten sich besonders Lejeune-Dirichlet, der bahnbrechende Mathematiker, und A. Heis, der bekannte Astronom in Münster, aus. Wie hoch ihn aber auch andere Schüler schätzten, lehrt u. a. ein Brief des viel genannten Politikers Jacob Venedey.

Digitized by Google

In Köln entdeckte Ohm 1824 das nach ihm benannte Gesetz. Um die damit zusammenhängenden Fragen weiter behandeln zu können, wurde ihm ein Urlaub für die Jahre 1826/27 erteilt, nicht zuletzt auf das Gutachten des Berliner Physikers Erman hin, der mit Mitscherlich, Poggendorff u. a. der naturwissenschaftlichen Forschung gegenüber der damals allmächtigen naturphilosophischen Spekulation ihr Recht wahrte und ersterer zuletzt zum Siege verhalf. Daß seine Schrift „Die galvanische Kette" in weiten Kreisen Deutschlands so wenig beachtet wurde, verdankt sie zum Teil der wegwerfenden Kritik, die der ganz im Hegel'schen Fahrwasser segelnde Professor Pohl über sie abgab. Diese Kritik wirkte sicher auch ungünstig für Ohm auf den damaligen Minister Stein von Altenstein und dessen Referenten Schulze und hinderte Ohm's Weiterkommen. So haben hier, wie in so vielen Fällen, die Vertreter des Hegelianismus die Entwicklung der deutschen Wissenschaft schädlich beeinflußt. Ohm wurde durch die unfreundliche Behandlung von Schulze und dessen Verkennen seiner erworbenen Verdienste und seines wissenschaftlichen Strebens veranlaßt, seine Entlassung von seiner Stellung zu erbitten. Weder eine Zuschrift des Ministers, noch eine besondere Ministerialentschließung, noch eine Abordnung seiner früheren Schüler konnten den wenig welterfahrenen, aber charaktervollen Mann zur Zurücknahme seines Gesuches bewegen. Die Entlassung wurde ihm am 29. März 1828 unter höchster Anerkennung seiner Verdienste gewährt. Ohm zog sich ins Privatleben zurück und gab an der allgemeinen Kriegsschule in Berlin 1827—1833 Unterricht, an einer Anstalt, an der auch sein ihm in herzlicher Freundschaft verbundener Bruder Martin wirkte. In diese Zeit fallen seine mehrfachen Bewerbungen um Stellen in Bayern, so an die Universität, die Akademie, das Generalkonservatorium und die polytechnische Lehrschule in München. Alle scheiterten, ob dies wirklich nur darin lag, daß keine Stellen frei oder zu schaffen waren, oder daß persönliche Gründe mitspielten, wie in einer Schrift von Professor Siber durchklingt, läßt sich schwer entscheiden. In jedem Fall waren für die Wissenschaft 6 Jahre, in denen Ohm im besten Mannesalter stand, verloren. Endlich wurde sein Wunsch erfüllt, in sein Heimatland in einer ihm entsprechenden Stellung zurückzukehren. Im Jahre 1833 wurde er an die polytechnische Schule in Nürnberg berufen, die soeben als königliches Institut mit dem Rang eines humanistischen Lyceums gegründet war, und zwar zunächst als Lehrer der Physik. $1^1/_2$ Jahre später wurde ihm der Lehrstuhl für höhere Mathematik zugleich mit dem Inspektorat des wissenschaftlichen Unter-

Digitized by Google

richts und 1839 das Rektorat der polytechnischen Schule übertragen, das er 10 Jahre versah. Ende 1849 wurde Ohm als Konservator der mathematisch-physikalischen Sammlung bei der Akademie der Wissenschaften und als Referent für das Telegraphenwesen nach München berufen. Zugleich erhielt er aber einen Auftrag, an der Universität München Vorlesungen über Mathematik und Physik zu halten.

Mit 60 Jahren wurde so dem großen Physiker ein Jugendwunsch erfüllt. Im Jahre 1852 gab er die beiden ersten Ämter an ihren früheren Inhaber, Steinheil, der eine Zeitlang in österreichischem Staatsdienst stand, zurück und übernahm die Professur für Experimentalphysik an der Universität. Am 6. Juli 1854 starb dann Ohm, 65 Jahre alt, an den Folgen eines mehrfachen Schlaganfalles.

Nach den trefflichen Schilderungen Bauernfeinds war Ohm eine Gelehrtennatur im besten Sinne des Wortes. Stets ruhig und besonnen sprach er nur wenig, seine Rede war stets gehaltreich und oft voll munterer Laune. Durch den ihm eignen Witz und Humor, von dem er auch im Unterricht Gebrauch machte, verstärkte er die Wirkung seiner Lehrmethode. Er lebte bis zu seinem Tode einfach und zurückgezogen. Die früheren äußeren ungünstigen Verhältnisse waren Schuld daran, daß Ohm nach seinem eigenen Geständnis nie versuchte, dem Mangel an befreundetem Umgange abzuhelfen, und aus dem bescheidenen Genuß eines stillen Familienglücks Mut und Stärke für die kleinen und großen Leiden des Lebens zu schöpfen. Wie das über ihn hereingebrochene Mißgeschick nach Vollendung seiner „galvanischen Kette" zu Berlin ihn nicht lange mit Bitterkeit und menschenfeindlicher Stimmung erfüllte, so hat auch die Erhebung unter die wissenschaftlichen Größen und die damit verbundenen äußeren Ehrungen keinen Einfluß auf die Einfachheit und Bescheidenheit seines Wesens ausgeübt. In streng sachlicher Weise beurteilte er die Verdienste anderer, und die von ihm erstatteten Berichte zeichneten sich durch Objektivität, Gründlichkeit und Klarheit aus.

Größere Arbeiten Ohm's gelten der Bewegung der Elektrizität in Leitern, der Entstehung von Tönen und zwar vor allem der Kombinationstöne, den Interferenzerscheinungen in einaxigen Kryställplatten bei geradlinig polarisiertem auffallendem Licht; kleinere Abhandlungen befassen sich mit Interferenzversuchen und dem Verhalten des Eisens in verschiedenen Flüssigkeiten.

In seinen grundlegenden Untersuchungen über die Leitung des elektrischen Stromes ist Ohm zunächst rein experimentell vorgegangen und hat sein Gesetz nicht theoretisch gefunden; Pouillet glaubte aber,

Digitized by Google

Ohm habe es aus hypothetischen Prämissen mathematisch hergeleitet, und hielt sich, da er es experimentell nachgewiesen, für den eigentlichen Entdecker. Ihm wurde daher von den Franzosen die Priorität zugeschrieben, eine Legende, die auch in Deutschland weit verbreitet war. Nachdem freilich Ohm das Gesetz durch seine Versuche gefunden, hat er es später aus allgemeinen Prinzipien mathematisch entwickelt, wobei er die Vorstellungen, die von Laplace, Poisson, Fourier für die Wärmeleitung aufgestellt waren, auf die Elektrizitätslehre übertrug. Zu einer solchen theoretischen Betrachtung mußte Ohm schon durch die ganze Art seiner Veranlagung gedrängt werden. Längere Zeit blieb Ohm's Entdeckung unbeachtet, obgleich Poggendorff, Fechner, Pfaff auf seine hohe Bedeutung hingewiesen haben. Erst durch die Arbeit Pouillets und die sich daran anschließenden Erörterungen wurde die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sie gelenkt. Vor allem in England erkannte man die Bedeutung des Ohm'schen Gesetzes und die Royal Society in London ehrte Ohm durch die Verleihung der Copley-Medaille. Wie nicht selten, wurde hier dem Deutschen vom Ausland die verdiente Anerkennung eher zuteil als von seinem Vaterland.

Die Versuche Ohm's wurden zunächst dadurch sehr erschwert, daß man damals keine Elemente mit konstanter elektromotorischer Kraft besaß, sondern daß diese aus hier nicht zu erwähnenden Gründen nicht nur langsam abnahm, sondern „hin und herwogte". So ergab die erste Untersuchung ein falsches Gesetz. Durch Benützung der kurz vorher entdeckten konstanten thermoelektrischen Kette, auf die J. C. Poggendorff Ohm hinwies, gelang es diesem, das nach ihm genannte Gesetz aufzufinden. Damit war mit einem Schlage in eine Fülle von verwickelten Erscheinungen Licht gebracht und dadurch, daß diese unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zusammengefaßt wurden, der Ökonomie des Denkens im weitesten Maße Rechnung getragen. Ohm selbst sagt: „Nachdem unsere Gleichung durch die Treue, womit sie alle durch die thermoelektrische Kette in so großem Umfange erhaltenen Resultate immer wiedergibt, sich als den gültigen Repräsentanten der Natur hinlänglich bewährt hat, wollen wir sie weiter verfolgen, um zu sehen, was sie noch in ihrem Schoße birgt." Anschließend entwickelte unser Gelehrter die Eigenschaften der galvanischen Batterie und des Multiplikators und schließt mit Recht seine epochemachende Arbeit mit den Worten: „Die hier in groben Zügen entworfenen Theorien der Säule und des Multiplikators bestätigen fast noch mehr als die Versuche selbst, aus denen sie geflossen sind,

Digitized by Google

die Wahrheit des in dieser Abhandlung entwickelten Gesetzes der Leitung der Elektrizität in Metallen. Die dem Scheine nach verschiedenartigsten Wirkungen der galvanischen Kette reihen sich in bunter Mannigfaltigkeit zu einem schönen Ganzen." Die eben erwähnte Theorie leitet aus der gegebenen Formel die Einzelvorgänge ab, gibt aber nicht eine Begründung des Gesetzes selbst; dies geschieht erst in der oben erwähnten Abhandlung vom Jahre 1826 und dem Werk: Die galvanische Kette mathematisch behandelt.

Das kurzweg als „Ohm'sches Gesetz" bezeichnete Gesetz ist das erste (elektromotorische) von ihm aufgestellte; es ist einfacher und leichter nachzuweisen als das zweite elektroskopische, das die Stärke (Spannung) der Elektrizität in jedem Querschnitt der galvanischen Verbindung als Funktion der Zustände und der Abmessungen der einzelnen Teile ausdrückt. Zunächst haben Fechner u. a. dieses als richtig anerkannt, nicht weil es durch Versuche bestätigt ist, sondern weil es sich aus der Hypothese ergibt, die sich beim ersten Gesetz so gut bewährt hatte. Erst als die Elektrometer vervollkommnet wurden, konnte R. Kohlrausch das zweite Gesetz entgegen allen Einwänden der Empiriker ebenso sicher stellen, wie Fechner 20 Jahre früher das erste Gesetz.

Wie Ohm auf elektrischem Gebiet als Bahnbrecher gewirkt hat, so muß er auch an erster Stelle unter denen genannt werden, die sich um die Lösung prinzipieller akustischer Fragen verdient gemacht haben.

Im Jahre 1843 hat er das nach ihm benannte akustische Gesetz aufgestellt, das uns in das bis dahin unbegriffene Wesen musikalischer Klänge einen klaren Einblick gewährt und für große Teile der Akustik ebenso grundlegend ist, wie seine Gesetze des elektrischen Stromes für den Galvanismus. Nach diesem akustischen Gesetze empfindet das Ohr nur eine einfache pendelartige Schwingung eines tönenden Körpers als einen einfachen Ton; jede andere schwingende Bewegung zerlegt das Ohr in eine Reihe pendelartiger Schwingungen, welche es aus der ganzen Klangmasse als eine Reihe von Einzeltönen, nämlich als den Grundton mit seinen Obertönen, heraushört. — Ohm fand diesen Satz durch mathematische Betrachtungen; ihm, dem unmusikalischen, bestätigte die Richtigkeit der Theorie experimentell ein Freund mit einem fein durchgebildeten Ohr.

Auch dieses Gesetz fand, wie seine Stromgesetze, zunächst keine Anerkennung. Erst Helmholtz, der die experimentellen Hilfsmittel schuf, durch die auch das ungeübte Ohr die Klangmasse in ihrer Partialtöne auflösen kann, brachte den Ohm'schen Satz zur allge-

Digitized by Google

meinen Anerkennung. Er, einer unserer allergrößten, baute zum großen Teil auf den von Ohm gelegten Grundlagen seine Lehre von den Tonempfindungen auf, die für die wissenschaftliche Untersuchung der Gesetze der Musik von so großer Bedeutung geworden ist.

Ohm plante auch noch ein großes Werk: „Beiträge zur Molekularphysik". Er wollte, so scheint es, aus bestimmten Annahmen über Beschaffenheit, Form, Größe und Wirkungsweise der Atome mit Hilfe der analytischen Mechanik alle hierher gehörigen Erscheinungen als notwendige Konsequenzen ableiten; er wollte ein Werk schaffen, das für den Mikrokosmos der Welt der Atome werden sollte, was Newton's Prinzipia für den Makrokosmos des Himmelsraumes geworden ist. — Es erschien aber nur der erste Band.

Veranlaßt durch seine Lehrtätigkeit hat Ohm, wenn auch nur ungern, ein durchaus eigenartiges Lehrbuch herausgegeben.

Wenn irgend ein Sohn Bayerns, so verdiente es Ohm durch ein Denkmal geehrt zu werden. Ein solches ist denn auch seinem Andenken vor der technischen Hochschule in München errichtet. Das bleibendste Denkmal hat er sich aber selbst in seinem Gesetz geschaffen, und tagtäglich wird sein Name von den unzähligen, die mit dem elektrischen Strom zu tun haben, genannt.

Zu Ohm's Leben und Wirken sind zu vergleichen: Gesammelte Abhandlungen von G. S. Ohm, herausgegeben und eingeleitet von Dr. E. Lommel, Leipzig 1892; die Einleitung enthält eine sehr wertvolle Biographie. — Lamont, Denkrede auf die Akademiker Dr. Taddäus Siber und Dr. Georg Simon Ohm (München 1855). — Friedrich von Tiersch, Rede über das hohe Geburtsfest Sr. Majestät des Königs Maximilian II. und die Veränderung im Personalstande der k. Akademie der Wissenschaften (München 1855); darin befindet sich eine Würdigung der Verdienste Ohm's von Prof. Seidel. — Beetz, der Anteil der k. bayer. Akademie der Wissenschaft an der Entwicklung der Elektrizitätslehre (München 1873). — Mann, G. S. Ohm, Beiträge zu einem Charakterbild (Erlangen und Leipzig 1890). — Ein kurzes wenig neues bietendes Lebensbild enthält die Festschrift des Marzellen-Gymnasiums in Köln 1450—1911, S. 165, Köln 1911; hingewiesen wird auf die große Wertschätzung, deren sich Ohm bei seinen Schülern erfreute. — Eine besonders wichtige, von mir vornehmlich benutzte Quelle ist die Gedächtnisrede auf Georg Ohm, den Physiker, gehalten bei der Jahresschlußfeier der k. technischen Hochschule zu München am 28. Juli 1882 von Karl Max von Bauernfeind, einem bayerischen Schüler des großen Gelehrten.

Einen hochinteressanten Einblick in das ganze Leben Ohms gibt sein Briefwechsel mit seinem Vater und seinem Bruder. Der erstere ist in dem ersten Vierteljahr des Jahres 1911 in dem Fränkischen Kurier veröffentlicht. Es ist zu hoffen, daß diese sämtlichen Briefe allgemein zugänglich gemacht werden.

Von den größeren Werken Ohms sind zu erwähnen: Grundlinien zu einer zweckmäßigen Behandlung der Geometrie u. s. w. Erlangen 1818. — Die gal-

Digitized by Google

vanische Kette, mathematisch bearbeitet, Berlin 1827 (Englisch in Taylors Scientific Memoirs, Vol. II. 1841; französisch von Gaugain, Paris 1860). — Beiträge zur Molekularphysik (Bd. I, auch unter dem Titel: Elemente der analytischen Geometrie im Raume am schiefwinkl. Coordinatsysteme, 4°, Nürnberg 1849). — Die Titel von Ohm's Abhandlungen sind enthalten einmal in Lommels Werk und dann in Poggendorff, Biographisch-Literarisches Handwörterbuch, Bd. II, Seite 317.

E. Wiedemann (Erlangen).

38. Roth, Ludwig, Bergwerksdirektor und Industrieller 1845—1911.

Roth, August Heinrich Ludwig, der Begründer der Portland-Zementfabrik Karlstadt am Main Ludwig Roth A.-G., wurde am 30. März 1845 zu Dillenburg in Nassau als der Sohn des Berginspektors Jakob Roth und seiner Ehefrau Christiane geb. Lückhoff geboren. Seine Jugend verbrachte er in dem schönen Dillenburg, der Hauptstadt des durch seinen reichen Bergbau bekannten Dillbezirkes. Dillenburg, der Stammsitz der Oranier, die alte Stadt mit der erinnerungsreichen Burgruine war allezeit der Angelpunkt der Erinnerungen des heranwachsenden Jünglings und des gereiften Mannes.

In seinem Geburtsjahre waren kaum 30 Jahre verflossen, seit sich die nassauischen Truppen auf dem Schlachtfelde von Waterloo unvergänglichen Ruhm erworben hatten. Sie hatten zuerst in Spanien für Napoleon gekämpft und später in Rußland als Angehörige der „großen Armee" Napoleons ihren alten Ruhm erneuert; alsdann hatten sie auf Seiten der Verbündeten den Kampf gegen den Korsen mitgemacht und am Tage von Waterloo nicht unwesentlich zum Erfolge des Tages beigetragen. Der Großvaters Roth's hatte als Adjutant im 1. Nassauischen Bataillon sich in der Schlacht von Waterloo besonders ausgezeichnet. Lebenslang sind die Erzählungen des ehemaligen Adjutanten in der Seele Roth's lebendig gewesen. Kriegerischer Sinn und Freude am Waffenhandwerk wurde in dem Jüngling dadurch besonders genährt; sein Lieblingswunsch war, aktiver Offizier zu werden.

Der Knabe besuchte zuerst das Pädagogium zu Dillenburg. Mit größtem Weh in der Seele riß er sich von der geliebten Heimat

Digitized by Google

los, um den Besuch des Realgymnasiums in Wiesbaden zu ermöglichen. Die Wälder des Dilltales, dessen Berge und das Elternhaus waren dem Knaben derartig ans Herz gewachsen, daß es ihm in dem freundlichen Wiesbaden vorkam, als sollte er sein Elternhaus und die Heimat für immer verlieren, und seine trüben Ahnungen behielten Recht: am 8. April 1861, als er eben das 16. Jahr vollendet hatte, verlor er die heißgeliebte Mutter, die nur ein Alter von 35 Jahren erreichte.

Zur Beerdigung der Mutter hatte er in Dillenburg geweilt und ging wieder mit heißem Trennungsschmerz über die Berge des Westerwalds und des Taunus nach Wiesbaden, um seine Gymnasialbildung zum Abschluß zu bringen.

Von dort wurde er nochmals dringend zurückgerufen, diesmal zu dem schwer erkrankten Vater, den er aber nicht mehr lebend antraf. Als er am 31. Januar 1862 in der Morgenstunde bei stärkster Winterkälte in Dillenburg mit Eilpost eintraf, hatte sein heißgeliebter Vater, kaum 42jährig, schon die Augen zum ewigen Schlummer geschlossen.

Nun stand der Jüngling mit zwei kleinen Schwesterchen, selbst kaum siebzehnjährig, als Vollwaise da. Mit tapferer zäher Gesinnung nahm der sonst so weich veranlagte Mann den Kampf mit dem Leben auf, zum Teil in erbittertsten Auseinandersetzungen mit scheelsüchtigen Verwandten. Am 7. März 1863 legte der Achtzehnjährige in Wiesbaden das Abiturienten-Examen ab. Seinem Wunsche, sich dem Offizierstande zu widmen, mußte er entsagen. So wandte er sich dem Studium des Bergbaues zu, dem Beruf seines Vaters. Er ging an die Universität in Gießen, wo er bei dem Korps Teutonia aktiv wurde. Bis zu seinem Lebensende ist er ein überzeugter Anhänger des Korpsstudententums geblieben. Nach der Beendigung des Studiums in Gießen bezog er die Universität Berlin, dann die Bergakademie in Freiberg in Sachsen.

Während seiner Studienzeit in Freiberg brach der Krieg des Jahres 1866 zwischen Preußen einerseits, Österreich, Bayern und den deutschen Bundesstaaten andererseits aus. Roth wollte unter allen Umständen in die Heimat zurückkehren, um sich in das Nassauische Kontingent gegen Preußen einreihen zu lassen, da in ganz Nassau, wie überall in Süddeutschland, die Erregung über die preußische Bundespolitik eine außerordentliche war. Begleitet auf seiner Reise wurde er von seinem Korpsbruder Wilhelm Buderus aus Hirzenhain (Hessen).

Digitized by Google

Unter vielerlei Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten gelangten die beiden durch die Preußische Elbarmee hindurch und kamen schließlich nach Würzburg. Zum ersten Male betrat Roth's Fuß auf dieser Reise den Boden der Stadt Würzburg, in der er nachher so häufig geweilt und die ihm stets besonders lieb und teuer gewesen ist. In Würzburg ging beiden Studenten das Reisegeld aus und gegen Versetzung ihrer Uhren erwirkten sie sich beim Oberkellner des damaligen Bahnhofs (jetzt dem Stadttheater gegenüber gelegen) die Mittel zur Weiterreise. Welche Gegensätze! Damals, im Jahre 1866 in Würzburg auf der Reise in die Heimat unter Versetzung der Uhr, später gar oft in Würzburg als der Führer eines großen in Bayern hoch angesehenen industriellen Werkes. — Die beiden Wanderer kamen erst an das Ziel ihrer Reise, als der Feldzug 1866 beendet war. Nassau wurde von Preußen annektiert. Roth mußte beim Garde-Pionier-Bataillon in Berlin in preußischen Diensten seiner Militärpflicht genügen.

Von 1868—1869 war Roth Volontär auf dem Bleibergwerk Blei-Alf in der Eifel; Ende 1869 übernahm er die Stelle eines Betriebsleiters in Aumenau an der Lahn. Zu Weihnachten 1869 verlobte er sich mit Emma Wolff, Tochter des verstorbenen herzoglich nassauischen Oberförsters Fritz Wolff und seiner Gemahlin Jakobine, geb. Thielmann.

Dann kam der Feldzug gegen Frankreich, den er als Leutnant der Reserve im Hessischen Pionier-Bataillon Nr. 11 (Kastel) mitmachte. Mit ungeheurer Begeisterung zog er gegen den Erbfeind hinaus; alle die Kindererinnerungen aus dem Munde des Großvaters wurden wieder in ihm lebendig.

Seine Kriegsbriefe atmen patriotischen Schwung und eine Begeisterung für die deutsche Sache, die aus vollstem Herzen kommt.

Am 20. Dezember 1870 schrieb er aus dem Felde an seine Braut den nachfolgenden Brief:

„Das schöne Fest der Weihnachten kann ich nicht vorübergehen lassen, ohne Euch meinen herzlichen Gruß aus weiter Ferne zu senden. Gerade dieses Fest feiert man vor allen anderen gerne im Kreise der Seinen. Wenn uns eine solche frohe Feier in diesem Jahre nicht beschieden war, so wollen wir darüber nicht klagen. Wir leben in einer Zeit, wo es gilt, daß jeder Einzelne seine persönlichen Interessen und Wünsche freudig hinter die Interessen des Vaterlandes zurücktreten läßt, und das schönste Angebinde zum diesjährigen Weihnachtsfeste möge für uns die Tatsache sein, daß die schon so lange

Digitized by Google

fällige Abrechnung mit Frankreich endlich stattgefunden hat, daß unser Vaterland geeint ist, daß Deutschland endlich die ihm gebührende Stellung einnimmt und dem übrigen Europa zum Ausgangspunkt und zum Träger einer wahren Zivilisation werden wird — nicht einer eingebildeten, wie es die französische war. An diesem Gedanken habe ich schon in früher Jugend mit ganzem Herzen gehangen und ich möchte fast aufjauchzen vor Freude, daß es mir vergönnt war, diesen herrlichen Moment zu erleben und dabei selbst mitzuwirken.

Tatsächlich entschieden ist nun die Sache und hoffentlich wird es nicht mehr lange dauern, bis das Gebäude von Lüge und Gewissenlosigkeit über den jetzigen französischen Machthabern zusammenbricht. Dann wird die blutige Arbeit ein Ende nehmen und unser aller Herzen werden einstimmen in den göttlichen Gruß, welcher vor 1870 Jahren in jener Weihnachtsnacht ertönte: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Nach beendetem Feldzug kehrte er nach Alumenau zurück.

Am 5. August 1875 vermählte sich Roth mit seiner Braut, die Ehe war die glücklichste. Seine Frau schenkte ihm zwei Kinder: Ludwig, geb. 1878 und Emmy, geb. 1879.

Am 7. Dezember 1872 war er in die Dienste der Buderus'schen Eisenwerke zu Wetzlar getreten und war dann in deren bergmännischer Verwaltung zunächst als Bergverwalter, dann als Bergwerksdirektor und später als Vorstandsmitglied tätig.

Schon zu Beginn der 1870er Jahre war er einer der bekanntesten Vorkämpfer für die Verbesserung der Lage der notleidenden Hüttenindustrie an der Lahn und Dill, sowie ein Vorkämpfer des schutzzöllnerischen Gedankens. Mit Wort und Schrift trat er für diese Idee ein. Die meisten seiner damals herausgegebenen Broschüren erschienen im Schnitzler'schen Verlage in Wetzlar. Es seien hier genannt: „Die Erhöhung der Gütertarife" vom Jahre 1874, „Freihandel und Schutzzoll" vom Jahre 1876. — Im Jahre 1878 nahm er als Sachverständiger an den Verhandlungen des Eisen-Enquete-Ausschusses teil, der auf Veranlassung des Reichskanzlers Fürsten Bismarck eingesetzt war. In diesem Ausschuß wurden die führenden Männer der deutschen Eisenindustrie, wie Freiherr von Stumm-Halberg, über die Notwendigkeit der Einführung eines Eisenschutzzolles gehört. Für die bayerische Regierung nahm an diesen Verhandlungen, die eine stolze Erinnerung in Roth's Leben waren, der spätere bayerische Minister von Schloer teil.

Digitized by Google

Daneben verwertete er mit Erfolg seine technologischen Kenntnisse. Die chemischen Studien und die Betrachtungen über die weitere Verwertung der beim Hochofenbetrieb entfallenden Hochofenschlacken führten Roth dazu, dieses Problem eingehend zu prüfen. Er kam dazu, insbesondere auch die Verwendbarkeit des Bauxit zur Herstellung von Portland-Zement aus Hochofenschlacke eingehend zu prüfen und ließ darüber im Schnitzler'schen Verlage in Wetzlar im Jahre 1882 eine Schrift erscheinen: „Der Bauxit und seine Verwendung zur Herstellung von Portland-Zement aus Hochofenschlacke", die mehrere Auflagen erlebte. Diese Schrift erschien auch in französischer Sprache in Saint Dizier: »La Bauxite, son emploi dans la fabrication du Ciement De Portland avec des laitiers de haut fourneau«. Par L. R.

Auf der Sophienhütte in Wetzlar wurden die ersten Zementproben nach dem von Roth ersonnenen Verfahren hergestellt, die zur vollsten Zufriedenheit ausfielen. Die Fabrikation wurde dann in bescheidenem Umfange sowohl auf der Sophienhütte, wie auch auf einem kleinen Werk in Haiger (Westerwald) aufgenommen. Anfang der 80er Jahre kam Roth in Verbindung mit dem Besitzer der Roman-Zement-Fabrik zu Laudenbach am Main, Michael Klüpfel. Am 17. Oktober 1885 wurde von Roth dann nach vorausgegangenen eingehenden Versuchen die Michael Klüpfel'sche Fabrik zu Laudenbach am Main erworben. Ausgedehnte Steinbrüche und Tongruben wurden hinzu gekauft. Noch im Oktober 1885 begann die „Roman-Zement-Fabrik Ludwig Roth" versuchsweise etwa 2000 Faß Portland-Zement jährlich herzustellen. Da dieser Zement besonders auch in Würzburg sehr begehrt war, baute Roth in den Jahren 1886—1890 eine eigene Portland-Zementfabrik mit Anschlußgleisen an die Bahnlinie Würzburg-Frankfurt am Main bei Karlstadt unmittelbar an den Main. Seit Mitte des Jahres 1897 (Eröffnung der Kettenschlepper-Schiffahrt) wurde der Zement, der nach dem Rhein- und Ruhrgebiet zu liefern war, vielfach zu Schiff verfrachtet; ebenso wurden die Kohlen aus dem Ruhrgebiet zum Teil mit Schleppdampfern angefahren. Die Jahres-Produktion war zunächst auf 340,000 Zentner Portland-Zement bemessen.

Das Unternehmen wurde im Jahre 1889 in eine Aktien-Gesellschaft umgewandelt und am 24. April 1890 als „Portland-Zementfabrik Karlstadt am Main vorm. Ludwig Roth A.-G." mit einem Stamm-Kapital von Mk. 2,500,000 in das Handelsregister eingetragen, das Kapital 1898 wegen der Umgestaltungen und Erweiter-

Digitized by Google

ungen des Betriebes auf Mk. 3,500,000 erhöht. Der Versand an Portland-Zement hatte im Jahre 1910 die stattliche Höhe von nahezu 2,400,000 Zentnern erreicht. Daneben wurden noch etwa 150,000 Zentner Roman-Zement im gleichen Jahre erzeugt und abgesetzt. Im Jahre 1909 bezw. 1910 beschäftigte das Werk insgesamt täglich 580—600 Arbeiter. Der kleine Baum, der an den Ufern des Maines im Oktober 1885 gepflanzt worden war, hatte sich somit, allen Stürmen zum Trotz, zu einem mächtigen Stamme entwickelt.

Bei den Familienakten befindet sich ein Band, der von der Hand des Gründers der Karlstadter Fabrik die Aufschrift trägt: „Roman-Zement" — ein „Zement-Roman".

Dieses Wortspiel drückt die gewaltige Entwicklung aus, die die Zementfabrik Karlstadt unter dem Verstorbenen und seinen treuen Mithelfern, den Herren Kommerzienrat Steinbrück und Kommerzienrat Max Kahle genommen hat.

Der Ausbau der Fabrik schritt unter vielfachen Schwierigkeiten, auch finanzieller Art, unter tätigster Hilfe seiner getreuen Mitarbeiter weiter vorwärts. Auf verschiedenen großen Ausstellungen wurde der Zement mit goldenen Medaillen geschmückt, so in Nürnberg und Leipzig. Besondere Freude gewährte es Roth, als ihn Prinz Ludwig von Bayern, der spätere König Ludwig III., mit seinem Besuche beehrte und hierbei eine genaue Kenntnis der für die Portland-Zementfabrik Karlstadt am Main wichtigen Fragen dartat. Für den Prinzen, der sich als Lebensziel den Ausbau der Wasserstraßen des Mains gesetzt hatte, mochte es eine Genugtuung sein, ein Werk zu sehen, welches unmittelbar am Main gelegen, durch einen eigenen Schiffpark, durch den Bezug der Kohlen auf dem Main und durch den teilweisen Absatz des Zements auf dem Wasserwege seine Idee geradezu verwirklichte. Die freundschaftliche Gesinnung, die Prinz Ludwig der Fabrik bei seinem ersten Besuche erzeigte, hat er ihr gegenüber stets beibehalten und sie insbesondere auch auf der Nürnberger Ausstellung Roth gegenüber wieder mündlich bewiesen.

Der Name des Karlstadter Zements hatte inzwischen durch die Güte des Produktes einen immer besseren Klang bekommen; der Zement wurde bis nach San Francisco, nach Ost-Indien und China versandt und trug den Namen der bayerischen Industrie damit bis an die fernsten Meeresküsten.

Neben seiner Tätigkeit für die Portland-Zementfabrik Karlstadt am Main Ludwig Roth A.-G. war Roth noch in seiner alten Stellung

Digitized by Google

als Bergwerks-Direktor und Vorstandsmitglied der Buderus'schen Eisenwerke in Wetzlar tätig. Am 7. Dezember 1897 konnte Roth sein 25jähriges Jubiläum im Dienste dieser großen Bergwerks- und Eisenhütten-Gesellschaft begehen.

Im öffentlichen Leben machte sich Roth besonders verdient durch seine Wirksamkeit im Landes-Eisenbahnrat, dem er seit der Gründung dieser Körperschaft angehörte und aus dem er erst im Jahre 1908 nach 25jähriger Tätigkeit ausschied, wobei ihm der Rote Adler-Orden 4. Kl. verliehen wurde. Im Juni 1885 hatte er im Landes-Eisenbahnrat den Ausnahmetarif für den Koksbezug des Lahn- und Dillgebietes durchgesetzt. Lediglich diesem Ausnahmetarif ist es zuzuschreiben, daß die Eisen-Industrie des Lahn- und Dillgebietes konkurrenzfähig blieb und über die schweren Krisenjahre dieses und des folgenden Jahrzehnts hinweggekommen ist. Diese seine Erfolge sind ihm in den Kreisen der Eisen-Industrie seiner Heimat stets unvergessen geblieben. Der Berg- und Hüttenmännische Verein für die Lahn-, Dill- und benachbarten Gebiete hat dies in einer Dankadresse vom 14. Dezember 1909 ausdrücklich anerkannt. Auch den Bezirkseisenbahnräten in Frankfurt am Main und Köln hatte Roth seit Einrichtung dieser Körperschaften mit kurzer Unterbrechung als Mitglied angehört. Im Kreise Wetzlar, wo er bis zum Jahre 1900 seinen Wohnsitz hatte, war er jahrzehntelang Mitglied des Kreistages und des Kreisausschusses, sowie stellvertretender Landrat bezw. Kreisdeputierter. Im Jahre 1906 hatte er die Denkschrift über die weitere Aufschließung des Kreises Wetzlar durch Eisenbahnen verfaßt, deren Erfolg unter anderem der Bau der Solmsbachtal-Bahn war.

Nachdem Ludwig Roth im August 1900 in Wetzlar die Feier seiner silbernen Hochzeit begangen hatte, die ihm von allen Seiten Zeichen der größten Liebe und Verehrung brachte, verlegte er im Januar 1901 seinen Wohnsitz nach Wiesbaden, der Stadt, mit der ihn so viele Erinnerungen seiner Jugend verknüpften. Auch hier entfaltete er eine ausgebreitete Tätigkeit als Bevollmächtigter, stellvertretender Vorsitzender des Aufsichtsrates der Portland-Zementfabrik Karlstadt am Main Ludwig Roth A.-G., als Mitglied des Aufsichtsrates der Buderus'schen Eisenwerke, der Portland-Zementfabrik Blaubeuren Gebrüder Spohn A.-G., des Süddeutschen Zement-Export-Kontors und der Fränkischen Portland-Zement- und Kalkwerke Hersbruck bei Nürnberg, die später auf die Portland-Zementfabrik Burglengenfeld A.-G. übergingen.

Digitized by Google

Am 8. September 1905 traf Ludwig Roth der schwerste Schlag, der ihn treffen konnte: seine heißgeliebte Gattin erlag nach mehrmonatigem qualvollen Leiden einer schweren Krankheit. Er bestattete sie in der alten Heimat Wetzlar und begab sich dann für mehrere Monate nach seinem lieben Karlstadt am Main, wo er seit langen Jahren regelmäßig alljährlich mehrere Wochen geweilt hatte. Durch diese regelmäßigen Besuche im Frankenlande wurde er neben seiner Tätigkeit in der fränkischen bezw. bayerischen Industrie immer fester mit Karlstadt und Unterfranken verwachsen. An allem, was in Karlstadt, in Unterfranken, Würzburg oder Bayern sich ereignete, nahm er das regste Interesse und er fühlte sich durchaus als Einheimischer und als Angehöriger Unterfrankens.

Die Stadt Karlstadt am Main hatte gegenüber dem Begründer des großen Werkes, das ihren Namen über das Weltmeer getragen hatte, das Gefühl aufrichtiger Verehrung und Freundschaft; sie gab diesem Gefühl Ausdruck, indem sie am 14. Juli 1910 ihm wegen seiner Verdienste um die Stadt das Ehrenbürgerrecht verlieh. Das war der stolzeste Tag, den Ludwig Roth in Karlstadt verbringen durfte. Als ihm gelegentlich der Einweihung des von der Zementfabrik gestifteten Theresienheims die Ehrenbürger-Urkunde überreicht wurde, da war er tief gerührt und konnte seine Tränen kaum verbergen.

Im August 1910 weilte er, wie alljährlich, mehrere Wochen in seinen schönen Jagdrevieren bei Albshausen und Braunfels; doch zeigte sich schon hier ein Erlahmen des sonst so rüstigen kräftigen Mannes. Schwindelanfälle und Schwächegefühl machten sich bemerkbar. Am 8. August 1910 verließ er das Revier, in dem er fast 40 Jahre das Weidwerk ausgeübt hatte, an dessen herrlichen Eichen- und Buchen-Beständen er mit aufrichtiger Liebe hing. Er sollte sie nicht wieder sehen.

Von Braunfels reiste Roth über Wiesbaden nach Karlstadt a. M. Sein Befinden besserte sich und er machte täglich Spazierfahrten in die Umgebung Karlstadts, insbesondere nach dem schönen Mariabuchen oder in der Richtung nach Urspringen.

Als er Karlstadt verließ, konnte er hoffen, daß die Genesung weitere Fortschritte machen werde. Aber es kam anders! Nach seiner Rückkehr nach Wiesbaden häuften sich die Schwächeanfälle, sodaß er der am 17. Oktober 1910 stattfindenden 25jährigen Jubelfeier der ersten Beurkundung für die Portland-Zementfabrik Karlstadt am Main, die auf seinen Namen erfolgt war, nicht beiwohnen konnte. Der

Digitized by Google

Jubeltag selbst wurde in Karlstadt feierlich begangen. In den von der Fabrik gestifteten Anlagen am Main wurde zum dauernden Gedächtnis eine „Ludwig Roth Linde" gepflanzt.

Ludwig Roth nahm auch weiter an allen Vorgängen, die das von ihm gegründete Werk betrafen, regsten Anteil. Zudem schien unter sorgfältiger ärztlicher Überwachung und unter der Pflege seiner treuen Schwiegertochter seine kernige Natur noch einmal der Krankheit Herr zu werden.

Im November und Dezember konnte er seine berufliche Tätigkeit und selbst seine Geschäftsreisen wieder aufnehmen. Am 22. Dezember kehrte er von einem größeren Gang durch Wiesbaden, um für seine Lieben Weihnachtsgeschenke zu besorgen, überanstrengt zurück und erkrankte unter heftigen Fiebererscheinungen. Die Ärzte stellten Lungenentzündung fest und am 4. Januar 1911 schloß der nimmermüde Mann, der unter teilweise unsäglichen Schwierigkeiten das Karlstadter Werk zu seiner Entwicklung geführt hatte, die Augen zum ewigen Schlummer.

Am 7. Januar 1911 wurde er an der Seite der heißgeliebten Gattin in der Familiengruft in Wetzlar beigesetzt. Bergleute der Buderus'schen Eisenwerke in ihrer schwarzen Bergknappentracht bildeten Spalier von der Friedhofskapelle bis zur Gruft; Angehörige der Belegschaft der Steinbruchs-Abteilung des Karlstädter Werkes, ebenfalls in der schwarzen Bergmannstracht, senkten den Sarg in die Gruft. Die Wintersonne, die hinter den schneebedeckten Bergen zur Rüste ging, sandte ihre letzten Strahlen auf das Grab eines kerndeutschen Mannes, der auch für Karlstadt und Unterfranken von größter Bedeutung gewesen ist und der mit dem Karlstadter Werk ein Unternehmen geschaffen hat, das seinen Namen noch für lange Jahre in ganz Unterfranken in ehrendem Andenken halten wird.

Ludwig Roth (Wetzlar).

Digitized by Google

39. Roth, Paul Rudolf von, Professor der Rechte 1820—1892.

Am 11. Juli 1820 wurde dem damaligen bayerischen Ministerialrate im Finanzministerium, späteren Präsidenten des Oberkonsistoriums K. J. F. Roth (Allgem. Deutsche Biographie, Bd. 29 S. 317 ff.) zu Nürnberg ein Sohn geboren, der die Vornamen Paul Rudolf erhielt. Der Vater war von Geburt Schwabe, aber die Mutter, Tochter des Marktvorstehers Merkel in Nürnberg, gehörte einer fränkischen Familie an. Die glückliche geistige Begabung Roths trat schon in der Jugend hervor; er besuchte das Gymnasium in München und erlangte mit sechzehn Jahren die Reife für die Universität. Vom Vater mag er sowohl die juristische Befähigung als die Neigung zu historischen Studien ererbt haben, so daß innerer Beruf ihn zur Rechtswissenschaft führte. An der Universität München 1836—1840 wurden Bayer, v. Moy, v. Bernhard und Georg Philipps seine Lehrer. 1842 erwarb er sich in der praktischen Konkursprüfung für die Staatsdienstaspiranten die Note der „ausgezeichneten Befähigung". In den folgenden Jahren vervollkommnete er seine juristische Ausbildung durch praktische Tätigkeit und wissenschaftliche Studien, ehe er sich um die juristische Doktorwürde bewarb. Diese wurde ihm auf Grund einer Dissertation „Über die Entstehung der lex Bajuvariorum" am 2. Februar 1848 von der juristischen Fakultät der Universität Erlangen eximia cum laude verliehen. Schon nach drei Monaten, am 6. Mai 1848, habilitierte er sich in der juristischen Fakultät der Universität München mit einer Schrift über „Krongutverleihungen unter den Merovingern"; 1850 folgte die „Geschichte des Beneficialwesens von den ältesten Zeiten bis ins 10. Jahrhundert", ein Werk, das Roths Ruhm als Rechtshistoriker dauernd begründete und von dem v. Amira urteilt, daß man an dieser Untersuchung gelernt habe, deutsche Verfassungsgeschichte zu bearbeiten.

In Marburg, wohin Roth 1850 als a. o. Professor berufen worden war, entstand der Plan, dessen Ausführung seine spätere Lebensarbeit beherrschte, die Landeszivilrechte systematisch und wissenschaftlich zu bearbeiten. Im April 1853 siedelte er als ord. Professor nach Rostock über, im Herbste 1857 folgte er einem Rufe nach Kiel und im April 1863 der Berufung auf den Lehrstuhl Bluntschlis für deutsches Recht, Bayerisches Landrecht und Staatsrecht an der Uni-

Digitized by Google

versität München. Dort wurde er 1866 zum Leiter der Universitätsbibliothek ernannt. In diesem äußeren Rahmen vollzog sich seine Tätigkeit als Lehrer, Forscher und Schriftsteller. Er ging einsam durchs Leben und war eine im mündlichen Verkehr wenig mitteilsame Natur. Die Neigung, zu handeln, ohne zu reden beleuchtet sehr gut ein Zug aus seiner Verwaltungstätigkeit; anfangs der Siebziger Jahre hat Roth als Dekan, ohne die Ermächtigung der Fakultät einzuholen, die Promotion in deutscher Sprache eingeführt, indem er eine Gelegenheit benützte und die Promotionsformel deutsch sprach. — Dieses verschlossene Wesen, zweifellos auch ein väterliches Erbteil (vgl. Allgem. Deutsche Biographie, Bd. 29 S. 332), mag seine Lehrtätigkeit ungünstig beeinflußt haben. Es wird ihm sowohl eine besondere Neigung zur Vorlesungstätigkeit als die Lehrbegabung abgesprochen. An Tatkraft hat er es jedoch auch bei Erfüllung dieser Aufgabe nicht fehlen lassen. Vielleicht war ihm die Vorlesung mehr Mittel zum Zweck, selbst zur Klarheit über seine Forschungsergebnisse zu gelangen, als Selbstzweck. Seine Vorlesungen erstreckten sich, abgesehen von den im Lehrauftrag begriffenen Hauptgegenständen, auf Bayerisches Zivilrecht, deutsches Hypothekenrecht, deutsches eheliches Güterrecht, vergleichendes Erbrecht und Bergrecht. Seine Hauptstärke lag immerhin in der literarischen Betätigung; ihr verdankte er auch die Berufung an die Universiät Berlin (1872), die er jedoch ablehnte.

Die literarische Arbeit Roths läßt sich in drei Gruppen scheiden; doch lassen sich diese nicht auf streng trennbare Zeitabschnitte verteilen: rechtsgeschichtliche Schriften, die Bearbeitung einzelner Landesrechte, die Zusammenfassung der deutschen Landesrechte zu einem Gesamtwerke, das leider unvollendet blieb.

Das schon erwähnte rechtsgeschichtliche Hauptwerk über Beneficialwesen wird durch zwei spätere Arbeiten ergänzt, die im wesentlichen der Verteidigung jener früheren Arbeit, besonders gegenüber den Angriffen von Waitz dienten: Feudalität und Untertanverband (1863), und die Säkularisation des Kirchengutes unter den Karolingern, im Münchener Historischen Jahrbuch (1865). Dem Gegenstande nach hängt die Festschrift für Hieronymus von Bayer: Zur Geschichte des bairischen Volksrechtes (1869), ebenfalls mit einer früheren Arbeit, der Dissertation, zusammen. Seine Auffassung von den Aufgaben und der Bedeutung der rechtsgeschichtlichen Forschung hat Roth in einer den 1. Band der Zeitschrift für Rechtsgeschichte (1861) einleitenden Darstellung über: „Rechtsgeschichtliche Forschungen seit Eichhorn" niedergelegt. Er verlangte hier, daß das Rechtsleben in seinem ganzen

Digitized by Google

Umfange in den Kreis der Untersuchung gezogen, die früher übliche Trennung des öffentlichen und Privatrechts beseitigt und dadurch ermöglicht werden muß, den gegenseitigen Einfluß beider aufeinander zu erkennen; die rechtsgeschichtliche Forschung soll für die erforderlichen Umgestaltungen des öffentlichen und Privatrechts Richtung geben, wie sie auch unentbehrlich ist zur richtigen Erkenntnis der meisten Institute unseres öffentlichen und Privatrechts. Er betonte endlich in Übereinstimmung mit Eichhorn die Notwendigkeit der Spezialforschung im Privatrecht wie in der Verfassungsgeschichte. Roth suchte zwar den Schwerpunkt unserer Verfassungsgeschichte im Mittelalter, wies aber auch auf das Bedürfnis hin, die späteren Rechtsquellen seit dem 16. Jahrhundert zu sammeln. Seine Forderungen sind von Einseitigkeit frei, da er sowohl den Wert der Fortschritte auf dem Felde der Sprachforschung als die Wichtigkeit des Vergleiches unserer Einrichtungen mit denen verwandter germanischer Stämme, insbesondere durch die Forderung selbständiger Untersuchungen über angelsächsische und skandinavische Verhältnisse anerkannte. Daß ein einzelnes Menschenleben nicht ausreicht, um nach allen Richtungen hin erfolgreich zu arbeiten, bedarf nicht des Beweises.

Der zweiten Gruppe seiner Arbeiten gehört das mit v. Meibom gemeinsam bearbeitete Kurhessische Privatrecht an, dessen 1. Band 1857/58 erschien; ferner eine Abhandlung über partikuläre Gütergemeinschaft nach kurhessischem Rechte im Archiv für praktische Rechtswissenschaft Band 5 (1858), das Mecklenburgische Lehenrecht (1858), das Bayrische Zivilrecht in 3 Bänden (1871—1875), wobei jedoch die dem Reichsrechte vorbehaltenen Gegenstände (Recht der Schuldverhältnisse und Urheberrecht) weggelassen wurden.

Zur dritten Gruppe gehört eine schon früher (1859) im Jahrbuch des gemeinen Rechts Band 3 S. 313 ff. veröffentlichte Abhandlung über Gütereinheit und Gütergemeinschaft, worin gezeigt wurde, daß es ein gemeines eheliches Güterrecht deutschen Ursprunges nicht gab. Das Hauptwerk dieser Gruppe aber war das auf fünf Bände berechnete System des deutschen Privatrechts, von dem 1880, 1881 und 1886 drei Teile erschienen: Einleitung und allgemeine Lehren; Familienrecht; Sachenrecht. Diese Arbeit hing äußerlich mit der Berufung Roths in die erste Kommission zur Ausarbeitung eines Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich zusammen (1874). Roth wollte eine Grundlage für die gesetzgeberischen Arbeiten schaffen, indem er zusammenfaßte, was bisher nur getrennt als römisches Recht, deutsches Privatrecht, Landesrecht gelehrt und dargestellt worden war.

Digitized by Google

Aus seiner oben berührten Eigenart erklärt sich, daß er sonst in der Kommission wenig hervortrat. Außerdem hatte er jedenfalls bei seinem Eintritt in die Kommission einen inneren Widerstand zu überwinden, denn bis dahin hatte er sich entschieden gegen den Kodifikationsgedanken ausgesprochen. Dies war dreimal geschehen: in einer Schrift über Kodifikation des Privatrechts im Archiv für praktische Rechtswissenschaft Band 8 (1860) S. 303 ff.; mit dem Aufsatze über Unifikation und Kodifikation in Hausers Zeitschrift für Reichs- und Landesrecht Band 1 (1873) S. 1 ff., endlich in einem Gutachten für den 12. Deutschen Juristentag über die Frage: Ist es ausführbar, das eheliche Güterrecht durch ein einheitliches Gesetz in ganz Deutschland zu kodifizieren (1874. Verhandlungen des 12. Deutsch. Juristentages Bd. 2 S. 276 ff.).

Die Liebe Roths für die deutschen Partikularrechte hat auch seine Tätigkeit bei Leitung der Geschäfte der Universitätsbibliothek in München beeinflußt. Diese Bibliothek verdankt Roth die Anlage einer vollständigen Sammlung der Gesetzblätter der einzelnen deutschen Staaten.

In Anerkennung seiner mannigfachen Verdienste wurde ihm mit dem bayerischen Kronenorden der persönliche Adelsstand verliehen.

Bald nach Erreichung des 70. Lebensjahres wurde Roth auf seinen Antrag wegen Kränklichkeit von den Verpflichtungen des akademischen Lehramtes enthoben, nur anderthalb Jahre später starb er am 28. März 1892 zu München.

Schriften: Ein vollständiges Verzeichnis und eine kritische Würdigung seiner Arbeit hat v. Amira in der Allgem. Deutschen Biographie, Bd. 53 S. 538 ff. veröffentlicht. Vgl. noch Schröder in der Zeitschr. d. Savignystiftg., Bd. 13 S. 250 ff. — Chronik der Ludwig-Maximilians-Universität München, 1891/92 S. 13 ff. — Ad. Cornelius, in den Sitzungsberichten der historisch-philolog. und der historischen Klasse der bayer. Akademie der Wissenschaften. 1893, S. 241 ff. — Stintzing-Landsberg, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, 3. 2 Text S. 886 ff., 897, 925 ff. Anm. S. 372, 387, 388. — Je zwei photographische Bilder v. Roths befinden sich im Besitze der Historischen Landeshalle für Schleswig-Holstein zu Kiel (Katalog der Porträtsammlung Kiel 1903 S. 241) und in der Bildersammlung der Universität Kiel.

Georg Kleinfeller (Kiel).

Digitized by Google

40. Ruland, Anton,
Oberbibliothekar der Universität Würzburg, Historiker und Politiker
1809—1874.

Ruland, Anton, wurde am 25. November 1809 zu Würzburg geboren. Sein Vater, der kgl. baier. geheime Hofrath Dr. phil. et. med. Thomas August Ruland, ein Müllerssohn aus dem badischen Frankenlande, wirkte an der Julius-Maximilians-Universität als Professor der Arzneimittellehre und gerichtlichen Medizin, gleich geachtet als akademischer Lehrer wie als Schriftsteller und vielgesuchter Arzt. Seine hochgebildete, selbst des Lateinischen kundige Mutter, Anna Maria Christina Ruland, war die Tochter des praktischen Arztes Dr. Ignaz Reder in Mellrichstadt, der sich in patriotischer Aufwallung 1796 mit einem rasch gebildeten Freikorps den Marodören der geschlagenen Jourdan'schen Armee entgegengeworfen hatte, aber von einem noch intakten französischen Truppenteil gefangen und an der Seite seines Sohnes erschossen worden war.*)

Unter der sorgenden Obhut des gelehrten, in sich gekehrten Vaters wie der frommen Mutter verlebte der Knabe im Kreise seiner Geschwister**) eine sonnige Jugendzeit, besuchte er die Volksschule und das Gymnasium seiner Vaterstadt. Schon im Gymnasiasten zeigten sich, wohl vom Großvater Reder, einem ausgezeichneten Bücherkenner,

*) Kurze Biographie des kgl. Professors der Medizin u. geheimen Hofraths Dr. Thomas August Ruland. (Archiv des hist. Ver. v. Ufr., Bd. 9, 2. 1847, S. 185—199). — A. D. B. Bd. 29. 1889, S. 635 (von F. Leitschuh) und die dort angegebene Literatur. — Siebold, G. Christ., Dem Andenken des am 30. August 1796 zwischen Heustreu und Herschfeld den feindlichen Waffen unterlegenen patriotischen Ignaz Reders ... Nürnberg, Pech. 1797. 8°. — Metz, Andr., Ehrendenkmal des Herrn Ignaz Reder ... (Würzburger wöchentliche Anzeigen. 1797, Nr. 10—12.) — Heusinger, Casp. Friedr., Biographie des Würzburgischen Arztes Reder. Straubing, Heigl. 1807.

**) Anton Ruland hatte drei Brüder und zwei Schwestern. Von seinen Brüdern widmete sich Ignaz Joseph Ruland (geb. 28. Januar 1812, † 12. März 1892) gleichfalls der Theologie, war Pfarrer zu St. Burkard, dann Kapitular und Domdechant zu Würzburg. Der älteste, Joseph Ruland (geb. 24. Januar 1808, † 22. März 1871), wurde Arzt, übte aber die Heilkunde nicht aus, war ein tüchtiger Philosoph, Mathematiker und Schriftsteller, von 1854 bis zu seiner Pensionierung 1868 Skriptor an der Würzburger Universitätsbibliothek. Der jüngste, Theodor Ruland (geb. 1. Juli 1817, † 18. Dezember 1899) war Apotheker zu Bergtheim. Der Vater starb am 19. Dezember 1846, nachdem ihm die Mutter am 21. Juli 1840 im Tode vorausgegangen war.

Digitized by Google

vererbt und vom Vater freundlich gefördert, bibliophile Neigungen, die ihn als ständigen Gast auf die damals so häufigen Bücherauktionen führten.

Am 26. November 1826 wurde der junge Student als Kandidat der Philosophie an der Würzburger Hochschule immatrikuliert. Innerster Überzeugung folgend entschied er sich für den theologischen Beruf, auf den er sich im Würzburger Klerikalseminar vorbereitete, dem damals Carl Rutta als Regens vorstand. Diesem ausgezeichneten Manne bewahrte er zeitlebens dankbarste Verehrung und hat sein Andenken geehrt durch die 1857 erfolgte Herausgabe seiner „Exercitienreden für die Alumnen", die er mit einer warm gehaltenen Biographie einleitete, wie durch die Stiftung eines seinen Namen führenden Stipendiums für das (alte) Gymnasium zu Würzburg. Am 26. Mai 1832 zum Priester geweiht, feierte er am Tage der Himmelfahrt Christi in der Hauger Pfarrkirche seine Primiz und wurde hierauf als Kaplan nach Kitzingen angewiesen. Dort arbeitete er sich unter der Leitung des greisen Stadtpfarrers Dr. Leopold Wohlgemuth, eines ebenso erfahrenen wie gelehrten Priesters, in die verschiedenen Zweige der Seelsorge ein. Sein Seeleneifer ließ keine Unterbrechung dieser Tätigkeit zu, als er schon nach wenigen Monaten als Universitätsbibliothekar nach Würzburg berufen wurde. An allen Vorabenden von Sonn- und Festtagen wanderte er zu Fuß nach Kitzingen, um dort freiwillig seine Kooperatorsdienste fortzusetzen. Nachdem er sich bereits in den Jahren 1832/33 mit einigen Aufsätzen im „Allgemeinen Religions- und Kirchenfreund" und in der „Athanasia" erfolgreich als Schriftsteller eingeführt hatte, holte er sich 1834 mit einer gehaltvollen Dissertation »De s. missae canonis ortu et progressu necnon valore dogmatico« bei der Würzburger Fakultät den theologischen Doktorhut. Am 30. Mai 1837 wurde ihm die durch Resignation des Pfarrers Simon Warmuth erledigte Stadtpfarrei Arnstein übertragen, am 22. Oktober hielt er in Kitzingen seine ergreifende Abschiedspredigt, am 24. November zog er in Arnstein auf, mit feinem Takte sich bei dem Vorgänger, der nur dem Zwange folgend altershalber seiner Stelle entsagt hatte, als neuen Helfer im Amte einführend, der mit junger Kraft aber mit der Verehrung des Sohnes die Last der Pflichten fortan mit ihm teilen wolle. Dreizehn Jahre hindurch wirkte er segensreich in Kirche und Schule seines neuen Wirkungskreises und fand dabei noch Zeit zu bedeutsamer schriftstellerischer Tätigkeit. So setzte er einer Reformationsfestpredigt, von der er eine Störung des bisherigen konfessionellen Friedens in

Digitized by Google

Würzburg befürchtete, seine Schrift: „Der Ruf des Dr. E. F. W. Fabri, k. protest. Dekans und Stadtpfarrers zu Würzburg, eine ernste Stimme an die Katholiken Würzburgs." (1839, 1840 [2]) entgegen. Eine reife Frucht seiner reichen katechetischen Erfahrung ist sein „Practischer Unterricht zum erstmaligen Empfang der heiligen Communion" (1844, 1849 [2], 1866 [3]), ein prächtiges Büchlein, das im bewußten Gegensatze zur streng logischen Methode Deharbes dem kindlichen Sinne die heiligen Geheimnisse mit liebendem Herzen vermitteln will und verdiente Anerkennung und Verbreitung selbst jenseits des Ozeans in den deutschen Kolonien Brasiliens gefunden hat. Weithin bekannt aber wurde der Name des Arnsteiner Pfarrers durch seine Kampfschrift: „Der Fränkische Clerus und die Redemptoristen. Denkschrift bei der beabsichtigten Einführung dieses Ordens in Franken. Mit geschichtlichen Beilagen." (1846). Von kirchlichen und weltlichen Oberen gefördert, waren die Redemptoristen und ihre Missionen damals ein Schoßkind des Ministeriums Abel. Ein Teil der jüngeren Geistlichkeit hatte den Wunsch geäußert, ihre Tätigkeit auch auf Franken ausgedehnt zu sehen. Ihnen trat Ruland entgegen. Aus dem reichen Schatze seiner historischen Kenntnisse entrollte er ein farbenreiches, liebevoll gemaltes Bild vom segensreichen Wirken des fränkischen Klerus durch elf Jahrhunderte, erklärte in edlem Selbstgefühl, daß der Weltklerus allein seiner Aufgabe völlig genüge, bezeichnete den Ruf nach den Redemptoristen für das schimpfliche Eingeständnis eigener Unfähigkeit und Untätigkeit, nahm die angepriesenen Helfer unter die kritische Lupe und schloß mit den kräftigen Worten: „Der fränkische Clerus in seiner Mehrzahl bedarf der Redemptoristen nicht! Der fränkische Clerus in seiner Mehrzahl wünscht sie nicht."

Als er im Herbste 1850 den erneuten Ruf an die Würzburger Universitätsbibliothek annahm, schied er für immer aus der praktischen Seelsorge aus, hat aber stets die persönlichen priesterlichen Obliegenheiten gewissenhaft erfüllt, die neuerscheinende theologische Literatur genau verfolgt und vielfach besprochen und gerne Folge geleistet, wenn man den gefeierten Redner aus festlichem Anlasse rief, als begeisterter Franke besonders freudig, wenn er am St. Kiliansstage die Kanzel des Neumünsters besteigen durfte. Von seinen Predigten, die sich durch einfache, eindringliche Sprache auszeichnen, aber auch Töne des Affekts anschlagen können, ist eine größere Zahl in Einzeldrucken erschienen, die ganze Reihe hat F. Leitschuh 1875 als ersten Band der geplanten gesammelten Schriften Rulands herausgegeben. Wiederholt öffnete sich dem verdienten Manne die Aussicht auf hohe kirchliche

Digitized by Google

Würden, so namentlich auf den Augsburger Stuhl beim Tode des Bischofs Peter von Richarz; aber sein männlicher Sinn gab nicht zu, sie anzustreben, und seine entschiedene Art ließ es der Regierung rätlich erscheinen, geschmeidigeren Naturen den Vorzug zu geben.

So wandte er sich 1850 einer seinen Anlagen und Neigungen wie seiner ungewöhnlichen Literaturkenntnis in gleichem Maße entsprechenden Laufbahn wieder zu, die sich ihm erstmals eröffnet hatte, als er am 27. März 1833 auf Vorschlag seines Paten, des Professors der klassischen Philologie und Oberbibliothekars zu Würzburg Dr. Peter Richarz, zum zweiten Bibliothekar an der Würzburger Universitätsbibliothek berufen worden war. Er sah sich damals sogleich vor umfassende Sichtungs- und Ordnungsaufgaben gestellt, da Unordnung unter seinen Amtsvorgängern und eine jener berüchtigten Doblettenversteigerungen, die auch anderen Anstalten verhängnisvoll geworden sind, den Bücherschatz der Bibliothek heimgesucht hatten. Mit Umsicht und Tatkraft ging er ans Werk, die Last der Geschäftsführung dabei fast allein tragend, da der Oberbibliothekar bei seinen vielfachen anderweitigen Geschäften sich auf die allgemeine Leitung beschränken mußte. Wie gründlich er die Geschichte der Universität beherrschte und wie genau er sich in kurzer Zeit mit den Schätzen der Bibliothek vertraut gemacht hatte, beweist sein ausgezeichnetes, 1835 erschienenes Buch: »Series et Vitae Professorum SS. Theologia, qui Wirceburgie . . . docuerunt. Ex Authenticis Monumentis collectae« sowie die größtenteils auf Würzburger Handschriften Ebracher Herkunft verweisenden Anmerkungen, die er im Jahre zuvor der von ihm herausgegebenen „Geschichte der fränkischen Cistercienser-Abtei Ebrach" des P. Wigand Weigand beigegeben hatte. Seinem Wirken wurde auch seitens der akademischen Behörden zunächst die verdiente Anerkennung gezollt. Als aber Richarz, zum Bischof von Speyer erhoben, bald Würzburg verließ und das Oberbibliothekariat wieder durch eine Bibliothek-Kommission abgelöst wurde, war die Stellung für den arbeitsfrohen und plänereichen, aber auch selbstbewußten Bibliothekar bald eine unhaltbare geworden, zumal seine stramme Ausleihedisziplin und seine strenge Betonung des wissenschaftlichen Charakters der Sammlung in weiteren, bisher verwöhnten Kreisen steigendes Mißvergnügen erregten. Lebhafte Klagen drangen nach München und bewogen den Minister Fürsten Wallerstein unterm 30. Mai 1837, den Würzburger Bibliothekar aus Disziplinarrücksichten seines Amtes zu entheben und ihm eine Pfarrei zu übertragen. Ruland setzte sich zur Wehre, indem er seine Geschäftsführung ausführlich ver-

Digitized by Google

teidigte und die Annahme der Pfarrei verweigerte, fand aber beim Ministerium taube Ohren. Als er schließlich, da auch das Ordinariat durch Drohungen den Druck verstärkte, von seinem Posten weichen mußte, tat er es nicht, ohne seinen Nachfolger, Professor Ludwig, in eingehendster und selbstloser Weise ins Amt eingeführt zu haben.

Dreizehn Jahre später, als neuerliche Mißwirtschaft frische Lücken in die Bestände gerissen hatte, treulose Hände sich an wertvollem Gute vergriffen und die Bibliothek „fast ein herrenloses Gut" geworden war, erlebte Ruland die Genugtuung, daß zunächst der akademische Senat, dann das Kultusministerium mit ihm in Unterhandlungen trat, um ihn der Universität zurückzugewinnen. Seine Umsicht und Energie sollte die Ursachen der höchst bedeutenden Defekte aufdecken und zugleich die Maßregeln ergreifen, welche dem Bücherschatz für alle Zeiten so schwere Beschädigungen fernhalten würden. Die Verhandlungen führten endlich zum Ziele und so wurde Ruland unter Darangabe seiner finanziell weit einträglicheren Pfründe und unter Verzicht auf die schon angebotene Stelle eines Coadjutors bei dem Bischof von Augsburg, seinem Paten Richarz, am 16. August 1850 zum Oberbibliothekar ernannt, drei Tage später die 1835 gebildete Bibliotheks-Kommission wieder aufgehoben. Bei Übernahme des Amtes hatte sich der neue Oberbibliothekar Sicherungen geben lassen, durch die nach seinen eigenen Worten „die Verwaltungsnormen genau reguliert, die Bibliothek in die feste Hand eines einzigen für das Ganze verantwortlichen Mannes gelegt und diesem die aus dieser Verantwortlichkeit notwendig hervorgehenden Befugnisse eingeräumt" wurden. Sie haben in der „Organisationsurkunde der Universitätsbibliothek vom 16. Dezember 1850" ihre gesetzmäßige Fassung gefunden.*)

Im November 1850 trat Ruland die neue Stelle an und siedelte ins väterliche Haus an der Theaterstraße zu Würzburg über. Die alte Liebe zum Buche, zu den ehrwürdigen Denkmälern der heimischen Vergangenheit und zu den Stiftungen des großen Julius hatten ihn gelockt, das Amt anzunehmen, zu dem ihn organisatorischer Geist, Ordnungssinn und umfassendes Wissen in seltenem Maße befähigten. Die nach Hunderten zählenden Abhandlungen und Aufsätze, Anzeigen und Besprechungen, die der unermüdliche Mann in einer ganzen Anzahl wissenschaftlicher Zeitschriften veröffentlichte, geben ein Bild davon, wie tief seine bibliographischen Forschungen schürften, wie vielfältig seine Interessen und wie reich seine literarischen Kenntnisse

*) Strauß, Sammlung der im Gebiet der inneren Staats-Verwaltung des Kgr. Bayern besteh. Verordnungen IV. 1853, S. 77—79.

Digitized by Google

waren. Vor allem Rob. Naumanns „Serapeum" brachte von 1853 bis 1870 eine lange Reihe seiner Studien zur Bibliotheken- und Handschriftenkunde wie über bibliographische Seltenheiten und Kuriosa, andere fanden Aufnahme im „Archiv für die zeichnenden Künste" 1856/57, wie im »Bibliophile Belge« 1867/73, dem Organ der Société des Bibliophiles Belges, die Ruland bei ihrer Begründung zum korrespondierenden Mitglied ernannt hatte. Diese Arbeiten beweisen zugleich, wie gründlich er sich bei seiner Anwesenheit als Abgeordneter in München mit den Schätzen der Hof- und Staats-Bibliothek, namentlich mit der köstlichen Schedel'schen Sammlung vertraut gemacht hatte. Aus Münchener Beständen gewann er auch wiederholt Beiträge zur Geschichte der alten Heidelberger Bibliothek, veröffentlichte er in Steicheles Archiv für die Geschichte des Bistums Augsburg 1854 eine Geschichte der ehemaligen Augsburger Domstiftsbibliothek nebst einem beschreibendes Verzeichnis ihrer Handschriften. Für die Verwaltung der k. Hof- und Staats-Bibliothek trat er 1855 in zwei Artikeln des Serapeums auf den Plan, als eine abfällige Kritik Friedrich Böhmers die Tätigkeit ihrer Handschriftenabteilung getroffen hatte, gegen sie erhob er 1859 seine Stimme in der Kammer und in einer selbständigen Schrift, als Direktor Dr. Halm zu Anfang seiner Amtsführung wertvolles Besitztum der Bibliothek veräußert hatte.

Neben diesen bibliothekkundlichen und bibliographischen Arbeiten veröffentlichte er zahlreiche literarische Referate in den „Historisch-politischen Blättern" 1859—1874, in der „Österreichischen Vierteljahresschrift für katholische Theologie" 1862—1869, im „Theologischen Literaturblatt von Reusch" 1866—1872, die lichtvoll und kritisch an Werke zur allgemeinen Territorial- und Kirchengeschichte, zum Humanismus und Universitätswesen anknüpfen. Ähnliche rezensierende Tätigkeit, die sich hier auch auf die theologische Literatur erstreckte, entfaltete er in Stammingers „Chilianeum", 1862—1869, wo er auch wiederholt in glücklichster Weise den Versuch machte, bibliographische Kenntnisse in volkstümlicher Form zu vermitteln.

Das Bild der wissenschaftlichen Leistungen Rulands würde kein vollständiges sein, wollte man nicht seiner fränkischen Studien besonders gedenken. An der schönen Heimat hing er mit hingebender, ja manchmal leidenschaftlicher Liebe, im alten Hochstift Würzburg wurzelte er mit seinem ganzen Sein und Denken. Seine bibliographischen und literarhistorischen Arbeiten gewinnen wärmer leuchtende Farben, wenn sie fränkische Verhältnisse und Ereignisse berühren. Die Geschichte der Würzburger Universität, wie die Geschichte der Wissenschaften in

Digitized by Google

Franken überhaupt hat er durch wertvolle Beiträge nachhaltig gefördert, für seine eigene Bücherei mit seiner charakteristischen Schrift eine lange Reihe bedeutsamer Handschriften abgeschrieben und umfangreiche biographische Kollektaneen angelegt. Dem historischen Vereine von Unterfranken gehörte er lange Jahre als Mitglied und Ausschußmitglied an, der historische Verein für Oberfranken in Bamberg gewann ihn zum Ehrenmitglied. Die Zeitschriften beider Vereine verdanken seiner gewandten Feder manchen schönen Beitrag. Zuletzt fand die fränkische Münzkunde sein besonderes Interesse und bald galt er, der mit bedeutenden Kosten sich rasch eine große, an Prachtstücken reiche Sammlung schuf, als der beste Kenner auch auf diesem Gebiete. Seine letzte, erst nach seinem Tode erschienene Veröffentlichung galt dem fränkischen Münzwesen des 18. Jahrhunderts.

An Gelehrsamkeit und fruchtbarer Arbeit war Ruland ohne Zweifel neben J. G. von Eckhardt und Mich. Ignaz Schmidt der bedeutendste Bibliothekar, den die Würzburger Hochschule besaß. Über seine eigentliche bibliothekarische Tätigkeit hat er sich gegen Ende seines Lebens in Briefen an seinen Freund und Mitarbeiter Stamminger in überaus bescheidener Weise ausgesprochen.*) In Wirklichkeit sind seine Verdienste um die Anstalt bedeutende. Er hat zunächst das, was entfremdet war, soweit als möglich zurückgeführt, den ungetreuen Beamten entlarvt und entfernt, mit fester Hand Ordnung geschafft und dadurch erst eine ruhige Fortentwicklung der Bibliothek ermöglicht. Der Konservierung ihrer Schätze galt seine stete Sorge. Nach sachkundiger Auswahl und in weiser Abschätzung der Bedürfnisse und verfügbaren Mittel hat er den Bücherschatz stetig und planmäßig vermehrt und es verstanden, mit Liebe und sicherem Blicke handschriftliche und gedruckte Franconica und sonstiges versprengte Gut der Säkularisationszeit für seine Bibliothek zu bergen sowie ihr bedeutende Sammlungen, so vor allem die umfangreiche, vorzüglich ältere Literatur umfassende Bibliothek des juliusspitälischen Oberpflegers Dr. Ph. Fr. Horn zuzuführen. Für die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes und damit für eine sachkundige und zielbewußte Führung der Geschäfte hat er sich stets mit seiner ganzen, ungewöhnlichen Energie eingesetzt und alle offenen und versteckten Versuche, die Herrschaft einer Bibliothek-Kommission wieder aufzurichten, mit Erfolg abzuwehren gewußt. Über den größten Teil der Manuskripte hat er ein ausführlich beschreibendes, für seine Zeit ausgezeichnetes Verzeichnis

*) Andenken an J. B. Stamminger ... Würzburg, Göbel. 1893, S. 11.

Digitized by Google

ausgearbeitet, die Inkunabeln ebenfalls großen Teils mit aller bibliographischen Genauigkeit beschrieben und die Ordnung der Dissertationenmassen wenigstens in die Wege geleitet. Bei der Übersiedelung der k. Kreisregierung in das ehemalige Kloster St. Stephan hat er 1857 die Bibliothek aus ihren bisherigen ungenügenden und nicht einmal zusammenhängenden Räumlichkeiten in den geräumigen Borgiasbau überführt und dort trefflich eingerichtet. Ein Verdienst um die Bibliothek ist es auch, daß es ihm nach jahrelangen, an dramatischen Zwischenfällen reichen Kämpfen und nach Anrufung der allerhöchsten Stelle gelang, den stimmungsvollen alten Bibliothekssaal, auf den das kunstgeschichtliche Institut Ansprüche erhob, seiner Anstalt zu erhalten. Zuletzt war er eifrig um den geplanten Neubau der Bibliothek bemüht, der dann später leider nicht zur Ausführung kommen sollte.

Daß sich die Rückstände an einzureihenden Büchern allmählich häuften und die Kataloge nicht durchweg in bestem Stande erhalten werden konnten, darf man ihm bei der kleinen Zahl seiner Mitarbeiter und bei seiner häufigen Abwesenheit als Abgeordneter in München wohl nicht allzuschwer anrechnen. Berechtigter war schon der Vorwurf eines gewissen Bürokratismus seiner Geschäftsführung. Die Fakultäten glaubten sich immer wieder darüber beklagen zu müssen, daß ihren Anschaffungsanträgen nicht oder nicht rasch genug Folge gegeben würde, was Ende der fünfziger Jahre unter dem Namen einer Revision zu einer förmlichen Amtsuntersuchung gegen den Oberbibliothekar führte, die den empfindlichen Mann aufs höchste erbitterte. Am meisten befehdet aber war seine Ausleihepolitik. Bei Antritt des Amtes hatte er die „Erneuerte Bibliothek-Ordnung vom 23. April 1823" wiederum aufrichten lassen, deren enge Bestimmungen seinem durch trübe Erfahrungen überängstlich gewordenen Sinne durchaus entsprachen. An dieser Bibliothek-Ordnung hielt er während seiner ganzen Amtsdauer allen Widerspruchs ungeachtet fest und wurde so zum sprichwörtlichen „Löwen, der seine Schätze bewacht". Wertvollere Werke Entleihern auszuhändigen, kostete ihn Überwindung, über den literarischen Massenbedarf junger Professoren und Dozenten konnte er sich förmlich entsetzen und die Inspektion des Lesesaals leistete sich unter seinen Augen kleine Kabinettsstücke in der Auslegung des Paragraphen vom „einen oder dem anderen Buch", das einem Besteller nur verabfolgt werden durfte. An Angriffen fehlte es natürlich nicht und 1867 führte ein in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienener Artikel zu einem kleinen Federkrieg, in dem Bibliothekar Dr. Stamminger in einer selbständigen Schrift die Sache der Bibliothek führte, worauf der

Digitized by Google

anonyme Angreifer in einer ebenfalls selbständigen Schrift antwortete. Gegen die Bibliothek-Ordnung von 1850 und ihre Handhabung und Auslegung durch die Bibliotheksbeamten war der Angriff gerichtet und es kann ihm nach unserem heutigen Empfinden und dem damaligen Urteil der Fachpresse eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden.*)

Wissenschaftliche Arbeit und gelehrter Beruf machten Ruland nicht weltfremd, er nahm vielmehr mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit und in seiner entschiedenen, zielklaren Art stets lebhaftesten Anteil am öffentlichen Leben. Die katholische Pfarrgeistlichkeit Unterfrankens entsandte ihn in den damals noch ständischen bayerischen Landtag, in den er am 4. Oktober 1847 eintrat. Als „ein Verehrer der alten Zeit" war der redegewandte Pfarrer von Arnstein auch in der Kammer von Anfang an eine scharf umrissene Erscheinung. Unerschrocken schwamm er gegen den Strom und seine aufrechte und impulsive Art erregte oft bis weit in die Reihen seiner politischen Freunde hinein Beklommenheit. Gegen die willkürliche Entlassung von sechs Münchener Professoren erhob er im Parlamente und in der Presse seine anklagende Stimme. Bei der Beratung des Preßgesetzes stellte er das Amendement, das placetum regium als mit dem Geiste der Preßfreiheit unvereinbar fallen zu lassen. Gegen die Ablösung der Grundlasten sprach er in eindrucksvoller Rede und sein letztes Wort als Stand an die Regierung war die bedeutsame, mit sichtlicher Betroffenheit aufgenommene Feststellung, daß die Krone, indem sie dies Gesetz sanktioniere, aufgehört habe, Schutzherrin der katholischen Kirche in Bayern zu sein. Die alte, ständische Kammer wurde aufgelöst, die Neuwahlen brachten eine überwiegend radikale Volksvertretung, die bald neuerlicher Auflösung verfiel. In die neugewählte Kammer zog dann Ruland wieder ein, um ihr nun ununterbrochen bis zu seinem Tode anzugehören, zunächst 1849—1855 als Abgeordneter des oberbayerischen Wahlbezirks Haag—Wasserburg, 1855—61 für Würzburg, 1863—69 für Schweinfurt, 1870—74 für Lohr. Dazwischen entsandte ihn das Vertrauen der Bürger auch in

*) Die k. Universitätsbibliothek in Würzburg. (Augsburger Allgemeine Zeitung 1867, Beilage Nr. 104 und 105, S. 1706—7, 1727.) — Stamminger, J. B., Die „Allgemeine Zeitung" über die kgl. Universitätsbibliothek Würzburg. Eine Entgegnung. Würzburg, Stahel. 1867. — Die kgl. Universitäts-Bibliothek in Würzburg. Zugleich eine Replik auf Herrn J. B. Stammingers Entgegnung . . . von einem Studierenden der Würzburger Hochschule. Würzburg, Stuber. 1867. — Petzholdt, J., Die Königl. Universitäts-Bibliothek zu Würzburg. (Neuer Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft. 1867, S. 276—281.)

Digitized by Google

das Kollegium der Gemeindebevollmächtigten seiner Vaterstadt, dem er vom 18. Februar 1857 bis zum 6. Juni 1862 — 1857/58 als zweiter, 1858/62 als erster Vorstand des Gremiums — angehörte. Durch „die Unerschütterlichkeit seiner Überzeugung, seiner Charakterstärke und Charakterfestigkeit" eine markante Erscheinung, war er zugleich durch seine Pflichttreue, Arbeitskraft und Rednergabe ein hervorragendes Mitglied der öffentlichen Körperschaften des Staates wie der Gemeinde, in der Kammer namentlich für die Ausschüsse und als Referent eine geschätzte und oft gesuchte Kraft. So war er auf den Landtagen der Jahre 1849—63, 1870—71 Mitglied und Vorstand des III. Ausschusses, 1849, 1863, 1870 Mitglied und Vorstand des Adreßausschusses, 1851 Mitglied des Preßausschusses, 1853 Mitglied des Ausschusses für die Bildung der Kammer und für die Fideikommisse, 1863 Mitglied des Ausschusses für die soziale Gesetzgebung, 1870 Vorstand des Ausschusses für außerordentliche Militärkredite, 1871 Vorstand des Ausschusses für die Bündnisverträge. Von seinen stets vorzüglich durchgearbeiteten Vorträgen als Referent seien erwähnt die mehrfachen ausführlichen Äußerungen über die Dienstverhältnisse der Lycealprofessoren und Mittelschullehrer, die wiederholten Gutachten über das Archiv und die Bibliothek des Landtags, der große Vortrag über die Reorganisation des Armenwesens auf dem Landtage des Jahres 1849/50, der Vortrag über die Konkurrenz der Kultusstiftungen auf dem Landtage des Jahres 1853/55, über die Rechte der nicht anerkannten Religionsgesellschaften auf dem Landtage des Jahres 1863/65, über die Revision des Geschäftsganges des Landtages und über die Befriedigung der Kultusbedürfnisse und die Verwaltung des Kirchenvermögens vom Jahre 1871/72 und schließlich sein großer Vortrag über die Trennung von Staat und Kirche, der nicht mehr zur Beratung kam.

Als Politiker griff er verhältnismäßig selten zur Feder, meist in kirchlichen oder schulischen Fragen. Seine Schrift: „Die Beschwerden der protestantischen Bürgerschaft der unterfränkischen Stadt Kitzingen im Lichte der Geschichte" (1858) gibt eine ausführliche historische Darstellung des dortigen konfessionellen Haders. Zum Dank für die Verdienste, die er sich als Abgeordneter und früher schon als Seelsorger um die Stadt erworben hatte, ernannte ihn Kitzingen 1852 zum Ehrenbürger.

Rulands Politik war eine katholisch-konservative. An den überkommenen Rechten und Formen hing er mit leidenschaftlicher Hingabe. „Ich bin gewohnt, fest am Rechte mich anzuklammern, indem

Digitized by Google

ich niemanden achte, der nicht selbst sein Recht zu verteidigen sucht", rief er schon am 8. Mai 1848 in seiner Rede gegen die Ablösung der Grundlasten aus und diesen Kampf gegen das andringende Neue führte er bis zuletzt mit immer frischem Mute. Oberster Grundsatz war es ihm, „an der Verfassung, gleichviel an welchem Teile nichts zu ändern, wo nicht die absolute Notwendigkeit drängt und der offenbare Nutzen vor Augen liegt." Bei aller Entschiedenheit des Standpunkts war er allem Parteiwesen ebenso abhold wie jeder Beteiligung des Klerus an der Wahlagitation. Eine freimütige Äußerung in der Kammer 1855 bei Besprechung der Wahlbeeinflussungen in der Pfalz: „das Wahlgeschäft gehe die Kirche nichts an, sie huldige eben keiner politischen Anschauung" wurde ihm sogar in kirchlichen Kreisen stark verübelt. Oft in der Minorität, oft in Opposition zur Regierung sprach er in seinen zahlreichen Reden stets so, wie es seine Überzeugung gebot. Seine Stellung in kirchenpolitischen Fragen beleuchtet die Äußerung im Adreßausschuß des Jahres 1870/71: aller Segen im Lande sei daher gekommen, weil Staat und Kirche bisher verbunden gewesen, und der Schluß seines Vortrags über Trennung von Staat und Kirche vom Jahre 1872 lautete: „Keine Trennung, sondern ehrliches und gesetzmäßiges Zusammengehen und Zusammenwirken zu einem Zwecke, dem Glück des bayerischen Landes". In der Schulfrage stand er auf dem Standpunkte, „daß die Kirche vor allem ihr heiliges Anrecht auf Erziehung und Unterricht wahren solle."

Die Ereignisse des Jahres 1866, vor allem die Beschießung Würzburgs am 27. Juli, während der er in der Bibliothek voll ängstlicher Sorge um das seiner Obhut anvertraute Gut geweilt hatte, hinterließen in ihm eine tiefe Erbitterung und ein unbesiegliches Mißtrauen gegen Preußen. So stimmte er in der Sitzung vom 30. August 1866 als der einzige von 134 Abgeordneten gegen den Friedensvertrag. „Ich kann nicht und werde nicht gegen meine Überzeugung, somit für diesen Frieden stimmen. Sie haben vielleicht mehr Verstand, mehr Einsicht in politischen Dingen! Ich folge meinem Verstand und meinem Herzen und die sagen mir beide: Nein, nein und abermals nein!" Dieselbe Sitzung sah noch die bekannte Szene, daß er Teile eines Geschosses, das seinerzeit in den Dachraum der Würzburger Bibliothek eingeschlagen war, in den Saal warf mit der bitteren Bemerkung: „Die Bruderhand, die über den Main gereicht wird, das sind die Kugeln! Da hören die Sympathien auf." Überzeugt, daß „das Vaterland an der sogenannten Einheitsidee zu Grunde gehen" werde, behielt er seine ablehnende Haltung auch nach den gemeinsamen

Digitized by Google

Siegen des Jahres 1870 bei. In der Sitzung vom 11. Januar 1871 rief er aus: „Was aus Bayern werden wird, ist nur noch eine Frage der Zeit." „Ich will ein freies Bayern und einen freien König haben! Deshalb stimme ich gegen diese Verträge."

Zu Allerheiligen 1873 kehrte Ruland, ohne die in München neuerdings ausgebrochene Cholera zu fürchten, auf seinen Abgeordnetenposten zurück. Als er am 8. Januar 1874 dort einem Anfall der Seuche erlag, war die Trauer um seinen Heimgang nicht nur bei seinen engeren Parteifreunden, den „Patrioten", dem späteren Zentrum, eine tiefe, sondern eine aufrichtige bei allen Gliedern des Hauses, da der aufrechte Mann wohl viele Gegner, aber keinen Feind gefunden hatte. Der 1. Präsident, Freiherr von Stauffenberg, gab dem in der Sitzung vom 12. Januar 1874 beredten Ausdruck, wobei er das schöne Wort fand, daß Ruland wie aus einer anderen, einer vergangenen Zeit in unsere Neuzeit hereingeragt habe, daß er gewissermaßen stets auf der Wacht gestanden sei, um jedem Angriff zu begegnen gegen das, was ihm ehrwürdig und was ihm als das unter allen Umständen zu Erhaltende erschien. Allgemeine Bewegung löste es dann aus, als Abgeordneter Dr. Radspieler mitteilte, daß ihm sein Freund noch auf dem Sterbebette aufgetragen habe, seinen letzten Abschiedsgruß allen Kollegen zu überbringen und alle diejenigen, welche sich vielleicht durch seine Worte gekränkt oder beleidigt fühlten, zu bitten, sie möchten ihm verzeihen. Ruland wurde am Nachmittage des 10. Januar 1874 auf dem nördlichen Friedhofe zu München zu Grabe getragen; von dort wurden seine sterblichen Reste am 1. Juli 1892 in die Familiengruft nach Würzburg überführt.

Ursprünglich hatte er beabsichtigt, seine Bücherei der Würzburger Universität zu hinterlassen, und dort würde auch diese erlesene fränkische Sammlung ihre natürlichste Heimstätte gefunden haben. Verärgert änderte er später seinen Plan und sein Testament vom 16. Februar 1873 bestimmte seine Bücher, Schriften und Briefe dem heiligen Stuhle und, falls dieser ablehne, der katholischen Universität Löwen. Das Vermächtnis wurde angenommen und so wanderten die Rulandiana, für alle Zeiten durch ein von den Freunden gestiftetes Porträt-Exlibris des Verewigten gekennzeichnet, nach Rom, wo die Handschriften — etwa 200 — in die eigentliche Vaticana aufgenommen wurden, während die Druckwerke in der Leonina, der vatikanischen Nachschlagebibliothek, aufgestellt sind. Die schöne Sammlung von 3500 fränkisch-würzburgischen Münzen ging nach seinem letzten Willen gegen die Zusicherung einer Leibrente für seine Schwester an die Universität Würz-

Digitized by Google

burg über. Sie bildet einen wertvollen Bestandteil des kunstgeschichtlichen Museums (M. v. Wagner-Stiftung) der Universität, an dessen Wiege einst Ruland mitgestanden hatte, da er im Frühwinter 1857 als Delegierter der Universität in Rom mit dem königl. Direktor Johann Martin von Wagner über seine großartige Schenkung verhandelte und die reiche Kunstsammlung für seine Hochschule förmlich übernahm. Sein elterliches Wohnhaus mit Garten in der Theaterstraße zu Würzburg fiel einer von ihm zu Gunsten der Familie Ruland errichteten Stiftung zu, wurde aber durch seinen letzten Willen den Schwestern des Ordens vom allerheiligsten Erlöser als „Haus zur heiligen Mutter Anna" — es ist ein Teil des ehemaligen Damenstiftes dieses Namens — für die Dauer ihrer Niederlassung in Würzburg zur Nutznießung überwiesen.

Kindliche Liebe und Freundestreue, dankbarer Sinn und Ehrfurcht vor dem Alter, Heimatgefühl und unermüdliche Arbeit, Pflichtbewußtsein und Charakterstärke machen Rulands Bild zu einem lichten, das auch durch die Schatten seines Wesens nicht getrübt werden kann, seinen starren Konservatismus, seinen Hang zu Rechthaberei, seinen bisweilen ans Schrullenhafte streifenden Kult des Frankentums. So steht er in der Erinnerung da als ein kindlich frommer Priester, als ein Weltgeistlicher von vorbildlichem Verantwortungsbewußtsein und edlem Selbstgefühl, als ein Gelehrter von reichem Wissen und fruchtbarer Arbeitskraft, als ein treuer Hüter und Mehrer des ihm anvertrauten Bücherschatzes, als ein Volksvertreter, dem beschworene Pflicht und innerste Überzeugung stets Richtschnur des Handelns waren. Alles in allem: ein reiches Leben und ein ganzer Mann.

Quellen: Registratur der Universitäts-Bibliothek, Senatsakten, Akten des kunstgesch. Museums, Ordinariatsarchiv, Stadtarchiv zu Würzburg. — Code Vaticanus 11 105 (Zeugnisse, Briefe, Dekrete und sonstige Ruland betr. Schriftstücke).

Literatur: 1) Dr. Anton Ruland. Nekrolog. (Würzburger kath. Sonntagsblatt 1874. XXV. Jahrg. Nr. 3, S. 13/14). — 2) Dr. Anton Ruland. Ein kurzes Lebensbild. Von Dr. G[lück]. Separatabdruck aus dem Würzburger kath. Sonntagsblatt vom 18. Januar 1874. Würzburg, Fleischmann 1874. 8° 16 S. — 3) Nachruf des 1. Präsidenten, Grafen Stauffenberg. (Stenogr. Bericht über die Verhandlgn. der bayer. Kammer der Abgeordneten 1873, B. I, 15. Sitzung). — 4) Rothlauf, J., Dr. Ruland. Nekrolog. (37. Bericht über den Stand und das Wirken des hist. Vereins für Oberfranken in Bamberg i. J. 1874. Bamberg, 1875, S. 1—12). — 5) Wiedemann, Theodor, Dr. Anton Ruland. Eine biographische Skizze. I.—IV. (Oesterreich. Vierteljahresschrift für kath. Theologie. Bd. 13. Wien 1874, S. 407—448, 481—552). — 6) Urlichs, L., Der Vasenmaler Brygos und die Rulandsche Münzsammlung. Siebentes Programm des von Wagner'schen Kunstinstituts. Würzburg, Stahel. 1875. gr. 2°. — 7) Dr. Anton

Digitized by Google

Ruland. Kurze Lebensbeschreibung in: Das kath. Deutschland repräsentiert durch seine Wortführer. Heft IX, Nr. 42. Würzburg, Wörl. 1878. gr. 8°. — 8) Leitschuh, F., Dr. Anton Ruland (Allg. Deutsche Biographie. Bd. 29. 1889, S. 632 bis 634). — 9) Scherg, Th. J., Die Rulandsche Handschriftensammlung in der vatikanischen Bibliothek zu Rom. (Archiv des histor. Vereins von Unterfranken Bd. 49. Würzburg 1907, S. 159—200).

Werke: Leitschuh, T., Dr. Anton Ruland, k. Ober-Bibliothekar der Universität Würzburg als Schriftsteller. Eine Erinnerungsgabe zum dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Würzburg. München, Huttler. 1882. 8° 31 S. [Nahezu vollständiges, 242 Nummern umfassendes Verzeichnis der gedruckten Schriften, Aufsätze, Rezensionen Rulands und seiner wichtigsten Parlamentsreden in chronologischer Reihe.] Leitschuh plante die Herausgabe der gesammelten Werke Rulands, von denen der 1. Band die Predigten, der 2. die literarischen und historischen Schriften, der 3. die Reden und vermischten Schriften, der 4. die Biographie mit Porträt bringen sollte. Nur der 1. ist erschienen (Bamberg, Schmidt. 1875. 8° 300 S.).

Lithographie: (Brustbild mit verschränkten Armen, leicht nach links gewendet 28×21 cm) von F. Knauber 1855, im kunstgesch. Museum der Universität Würzburg.

O. Handwerker (München).

41. Sachs, Julius, Professor der Botanik 1832—1897.

In der Geschichte der Biologie bildet das Jahr 1860 in verschiedener Hinsicht den Beginn einer neuen Epoche. Mit ihm beginnt das Zeitalter des Darwinismus im eigentlichen Sinne. Die Fülle von Ideen, die in dem 1859 erschienenen grundlegenden Werke Darwins über den Ursprung der Arten niedergelegt sind, fangen an, ihren gewaltigen Einfluß geltend zu machen und in den folgenden Dezennien reichste Früchte zu tragen. Mit ihm beginnt aber auch das Zeitalter der modernen Pflanzenphysiologie, deren Begründer Julius Sachs ist.

Julius Sachs war zwar kein geborener Franke; daß aber Würzburg seine Heimat geworden war, das geht wohl am besten daraus hervor, daß er trotz vieler verlockender Berufungen (nicht weniger als sieben Hochschulen, darunter Berlin, Wien und München, haben sich bemüht, ihn zu gewinnen) der Alma Julia bis an sein Lebensende treu geblieben ist. Er hat hier nahezu 30 Jahre als Professor der Botanik gewirkt und unter seiner Leitung ist das botanische Institut

Digitized by Google

Würzburg, so klein es ursprünglich auch war (seine heutige, immer noch bescheidene Form hat es erst durch mehrere, von Sachs veranlaßte Erweiterungsbauten erhalten), das führende Institut nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt gewesen. Aus allen Ländern kamen Gelehrte, um unter Sachs zu arbeiten und seine Arbeitsmethoden kennen zu lernen. Ein großer Teil dieser Arbeiten ist neben Sachs' eigenen Publikationen in drei stattlichen Bänden „Arbeiten aus dem botanischen Institut der Universität Würzburg" niedergelegt. Die Bedeutung von Sachs liegt jedoch nicht allein in seiner Forschertätigkeit. Sie ist auch nicht genügend charakterisiert, wenn gesagt wird, daß er zugleich ein ausgezeichneter Lehrer war. Sachs war mehr als das. Er war als Schriftsteller, als Redner und als bildlicher Darsteller der Objekte, über die er vortrug, im besten Sinne des Worts ein Künstler. Das beweist ein Blick in seine Schriften, namentlich die zusammenfassenden Inhalts; das können noch heute zahlreiche seiner Hörer aus allen Fakultäten bezeugen, die einst seinen fesselnden Vorträgen gelauscht haben.

Der äußere Lebensgang von Sachs ist kurz folgender. Er wurde geboren am 2. Oktober 1832 in Breslau als Sohn eines Graveurs. Seine Eltern lebten in sehr dürftigen Verhältnissen und brachten nur mit Mühe die für die Erziehung der Kinder notwendigen Mittel auf. Der Vermittelung seiner Mutter, die seine große Begabung frühzeitig erkannte, ist es zu danken, daß Sachs als einzigem unter seinen Geschwistern eine höhere Schulbildung zuteil wurde. Er kam 1845 auf das Elisabeth-Gymnasium, das er 5 Jahre lang, bis zur Obersekunda, besuchte. Diese 5 Jahre gehörten zu seinen schönsten Jugenderinnerungen. Die Schularbeiten fielen ihm nicht schwer; er war immer einer der besten Schüler und fand daneben noch reichlich Zeit, seinen naturwissenschaftlichen Neigungen nachzugehen. Der Unterricht in der Schule bot ihm dazu freilich wenig Anregung. Im Gegenteil: sein Lehrer Körber, der bekannte Flechtenforscher, der aber mit wenig Talent begabt war, seine Schüler für die Natur zu begeistern, warnte ihn sogar eindringlich vor der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften. Um so mehr gab ihm sein Vater. Er erteilte ihm Zeichenunterricht und weckte seine Beobachtungsgabe; er machte mit ihm Wanderungen, auf denen Pflanzen gesammelt wurden, die Sachs dann bestimmte und preßte. So legte er den Grund zu seinem Herbar, auf das er viel Liebe und Sorgfalt verwandte und das bald einen stattlichen Umfang erreichte. Der Verlust dieses Herbars (es wurde ihm entwendet) traf ihn daher schwer, ja fast wäre ihm da-

Digitized by Google

durch das ganze Interesse an der Botanik verleidet worden. — Der junge Schüler studierte außerdem die Anatomie des Menschen von Bartholin, las Okens naturphilosophische Schriften, trieb praktische Studien in Zoologie; als deren Frucht verfaßte er eine ausgezeichnete „Monographie des Flußkrebses", der eine große Zahl vortrefflicher Zeichnungen beigegeben sind. Es kam ihm bei alledem sehr zu statten, daß er durch Vermittelung seines Bruders die Bekanntschaft der Söhne des berühmten Physiologen Purkinje machte. Er wurde in dessen Haus eingeführt, und das wurde für seine spätere Laufbahn von entscheidender Bedeutung.

Als Siebzehnjähriger wurde Sachs Waise. 1848 starb seine Mutter, ein Jahr später sein Vater. Er ging von der Schule ab und bereitete sich privatim auf die Maturitätsprüfung vor. Was er zum Unterhalt brauchte, verdiente er sich mühsam durch Erteilung von Zeichenunterricht. Da war es ein Glück für ihn, daß Purkinje, der 1850 nach Prag übergesiedelt war, ihn bei sich aufnahm und ihn als eine Art wissenschaftlichen Zeichner beschäftigte. Neben dieser Tätigkeit, die ihn täglich mehrere Stunden in Anspruch nahm, konnte Sachs seinen Interessen nachgehen und außerdem die vorbereitenden Studien für sein Abiturientenexamen beenden, das er im Herbst 1851 mit bestem Erfolge bestand. Ob Purkinje direkt bei dem nach langem Schwanken gefaßten Entschluß von Sachs, trotz der schwierigen materiellen Lage, in der er sich befand, zu studieren, mitgewirkt hat, muß ich dahingestellt sein lassen. Indirekt war er schon durch die Berufung von Sachs nach Prag und die mannigfachen Anregungen, die er ihm gegeben hatte, daran beteiligt. Darin liegt sicher ein großes Verdienst, das auch von Sachs nicht verkannt wurde, wenn auch das Verhältnis zwischen beiden nie den Grad von Herzlichkeit erlangt hat, der in Sachs das Gefühl hätte wachrufen können, daß er in Prag ein zweites Vaterhaus gefunden hätte. Schuld daran war wohl auch die politische Gesinnung Purkinjes, der aus seiner Tschechen-Freundschaft und seinem Deutschenhaß keinen Hehl machte. Äußere Gründe erlaubten es jedoch Sachs nicht, sich von Prag zu trennen, und so verbrachte er seine gesamte Studienzeit hier. Wenn er der Botanik treu geblieben ist, so ist das sicher nicht dem Einflusse des damals in Prag lehrenden Botanikers Kosteletzky zu danken. Dessen langweilige Vorlesungen boten ihm nichts Neues und er blieb ihnen bald fern. Dagegen fand er auf anderen Gebieten anregende Lehrer, so vor allem den Philosophen Robert Zimmermann, der sich seiner auch persönlich annahm. 1856 schloß Sachs seine Studien mit dem Doktorexamen

Digitized by Google

ab. Eine gedruckte Dissertation brauchte hierzu nicht vorgelegt zu werden. Bereits ein Jahr später habilitierte er sich für Pflanzenphysiologie trotz des Widerstands verschiedener Professoren (namentlich des Chemikers Rochleder), die dieses Fach nicht für voll ansahen. Die Habilitationsschrift, die über Diffusion handelte, ist nicht gedruckt worden. Die Privatdozentenzeit von Sachs währte nicht lange. Durch die Vermittelung des Chemikers Stöckhardt erhielt er 1859 die Aufforderung, nach der Forstakademie in Tharandt als Assistent überzusiedeln, der er gern folgte. Sein Bleiben war hier nur kurz. 1861 bekam er den Auftrag, am Polytechnikum in Chemnitz eine landwirtschaftliche Abteilung neu einzurichten; noch ehe er diesen Auftrag erledigt hatte, wurde er nach Bonn berufen, um an der Poppelsdorfer landwirtschaftlichen Akademie als Lehrer für Botanik, Zoologie und Mineralogie zu wirken. In das Jahr 1861 fällt auch seine Verheiratung. Der Ehe entsprossen zwei Töchter und ein Sohn.

Sachs blieb sechs Jahre in Bonn. Als 1865 durch Schachts Tod die Botanikprofessur an der Bonner Universität vakant wurde, da war es für ihn eine gewisse Enttäuschung, daß die Wahl der medizinischen Fakultät (der die Botanikprofessur damals angehörte) nicht auf ihn fiel. Seine Untersuchungsergebnisse waren eben zu neu und standen zu weit abseits von allem Herkömmlichen. Sachs war seiner Zeit zu weit vorausgeeilt, als daß seine Zeitgenossen die Bedeutung seiner Leistungen gleich richtig hätten bewerten können. Die Bonner mochten ihren Fehler indessen bald eingesehen haben, denn wenige Jahre später wurde Sachs von der medizinischen Fakultät der Universität Bonn zum Ehrendoktor ernannt. Im April 1867 siedelte Sachs als Nachfolger de Barys nach Freiburg i. Br. über, im Herbst 1868 folgte er einem Rufe nach Würzburg. Hier ist er dann geblieben, obgleich es ihm an Möglichkeiten, an andere Hochschulen zu kommen, wahrlich nicht gefehlt hat. Schon kurz nach seiner Ankunft wurde er nach Jena berufen; 1872 erhielt er einen Ruf nach Heidelberg, 1873 nach Wien, 1877 an die Universität Berlin; später suchte man ihn auch für die landwirtschaftliche Hochschule in Berlin zu gewinnen, ferner für die Universitäten Bonn und München. So glänzend auch viele dieser Berufungen waren, er blieb der von ihm lieb gewonnenen Frankenstadt treu. Hier konnte er ruhig arbeiten, ohne zu sehr durch Amtsgeschäfte überlastet zu sein, wie das an großen Universitäten meist der Fall ist; hier hatte er seinen kleinen, aber auserlesenen Schülerkreis, mit dem gemeinsam er seinen Ideen nachgehen konnte. Und das schätzte er über alles. Sein Idealismus,

Digitized by Google

der immer, auch in den schwersten Tagen (und deren hat es in Sachs' Leben viele gegeben!) für sein Handeln bestimmend gewesen war, zeigte sich auch da. Mit materiellen Gütern war Julius Sachs gewiß nicht reich gesegnet, dennoch lehnte er die verlockenden Angebote ab. Seine Anhänglichkeit wurde belohnt durch hohe Ordensauszeichnungen und Titel; er legte darauf nicht besonders viel Wert. 1871/72 war er Rektor der Universität. Dem Senat hat er von 1869 bis 1879 fast ununterbrochen angehört. Dekan ist Sachs niemals gewesen, wie er denn überhaupt den Fakultätsgeschäften nicht allzuviel Interesse entgegenbrachte. Was den geselligen Verkehr mit den Kollegen anlangte, so zog sich Sachs — wenigstens in den späteren Jahren — davon fast völlig zurück. Hierzu mögen ihn verschiedene Gründe bewogen haben: einmal sein ungeheurer Tätigkeitsdrang, der ihn schon um 4 Uhr morgens zur Arbeit rief und bis zum Abend daran fesselte, sodaß ihm für andere Beschäftigungen nur wenig Zeit blieb; auch in den Ferien hat er rastlos weiter gearbeitet, von regelmäßigen Erholungsreisen war keine Rede. — Sachs hat Würzburg nie für längere Zeit verlassen; sein sehnlicher Wunsch, einmal die Tropen kennen zu lernen, ist unerfüllt geblieben. — Wenig glückliche Familienverhältnisse und eine schwere, langwierige Krankheit, der er als 65jähriger erlag, mögen weitere Gründe dafür gewesen sein, daß er den geselligen Verkehr mied.

Daß eine Natur von so ausgesprochener Eigenprägung und so leidenschaftlichem Temperament wie die von Sachs, der mit rücksichtsloser Schärfe für das eintrat, was er für richtig hielt, unter den Fachgenossen nicht nur Freundschaften gewann, ist nicht erstaunlich. Mit verschiedenen angesehenen Botanikern, die seinen Ansichten in dem oder jenem Punkte nicht beistimmten, lebte er auf sehr gespanntem Fuße, so z. B. mit N. Pringsheim und S. Schwendener. Da fiel in der Polemik manche bissige Bemerkung. In seiner Bibliothek, die nach seinem Tode von seinem Nachfolger für das botanische Institut erworben wurde, kann man sehr drastische Randbemerkungen finden, die höchst interessante Zeugnisse über die Stellung von Sachs auch zu solchen Schriften geben, die zu seinen eignen Arbeiten keine unmittelbare Beziehung haben.

Sachs hat aber auch viele Freunde gehabt. In erster Reihe unter ihnen steht der hervorragende Morphologe Wilhelm Hofmeister (ursprünglich Buchhändler in Leipzig, später Professor der Botanik in Heidelberg und Tübingen), mit dem er bis zu dessen 1877 erfolgten Tode in engstem wissenschaftlichen und persönlichen Verkehr gestanden

Digitized by Google

hat. Mit vielen seiner Mitarbeiter und Schüler hat er die in Würzburg angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen weiter gepflegt.

Der botanische Garten und das botanische Institut Würzburg haben unter Sachs' Leitung viele Verbesserungen und Erweiterungen erfahren. Als Sachs nach Würzburg kam, bestand das Institut aus nur einem Stockwerk mit fünf Zimmern (der erste Stock des gegenwärtigen Gebäudes). Vom pharmakologischen Institut und der Poliklinik, die ursprünglich in dem gleichen Gebäude (Erdgeschoß) untergebracht waren, wurde das Haus allmählich befreit; durch den Aufbau zweier Stockwerke (1872) und den Anbau eines geräumigen Hörsaals (1885) wurde eine größere Anzahl neuer Räume gewonnen.

Die Zahl derer, die bei Sachs promoviert haben, ist keine allzu große gewesen. Wer glaubte, ohne besondere Anstrengung den Doktorgrad erwerben zu können, der fand bei Sachs wenig Gegenliebe. In der Laboratoriumsordnung, auf deren strengste Einhaltung Sachs größten Wert legte, findet sich der Satz: „Dem öfter ausgesprochenen Verlangen, hier eine Dissertation auszuarbeiten oder eine Abhandlung zur Publikation herzustellen, kann ich nur dann entsprechen, wenn die betreffenden Herren vorher 1—2 Semester hier gearbeitet haben und ich mich von ihrer Befähigung überzeugen konnte." Sachs stellte sehr hohe Anforderungen und nahm nur die in sein Institut auf, die sich mit vollem Ernst und mit regstem wissenschaftlichen Interesse ihrer Sache widmeten. So fanden sich hauptsächlich junge Gelehrte, die die Botanik als Lebensberuf gewählt hatten, im Sachs'schen Laboratorium ein, um die Methoden der neuen Wissenschaft an der Quelle zu studieren. In den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, als Sachs selbst auf dem Höhepunkt seines Schaffens stand, erlebte auch die Sachs'sche Schule ihre Blütezeit. Die „Arbeiten aus dem botanischen Institut Würzburg" legen hiervon Zeugnis ab. Viele der Forscher, deren Namen hier zu finden sind, waren oder sind noch heute die Leiter großer Institute, in denen die Pflanzenphysiologie gepflegt wird. So haben die Anregungen, die Sachs seinen Schülern gegeben hat, reichste Früchte getragen und der Pflanzenphysiologie im Rahmen der biologischen Forschung und des biologischen Unterrichts die Stellung verschafft, die ihr gebührt. Der erste Schüler von Sachs ist sein späterer Nachfolger auf dem Würzburger Lehrstuhl Gregor Kraus gewesen. Er hat schon in Bonn, dann in Freiburg, wo sich ihm Millardet zugesellte, unter Sachs gearbeitet. Im Würzburger Institut arbeiteten als erste Schmitz (später Professor in Greifswald), Reinke (jetzt Professor in Kiel),

Digitized by Google

W. Pfeffer (jetzt Professor in Leipzig) und de Vries (em. Professor in Amsterdam). Von weiteren Schülern seien genannt: Baranetzky, Brefeld, Fr. Darwin, Elfving, E. Godlewski, Goebel, A. Hansen, Klebs, Hermann Müller-Thurgau, Noll, Prantl, Marshall Ward, Zimmermann.

Wir wollen nun versuchen, einen Überblick über die wissenschaftlichen Leistungen von Julius Sachs zu gewinnen. Wir beginnen mit seinem ureigensten Gebiet, der Pflanzenphysiologie. In zwei stattlichen Bänden hat Sachs wenige Jahre vor seinem Tode seine in vielen Zeitschriften zerstreuten physiologischen Abhandlungen gesammelt herausgegeben. Das Fundamentalproblem der Ernährungsphysiologie, die Gewinnung des Kohlenstoffs aus der Luft und dessen weiteres Schicksal im Pflanzenkörper, hat Sachs ganz besonders angezogen. Man wußte wohl schon, daß die Pflanze im Lichte Kohlensäure zersetzt. Wie aber der Lamarck'schen Deszendenzlehre 50 Jahre die Anerkennung versagt blieb, bis Darwin ihr zum Siege verhalf, so war auch die ebenfalls um die Wende des Jahrhunderts begründete Assimilationstheorie weit entfernt, sich allgemeiner Zustimmung zu erfreuen. Sachs vertrat von Anfang an die Auffassung, daß es sich um keine Theorie handle, sondern um unumstößliche Tatsachen, und diese Auffassung hat sich auch bald durchgesetzt. Er selbst hat durch seine epochemachenden Untersuchungen nicht wenig dazu beigetragen. Sachs hat vor allem gezeigt, daß die Laboratorien, in denen sich der wichtige Prozeß der Kohlensäurezerlegung unter dem Einfluß des Lichts abspielt, die grünen Farbstoffträger in den Blattzellen, die Chlorophyllkörper, sind. Die Stärke, die schon Mohl vor ihm in diesen Gebilden erkannt hatte, wurde von ihm als das erste sichtbare Assimilationsprodukt erkannt. Wollten wir eine Analogiebezeichnung für diesen Satz wählen, so könnten wir ihn getrost den zweiten Hauptsatz der pflanzlichen Stoffwechselphysiologie nennen. — Sachs wies ferner nach, daß die Stärke, die bei Tage entsteht, nachts aufgelöst wird und daß das Lösungsprodukt nach anderen Teilen der Pflanze wandert. Er ersann heute allgemein bekannte und angewandte Methoden, um die Stärkebildung im Blatt makroskopisch sichtbar zu machen, um die Menge der aus Kohlensäure und Wasser entstehenden organischen Substanz quantitativ bestimmen zu können (Blatthälftenmethode) und um die Sauerstoffausscheidung der grünen Pflanze vor Augen zu führen (Gasblasenmethode). Die Untersuchung der Wirkung bestimmter Spektralbezirke auf die Pflanze durch Anwendung von Farblösungen in den bekannten doppelwandigen Glocken

Digitized by Google

führte zu der wichtigen Erkenntnis, daß die in der Pflanze ablaufenden photochemischen Vorgänge mit der bekannten Wirkung des Lichts auf Chlorsilber nicht auf die gleiche Stufe gesetzt werden können.

Auch auf anderen Gebieten der Stoffwechselphysiologie ist Sachs schöpferisch tätig gewesen. In methodisch vorbildlich gewordenen Untersuchungen über die Keimung verschiedener Pflanzen (Schminkbohne, Gräser, Dattel, Küchenzwiebel) werden die Stoffwandlungen und Stoffwanderungen während der ersten Entwicklungsstadien der Pflanzen und ihre Beziehungen zur Neubildung und Ausdehnung der Organe untersucht. Die Kultur der Landpflanzen in künstlichen, ihrer Zusammensetzung nach genau bekannten Nährlösungen hat Sachs zu einem wichtigen Hilfsmittel der pflanzenphysiologischen Forschung ausgebaut, indem er zeigte, daß es möglich ist, Pflanzen unter Ausschluß des Bodens zur vollen Entwicklung bis zur Samenreife zu bringen. Es ergab sich dabei auch, daß die namentlich von Liebig vertretene Anschauung, daß die Kieselsäure für die Entwicklung der Gräser notwendig sei, auf einem Irrtum beruht und daß die in der landwirtschaftlichen Praxis der damaligen Zeit übliche Siliciumdüngung eine völlig überflüssige Maßnahme war. Eingehende Studien widmete Sachs daneben der Tätigkeit der Wurzeln. Er beobachtete den Verlauf der Wurzelhaare im Boden, das Anschmiegen derselben an die kleinen Bodenteile und ihre Fähigkeit, durch Ausscheidung von Säure die Auflösungsprozesse zu beschleunigen, die die Bodensubstanzen der Aufnahme durch die Pflanze zugänglich machen.

Das schwierige, noch immer von der restlosen Lösung weit entfernte Problem des Saftsteigens hat durch Sachs viele Förderung erfahren. Wenn auch seine sog. Imbibitionstheorie, nach der das Wasser vornehmlich in den Wänden der verholzten Zellen aufsteigt, sich nicht hat aufrecht erhalten lassen, so hat sie doch auf die weitere Forschung sehr anregend gewirkt. Besonders bemerkenswert ist die von Sachs angegebene Methode, die Geschwindigkeit des aufsteigenden Saftstroms durch Darreichung von Lithiumnitrat zu messen. Das Lithium wird aufgenommen und wandert in der Pflanze empor; die Höhe, die es erreicht, kann auf spektroskopischem Wege leicht ermittelt werden.

Außer in der Stoffwechselphysiologie hat Sachs sich auf zwei anderen Teilgebieten der Physiologie durch bahnbrechende Untersuchungen betätigt. Es sind das die Physiologie des Wachstums und die der Reizerscheinungen. Er hat die Methoden ausgebildet, mit Hilfe deren die ersten exakten Messungen der Wachstumsgröße gemacht wurden.

Digitized by Google

Die Entdeckung der sog. „großen Wachstumsperiode", der Erscheinung, daß die Wachstumsgeschwindigkeit der Pflanzenorgane aus inneren Gründen allmählich bis zu einem Maximum ansteigt, um dann wieder bis zum Stillstand zu sinken, ist eine Frucht dieser Untersuchungen. Nicht minder wichtig ist die in den Studien über den Einfluß der Temperatur auf die Wachstumsvorgänge begründete Lehre von den Kardinalpunkten. In allgemeiner Fassung heißt sie: Jeder Lebensvorgang ist an bestimmte Temperaturgrenzen gebunden, eine untere, das Minimum, eine obere, das Maximum. Zwischen beiden liegt ein dritter Kardinalpunkt, bei dem der Lebensvorgang seine höchste Energie entfaltet, das Optimum. Die uns heute fast selbstverständlich dünkende Voraussetzung einer jeden physiologischen Untersuchung über die Wirkung eines Außenfaktors auf den Organismus, daß nur dieser eine Faktor, dessen Einfluß erforscht werden soll, variiert werden darf, während die anderen konstant gehalten werden müssen, diese Voraussetzung ist erst von Sachs genügend betont und erfüllt worden. Das ist gewiß ein Zeichen dafür, wie wenig man vor Sachs physiologisch zu denken und zu experimentieren verstand und wie groß der Aufschwung ist, den die Physiologie durch ihn genommen hat. Wenn trotzdem die Kardinalpunkte heute nicht mehr in so einfacher Weise gedeutet werden können, wie Sachs sich das wohl vorstellte, so liegt das daran, daß zu der eben erwähnten Voraussetzung der Konstanz der Faktoren die weitere kommt, daß diese Faktoren in einem genügenden Ausmaß gegeben sein müssen, und daß ferner Sachs die zeitliche Wirkung bestimmter Einflüsse auf den Organismus noch nicht genauer kannte.

In einem gewissen Zusammenhang mit den wachstumsphysiologischen Studien stehen einige Arbeiten über die Anordnung der Zellen in den jüngsten Pflanzenteilen. Die hier eingeführten Begriffe der Periklinen und Antiklinen haben sich als Orientierungsmittel für die Beurteilung der Anordnung der Zellen in Vegetationspunkten gut bewährt und die allgemeine Anwendbarkeit des Prinzips der rechtwinkeligen Schneidung der Teilungswände kennen gelehrt. In der Abhandlung wird der Satz vertreten, daß das Wachstum eine wesentliche Bedingung der Zellteilung ist, nicht aber umgekehrt die Zellteilung eine Ursache des Wachstums.

Unter den reizphysiologischen Untersuchungen sind namentlich diejenigen über die Tropismen (Richtungsbewegungen festgewachsener Pflanzenteile) hervorzuheben. Sachs darf als der Entdecker der früher zwar schon beobachteten, aber nicht richtig gedeuteten Hydrotropismus

Digitized by Google

der Wurzeln gelten. Eine einfache Einrichtung, ihn zu demonstrieren, das „hängende Sieb", findet noch heute in allen Laboratorien Verwendung. Die Einführung des Klinostaten, eines Apparates, der eine langsame Rotation der Pflanze gestattet und dadurch die krümmende Wirkung der Schwerkraft ausschließt, ist für die Entwicklung der modernen Reizphysiologie, die gerade mit dem Studium der geotropischen Probleme aufs Engste verknüpft ist, von grundlegender Bedeutung geworden. Wer heute die Untersuchungen Hofmeisters über das Zustandekommen der geotropischen Krümmung liest und sie mit denen von Sachs vergleicht, der möchte wohl meinen, daß beide fast ein Jahrhundert auseinanderliegen. So sehr haben wir uns in die Sachs'schen Vorstellungen eingelebt, daß es uns kaum möglich erscheint, daß noch vor 50 Jahren Annahmen wie die von Knight-Hofmeister einer Widerlegung bedurften. Sachs hat Geotropismus und Phototropismus als Reizerscheinungen erkannt und hat bei Wurzel und Stengel nachgewiesen, daß das Zustandekommen der Krümmung auf ungleichseitigem Wachstum antagonistischer Seiten beruht. Er hat sich nicht nur auf das Studium der (orthotropen) Hauptwurzeln und Hauptsprosse beschränkt, sondern hat auch die von ihm so genannten plagiotropen Organe (namentlich die Nebenwurzeln) in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen und in wichtigen Punkten ihr Verhalten äußeren Reizen gegenüber aufgeklärt.

Auch als Morphologe hat Sachs bleibende Verdienste. Zwar nicht als Morphologe im alten Sinne; denn die sogenannte idealistische Morphologie Alexander Brauns hat er heftig bekämpft. An die Stelle der rein formalistischen Betrachtung suchte er die kausale zu setzen, indem er die Formen der Organe aus ihrer materiellen Beschaffenheit abzuleiten suchte. Schon aus diesem prinzipiellen Grunde ist seine Abhandlung über „Stoff und Form der Pflanzenorgane" höchst bedeutsam. In der Theorie der organbildenden Stoffe, die hier entwickelt wird, sucht Sachs die Annahme zu begründen, daß den Formverschiedenheiten der Organe materielle Verschiedenheiten der Substanz entsprechen. Speziell für das Vorhandensein blütenbildender Stoffe glaubte Sachs aus verschiedenen Beobachtungen, unter anderem aus interessanten Regenerationsversuchen mit Begoniablättern sichere Anhaltspunkte gefunden zu haben. Durch Annahme von besonderen sproß- und wurzelbildenden Stoffen sucht er die von Vöchting so eingehend studierten Polaritätserscheinungen zu erklären. Wenn auch seine Beweisführung hierin weniger glücklich ist, so hindert das nicht, daß die Abhandlungen über Stoff und Form und in Zu-

Digitized by Google

sammenhang damit verschiedene aus den letzten Jahren von Sachs' Forschertätigkeit stammende Arbeiten für die Grundlegung der kausalen Morphologie von bleibender Bedeutung sind. Es ist gewiß bemerkenswert, daß die Kontinuität der embryonalen Substanz von Sachs schon hervorgehoben worden ist, noch ehe Weismann die Ideen entwickelt hatte, die die Grundlage seiner bekannten Keimplasmatheorie bildeten. Hervorgehoben zu werden verdient auch der Satz: „Ich werde in einem späteren Aufsatz zeigen, daß gewisse Varietätenbildungen nur sprungweise eintreten konnten und sehr wahrscheinlich hat dies in sehr vielen Fällen stattgefunden." Er erschien in Sachs letzter Abhandlung, die er kurz vor seinem Tode, vier Jahre vor dem Erscheinen von de Vries Mutationstheorie veröffentlicht hat. Von jeher hat Sachs den Problemen der Systematik regstes Interesse entgegengebracht. Seine kausal-morphologischen Studien führten ihn auf phylogenetische Fragen spezieller und allgemeiner Art. Daß Sachs ganz und gar auf dem Boden der Deszendenztheorie stand, bedarf wohl keiner Erwähnung; die Verdienste Darwins, insbesondere dessen Selektionstheorie, schätzte er dagegen — in den letzten Jahren wenigstens — sehr gering ein.

Wir würden von Sachs wissenschaftlicher Tätigkeit ein sehr unvollständiges Bild gewinnen, wenn wir nicht der zusammenfassenden Darstellungen gedenken wollten, die er im Laufe seiner etwa 40jährigen Forschertätigkeit veröffentlicht hat. Sie alle, das „Handbuch der Experimentalphysiologie" (1865), das „Lehrbuch der Botanik" (1868; 4. Aufl. 1874), die „Geschichte der Botanik" (1875) und die „Vorlesungen über Pflanzenphysiologie" (1882; 2. Aufl. 1887) sind in ihrer Art Meisterwerke. Wenn irgendwo das viel mißbrauchte Wort „epochemachend" am Platze ist, für Sachs „Handbuch der Pflanzenphysiologie" trifft es zu. Als die erste systematische Darstellung einer neuen Wissenschaft*) bildet es die Grundlage aller weiteren pflanzenphysiologischen Forschung. Die Anregungen, die von dem Werke ausgingen, sind mit wenigen Worten nicht zu schildern. Generationen von Forschern haben sie verarbeitet; und jetzt, nach mehr als 50 Jahren, ist die reiche Quelle weit entfernt erschöpft zu sein. Obwohl das Werk sehr bald nach seinem Erscheinen vergriffen war, hat sich Sachs zu einer neuen Auflage nicht entschließen können.

Um die Bedeutung des „Lehrbuchs der Botanik" recht zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, welche literarischen Hilfsmittel dem

*) Was sich vorher Hand- oder Lehrbuch der Pflanzenphysiologie nannte, hatte mit dem Sachs'schen Buch nur den Namen gemein.

Digitized by Google

studierenden Biologen damals zur Verfügung standen. Verschiedene Bücher, die sich „Lehrbuch" nannten, waren alles andere als ein den Ergebnissen der neuesten Forschungen Rechnung tragender Überblick über die Wissenschaft. Schleidens „Grundzüge der Botanik", ein sehr originelles Werk, das aber vielfach die für ein Lehrbuch erforderliche Objektivität vermissen läßt, war, obgleich öfter neu erschienen, gänzlich veraltet. Mit dem Maßstabe gemessen, den wir heute an ein Lehrbuch der Biologie legen, war das Sachs'sche Buch das erste seiner Art. Es ist auch seither nicht wieder übertroffen worden. Der große Umschwung auf morphologischem, entwicklungsgeschichtlichem und physiologischem Gebiet, der sich in den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts vollzogen hatte und sich vor allem an die Namen Nägeli, Hofmeister, de Bary und Sachs selbst knüpfte, findet in Sachs Buch zum ersten Male die verdiente Würdigung. Die glänzende Darstellung ist durch zahlreiche Abbildungen illustriert, die zum Teil das Ergebnis langer Studien waren. Sie kehren noch heute in zahlreichen Schriften wieder und sind jedem Biologen wohl bekannt. Größere farbige Reproduktionen dieser Abbildungen sind die von Sachs eigenhändig hergestellten Wandtafeln, die im botanischen Institut Würzburg aufbewahrt sind und als wichtiges Hilfsmittel für den Unterricht ständig benutzt werden. Die 4. Auflage des in mehrere Sprachen übersetzten Buches war ebenso wie ihre Vorgängerinnen bald vergriffen; den vielen Wünschen, eine 5. Auflage vorzubereiten, ist jedoch Sachs nicht nachgekommen. Er setzt die Gründe hierfür in der 1. Auflage seiner „Vorlesungen" mit einigen Worten auseinander, die zugleich ein treffendes Bild von den Gedanken geben, von denen sich Sachs bei der Abfassung seines Lehrbuchs leiten ließ: „Solange dem Künstler seine Komposition gefällt, kann er ja hie und da mit einigen Pinselstrichen oder auch mit größeren Veränderungen nachhelfen; das genügt aber nicht, wenn die Komposition selbst aufgehört hat, der Ausdruck seiner Idee zu sein; in dieser Lage befinde ich mich nun meinem Lehrbuch gegenüber, denn die Hauptsache an demselben ist für mich die Komposition, die Form der Darstellung im Großen und Ganzen". Unter Zugrundlegung der Sachs'schen Einteilung sind später andere Lehrbücher aus dem von Sachs hervorgegangen; das zweibändige von Frank (1891/92), und das an Umfang wesentlich geringere von Prantl (1913 in 13. Auflage herausgegeben von Pax). Sachs selbst hat nur mehr die Physiologie einer Neubearbeitung unterzogen und sie in die etwas zwangloser Form der Vorlesungen gekleidet. Die spezielle Morphologie und

Digitized by Google

Systematik wurden von Sachs' Schüler Göbel in völlig neuer Form herausgegeben.

Ein Werk von ganz eigenartiger Prägung, das schon heute in die Reihe der klassischen Werke eingereiht zu werden verdient, ist die „Geschichte der Botanik vom 16. Jahrhundert bis 1860" (1875). Die Quellenstudien für das Werk nahmen Sachs fünf Jahre voll in Anspruch. Als das Manuskript fertig war und zur Druckerei gehen sollte, blätterte es Sachs noch einmal durch und das Resultat dieser Prüfung war, daß er es anstatt dem Drucker dem Feuer übergab.*) Dieser voreilige Entschluß hatte erfreulicherweise nicht zur Folge, daß das Werk nun unveröffentlicht blieb. Die souveräne Beherrschung des Stoffes, eine Folge seines glänzenden Gedächtnisses, kam Sachs hier zu Hilfe. Er diktierte das Werk einem Schreiber und binnen kurzem lag ein neues Manuskript vor. Die Auffassung, die Sachs von der Bedeutung des Geschichtsstudiums hatte, spiegelt sich schön wieder in einer Bemerkung, die sich in seinem Nachlaß vorgefunden hat: „Wer den Geist einer Wissenschaft recht kennen lernen will, muß die Geschichte derselben studieren; erst wenn man erklärt, wie die Grundprobleme in den Köpfen schöpferischer Männer auftauchten und wie diese bewältigt wurden, versteht man ihre wahre Bedeutung; die Lehrbücher und Vorlesungen geben darüber gewöhnlich keine Auskunft. In diesem Sinne sind Koppes Geschichte der Chemie und Poggendorfs Geschichte der Physik zu den lehrreichsten Werken der naturwissenschaftlichen Literatur zu zählen." Wir könnten hinzufügen: Diesen lehrreichen Werken gliedert sich Sachs „Geschichte der Botanik" würdig an. — Es würde zu weit führen, alle Kapitel des Werkes aufzuzählen, die eine besondere Beachtung verdienen. Sachs hat nie mit seiner Meinung zurückgehalten, auch wenn sie im Gegensatz zu allen landläufigen Anschauungen stand. Die Zeit hat ihm darin mehr als einmal recht gegeben. Die treffende Charakterisierung Linnés, des großen Organisators, der die moderne Systematik begründet hat, der aber als induktiver Forscher mit seinen experimentellen Arbeiten sich nicht über das Niveau der Scholastik erhob, die Bewertung von Goethes Metamorphosenlehre und der Schimper-Braun'schen Morphologie, die glänzende historische Darstellung der Sexualtheorie — um nur einige Beispiele aus nichtphysiologischen Gebieten zu nennen — alles das legt Zeugnis ab von dem tiefen Eindringen des Verfassers in die Probleme und von seiner hervorragenden Fähigkeit, unter Ver-

*) So berichtet Hauptfleisch, der offenbar hierüber von Sachs persönlich unterrichtet war.

Digitized by Google

meidung alles unnötigen Ballasts das darzustellen, was für den Entwicklungsgang der Wissenschaft maßgebend gewesen ist. Gewiß sind auch Stellen in dem Buch, die nicht auf Zustimmung rechnen konnten und im Laufe der Zeit haben sich die Anschauungen in manchem Punkte geändert. Das kann aber das allgemeine Urteil über das Werk nicht beeinflussen. Sachs selbst sagt in der Vorrede der 1890 erschienenen englischen Übersetzung seines Werkes, daß er in verschiedenen Punkten seine Anschauung geändert habe.

Julius Sachs starb am 29. Mai 1897. Ein schweres Leberleiden setzte seinem Leben ein Ziel. Wenn Arbeit und Erfolg Glück bedeuten, so ist Sachs Leben überreich an Glück gewesen. Und doch kann man nicht sagen, daß Sachs glücklich war. Dazu hat er persönlich zu viel Schweres erlebt. Der frühe Tod seiner Eltern und die Sorge ums tägliche Brot, mit der er lange Zeit zu kämpfen hatte, später die Erkrankung seiner Gattin und eigene schwere Leiden, alles das mochte dazu beitragen, daß er in späteren Jahren oft verbittert und wenig zugänglich war. In der wissenschaftlichen Arbeit aber fand er immer wieder Trost. Als Forscher ist Julius Sachs jung geblieben bis an sein Lebensende, das der Verwirklichung weit schauender wissenschaftlicher Pläne ein jähes Ziel gesetzt hat.

Wichtigste Schriften von J. Sachs: Handbuch der Pflanzenphysiologie, Leipzig 1865. — Lehrbuch der Botanik, Leipzig 1868; 2. Auflage 1870; 3. Auflage 1872; 4. Auflage 1874. — Geschichte der Botanik vom 16. Jahrh. bis 1860. München 1875. — Vorlesungen über Pflanzenphysiologie. Leipzig 1882; 2. Auflage 1887. — Gesammelte Abhandlungen über Pflanzenphysiologie. Zwei Bände Leipzig 1892—1893. — Arbeiten des botanischen Instituts in Würzburg, herausgegeben von J. Sachs. Drei Bände 1874—1888. Leipzig. — Physiologische Notizen. Marburg 1898 (nach Sachs' Tode herausgegeben von K. Goebel).

Wichtigste Schriften über J. Sachs: Hauptfleisch P., Professor Julius von Sachs. Gedächtnisrede, gehalten in der Physikalisch-medizinischen Gesellschaft zu Würzburg. Würzburg 1897. (Auch in den Verhandlungen der Physik. Med. Ges. erschienen). — Hauptfleisch P., Julius Sachs. In: Biographisches Jahrbuch, herausgeg. von Bettelheim, Bd. I, 1897. — Goebel, K., Julius Sachs. In „Flora", Bd. 84, 1897.

H. Kniep (Würzburg).

Digitized by Google

42. Schäffler, August, Archivar und Geschichtsforscher 1837—1891.

Schäffler, August, k. bayerischer Reichsarchivrat und Vorstand des k. Kreisarchives für Unterfranken und Aschaffenburg, ist geboren am 5. Juli 1837 in München, gestorben am 8. Juli 1891 in Würzburg.

„Ohne alles und jedes Privatvermögen haben meine teuern, besten Eltern unter harten Entbehrungen und Einschränkungen den größten Teil ihres sehr schmalen Einkommens für die Erziehung und Ausbildung ihrer drei Söhne geopfert." Mehr als diese paar Worte, die sich zufällig in einem Personalakte finden, wissen wir nicht über den k. Rechnungskommissär Johann Baptist Schäffler und seine Ehefrau, denen August Schäffler das Leben verdankt hat. Aber es dürfte genügen.

Im Sommer 1857 erwarb sich Schäffler am Wilhelmsgymnasium zu München das Reifezeugnis, im Herbste bezog er als Student der Geschichte und Philosophie die Universität. Seine Liebe zur Musik führte ihn zum Akademischen Gesangverein, dem er auch zeitlebens treu geblieben ist. Und schon damals verstand er es, ernstes Schaffen mit frohem Lebensgenusse, Wandern über Berg und Tal mit bohrender Arbeit am Schreibtisch zu vereinigen.

Nach wenigen Semestern löste er im philologisch-historischen Seminar eine Preisfrage, 1861 aber wurde seine Seminararbeit „Beitrag zur Geschichte der oberbayerischen Landeserhebung im Jahre 1705" mit dem ersten Preise gekrönt und fand Aufnahme in Sybels Historischer Zeitschrift. Eine Abhandlung über Julian Apostata errang den zweiten Preis.

Lehrer wie Sybel, Söltl, Rockinger und Giesebrecht entschieden über seine Berufswahl. Bald nach Lösung der Seminaraufgaben fand er als Hilfsarbeiter und endlich 1865 als wirklicher Mitarbeiter Aufnahme in die historische Kommission an der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Wie nach ihm Felix Stieve den Stoff zu seinem Bauernkrieg des Jahres 1626 auf weiten Fußwanderungen im „Landl" zusammengesucht hat, so sammelte schon Schäffler in Oberbayern von Ort zu Ort Nachrichten über die Landeserhebung des Jahres 1705, und solche Art der Forschung führte den Studenten dann von selbst zu

Digitized by Google

den Quellen geschichtlicher Überlieferung, in die Archive. Im Jahre 1861 unternahm er im Auftrage der Akademie seine erste archivalische Studienreise nach Karlsruhe, Heidelberg und Koblenz. Im folgenden Jahre trat er in den bayerischen Archivdienst.

Durch vorzüglichen Fleiß, ernstes Benehmen und seltene Geschäftsgewandtheit erwarb sich der Praktikant das Wohlwollen des Archivdirektors Löher und wurde von diesem allmählich zu wichtigen Aufgaben herangezogen. So hat er z. B. im Vollzuge des Friedensvertrages vom Jahre 1866 monatelang bei der Auslieferung bayerischer Archivalien an Preußen geholfen und sich dabei die übliche Ordens-Auszeichnung geholt.

Im Februar 1867 bestand er das Examen, das damals in recht einfachen Formen mündlich vor dem Archivdirektor abgelegt wurde. Im Herbste des folgenden Jahres erlangte er seine erste staatliche Anstellung als Sekretär am k. Archivkonservatorium München, wurde aber schon nach ein paar Monaten als zweiter Sekretär ins k. Allgemeine Reichsarchiv zu München berufen.

Im Frühjahr 1870 vermählte er sich mit Marie Kellerer, ehelichen Tochter des Bäckermeisters J. Kellerer in München.

In den Spätsommertagen desselben Jahres 1870, dessen große Ereignisse er mit Begeisterung verfolgte, übernahm er die Leitung des k. Archivkonservatoriums Würzburg und fand hier ein weites Feld für seine hohe Begabung und ungewöhnliche Arbeitskraft.

Das unmittelbar aus dem alten, wohlgeordneten hochstiftischen Archive herausgewachsene Archiv für Unterfranken hatte in der napoleonischen Zeit wichtige Bestandteile des kurmainzischen Archives und eine Unmasse von Urkunden und Akten aufgehobener Stifter und Klöster u. s. w. in sich aufnehmen dürfen, dann aber wieder die ältesten Urkunden ans Reichsarchiv in München abgeben müssen und befand sich beim Amtsantritte Schäfflers infolge schlechter Verwaltung in einer kläglichen Verfassung. Über die neuen Zugänge waren keine geordneten Aufzeichnungen vorhanden, und nur ein ganz kleiner Bruchteil der Repertorien über die älteren Bestände entsprach den archivalischen Anforderungen. Sechs bis sieben Tausend Urkunden waren noch gar nicht verzeichnet. 40,000 Rechnungen lagen in einem Haufen wild durcheinander. Etwa 85,000 Akten harrten der Neubearbeitung. Und auf Grund dieses ungenügenden Stoffes sollte der Archivar fort und fort wichtige Rechtsfragen lösen. Was wunder, wenn ihn zuweilen die Verzweiflung packen wollte. Und dabei ward ihm von Tag zu Tag klarer, daß dies noch so wenig bekannte Würz-

Digitized by Google

burger Archiv eines der größten in Deutschland, das reichste und bedeutendste bayerische Provinzialarchiv sei.

Unsere Gegner sind unsere Helfer. Gerade die Schwierigkeit der Aufgabe spornte den jungen Beamten zur Anspannung aller seiner Kräfte, und er ging — erst schweren Herzens, dann aber mit rücksichtsloser Tatkraft — zunächst an die dringend notwendige Neuordnung des hochstift-würzburgisch-unterfränkischen Aktenarchives.

Wenn er selbst auch das gewaltige Werk nicht vollenden konnte, so schenkte ihm doch ein gütiges Geschick mit der Zeit hervorragend tüchtige Mitarbeiter, die er auszubilden und für die endliche Durchführung der Aufgabe zu begeistern verstand. Und als er frühzeitig die Augen schloß, führte sein Schüler und Nachfolger Göbl das Werk dergestalt fort, daß nach weiteren neunzehn Jahren das Kreisarchiv Würzburg auch den Namen eines der bestgeordneten Archive Deutschlands verdiente.

Wie im Ordnungsdienste, so betrat Schäffler auch im Referatsdienste ganz neue Wege. Bislang hatte der Archivar „alles, was nur halbwegs in den Betreff paßte, kunterbunt, ohne Studium und ohne Ordnung" der Regierung und andern Behörden vorgelegt. Jetzt ging jeder Archivalienvorlage ein durchgreifendes Studium voran, und ein Bericht über das Gesamtergebnis ersparte dem Regierungsbeamten, dem Richter ein wiederholtes Lesen der Urkunden, Akten und Bücher, zu dem er in vielen Fällen überhaupt gar nicht fähig ist. Als echter Geschichtsforscher verirrte sich Schäffler niemals in Vermutungen, sondern hob immer das Wirkliche, Tatsächliche aus den Archivalien heraus. Und als guter Jurist verstand er sich auch auf die Anwendung. In seinem Eifer ging er zuweilen so weit, daß einige Jahre nach seinem Amtsantritte der Reichsarchivdirektor eingreifen zu müssen glaubte. In einem wohlwollenden Erlasse wies er darauf hin, daß solch eingehende Gutachten denn doch jede berechtigte Anforderung der k. Stellen weit überschritten und daß dadurch notwendig die edelste Arbeitskraft der Archivbeamten sich vor der Zeit verzehren, in anderen Zweigen des k. Archivdienstes aber ein Geschäftsbankrott eintreten müsse. Diese Anschauung hatte gewiß viel Richtiges. Aber befolgt wurde der daran geknüpfte gute Rat im Kreisarchive Würzburg mit nichten. Schäffler und nach ihm Göbl setzten ihren Stolz darein, jede Anfrage der Regierung und anderer Behörden bis ins Kleinste zu beantworten. Dergestalt, daß man geradezu von einer Würzburger Schule archivarischer Pflichtauffassung sprechen darf, deren Grundsätze bis heute maßgebend geblieben sind.

Digitized by Google

Und dabei haben auch die Ordnungsarbeiten keineswegs gelitten. Das zeigt ein Blick auf die Repertorien des Archives. Im Gegenteil: die eine Tätigkeit hat befruchtend auf die andere gewirkt.

Als Schäffler im Alter von dreiunddreißig Jahren nach Würzburg kam, ahnte er gewiß nicht, daß dieser Ort die letzte Station seines Lebens sein sollte. Schon im Jahre 1877 drängten ihn Erwägungen äußerer Art, sich um eine Ratsstelle am Reichsarchive zu bewerben. Warum seiner Bitte damals keine Erfüllung wurde, ist nicht bekannt. Später aber, wo ihm der Weg offen gestanden wäre, konnte er sich selbst nicht mehr von Würzburg, von seiner Freiwohnung in der Residenz und von seinem Lehramte trennen.

Schon vier Jahre nach seinem Amtsantritte hatte er an der Universität die Vorträge über die Hauptfächer der historischen Hilfswissenschaften übernommen und war deshalb der philosophischen Fakultät „ohne Anteilnahme an den sonstigen Rechten und Pflichten eines Universitätslehrers" angegliedert worden. Diese Tätigkeit unterbrach, wie er zehn Jahre später urteilte, nicht allein erfrischend sein archivalisches Einsamsein und lohnte sein Bestreben durch besten Lehrerfolg, sondern zwang ihn auch, seine archivalischen Fachkenntnisse von Tag zu Tag zu vertiefen und zu erweitern.

Daß er aber neben solcher Amts- und Lehrtätigkeit noch Zeit zu wissenschaftlichen Forschungen fand, muß jeden Archivar mit Bewunderung erfüllen. Eine stattliche Reihe von Veröffentlichungen trägt seinen Namen. Das bedeutendste Werk ist die gemeinschaftlich mit Theodor Henner besorgte Herausgabe der Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken von Lorenz Fries, eine Arbeit, durch die „das Quellenmaterial zur Geschichte jener großen deutschen Revolution ohne Zweifel eine der allerwertvollsten Bereicherungen" erfahren hat. In weite Kreise drang sein Ruf. Ehrenvolle Aufforderungen blieben nicht aus. Professor Dümmler lud ihn zur Mitarbeit an den Monumenta Germaniae ein; Professor Sickel wünschte dringend, daß er bei der Herausgabe der Kaiserurkunden in Abbildungen eine Abteilung selbständig übernehme. Gewiß zu seinem Leidwesen mußte er beide Anerbietungen ablehnen; seine Kraft gehörte eben doch in erster Linie, wie er selbst sagte, „dem Archive und der Heranbildung junger Historiker und Archivare."

Als Altbayer, als Fremdling war Schäffler nach Würzburg gekommen. Im Laufe der Jahre wurde er einer der beliebtesten Männer der Stadt. Seine gesellige Begabung, seine gute Laune, seine Ge-

Digitized by Google

wandtheit im Versmachen rückten ihn immer mehr in den Mittelpunkt des Vereinslebens. Ja auch hier tat er des Guten zu viel. Denn zuletzt konnte in der genußfrohen Stadt kaum mehr ein großes Fest gefeiert werden, bei dem er nicht als unentbehrlicher Berater, häufig als Leiter mitgewirkt hätte.

So brannte seine Kerze in der verzehrenden Luft eines allzu bewegten Lebens frühzeitig ab.

Er war erst dreiundfünfzig Jahre alt, als ihn ein Nierenleiden danieder warf. Und er sollte sich von dieser Krankheit nicht mehr erheben.

Gepflegt von seiner treuen Gattin, mitten unter den Leiden, die er geduldig und gelassen trug, ließ er noch immer nicht ab von der gewohnten Amtsarbeit. Und auch sein Lied verstummte nicht.

Angesichts des Todes schrieb er die „Lieder eines alten fahrenden Gesellen", die dann in ein von Freundeshand zusammengestelltes Bändchen Gedichte Aufnahme fanden.

Es geht ein tieftrauriger Ton durch diese Abschiedslieder. Denn grau und ernst stand am Lager des treuen Gatten und Vaters die Sorge. Da beneidet er den Vogel, der ein Heim sein eigen nennt, ein kleines Nest unter den schwankenden Zweigen. Da sehnt er sich mit der Lerche empor aus Tal und Nebel zu reinen, lichten Höhen. Da möchte er des Lebens Qual vergessen, die mühebeladenen Schultern entbürden, nur ein einzigmal Augen und Herz im Äther baden. Dann aber bescheidet er sich. Sein Auge blickt zurück in die Tage der Jugend, wo er in seliger Ungebundenheit gewandert ist, und so singt er sein letztes Lied:

Ich hab' mich still ergeben
und klage nimmermehr,
wenn auch des Herbstes Stürme
mich rütteln hin und her.

Führt auch mein Pfad im Dunkel
wohl über Dorn und Stein,
es zieh'n doch meine Wege
auch hin im Sonnenschein.

Sie zieh'n durch hohe Wälder
voll lausch'ger Dämmernacht,
durch Wiesen über Halden
voll Duft und Blütenpracht.

Digitized by Google

Und tropft des Alters Schwinge
mir Reif auf Haupt und Haar
— mein Herz ist jung geblieben,
wie es im Frühling war.

Und endlich mag den freisinnigen Katholiken zum letzten Kampf und Strauß begleitet haben das Wort, das sich in seiner Legende vom heiligen Kilian findet:

Jedem Auge unerforschlich,
unergründlich jedem Geist
Gottes ew'ger, heil'ger Wille
uns die Wege ziehen heißt.

Während wir im Dunkel irren,
schreitet er im lichten Tag —
folge, harre, dulde, glaube,
nicht nach Gottes Zielen frag.

Am 8. Juli, am Tage St. Kilians, 1891, früh sechs Uhr, schloß er die Augen — „hoffnungsvoll und ergeben", wie einer seiner Freunde bezeugt hat. „Eine unabsehbare Menschenmenge geleitete ihn zur letzten Ruhestätte, alle dessen gewiß, daß mit ihm einer der Besten unserer Stadt in die Gruft gesenkt" wurde. —

„Wie groß und tief und weit war doch dein Herz!
Was widerklingt in einem Menschenleben,
der Freundschaft Hochgewinn, der Liebe Freud
und Leid, des Vaterlandes Glück und Größe,
das Weben, Walten, Schaffen der Natur,
der Seele heißes Fleh'n zu Gott — du hast's
in deine Töne, in dein Lied gebannt."

Diese seine Verse auf den Tondichter Valentin Becker dürfte man wohl mit einer kleinen Abänderung auch unter sein Leben setzen und sagen: Du hast's gelebt!

Längst verflossen sind nun seine sauern Lebenswochen, verrauscht die frohen Feste. Immer kleiner wird die Zahl derer, die noch etwas wissen von August Schäffler. Denn die Füße der Nachgeborenen schreiten achtlos über die Spuren des dahingesunkenen Geschlechtes.

1917 lebte noch, hochbetagt und seit sechs Jahren gelähmt, seine Witwe und bekannte im Andenken an ihn: „Mein Gedächtnis ist für manche Dinge ganz erloschen, nur nicht für die, die meinen lieben Verstorbenen betreffen — — — ihn, der mein Alles war und ist."

Digitized by Google

Eine Reihe von Büchern und Aufsätzen bewahrt seinen Namen den wenigen, die nach ihm auf gleichen Wegen der Forschung wandeln und wandeln werden.

Von dem aber, was er in den stillen Gewölben des Staatsarchives Würzburg geschaffen hat, werden auch ferne Geschlechter noch zehren, beide, Archivare und Forscher.

Schriften über August Schäffler: Dem Andenken Schäfflers. Eine Biographie des Verewigten und Sammlung der von ihm hinterlassenen Gedichte und Gelegenheitsschriften. Zur Erinnerung für seine zahlreichen Freunde als Manuskript gedruckt. Mit einem guten Bilde. Würzburg, L. Kreßner's Buchhandlung, 1892. — Nachruf Theodor Henners auf Schäffler im Jahresberichte des Historischen Vereines von Unterfranken 1891. — Geschichte des Königlichen Kreisarchives Würzburg. 1802—1912, von Dr. August Sperl. Archivalische Zeitschrift. Neue Folge XIX. Band. S. 58—75.

Schriften August Schäfflers: Zur Erinnerung an Johann Nepomuk Buchinger. 32. und 33. Jahresbericht des Historischen Vereines von und für Oberbayern. München 1872. Wolf und Sohn. — Die „hohe Registratur" des Magisters Lorenz Fries. I. Einleitung zu Publicationen aus derselben. II. Erste Publication: Fränkisch-wirzburgisches Münzwesen. Wirzburg, J. E. Thein'sche Buchdruckerei. 1873. 188 S. — Tod und Bestattung des Wirzburger Fürstbischofes Melchior Zobel. Archiv des Historischen Vereines von Unterfranken, Band 23, S. 193 bis 232. 1875. — Die Aufzeichnungen des Heinrich Steinruck über Ereignisse aus den Jahren 1430—1462. Ebendaselbst S. 475—488. — Das älteste Lehenbuch des Hochstiftes Wirzburg. Herausgegeben mit einer Einleitung, einem Register und Erläuterungen versehen, von Dr. A. Schäffler und J. E. Brandl. Wirzburg 1876. Thein (Stürtz). Verlag des Historischen Vereins von Unterfranken. — Gründung und erste Entwickelung der Stadt Wirzburg. Ein Vortrag. Sonderabdruck aus dem „Familienblatt", Beiblatt zur „Würzburger Presse". Wirzburg 1876. Stürtz. — Der älteste Wirzburger Bischofskatalog. Kritische Studie. Archivalische Zeitschrift III., 275—293, IV. 50—65. 1878 und 1879. — Die oberbayerische Landeserhebung im Jahre 1705. Neue Aufschlüsse aus Archivalien zur Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges. Würzburg, Staudingers Verlag 1880. — Über die Konstatierung von Wüstungen im bayerischen Kreise Unterfranken und Aschaffenburg (mit J. E. Brandl), Arch. Zeitschr. V, 205—235. 1880. — Entwickelungsgeschichte der Stadt Würzburg von Joseph Anton Oegg. Mit Bewilligung des Eigenthümers des Manuskriptes, des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg, herausgegeben und mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. A. Schäffler. Beilage zur Würzburger Presse mit Bayer. Volkszeitung. Jahrgang 1880. 480 S. — Herausgabe und Schriftleitung der Festchronik „Alma Julia". 1882. — Die Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken von Magister Lorenz Fries. Herausgegeben im Auftrage des Historischen Vereines von Dr. A. Schäffler und Dr. Theodor Henner. 2 Bände. Würzburg. Stürtz, 1883. — Bürgermeister Dr. Georg von Zürn. Ein Gedenkblatt für Würzburgs Bürger und Bewohner nach amtlichen Quellen bearbeitet. Würzburg. Stürtz, 1884. — Die Urkunden und Archivalbände des hochstiftisch wirzburgischen Archives im 16. Jahrhundert. Archivalische

Digitized by Google

Zeitschrift X, 141—157 (1885), XI, 19—52 (1886). — Würzburgs Kampf um seine Selbständigkeit bis zum Jahre 1357. Sonderabdruck aus dem „Fremdenblatt" zur „Würzburger Presse". Würzburg 1887. Stürtz.

August Sperl (Würzburg).

43. Schneegans, Heinrich,
Professor der romanischen Philologie in Würzburg 1863—1914.

In diesem Herbst werden es schon acht Jahre sein, daß Heinrich Schneegans nicht mehr unter uns weilt.*) Seit dem Oktober 1914, wo er starb, haben wir so rasend rasch gelebt, daß jedes Jahr als vielfaches zählt und alles, was nicht jüngstes Kriegs- und Nachkriegsereignis ist, uns wie ferne Vergangenheit erscheint. Das tägliche Massensterben hat uns so abgestumpft, daß der Tod eines einzelnen kaum erschüttert, zumal, wenn der einzelne ein Gelehrter war, der nur dem Geist diente und nie Arbeit von irgendwie sichtbarem Nutzen verrichtete, weder künstliche Glieder baute, noch Zerstörungsmaschinen vervollkommnete. Erst wenn wir einmal wieder ganz zur Besinnung gekommen sind, werden wir überschauen, wieviel Wunden auch außerhalb der Schlachtfelder geschlagen wurden, wieviel Verluste wir überall, auch in der Wissenschaft, während des Krieges, durch ihn oder unabhängig von ihm, erleiden mußten.

Keine Wissenschaft ist vom Krieg unmittelbarer und empfindlicher betroffen worden als die neuphilologische, Anglistik und Romanistik. Keine wird sich so mühsam von seinen Folgen erholen, da keine so notwendig das friedliche Zusammenarbeiten der Völker voraussetzt, die sich bis gestern zerfleischten. Aber keine wird auch so Wertvolles beisteuern können für den Wiederaufbau der europäischen Gemeinschaft, für die Erneuerung der Gesinnung in den künftigen Geschlechtern. Hohe Aufgaben, die über den Bezirk der Wissenschaft hinausgreifen, sind ihr an der Schule und Hochschule vorbehalten: Verständnis für fremdes Wesen, Achtung vor fremder Leistung einzuimpfen, in allen Ländern die Fenster aufzureißen, um die Luft von Mißtrauen, Dummheit, Gehäßigkeit und Verleumdung zu reinigen. Zu solcher Arbeit wäre Schneegans berufen gewesen wie wenige — er, der Elsäßer, der erst am Ende seiner Kindheit in Deutschland heimisch wurde und

*) Von Nachrufen auf Schneegans seien genannt: Ph. Aug. Becker in Germanisch-Romanische Monatsschrift, Dezember 1914.

Digitized by Google

dem das französische immer ebenso Muttersprache blieb wie das deutsche, der deutsch fühlte und auf sein Deutschtum stolz war, aber ohne sich je in Chauvinismus zu erniedrigen. Deshalb wirkt sein Verlust heute, wo jeder Mann guten Willens und Könnens gebraucht wird, doppelt schmerzlich.

Heinrich Schneegans wurde am 11. September 1863 in Straßburg geboren. Im Elsaß und in Frankreich wuchs er heran. Früh geriet er auch nach Italien, wo sein Vater, der Journalist und Politiker August Schneegans, nachdem er für Deutschland optiert hatte, das Deutsche Reich als Konsul in Genua und Messina vertrat. Seine Studien betrieb er, mit Ausnahme eines kurzen Bonner Aufenthalts, in Straßburg unter Gustav Gröbers Leitung. 1888 bestand er dort Doktor- und Lehramtsprüfung. Ging zunächst in den Schuldienst, um sich dann als Lektor und Privatdozent an der Universität niederzulassen. Einen ersten Ruf nach Rostock lehnte er ab und siedelte 1898 als Extraordinarius nach Erlangen über. Schon 1900 vertauschte er Erlangen mit Würzburg, wo er das endlich von der Anglistik abgetrennte Ordinariat für romanische Philologie übernahm. 1909 führte ihn ein Ruf, den er nicht ausschlagen konnte, nach Bonn. Aber nur kurze Wirksamkeit war ihm an der rheinischen Universität beschieden. Er hatte kaum Wurzel gefaßt, da muß schon das unheimliche Leiden, dem er erlag, in ihm zu wühlen begonnen haben. Im Herbst 1913 bat er um Urlaub, da die Ärzte seine Lunge für bedroht hielten und ihn nach Arosa schickten. Daß die ernsteste Gefahr nicht von der Lunge kam und die Kur sie nur verschlimmerte, wurde erst erkannt, als es längst zu spät war. In Eile wurde er nun nach Bonn zurückgeschafft. Eine Nierenexstirpation wurde als letzter, von vorneherein beinahe aussichtsloser Rettungsversuch gewagt. Sie glückte, schuf sogar Besserung. Freilich nur trügerische für Wochen. Dann verriet das wiederkehrende Fieber, daß die Wucherung von neuem an ihm zehrte. Die Sommermonate waren um so qualvoller, als er selbst wohl fühlte, wie verzweifelt es um ihn bestellt war. Am 6. Oktober starb er.

Die Reihe seiner Schriften hat Schneegans 1888 mit einer Dissertation über Laute und Lautentwicklung des sizilianischen Dialektes eröffnet, die auch heute noch einen rühmlichen Platz behauptet, obwohl seitdem, im grundsätzlichen wie im besonderen, soviel für die Mundartforschung geschehen ist. 1894 brachte er eine großangelegte Geschichte der grotesken Satire heraus, sein Hauptwerk, in dessen Mittelpunkt Rabelais steht als die mächtigste Verkörperung eines

Digitized by Google

Geschmacks und eines Stils, die Schneegans in ihrer Entwicklung vor und nach Rabelais und in ihrer Verbreitung über Italien, Frankreich und Deutschland verfolgt, überall mit derselben Gründlichkeit, mit denselben mannigfaltigen Ausblicken in die Zusammenhänge zwischen literarischem und kulturellem Leben, mit derselben fein nachempfindenden Versenkung in den Gegenstand und endlich mit derselben temperamentvollen, frisch zupackenden, oft launigen und sprudelnden Darstellungskunst, die das Buch vor frühem Altern behüten wird. 1902 erschien in der Sammlung „Geisteshelden" eine Monographie über Molière, die sich an den Kreis der deutschen Molière-Bewunderer wendet, ebenfalls ausgezeichnet durch Gediegenheit und fesselnde Schilderung. Seit 1896 war Schneegans mit der Ausgabe eines altfranzösischen Alexanderromans beschäftigt. Langsam, mit häufigen und langen Unterbrechungen schritt die mühselige Arbeit vorwärts, zu der ihn weniger innere Neigung trieb als der Vorsatz, einmal Begonnenes zu vollbringen. Als sie soweit war, daß er auf ihren baldigen Abschluß rechnen durfte, wurde er krank. Sie harrt noch des Vollenders. 1904 gab er die Memoiren seines Vaters heraus, denen die politischen Ereignisse heute ein trauriges Aktualitätsinteresse verleihen. Mit allerhand Plänen trug er sich noch, die der Tod vernichtete: eine umfassende Geschichte der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts wollte er schreiben und vor allem ein Buch über Rabelais, das ihm sehr am Herzen lag und für das er nur den Zeitpunkt abwartete, wo die in schnellstem Fließen begriffene Rabelais- und Renaissance-Forschung über die wichtigsten Tatsachen zu einigermaßen geklärten Ergebnissen gelangt wäre, die nicht der nächste Tag schon umzustürzen drohte. Daneben gibt eine Menge von verstreuter Kleinarbeit, wissenschaftliche Untersuchungen und Rezensionen wie zahlreiche, im guten Sinn populäre Aufsätze beredtes Zeugnis von seiner Schaffensfreudigkeit und zugleich von seiner Vielseitigkeit. Aber wer sein gedrucktes Werk überblickt, darf nie vergessen, unter welch erschwerenden Verhältnissen Schneegans zu arbeiten gezwungen war, wie tapfer er, namentlich in den Anfängen, zu kämpfen hatte, um für seine Familie zu sorgen, und wie unverdrossen er Bürden über Bürden auf seine Schultern lud, Privatkurse, Privatstunden (sogar noch in Würzburg) und Vorträge, die ihm zuweilen Anregungen, zuweilen aber auch nur Frohn und zeitraubende Ablenkung bedeuteten.

Und besonders darf man nicht vergessen, wie stark ihn die Lehrtätigkeit in Anspruch nahm, da er ganz in ihr aufging. Er neigte

Digitized by Google

von Natur aus dazu, mündlich durch das gesprochene Wort zu wirken. Wie er in der Literatur keinen Sinn für Artistentum hatte, für eine nur nach ästhetischen Zielen ringende, nur um der Kunst willen gepflegte l'art pour l'art-Kunst, so konnte er auch die Wissenschaft nicht als eine egoistisch in sich eingesponnene Betätigung begreifen, die von den Tagesbedürfnissen losgelöst, sich selber Endzweck wäre. Pflicht des Lehrers schien ihm, die ganze Kraft dem Lehramt zu widmen und mit der Wissenschaft erzieherischen, jugendbildnerischen Zwecken zu dienen. Man kann ihm nur gerecht werden, wenn man diese Seite seiner Wirksamkeit in helles Licht rückt. Wer ihn bloß aus seinen Schriften kennt, weiß nichts vom Besten, was in ihm steckte und was er mit vollen Händen, ohne zu geizen, an alle, die ihm nahten, verschenkte.

Damit hängt eng die Rolle zusammen, die er in der Entwicklung des neuphilologischen Lehrbetriebes an den Universitäten spielte. Die immer lauter erhobenen Wünsche, man solle die Studierenden nicht zu Fachgelehrten, sondern zu künftigen Lehrern des französischen und englischen ausbilden, fanden in ihm einen entschiedenen Fürsprecher, und wenn sich manches in dieser Richtung gewandelt hat, so entfällt das Verdienst daran zum großen Teil auf Schneegans. Auf den Neuphilologentagen und sonst hat er eifrig für Reformen geworben und hat sie, soweit es ihm möglich war, durchgeführt. Als Ideal schwebte ihm vor, den Studierenden eine gründliche neuphilologische Allgemeinbildung zu vermitteln, in der kein wichtiges Wissensgebiet zu kurz käme, in der aber mehr als anderes das berücksichtigt würde, womit der Neuphilologe später im Beruf am dringendsten ausgerüstet sein muß, also neben der Beherrschung der modernen Sprache eine vertiefte, auf selbständigem Studium beruhende Kenntnis der neueren Literatur, ihrer geschichtlichen Bedingungen und ihrer Verwurzelung im geistigen Gesamtleben. Ohne die Betrachtung mittelalterlichen Sprachzustandes und Schrifttums zu vernachlässigen, hat er mit unter den ersten in Deutschland den auf die Renaissance folgenden Zeitaltern und auch dem 19. Jahrhundert in Vorlesungen und Übungen breiten Platz eingeräumt. Und was ihn am stärksten an dem Ruf nach Bonn reizte, war nicht die Ehre, die berühmte Lehrkanzel zu besteigen, die Jahrzehnte lang Wendelin Förster und vor ihm der Begründer der romanischen Philologie, Friedrich Diez, innegehabt hatten, sondern das Verlangen, seine Anschauungen in ausgedehnterem Feld zu erproben, auf dem Boden bewährter Tradition, aber mit Anpassung an die Forderungen der Gegenwart weiter zu bauen.

Digitized by Google

Wohl keiner seiner Kollegen in Deutschland war so wie er die lebendige Brücke zwischen Wissenschaft und Praxis, zwischen Hochschule und Schule. Er empfand es stets als Bereicherung, daß er selbst als Gymnasiallehrer begonnen hatte, ehe er die akademische Laufbahn einschlug, und verlor nie das Bewußtsein, mit dem Oberlehrerstand durch gemeinsame Interessen verknüpft zu sein. An allem, was irgendwie an Unterrichtsfragen und überhaupt an die Schule rührte, nahm er innigen Anteil, der in Diskussionen, Vorträgen und Aufsätzen zum Ausdruck gelangte. Einige davon hat er 1912 unter dem Titel „Studium und Unterricht der romanischen Philologie" veröffentlicht. Sie zeichnen auch für den Fernerstehenden ein ungefähres Bild von dem ernsten Pflichtgefühl, mit dem er sein Amt verwaltete.

Der betont erzieherische Drang, der ihn charakterisierte, war zu mächtig in ihm, als daß er sich allein mit dem Lehren begnügt hätte. Er wollte sich den Schülern auch menschlich nähern, ihnen Berater, väterlicher Kamerad sein, und wenn ihn, den nie an Selbstüberhebung Leidenden, etwas mit Stolz erfüllte, so war es die Anhänglichkeit und das Vertrauen der Jugend, für die er sich mühte. Für jeden einzelnen hatte er Gehör, für jeden geduldig Zeit, mit allen suchte er regen Verkehr, überzeugt, daß seine Lehrtätigkeit erst dann richtig Frucht tragen könnte, wenn sie durch freundschaftliche Einwirkung außerhalb des Hörsaals ergänzt würde. In dem Heimweh nach Würzburg, das er am Rhein lange nicht überwand, tröstete ihn der Gedanke an die größere Gemeinde, die er nun betreuen durfte, und dies: daß die rheinischen Studierenden sich zugänglicher, kecker, weniger scheu und zugeknöpft als die bayerischen zeigten.

Bei seinem Streben, die Schüler als engverbundene Gemeinde um sich zu sammeln, half ihm die angeborene Liebenswürdigkeit, man kann ohne Übertreibung sagen, der Zauber, der von ihm ausging, der auch seine Kollegen anzog und ihm allenthalben die Herzen gewann. Schneegans vereinte in ungewöhnlichem Maß hervorragende menschliche Eigenschaften, Bescheidenheit, Lauterkeit, Opferwilligkeit, Selbstverleugnung, einen wohlwollenden Optimismus, der manchmal die Vertrauensseligkeit, eine schöne Güte, die manchmal die Gutmütigkeit streifte. Aus jener heiteren Veranlagung, seinem reinen Gemüt reifte ihm eine an seinen Lieblingsdichtern Rabelais und Molière geschulte Lebensweisheit, die ihn Widerwärtigkeiten des Daseins leichter tragen ließ oder ihn wenigstens davor bewahrte, sich von intimem Kummer hypnotisieren zu lassen.

Digitized by Google

Ein Aufsatz seines oben erwähnten Bandes schildert die Anfänge des romanistischen und neuphilologischen Unterrichts in Bayern, wo die Organisation außer in München bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts arg mangelhaft war. In Würzburg wurde zwar die Romanistik schon vor Schneegans vertreten, bis 1890 durch Mall, dann (nur vorübergehend) durch den jetzt in Rostock lehrenden Professor Zenker, dann von 1893 an durch Stürzinger, der nach wenigen Jahren unheilbarer Geistesumnachtung verfiel. Aber die Verquickung von Romanistik und Anglistik in einer Hand und die durch Stürzingers Zusammenbruch verursachte neue Vakanz hatten die Entwicklung gehemmt. Schneegans war der erste, dem freie Wirkensmöglichkeit vergönnt war. Seine besten, seine tüchtigsten Jahre hat er in Würzburg verbracht. Bald nach der Übersiedelung nach Bonn machte sich Erschöpfung an ihm bemerkbar, wohl schon als Ankündigung der tötlichen Krankheit. Als er einen Ruf nach Straßburg, den er gleich zu Anfang dort erhielt, abgelehnt hatte — nicht zuletzt aus Sorge vor Schwierigkeiten, die ihm etwa seine elsäßische Abstammung bereiten würde —, richtete er sich darauf ein, dauernd in Bonn zu bleiben. Aber wie lieb ihm Bonn auch wurde, die Menschen wie die Landschaft, immer wieder flogen seine Gedanken in die Stadt am Main zurück, in das winzige Studierzimmer mit den hohen Bäumen vor dem Fenster, wo er so lang von früher Morgenstunde an arbeitend am Schreibtisch gesessen, zurück zur Universität, wo er seinem Fach Ansehen und Blüte gesichert hatte, zum Neuphilologenverein, den er selber mitbegründet hatte und der ihm ebenso wie die Tätigkeit als Kommissar an Mittelschulen die willkommene Fühlung mit den Lehrern und der Lehrpraxis verbürgte.

Fern von Würzburg, das er als zweite Heimat betrachtete, hat er die letzte Ruhestätte gefunden. Auf dem keßenicher Friedhof bei Bonn modert sein Gebein. Seine Arbeit aber lebt weiter in der Arbeit bayerischer und fränkischer Lehrer, die ihm Bildung und Beispiel verdanken.

H. Heiß (Freiburg i. B.).

Digitized by Google

44. Schuckert, Johann Sigmund, Elektrotechniker 1846—1895.

Die hohe kulturelle und wirtschaftliche Rolle, die heute die Elektrotechnik im Leben des Einzelnen und der Gesamtheit spielt, ist allgemein bekannt. Nur wenige indessen wissen etwas vom Leben jener Männer, die meist in stiller Arbeit als Erfinder, Unternehmer und Organisatoren die Elektrotechnik zur heutigen Höhe der Entwicklung gebracht haben. Nicht zum Geringsten waren es deutsche Techniker, die in bahnbrechender Weise hierbei mitgewirkt haben. Unter ihnen wird auch ein Sohn unseres Frankenlandes, Johann Sigmund Schuckert für alle Zeiten an erster Stelle genannt werden. Diesem Manne war es beschieden, ein Unternehmen aus kleinsten Anfängen heraus zur stolzen Höhe eines Welthauses emporzuführen und damit der Begründer der bayerischen elektrischen Großindustrie zu werden.

Schuckert wurde am 18. Oktober 1846 zu Nürnberg als Sohn einer alteingesessenen Nürnberger Handwerkerfamilie geboren und wuchs in bescheidenen kleinbürgerlichen Verhältnissen auf. Das schon damals verhältnismäßig stark entwickelte industrielle und gewerbliche Leben seiner Vaterstadt hat bestimmend auf die Berufswahl des Knaben eingewirkt. Nach dem Besuche der Volksschule trat er im Alter von 13 Jahren als Lehrling in die mechanische Werkstätte von Friedrich Heller in Nürnberg ein, um die praktische Mechanik zu erlernen, zu der ihn Neigung und Begabung hinzogen. Während dieser Lehrzeit zeigte er schon Proben außergewöhnlicher Begabung. Eifrigst benutzte er seine freien Stunden zur Herstellung technischer Verbesserungen und Neuerungen, u. a. verfertigte er das Modell einer elektrischen Eisenbahn. Im Alter von 17 Jahren ging er auf die Wanderschaft, die ihn in verschiedene deutsche Städte führte. In Stuttgart und Hannover war er in Werkstätten für Feinmechanik tätig, in Berlin arbeitete er in der Telegraphenbauanstalt von Siemens und Halske, gewiß nicht ahnend, daß sein Name später in Ehren neben dem eines Werner Siemens, seines damaligen Brotherrn, genannt werden würde. Sein Aufenthalt in Hamburg, wo er u. a. auch in der Fabrik für optische Instrumente von Rapsold tätig war, wird nicht ohne Einfluß auf den von ihm später aufgenommenen und zu immer höherer Vollendung gebrachten Scheinwerferbau gewesen sein.

Digitized by Google

Beim Ausbruch des deutsch-österreichischen Krieges im Jahre 1866 kehrte er in seine Vaterstadt Nürnberg zurück. Er wurde vom Heeresdienst befreit und nahm die Stelle eines Werkmeisters in der Nürnberger Telegraphenbau-Anstalt von Krage an. Während dieser dreijährigen Tätigkeit war er eifrig bemüht, seine technischen Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen. Hierzu bot ihm die Literatur des Bayerischen Gewerbemuseums in Nürnberg reichliche Gelegenheit. Ein lang gehegter Wunsch, Amerika, das gerade dem Techniker damals als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten erschien, aus eigener Anschauung kennen zu lernen, veranlaßte ihn, sich durch Selbstunterricht die erforderlichen Kenntnisse der englischen Sprache anzueignen. Im Frühjahr 1869 reiste er über den Ozean, arbeitete in New-York, Baltimore und Philadelphia bei verschiedenartigen technischen Industrien, so u. a. auch bei dem weltbekannten Elektrotechniker Thomas Alva Edison. Noch in späteren Jahren hat Schuckert oft über seine Eindrücke gesprochen, die er während seines fast vierjährigen Aufenthalts in Amerika gewonnen hat. Neben der Anerkennung mannigfaltiger Anregungen auf seine Ausbildung hat er auch die Schattenseiten der amerikanischen industriellen und technischen Verhältnisse nicht verschwiegen. Diesem Umstande war es wohl zuzuschreiben, daß Schuckert den dringenden Bitten und Zureden seiner Angehörigen und Freunde nachgab und seinen ursprünglichen Plan, nach Amerika zurückzukehren und sich dort dauernd niederzulassen, aufgab.

Nach einem Besuch der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 faßte er den Plan, durch Gründung einer mechanischen Werkstätte in Nürnberg sich selbständig zu machen. Der Plan wurde bald zur Wirklichkeit. Im gleichen Jahre noch mietete er mit Unterstützung seiner Freunde eine Werkstätte in der Schwabenmühle, in der er als junger Meister vorerst allein und ohne Gehilfen arbeitete. Seine ersten Erzeugnisse, darunter namentlich Vermessungsinstrumente, brachten ihm infolge der gewissenhaften und sachgemäßen Ausführung bald weitere Aufträge. Unermüdlich arbeitete er gleichzeitig in seinen Mußestunden an seiner fachlichen und wissenschaftlichen Ausbildung weiter, insbesondere fesselte ihn das Studium der Elektrizität. Manche Randbemerkung in den Büchern der Schuckert'schen Bücherei zeugt von seinem damaligen Fleiße.

Im Jahre 1866 hatte Werner Siemens das dynamo-elektrische Prinzip entdeckt, d. h. die Tatsache, daß es möglich ist, elektrische Ströme beliebiger Stärke aus mechanischer Arbeit zu erzeugen. Er

Digitized by Google

wurde dadurch unmittelbar der Erfinder der dynamo-elektrischen Maschine oder der Dynamomaschine, wie er sie kurz nannte, einer Maschine, die unter Aufwand mechanischer Arbeit, z. B. von einer Dampf- oder Wasserkraftmaschine angetrieben, Strom erzeugt. Schuckert war dazu berufen, später diese Erfindung, die zum Markstein einer umwälzenden Entwicklung der Technik wurde, auf eine hohe Stufe der Vollendung zu bringen. Bald verließen die ersten Dynamomaschinen seine kleine Werkstätte an der Pegnitz. Die erste dieser Maschinen, die galvanoplastischen Zwecken diente, lieferte Schuckert im Jahre 1875 an eine Nürnberger Firma. Diese Maschine wurde, nachdem sie 18 Jahre lang in Betrieb gewesen war, von der Schuckert'schen Fabrik umgetauscht, um sie als erste betriebsfähige Schuckert-Dynamo weiterhin zu erhalten. Seine immer mehr verbesserten Maschinen waren für die damalige Zeit hervorragend und fanden zunächst für galvanoplastische Zwecke und später für Beleuchtung weite Verwendung. So hatte Schuckert am Sedanstage des Jahres 1875 die Genugtuung, seiner Vaterstadt bei der Enthüllung des Kriegerdenkmals den ersten Versuch einer elektrischen Beleuchtung mit glücklichem Erfolg vorführen zu können. Schuckert erkannte bald, daß der umlaufende Teil seiner Maschinen, der Pacinotti-Gramme'sche Ring, elektrisch schlecht ausgenützt war. Er gelangte zu einer vollkommeneren Konstruktion, einem Flachring, der eine wesentliche bessere Ausnützung des Wicklungsmaterials ergab als die frühere Ringart. Diese Flachringmaschine hat nicht wenig dazu beigetragen, Schuckerts Weltruf zu begründen.

Die kleinen Werkstatträume in der Schwabenmühle reichten nicht mehr aus, sodaß Schuckert im Jahre 1878 eine größere Werkstatt an der Schloßeckerstraße in der Vorstadt Steinbühl bezog. Diese Werkstätte, die an den Dampfbetrieb einer Fabrik angeschlossen war, bildet heute noch einen Teil des sogenannten „Alten Werkes". Der Arbeiterstamm bestand damals aus 12 Gehilfen und drei Lehrlingen.

Schuckert hatte mit sicherem elektrotechnischem Empfinden den Gleichstrom als die richtige Stromart für den Betrieb von elektrischen Bogenlampen erkannt. Über alle Anfechtungen der Gegner und über alle anfänglich sich auftürmenden Schwierigkeiten hinweg war er daher bestrebt, die Gleichstrommaschine in immer vollkommenerer Form herzustellen. Waren die ersten Maschinen mehr Erzeugnisse des Laboratoriums, so gelang es ihm bald, den Maschinen gute konstruktive Formen zu geben, so daß sie auch den zünftigen Maschinenbauer voll befriedigen. Heftige Gegner waren ihm auch in seinem Bestreben

Digitized by Google

entstanden, die Gleichstrombogenlampe besser auszugestalten. Er aber ließ sich hierdurch nicht abhalten, unter großen Opfern die Fabrikation von Gleichstrombogenlampen nach der von ihm erworbenen Konstruktion von Krizik, bei der die Regulierung des Lichtbogens in einfacher Weise ohne Zuhilfenahme eines verwickelten Uhrwerkes erfolgt, in größtem Maßstab aufzunehmen. „Die Zeit wird es lehren," schrieb er in einer Erwiderung auf gegnerische Einwände, „ob meine Ansichten die richtigen sind." Und er behielt Recht. Schuckert ist es zu danken, daß die Vorzüge des Gleichstrombogenlichts allgemein zur Geltung kamen. Die Schuckert-Krizik'sche Bogenlampe zählte lange Zeit in ihrer vollendeten Form zu den besten Bogenlampen und wurde in ihrer Einfachheit und Zuverlässigkeit kaum durch eine andere übertroffen.

Die internationale elektrische Ausstellung in Paris im Jahre 1881 ermöglichte es Schuckert, seine mehr und mehr vervollkommneten Erzeugnisse Interessenten aus allen Erdteilen vorzuführen. Hier sah Schuckert zum ersten Male die Edison'sche Glühlampe im praktischen Betriebe. Er erkannte, welche Bedeutung dieser Erfindung für eine bequeme und weitgehende Teilung des Lichtes zukam. Die Speisung von Glüh- und Bogenlampen durch zwei getrennte Stromerzeuger war damals die Regel. Schuckert ging hier bahnbrechend vor, als er im Jahre 1883 die Parallelschaltung von Glühlampen mit paarweise verbundenen Bogenlampen und ihre Speisung von einer Maschine aus durchführte. Diese uns heute geläufige und einfach erscheinende Schaltungsweise war für die Entwicklung der elektrischen Beleuchtung von größter Bedeutung.

Im Jahre 1882 nahm Schuckert auch noch den Bau elektrischer Meßinstrumente, nämlich von Strom- und Spannungsmessern und von Elektrizitätszählern auf. Dies führte dazu, daß Neubauten vorgenommen werden mußten und mit der gleichzeitigen Vermehrung des Arbeiter- und Beamtenstandes sich von selbst die Umwandlung von Kleinbetrieb in den Fabrikbetrieb ergab. Auch war der Umfang des Betriebes so umfangreich geworden, daß Schuckert auf die Heranziehung geeigneter Mitarbeiter bedacht sein mußte, da sich ein Übermaß von Arbeitslast auf seine Schultern legte. So trat im Jahre 1884 Alexander Wacker, der in Leipzig seit 1875 ein maschinentechnisches Geschäft betrieb und seit 1879 dort als Generalvertreter Schuckerts den Verkauf und die Installationen fast sämtlicher Schuckert'scher Erzeugnisse leitete, als Teilhaber in das Nürnberger Geschäftshaus ein. Schuckert war es nun möglich, sich voll und ganz den technischen Aufgaben zu widmen, während Wacker die Organisation

Digitized by Google

des geschäftlichen Teiles und die kaufmännische Leitung des Geschäftes übernahm. Dieses Zusammenarbeiten zeitigte für die Folge die schönsten Früchte und führte zu einem außerordentlichen Aufschwung der Schuckert'schen Fabrik, der in der Gründung von Niederlassungen in den meisten Großstädten zum Ausdruck kam.

Ein weiteres Erzeugnis der Schuckert'schen Werkstätten, das Schuckert ebenso wie die Gleichstrommaschine zu ganz besonderer Vollendung gebracht hat und womit sein Name ebenso wie mit der Flachringmaschine für immer verknüpft sein wird, ist der Bau elektrischer Scheinwerfer mit paraboloischen Hohlspiegeln aus Glas, durch die die radikal von einem Lichtbogen ausgehenden Strahlen vollkommen parallel zurückgeworfen werden. Das theoretische Verfahren, genaue Parabolspiegel aus einem Stück zu erzeugen, hatte 1886 Professor Munker in Nürnberg angegeben. Schuckert konstruierte hierauf gemeinsam mit Munker eine Werkzeugmaschine, die das Schleifen der inneren und äußeren Fläche von Glasspiegeln nach einer Parabolform ermöglichte. Die mit dieser Maschine hergestellten Parabolspiegel übertrafen hinsichtlich der Ausnutzung der Lichtquelle und Parallelrichtung der Lichtstrahlen weit alle bis dahin für Scheinwerfer angewandten Spiegelsysteme. Mit hoher Freude erfüllte es Schuckert, als gelegentlich einer Scheinwerferprobe vor Militärbehörden der Altmeister der Elektrotechnik von Siemens in uneingeschränkter Anerkennung fremden Verdienstes auf ihn zuging und ihm die Hände schüttelnd ausrief: „Siemens beugt sich vor Schuckert".

Im Jahre 1893 konnte Schuckert, der einst als einfacher Mechanikergehilfe nach der neuen Welt ausgewandert war, auf der Weltausstellung in Chicago mit einem Scheinwerfer, dessen Parabolspiegel $1^1/_2$ m im Durchmesser maß, einen vollen Triumph erzielen. Das Licht, das dieser Scheinwerfer ausstrahlte, war das mächtigste und am meisten bewunderte Licht dieser Ausstellung und hat später manchem Schiff den richtigen Weg gewiesen. Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte nämlich den Scheinwerfer angekauft und auf einem Leuchtturm im Hafen von New-York aufgestellt. Bald führte eine Reihe von Staaten die überaus leistungsfähigen und vollkommenen Schuckert'schen Scheinwerfer bei ihren Heeren und Flotten ein.

Bei solchen mit deutscher Beharrlichkeit, Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit erzielten Leistungen war es nicht zu verwundern, daß das Schuckert'sche Unternehmen eine Entwicklung nahm, die in der Geschichte industrieller Unternehmungen kaum ein Gegenstück findet. Im Jahre 1898, 25 Jahre nach Eröffnung der Werkstatt in der

Digitized by Google

Schwabenmühle, betrug die Zahl der Arbeiter bereits mehr als 5000, die der Beamten mehr als 650, die Zahl aller Angestellten einschließlich jener der zahlreichen Zweigniederlassungen mehr als 7700. Die Schuckert'schen Maschinen, Apparate und Instrumente trugen ein derart gediegenes und charakteristisches Gepräge, daß jeder Fachmann auch ohne Firmenschild diese Erzeugnisse erkannte. „Das beste Patent ist eine gute Arbeit", lautete ein Ausspruch Schuckerts.

Aber noch umfangreichere Aufgaben traten an Schuckert heran. In der Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war allmählich bei den Städten das Bedürfnis entstanden, von einer zentralen Stelle aus mit Elektrizität in der gleichen Weise versorgt zu werden, wie es bereits bei der Gasversorgung geschah. Seitdem entstanden in stets wachsender Zahl und Größe städtische Elektrizitätswerke, an deren Bau auch Schuckert in hervorragendem Maße beteiligt war. Dem Schuckert'schen Unternehmen brachte diese Tätigkeit einen außerordentlichen Aufschwung, der Veranlassung gab, zu Beginn des Jahres 1888 das Unternehmen in eine Kommanditgesellschaft mit dem Namen „Schuckert & Co., Kommanditgesellschaft" überzuführen. Außerdem wurde, nachdem die Fabrikanlagen an der Schloßeckerstraße wiederum nicht mehr ausreichten, im Jahre 1889 mit der Bebauung inzwischen erworbener umfangreicher Grundstücke an der Landgrabenstraße begonnen. Hier wurden nun im größten Stile die heutigen Schuckert'schen Werke angelegt, ein Betrieb, der nicht nur für Deutschland eine führende Rolle in der Elektrotechnik einnehmen sollte, sondern bald von weltumspannender Bedeutung wurde. Durch eine weitverzweigte Organisation, bestehend in technischen Büros, Zweigniederlassungen und Vertretungen, die in Deutschland sowie in fast allen übrigen europäischen und außereuropäischen Ländern errichtet wurden, wurden die geschäftlichen Interessen des Nürnberger Hauses wahrgenommen. Die ständige Steigerung der Fabrikation, das Anwachsen der Arbeitsgebiete und die Lösung der mit dem Bau großer Elektrizitätswerke verbundenen Aufgaben erforderten schließlich, daß das Unternehmen auf eine noch weitere Grundlage gestellt wurde dadurch, daß am 1. April 1893 eine Aktiengesellschaft in die Rechte der bisherigen Kommanditgesellschaft eintrat.

Schuckert war es nur noch vergönnt, an der Ausführung der ersten Elektrizitätswerke selbst tätigen Anteil zu nehmen. Ein schweres Nervenleiden, das als Folge von Überanstrengungen auftrat, begann die Gesundheit des kaum 46jährigen Mannes zu untergraben und nötigte den Schaffensfrohen, vorzeitig der Arbeit, in der er das höchste

Digitized by Google

Glück seines Lebens gefunden hatte, zu entsagen. Im Herbst 1893 siedelte er, auf Genesung hoffend, nach Wiesbaden über, wo ihn am 17. September 1895, noch nicht 50 Jahre alt, von seiner treubesorgten Gattin liebevoll gepflegt, der Tod von seinem Leiden erlöste. In Wiesbaden liegt Schuckert auch begraben, entsprechend seinem Wunsche, da begraben zu werden, wo er sterbe.

In seinen letzten Jahren beschäftigte sich Schuckert ganz besonders mit der Schaffung von Wohlfahrtseinrichtungen für seine zahlreichen Angestellten und Arbeiter. Noch auf dem Krankenbette sprach er mit Vorliebe über seine Absichten, Wohnungskolonien für seine Arbeiter, Heimstätten für seine Beamten zu errichten. Im Laufe der neunziger Jahre wurden dann auch eine Reihe von Einrichtungen ins Leben gerufen, die den Zweck hatten, das leibliche und geistige Wohl der Angestellten und Arbeiter der Firma Schuckert zu fördern. Das gezeichnete Lebensbild würde unvollständig sein, fände es nicht noch eine Ergänzung nach der allgemeinen menschlichen Seite hin.

Am 18. Oktober 1912, dem Geburtstage Schuckerts, wurde in den städtischen Anlagen vor der Christuskirche nahe den Schuckert'schen Werken, der Stätte seines Schaffens und Wirkens, ein einfaches Denkmal für Schuckert in Anwesenheit des Oberbürgermeisters der Stadtgemeinde, Geheimrats Dr. Ritter von Schuh, enthüllt. Schuckerts langjähriger Teilhaber und Freund, der jetzige Geheime Kommerzienrat Dr. Alexander von Wacker, hielt die Gedächtnisrede. Wacker führte hierbei aus, daß sich zu den hohen Geistesgaben Schuckerts in schöner Ergänzung ein trefflicher Charakter gesellte. Schlichtheit, Offenheit und Bescheidenheit waren bei ihm mit Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit gepaart, jedem Vordrängen und jedem Streben nach äußeren Ehren war er abhold, den Freunden ein treuer, verlässiger Freund. Es sei eine wahre Freude gewesen, ihn an der Arbeit zu sehen. Mochte der Wandel äußerer Verhältnisse noch so groß sein, er brauchte nicht in diese hineinzuwachsen, er beherrschte sie zu jeder Zeit. Seine kernfeste Persönlichkeit mutete an wie einer der alten Meister aus Nürnbergs großer Zeit. Der Wagemut, den Schuckert als echter Ingenieur besaß, wurde geleitet durch Gewissenhaftigkeit und durch Gründlichkeit. Die Schwierigkeiten, die mit der Erreichung des großen Zieles verknüpft waren, sind nur denen bekannt, die den schweren Weg mit ihm gegangen sind. Mit Recht hätten sich bei Schuckert die Worte des Horaz bewahrheitet:

»Nil sine magno vita labore dedit mortalibus.«

„Nichts gab das Leben den Sterblichen ohne große Arbeit."

Digitized by Google

Mag heute eine Reihe von Problemen in der Elektrotechnik wie in jedem Zweig der Technik noch im Flusse sein, so war dies während der Schaffenstätigkeit Schuckerts in noch weit höherem Maße der Fall. Es zeugt daher von hervorragender Begabung, großem Weitblick und trefflicherem Urteil, daß Schuckert in solchen Zeiten einer gewaltigen Entwicklung der Elektrotechnik stets unbeirrt durch den Streit der Meinungen in den verschiedenen Lagern den richtigen Weg fand.

Tausenden geben heute die Schuckert'schen Werke in Nürnberg Stellung und Verdienst. Der von Schuckert in Nürnberg geschaffene Industriezweig ist von größter Bedeutung für die bayerische wie für die deutsche Volkswirtschaft geworden. Möchten auch kommenden Geschlechtern tatkräftige Männer wie Schuckert erstehen, an dem die Goethe'schen Worte in Erfüllung gegangen sind:

„Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände." *)

Quellen: Elektrotechnische Zeitschrift, Jahrg. 1895. Gedächtnisrede für Weiland Herrn Kommerzienrat Sigm. Schuckert, gehalten von Herrn Direktor von Kramer am 6. Oktober 1895 im großen Rathaussaal zu Nürnberg. — 1873 — 1898. Elektrizitäts-Aktiengesellschaft vorm. Schuckert & Co., Nürnberg. Festschrift zum 25jährigen Jubiläum. Oktober 1898. — Wacker, Gedächtnisrede auf Schuckert zur Enthüllung des Denkmals in Nürnberg am 18. Oktober 1912.

Dr. Josef Cassimir (München).

45. Seiler, Christoph von, Bürgermeister der Stadt Nürnberg 1822—1904.

Seiler, Christoph von, II. Bürgermeister der Stadt Nürnberg, wurde geboren am 29. Mai 1822 zu Nürnberg als der älteste Sohn des III. Pfarrers bei St. Sebald, Christian Seiler. Er besuchte das Melanchthongymnasium zu Nürnberg und widmete sich seit 1840 dem Studium der Rechtswissenschaften an den Universitäten Erlangen, Heidelberg und München mit glänzendem Erfolge, praktizierte seit

*) Es ist mir eine angenehme Pflicht, Herrn Generaldirektor der Elektrizitäts-Aktien-Gesellschaft vorm. Schuckert & Co. in Nürnberg Geheimen Kommerzienrat Dr. phil. h. c. O. von Petri, für die gütige Überlassung der Literatur zu danken; ebenso danke ich Herrn Dipl. Elektroingenieur Bauamtmann Höpfl der Obersten Baubehörde im Staatsministerium des Innern für seine sachkundige Mitarbeit.

Digitized by Google

1844 am Landgericht Kulmbach, dem Kgl. Kreis- und Stadtgericht Nürnberg und als Konzipient bei mehreren Advokaten daselbst und wurde als solcher mehrfach als Verteidiger am Kreis- und Stadtgericht Nürnberg und am Kriminalsenat und Schwurgericht zu Ansbach berufen. 1851 wurde er zum Verweser einer Rechtsratstelle und im folgenden Jahre zum rechtskundigen Magistratsrat in Nürnberg gewählt. Am 22. Mai 1861 erfolgte seine einstimmige Wahl zum zweiten Bürgermeister anstelle des zurückgetretenen Johann Wolfgang Hilpert. Alle sechs Jahr wiedergewählt, verblieb er in dieser Stellung bis zu seinem Rücktritt am 31. August 1893.

Seilers Tätigkeit fällt in die Zeit, in der das neue Nürnberg immer mehr die alten Fesseln sprengte, seine Kräfte regte, sich dehnte und wuchs, und zwar nicht bloß an Umfang und Einwohnerzahl, sondern ganz besonders auch in seiner gewerblichen Entwicklung.

Aus der Zeit, da er noch als Rechtsrat wirkte, ist zunächst sein Anteil an der Reorganisation der Kunstschule hervorzuheben. Nach dem Tode des Direktors Reindel im Jahre 1853 legte er in einer eingehenden und beachtenswerten Denkschrift die Notwendigkeit dar, die Schule, die, wie man wohl sagen darf, als ausschließliche Malerschule neben der Münchner Kunstakademie keine gedeihliche Tätigkeit entfalten konnte und der auch sonst die Berechtigung abzusprechen war, in den Dienst des Kunstgewerbes und des Handwerks zu stellen. Wenn auch ihre Bedeutung als Vorschule für Künstler, die später die Akademie beziehen wollten, nicht beeinträchtigt werden sollte, so wollte er doch ihre eigentliche Bestimmung in der Vermittlung künstlerischer Bildung und Fertigkeiten an das Kunstgewerbe und Handwerk sehen. Es kann keine Frage sein, daß die Kunstgewerbeschule, die dann unter dem vortrefflichen Kreling mit besonderen Abteilungen für Malerei, Bildhauerei, Architektur und Ornamentik eingerichtet wurde, den auf sie gesetzten Hoffnungen voll entsprach und das Nürnberger Gewerbeleben reich befruchtete.

Eine schwierige Aufgabe fiel ihm 1866 bei der preußischen Okkupation zu. Fast unvermutet war die Stadt von 8000 Mann feindlicher Truppen besetzt worden. Außer vielen anderen Geschäften, die jetzt an ihn herantraten und eine rasche, ja augenblickliche Erledigung erheischten, war es besonders das Einquartierungsgeschäft, das seiner Aufsicht unterstellt wurde. Mit dem Einzug der Truppen am 31. Juli bis zum 3. August war er unaufhörlich am Bahnhof, „um die enorme Menge von Requisitionen und Begehren verschiedener Art entgegenzunehmen und möglichst rasch und von kurzer Hand zu er-

Digitized by Google

ledigen." Das Einquartierungsgeschäft war mit den größten Schwierigkeiten verbunden, überall gab es Anstände; der Einquartierungsplan wurde vom preußischen Quartiermeister einfach umgeworfen und war in wenigen Stunden neu aufzustellen, eine nicht geringe Arbeit, da an die 8000 Mann unterzubringen waren. „Es bedarf wohl keines Beweises," bemerkt Seiler in einem Bericht, „daß wir über die Maßen angestrengt waren, um dieses alles zu ordnen und noch so und so viele andere Anforderungen zu erfüllen. Wie die Kommission, so waren auch die Distriktsvorsteher in größtem Maße in Anspruch genommen. An letztere hielten sich auch die Truppenführer beim Vollzug der Einquartierung ganz insbesondere." Die Truppen kümmerten sich nicht um die Einquartierungszettel, dieses oder jenes Quartier gefiel ihnen nicht, fortwährend mußte die Mannschaft hier oder dort, wie man es vorschrieb, eingelegt werden, die Furiere verfügten anders und der Distriktsvorsteher mußte es vollziehen und melden. Gegen die Macht und Willkür der sämtlichen Truppen, die sich zum Teil selbst aus- und einquartierten — vorzüglich die Offiziere — gab es keine Schranken. Im Gegenteil, die Stadt und ihre Behörden mußten sich bemühen, allen Anforderungen möglichst gerecht zu werden, denn „bei jedem Zögern und jeder Hinderung drohte kriegsgemäße Einquartierung, d. h. vollständig eigenmächtige Einquartierung der Truppen nach den Anordnungen ihrer Führer und strategischem Gebot" und endlich noch die Kontribution, wovon die Stadt nur unter der Bedingung befreit war, daß sie die verlangte Bequartierung rasch und in verlangtem Maße vollziehe. Seinen Bemühungen war es auch wohl hauptsächlich zu verdanken, daß bedeutende Proviantvorräte für das bayerische Militär gerettet werden konnten. Auch beim Rückzug der preußischen Besatzung und der Wiederbesetzung der Stadt durch bayerisches Militär entfaltete er eine höchst verdienstliche Tätigkeit. Er wies auch die böswillig ausgestreuten und durch nichts begründeten Gerüchte wegen der überfreundlichen Aufnahme der preußischen Besatzung und der Zurücksetzung der bayerischen Truppen und der bayern-feindlichen Gesinnung der Nürnberger Bevölkerung in amtlichen Berichten auf das einleuchtendste und energischste zurück.

Es wird stets schwerfallen, den Anteil festzustellen, der auch hervorragenden Mitgliedern des großen Verwaltungskörpers einer Stadt von dieser Entwicklung zufällt, da gerade in der städtischen Verwaltung bei der ganzen Art und Beschaffenheit ihrer Verfassung und ihres Betriebes die Arbeit des einzelnen oft schwer aus der gemeinsamen Tätigkeit ausgeschieden werden kann. Es ist indes darauf

Digitized by Google

hinzuweisen, daß S. als zweiter Bürgermeister an erster Stelle das Finanzwesen der Stadt zu verwalten hatte. Von diesem Gesichtspunkt aus regelt sich zu einem großen Teil seine amtliche Tätigkeit. Seine Aufgabe war es zunächst, den Haushaltungsplan der Stadt aufzustellen und zu vertreten, eine Arbeit, die in den späteren Jahren seiner Wirksamkeit allein schon einen guten Teil seiner Arbeitskraft in Anspruch nahm. Gleich bei seinem Amtsantritt übernahm er den Vorsitz in den Ausschüssen der administrativen Baukommission, des städtischen Getreidemagazins, des Gewerbekommissariats, des Krankenhausbaus, des Scholarchats der Handelsschule, der Stadtbibliothek, der städtischen Kunstschätze und der Stadtmusik. Seit 1866 war er auch Vorsitzender des Verschönerungsausschusses, später übernahm er noch den Vorsitz im Ausschuß für Brunnen und Wasserleitungen, Getreide-, Fleischaufschlag und Pflasterzoll, Umlagen, Kommunalgebäude und Liegenschaften, Leihhaus, Gewerbeverein und Gewerbemuseum, Unterrichtsstiftungen und allgemeine Bildungsanstalten, während einige der ihm früher zugewiesenen Referate in Wegfall kamen.

Als endlich die Leitung der Finanzgeschäfte, die Aufsicht über das gesamte Kassen-, Deposital- und Schuldenwesen, die Stadtkämmerei, die Gemeinde- und Stiftungsgebäude sowie den Grundbesitz der Stadt hinsichtlich seiner Verwendung und seines Ertrages, besonders aber die Aufstellung des Stadthaushaltungsplanes und die damit zusammenhängenden Fragen der Umlagen und Anlehen einen immer weiteren Umfang annahmen, mußte seine sonstige amtliche Tätigkeit dem entsprechend auf ein geringeres Maß herabgesetzt werden. Es verblieben ihm im allgemeinen nur noch die Referate des Unterrichtswesens und der Stiftungen, welch letztere ja ihrer ganzen Natur nach zum Verwaltungsgebiet des Finanzreferenten gehörten.

Wie gewissenhaft er seinen Amtsobliegenheiten zu entsprechen suchte und welche Grundsätze für seine Amtsführung leitend waren, zeigt am besten seine 1868 erschienene Schrift: „Einblicke in den Stadthaushalt Nürnbergs vom Jahre 1818 an".*) Er gibt darin zunächst eine Übersicht über „die ersten 50 Jahre der Verwaltung gemeindlicher Angelegenheiten durch von der Gemeinde selbst gewählte Vertreter", eine Art Rechenschaftsbericht über die Tätigkeit der magistratischen Verwaltung, die jedenfalls für das allgemeine Wohl mehr leistete, „als nach dem Maße der im Jahre 1818 der Stadt über-

*) Sie erschien zunächst im „Fränkischen Kurier" und dann auch als Sonderdruck.

Digitized by Google

wiesenen Mittel möglich schien und gehofft werden konnte". Wenn noch mancher Wunsch unbefriedigt geblieben und vieles, was not tat, noch nicht geschaffen war, so lag das daran, daß die Mittel, besonders für neue Unternehmungen, so kurz zugemessen waren, daß man eben notgedrungen gar manches wünschenswerte Projekt zurückstellen mußte. Das Wachstum der Stadt hatte die Einnahmen zwar sehr beträchtlich gesteigert, allein auch die Bedürfnisse hatten sich vermehrt und es war vorauszusehen, daß die Anforderungen an die Verwaltung in rascherer Progression zunehmen würden als die Einnahmen. Schon im Jahre 1865 war man deshalb einer sorgfältigen Revision des Stadthaushaltes nähergetreten, die aber durch das Kriegsjahr 1866 unterbrochen wurde. Jetzt sollen die Beratungen wieder aufgenommen werden. „Nicht rückwärts, sondern auf die Gegenwart und die nächste Zukunft sind nunmehr die Blicke zu richten."

Als das erste Erfordernis eines geordneten Gemeindehaushalts bezeichnet er die nachhaltige Deckung für das laufende Bedürfen, für den Tageshaushalt und zwar in dem Umfange, daß auch für unvorhergesehene Bedürfnisse die Mittel innerhalb des Etats gefunden werden können, daß die Kämmerei stets genügendes Betriebskapital in der Kasse hat und daß man nicht in die Lage kommt, zur Aufnahme von Vorschüssen gedrängt zu werden. Von verderblichster Wirkung ist ihm ein sich durch Jahre hinziehendes Defizit und die allmähliche Bildung einer schwebenden Schuld ohne Deckung für Zinsen und Tilgung. Auch ein vorsichtig festgesetzter Etat kann in ungünstigen Jahren mit einer Mehrausgabe abschließen, aber die Überschüsse in günstigen Jahren bieten die naturgemäße Ausgleichung und verschaffen der Kämmerei das erforderliche Betriebskapital.

Den sich immer mehr ausdehnenden Bedürfnissen der anwachsenden Stadt hatte sich der Haushaltungsplan anzupassen. Die namhafte Vermehrung der Schulen, die immer zunehmenden Aufwendungen für Feuerwehr und Feuersicherheit, die Erhöhung der Ausgaben für Bauten und Wasserleitung verlangten eine bedeutende Erhöhung des Etats, und es handelte sich jetzt darum, diese Mehrausgaben in entsprechender Weise aufzubringen, was um so schwieriger war, als manche Einnahmequellen, wie die Feuerlöschbeiträge, die Bürgeraufnahmegebühren, die Taxen und das Erträgnis aus den Aufenthaltskarten, infolge der neuen Gesetzgebung entweder ganz aufgehoben oder doch wesentlich geschmälert waren. „Die Stadt war," wie S. bemerkt, „an jener Grenze angelangt, wo das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe bleibend gestört und vorauszusehen war,

Digitized by Google

daß bei ferner zunehmender Erweiterung der Stadt die Ausgaben noch rascher wachsen würden als die Einnahmen."

Handel und Verkehr mit neuen Abgaben zu belasten hält er in einer Handels- und Gewerbestadt für ausgeschlossen, dagegen bezeichnet er als billig, „daß die gemeinnützigsten aller Institute — Schule und Feuersicherheit —, zugleich diejenigen, für welche immer größere Anforderungen gemacht werden, von der Bürgerschaft selbst getragen werden. Vornehmlich für diese Zwecke" hält er „die Einführung einer direkten Umlage, die in Nürnberg so lange als nur immer möglich verschoben wurde, jetzt für unvermeidlich." Durch Erhebung einer Umlage von 45 % der direkten Staatssteuer, wozu nach Aufhebung der bisherigen Armenumlage noch 22 % für Armenzwecke kamen, wurden dann Einnahmen und Ausgaben ins Gleichgewicht gebracht. Auf diese Weise konnte der Vermehrung der Stadtschuld, wogegen er auf das entschiedenste kämpfte, vorgebeugt werden. Er hält an dem Grundsatz fest, daß das für den laufenden Betrieb Erforderliche unter allen Umständen von der Generation der Gegenwart aufgebracht werden müsse. „Es wäre," wie er bemerkt, „wie im Privathaushalte so im Gemeindehaushalte eine Sünde an den Nachkommen, wenn man das, was man für den Tagesbedarf, für das tägliche Leben notwendig hat, durch Schuldaufnahme decken wollte." Anders verhalte es sich bei neuen Einrichtungen, bei Unternehmungen, deren Früchte auch eine spätere Generation genieße. An deren Kosten solle auch das künftige Geschlecht seinen Anteil tragen, sie könnten also füglich durch Schuldaufnahme gedeckt werden. Immerhin war er kein Freund der großen Bankanlehen: lieber wollte er die Mittel zur Ausführung der bedeutenden neuen Unternehmungen aus den Reservekassen und den Stiftungen vorgeliehen erhalten, als sich an die Banken wenden. Die Stadt sei nicht in der Lage, sich mit namhaften Kapitalverlust und gegen hohe Zinsen Geld zu kaufen, ein Standpunkt, der sich bei den damaligen kleineren Verhältnissen rechtfertigen ließ, den er später aber, als die Anforderungen für die großen Unternehmungen immerfort stiegen, selbst nicht mehr aufrecht erhalten konnte.

Als zweitem Bürgermeister lag ihm, wie schon bemerkt, die jährliche Aufstellung des Haushaltungsplanes ob, und es gelang ihm, die Aufwendungen für die damals schon bedeutenden und immerfort sich mehrenden und wachsenden Unternehmungen in mäßigen Grenzen zu halten. Die Umlage ging bis zum Jahre 1887 einschließlich im allgemeinen über 85 % der Staatssteuer nicht hinaus, um dann allerdings bedeutend zu steigen. Seit 1871 waren freilich

Digitized by Google

auch Anlehen zur Deckung der außerordentlichen Bedürfnisse aufgenommen worden, die bis zu Beginn des Jahres 1888 nach Abzug der inzwischen erfolgten Tilgungen die hohe Summe von 13.052,524 Mark erreichten. — Die Aufstellung der Anlehenprogramme und des Tilgungsplans behufs Beschlußfassung in den städtischen Kollegien war gleichfalls seine Aufgabe. Über „ein neues Unternehmungsprogramm" arbeitete er eine Denkschrift aus, die, 1888 im Druck erschienen, bestimmt war, für die Beratungen der städtischen Kollegien als Grundlage zu dienen. Dem Plan, die Deckung der außerordentlichen Aufwendungen, die damals die auf allen Gebieten sich ergebenden großen Unternehmungen erforderten, durch ein größeres Anlehen zu bewerkstelligen, war er durchaus abgeneigt. Er wollte vielmehr in das Programm die außerordentlichen Tilgungen der älteren konsolidierten Stadtschuld mitaufgenommen wissen, um bald eine freie Verfügung über die namhaften Tilgungszuschüsse zu erlangen und um Zinsen zu sparen (beim Reichsinvalidenfonds allein weit über eine Million), und war höchstens für ein kleineres Anlehen mit kürzerer Tilgungsfrist, für dessen Deckung wie für die der größeren Unternehmungen selbst er die freiwerdenden Tilgungs- und Zinsenzuschüsse der in nächster Zeit ablaufenden Schulden und die verfügbaren Renten neuer Unternehmungen verwendet wissen wollte. Immer wieder warnt er auch in dieser Denkschrift vor neuen Schuldaufnahmen. Man soll damit auf das vorsichtigste vorgehen. Die Belastung werde durch die Schuldverzinsung während der langen Tilgungsperiode immer größer und der Gesamtaufwand mehr als einmal so groß als der ursprüngliche Bauaufwand. Sollte auch fernerhin Schuld auf Schuld gehäuft werden, so werde die Belastung der kommenden Generation um so drückender, als ja diese außer der Last, die ihnen die Vergangenheit auferlegt habe, auch noch für die jetzt noch gar nicht zu bemessenden Bedürfnisse ihrer Zeit zu sorgen habe.

Er drang übrigens mit seinen Vorschlägen nicht durch. Die Gemeindevertretung beschloß vielmehr für die Zeit bis 1900 ein weiteres Unternehmungsprogramm mit 8.455,388 Mk., wovon 7 Millionen durch Anlehen aufgebracht werden sollten. Die Hoffnung, damit bis zur festgesetzten Frist auszureichen, schlug indes fehl, da die Unternehmungen rascher zur Durchführung gelangten, als man hatte erwarten können. Schon 1892 war der Kredit für Wasserversorgung überschritten, andere Kredite, wie die für den Ankauf von Liegenschaften, für Brücken- und Schulhausbauten erwiesen sich als unzureichend und hinsichtlich des Kredits für den Schlachthausbau erschien es zweifelhaft, ob er nicht

Digitized by Google

überschritten werden würde. Unter solchen Umständen war der im Jahre 1888 beschlossene Finanzplan in seinen Grundlagen erschüttert und dessen Umgestaltung geboten. Nach seinen Berechnungen und Vorschlägen, die er in einer neuen gedruckten Denkschrift vom Jahre 1892 — „die außerordentlichen in der Zeit bis 1900 auszuführenden Unternehmungen der Stadt Nürnberg, hier die Finanzgebahrung für solche" — niederlegte, war das 88er Unternehmungsprogramm auf 14.171,525 Mark zu erhöhen, wobei er sich allerdings der Erwägung nicht verschloß, daß „die Erweiterungen der einzelnen Kredite knapp zugemessen und einige in dem gezogenen Rahmen gar nicht vergrößert werden konnten." Die städtischen Kollegien erhöhten denn auch das vom Jahre 1889 an laufende Programm um 10 Millionen, von 8.455,388 Mark auf 18.455,388 Mark.

Ein bleibendes Verdienst erwarb sich S. durch die Reorganisation des Rechnungs- und Kassenwesens der Stadt. Die immer umfangreicher gewordene Rechnungsführung, die im Jahre 1878 schon an die 17,000 Belege aufwies, entbehrte aller Übersichtlichkeit und Klarheit. War es schon für den Eingeweihten mit den größten Schwierigkeiten verbunden festzustellen, welche Ausgaben irgend ein Institut oder Zweck erforderte, so war es dem Uneingeweihten überhaupt nicht möglich, sich in der großen, ungeordneten Masse zurechtzufinden. In einer umfassenden Denkschrift vom Jahre 1878 wies S. diesen unhaltbaren Zustand mit überzeugender Klarheit nach und gab zugleich die Mittel und Wege an, die Ordnung und System in die Rechnungsführung bringen und eine sichere und rasche Geschäftsgebahrung zu bewirken vermochten. Der bisher unübersichtliche Gesamtetat wurde je nach den einzelnen Zwecken in einzelne Sonderetats zerlegt und diese in Einnahmen und Ausgaben gegenübergestellt und für sich behandelt. Aus der Zusammenstellung der Sonderetats und Nebenrechnungen ergab sich dann der Gesamtanschlag oder die Hauptrechnung der sämtlichen Einnahmen und Ausgaben. Der Etat des Jahres 1881 wurde zum ersten Mal nach diesem Schema durchgeführt. Aus den Akten wird ersichtlich, daß diese neue Rechnungsführung die Aufmerksamkeit und Zustimmung von größeren und kleineren Stadtverwaltungen fand und vorbildlich wurde. Das kgl. Staatsministerium aber sah sich veranlaßt, „dem Stadtmagistrat Nürnberg und insbesondere dem Sachreferenten, dem rechtskundigen II. Bürgermeister, für ihr reges und erfolgreiches Bestreben, die gemeindlichen Interessen durch eine übersichtliche und beweglichere Gestaltung des Etats- und Rechnungswesens zu fördern, die verdiente

Digitized by Google

Aufmerksamkeit auszusprechen." Eine wichtige Umgestaltung erfuhr dann das Kassenwesen. Durch die Zusammenfassung der vielen Spezialkassen zu einer Hauptkasse mit Untereinnehmern unter Befreiung des Hauptkassiers von jeder Mitwirkung in der Buchhaltung, Etatsfertigung, Rechnungsstellung und Verwaltung und andererseits in der Zusammenlegung der Gesamt-Buchhaltung mit Etats, Rechnungstellung und Verwaltung unter einem leitenden Buchhalter, so daß also alles, was unter den Begriff Verwaltung fällt, der Buchhaltung zugewiesen und die Kasse lediglich auf die Geldbehandlung beschränkt wurde, kamen erst Einfachheit, Klarheit, Ordnung und Sicherheit in die immer umfangreicher und komplizierter gewordene Kassenverwaltung. Die neue Regelung, die 1883 von S. angeregt und durchgearbeitet worden war, konnte, nachdem sie vorher die volle Billigung der Bankdirektion in Nürnberg und des Staatsministeriums gefunden hatte, im April des folgenden Jahres ins Leben treten.

Wie hoch man S.'s Kenntnisse und Erfahrungen im Finanz- und Steuerfache höheren Orts einschätzte, geht besonders daraus hervor, daß ihn das Staatsministerium der Finanzen im Jahre 1879 zur Teilnahme an den Ministerialberatungen über die Entwürfe von Steuergesetzen beizog.

Eine erfolgreiche Tätigkeit entfaltete er auch bei der Inangriffnahme und Durchführung der ersten modernen Stadterweiterung, der Anlage der Marienvorstadt. Er regte den Plan an, kaufte 1857 im Auftrage der Stadt den sog. Scherleinsgarten und Geisbühl und entwarf den Bebauungsplan. Das erste Haus, das hier entstand, war seine eigene Villa, die er nach seinen Plänen in dem Winkel zwischen der Ringstraße und dem Pegnitzeinfluß erbaute.

Für die Erhaltung des alten baulichen Charakters der Stadt trat er immer wieder ein und erhob seine warnende Stimme, als man unter dem fortwährenden Drängen einer wenn auch wohl nicht großen, so doch rührigen Partei daran ging, an verschiedenen Stellen Bresche in den malerischen Mauergürtel zu legen und damit das einzig-schöne Bild, das die alten Befestigungswerke bieten, zu zerstören oder doch zu beeinträchtigen. Leider fiel mit anderen bemerkenswerten Mauerteilen die schönste und malerischste Bastei, die am Wöhrdertor. Vergebens hatte er im Stadtmagistrat für deren Erhaltung gekämpft und dem I. Bürgermeister Freiherrn von Stromer, der für die Einlegung der Stadtmauern war, auch eine 1613 zu Erinnerung an den Basteibau geschlagene Medaille vorgezeigt, die außer den Namen und Wappen der Alternherrn auch die des Ratsherrn und Ratsbaumeisters

Digitized by Google

Wolf Jakob Stromer, des Ahnherrn des I. Bürgermeisters, aufwies. Wie sehr ihn die Einlegung der Bastei bekümmerte, zeigt auch der Umstand, daß er sie durch den bekannten Nürnberger Künstler Lorenz Ritter im Bilde festhalten ließ.

S. war eben auch eine künstlerisch hoch veranlagte Natur. Sein erstes erhaltenes Skizzenbuch, das 1839 auf einer Fußwanderung des Sechzehnjährigen entstand, bringt Naturstudien von Lindau, Bregenz und Konstanz in Bleistiftzeichnung in der Auffassung der damaligen Zeit. Auch die naturwahre Wiedergabe von Pflanzen und seltenen Gewächsen in dem ehemaligen berühmten von Volkamerschen Garten in dem Nürnberger Vorort Gostenhof gelang ihm aufs beste, ebenso Aquarelle, kräftig, klar in der Farbe, fein abgestimmt in Luft, Licht und Perspektive, entstanden in der Zeit von 1855 bis 1860. Damals malte er auch in Porzellan, „wohl das Feinste mit, was auf diesem Gebiete geleistet wurde." In seinen Skizzenbüchern, die er von seinen späteren Reisen in Tirol, der Schweiz und den bayerischen Bergen heimbrachte, zeigt sich künstlerische Auffassung und sichere Naturbeobachtung. Gegen Ende der 90er Jahre, als er schon in ein hohes Alter eingetreten war, wurde sein Strich, durch die moderne Richtung beeinflußt, breiter und kräftiger. Auch der Ölmalerei wandte er sich noch im Alter von 65 Jahren zu. Wenn er hier auch nur kopierte, so wußte er sich doch in die Eigenart eines Spitzweg, Eduard Schleich, Friedrich Volz u. a. völlig einzuleben. Als er 1865 sein Heim ausbaute, schmückte er es nach den von Kaulbach für die Nationalgalerie in Berlin geschaffenen Friesen der Jagd und der Erschaffung des Menschen, von denen ihm der Künstler Abbildungen verehrt hatte, in Kohle aus, und Kaulbach besuchte ihn während der Arbeit. Mit Kreling war er befreundet und verfolgte stets dessen künstlerisches Schaffen in dessen Werkstatt. Wie scharf sein Auge durch die zahlreichen Naturstudien geschult war, läßt sein letztes Ölbild, das den Eibsee mit der Zugspitze darstellt, erkennen. Obschon er es als Achtzigjähriger malte, gehört es doch zu seinen besten, selbständigen Ölbildern. Im Mai 1910 stellte der Albrecht Dürerverein eine beschränkte Anzahl von Zeichnungen aus seinem Nachlaß aus, deren künstlerische Bedeutung auch die Kritik anerkannte. Sie nennt ihn einen „kunstbegeisterten, aber dabei künstlerisch veranlagten Dilettanten," einen Dilettanten freilich, „dem es seine amtliche Tätigkeit nicht gestattete, sich ganz der Kunst zu widmen." „Mit Vorliebe," heißt es weiter, „bediente er sich hierzu der Bleistiftzeichnung, zuweilen auch der Aquarelltechnik. Er hat es in ersterer zu erstaunlicher Vollendung

Digitized by Google

gebracht. Die Weichheit der Ferne, nicht minder aber die kräftigere Plastik des Vordergeländes weiß er meist richtig wiederzugeben. Viele seiner kleinen Schilderungen dürfen als in sich abgerundete Naturdarstellungen bezeichnet werden. S. verfügte über ein klares Auge und eine sichere Hand." Von besonderem lokal-historischem Interesse, weil sie wie so manche andere frühere Zustände festhalten, „sind seine große Ansicht des Fünfeckigen Turmes vom Jahre 1852 mit der nordwärts anschließenden damals noch wenig bebauten Maxfeldvorstadt und seine beiden Wiedergaben der Partie am heutigen Eisenbahnmuseum."

In seiner Mußezeit stellte sich Seiler stets in selbstloser Weise in den Dienst gemeinnütziger Bestrebungen. Seine künstlerischen Neigungen ließen ihn als Vorstand des „Albrecht Dürervereins" besonders geeignet erscheinen. Über 30 Jahre stand er an der Spitze dieses die Kunstpflege Nürnbergs durch Vorführung der Schöpfungen der modernen Kunst fördernden Vereins. Ebenso war er lange Jahre Leiter des „Zeidlervereins für Nürnberg und Umgegend" sowie des „Mittelfränkischen Bienenzüchtervereins". Der „Zeidlerverein" wie der „Bienenzuchtverein des Königreichs Bayern" ernannten ihn wegen seiner Verdienste um die Förderung des Imkereiwesens zum Ehrenmitgliede. Bemerkt sei auch, daß er sich als warmer Freund und Förderer der Rettungsanstalt Veilhof bei Nürnberg bewies.

S. war ein pflichtgetreuer und um das Wohl der Stadt treu besorgter Beamter, ein echt deutscher Mann, dem das Gedeihen des ganzen deutschen Vaterlandes stets am Herzen lag. Schon in der Jugend schwärmte er für ein einiges, großes Deutschland, das alle Stämme umschloß. Beim Abschied der deutschen Sänger von Nürnberg am ersten deutschen Sängerfeste im Jahre 1861 ließ er, wie der Bericht bemerkt, aus voller Seele und vollem Herzen „Deutschland, das ganze große Deutschland" hochleben; und es war, „als schlage die ganze Festbegeisterung noch einmal in einer einzigen lichten Flamme zusammen"; „unter Schwenken der Hüte und Tücher erscholl wiederholt donnernden Klanges der letzte Hochruf dieses Festes dem deutschen Vaterlande, wie ihm auch der erste gegolten hatte, und mitten in das Getöse hinein erklang das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" *)

Die Stadt erkannte die vielfachen großen Verdienste, die er sich um sie erworben, an durch Verleihung der goldenen Medaille mit seinem Bildnis zu seinem 25jährigen Bürgermeisterjubiläum im

*) Dieses Lied wurde gesungen und nicht: „Wer hat dich du schöner Wald aufgebaut!", wie der Bericht irrtümlich angibt.

Digitized by Google

Jahre 1877, durch eine von Professor Wanderer in meisterhafter Weise ausgeführte Glückwunschadresse zu seinem 70jährigen Geburtstag am 29. Mai 1892 und durch die Ernennung zum Ehrenbürger am 31. August 1893. Von den verschiedenen staatlichen Ehrungen sei nur die Verleihung des Ritterkreuzes der bayerischen Krone erwähnt, wodurch er in den persönlichen Adelsstand erhoben wurde.

Seiler starb am 11. Oktober 1904 nach längerem Leiden.

Quellen: Außer den schon angeführten Denkschriften, die magistratischen Akten und Verwaltungsberichte auch die Mitteilungen der Herren Kommerzienrat Christoph S. und Bildhauer und Landschaftsmaler Johannes S. — Nordbayerische Zeitung vom 4. Mai 1910 unter: Albrecht Dürer-Verein (Prof. Dr. F. T. Schulz).

E. Mummenhoff (Nürnberg).

46. Soldner, Johann Georg, Astronom und Geodät 1776—1833.

Soldner, Johann Georg, wurde am 15. Juli 1776 auf dem Georgenhofe bei Feuchtwangen als Sohn eines Halbbauern geboren und starb als Astronom und Direktor der von ihm gegründeten und mit den besten Instrumenten ausgerüsteten Sternwarte zu Bogenhausen bei München am 13. Mai 1833.

Die Eltern schickten den Knaben in die höchst mangelhafte Dorfschule zu Banzenweiler und hielten ihn früh zu landwirtschaftlichen Arbeiten an. Nach Soldners eigenen Aufzeichnungen, die im Archiv der Sternwarte zu München-Bogenhausen aufbewahrt sind, waren es Erzählungen benachbarter Bauern von der Feldmeßkunst und einige geometrische Bemerkungen in einem alten Ansbacher Kalender, welche das in ihm schlummernde mathematische Talent erweckten. So geringe Anreizung genügte ihm, eine Reihe geometrischer Lehrsätze selbständig aufzufinden. Das erste mathematische Buch, welches er las, hatte ihm ein Maurermeister geliehen. Es war Beutels geometrischer Lustgarten (1690). Er rechnete beim Viehhüten Vielecke aus und maß Sonnenhöhen mittels eines selbst in Grade geteilten Brettes. Nur hatte des Hirtenknaben Höhenmesser, weil durch fortwährende Halbierung entstanden, anstatt 360 nur 256 Umfangsteile. Auch versuchte er auf Grund der Angaben des Ansbachers Kalenders die Entfernung zwischen Erde und Sonne zu ermitteln. Nach vielen Kämpfen mit

Digitized by Google

den Eltern gelang es ihm, in seinem sechzehnten Lebensjahre durch Vermittlung des Ortspfarrers nach Feuchtwangen zu kommen, um dort bei den Lehrern der lateinischen Schule Privatunterricht im Latein und im Französischen zu nehmen. Im Frühjahr 1796 kam er dann nach Ansbach, wo er sein Studium in den Sprachen und vorzüglich in der Mathematik bei dem nachmaligen Akademiker Yelin (1771—1826) fortsetzte.

Soldner hatte aber auch keine sogenannten Universitätsstudien durchgemacht, wie er selbst in einem von Berlin aus am 15. Dezember 1806 an Schiegg gerichteten Briefe gesteht. Er hatte sich also sein ganzes mathematisches Rüstzeug durch Selbststudium angeeignet und das zu einer Zeit, wo die literarischen Hilfsmittel sowohl an der Zahl als in der Art sehr beschränkte waren.

Mit diesen selbsterworbenen Kenntnissen ausgerüstet kam Soldner durch Vermittlung des Freiherrn von Hardenberg, des Ressortministers über das Fürstentum Ansbach, als Schüler zu dem Astronomen und Akademiker Joh. Ehlert Bode, dem Begründer und langjährigen Herausgeber des bekannten Astronomischen Jahrbuches. Die Lehrjahre waren für Soldner äußerst fruchtbar; denn schon nach wenigen Jahren lieferte er für die astronomischen Jahrbücher seines Lehrers mehrere wissenschaftliche Beiträge, deren Bedeutung in Verbindung mit seinem eigenartigen Bildungsgang ihm bald Gönner und Freunde verschaffte. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der damals über die Fürstentümer Ansbach und Bayreuth herrschte, bewilligte ihm eine jährliche Pension und übertrug ihm 1805, nachdem er einen dritten Ruf nach Rußland (als Direktor der Universitätssternwarte zu Moskau) ausgeschlagen hatte, eine Triangulierung der Markgrafschaft Ansbach als Grundlage für eine nachfolgende topographische Landesaufnahme. Durch diese Arbeit, die aber nach den Schlachten von Jena und Auerstädt über eine Erkundigung des Netzes nicht hinausgekommen ist, machte sich Soldner mit dem ehemaligen Benediktiner-Pater des Klosters Ottobeuren in Schwaben, Ullrich Schiegg, bekannt, da Schiegg in seiner Eigenschaft als Astronom der akademischen Sternwarte zu München für das „Topographische Bureau" am Rande Nordschwabens astronomische Punktbestimmungen des von den französischen Ingenieurgeographen angelegten trigonometrischen Netzes vorzunehmen hatte. Als am 24. Januar 1808 die Steuerrektifikations-Kommission zu München zusammenberufen wurde, ward Schiegg von dem Vorsitzenden dieser Kommission, Utzschneider, als technisches Mitglied berufen. Da diese Kommission zu dem Beschluß

Digitized by Google

kam, daß die gerechte Grundsteuerverteilung nur auf der Grundlage einer genauen Vermessung aller steuerbaren Grundstücke des ganzen Landes möglich ist und die Vermessung nur dann sachgemäß durchgeführt werden kann, wenn sie sich auf die möglichst engen Maschen eines gut gegründeten Dreiecksnetzes stützt, so waren Trigonometer, Geometer, Boniteure, Zeichner und Schreibkräfte in großer Zahl nötig, sollten bis zur Vollendung des ganzen Katasterwerkes nicht 100 Jahre verstreichen.

Schiegg benützte diese Gelegenheit, Soldner als ständigen Mitarbeiter für die bayerische Landesvermessung zu gewinnen und verstand es, den Vorsitzenden Utzschneider für diesen Plan zu interessieren. Soldner zögerte anfangs, übersandte aber schließlich doch auf Schieggs dringenden Wunsch an Utzschneider ein diesbezügliches Anstellungsgesuch. Am 26. Februar wurde Soldner als Trigonometer bei der eben geschaffenen Vermessungskommission nach München berufen und schon am 3. Mai 1808 rückte Soldner zum Assessor der genannten Stelle vor, um nach drei Jahren am 13. März 1811 zum Steuerrat bei der Unmittelbaren Steuerkatasterkommission befördert zu werden, nachdem er am 5. Mai 1810 seiner vorgesetzten Dienstesstelle die berühmte Denkschrift über die Berechnung von Dreiecksnetzen übergeben hatte. Als eine gerechte Würdigung seiner mathematischen Forschungen bezeichnet eine Allerhöchste Entschließung vom 24. Februar 1813 die Ernennung Soldners zum ordentlichen Mitgliede der Münchener Akademie der Wissenschaften. Die Denkschrift vom 5. Mai 1810 über die Berechnung von Dreiecksnetzen blieb bis zum Jahre 1873, dem Erscheinungsjahre der Bayerischen Landesvermessung in ihrer wissenschaftlichen Grundlage von Karl Orff, in den Amtsakten begraben, so daß Karl Bauernfeind in seinen 1858 zum ersten Male erschienenen „Elementen der Vermessungskunde" auf Bohnenbergers (1756—1831) 1826 erschienenen Universitätsprogramm mit dem Titel: „Die Berechnung der trigonometrischen Vermessungen mit Rücksicht auf die sphäroidische Gestalt der Erde" bei Erörterung der bayerischen Vermessungsmethode als Quelle greifen mußte. — Bohnenberger hatte die im Jahre 1818 begonnene Landesvermessung Württembergs organisiert und geleitet. Sein Vorbild war die Vermessung des Königreichs Bayern. Er hatte sich deshalb in Gemeinschaft mit dem Obersteuerrat Mittnacht auf Grund des Ministerial-Auftrags vom 27. März 1819 zum Studium des bereits im Gange befindlichen bayerischen Vermessungsbetriebes nach München begeben, wo ihnen der Steuerrat Lämmele und der Steuerrat und Astronom Soldner von allen Anordnungen und Einrichtungen, die auf das Landesvermessungsgeschäft

Digitized by Google

Bezug hatten, Einsicht gaben und ihnen die Erfahrungen mitteilten, welche Bayern in dieser Beziehung bereits gesammelt hatte.

Um sich der Ehre der Zugehörigkeit zur Akademie der Wissenschaften würdig zu erweisen, überreichte Soldner ihr eine für die Veröffentlichung in den akademischen Denkschriften bestimmte Abhandlung über eine neue Methode, beobachtete (astronomische) Azimute zu reduzieren, die im Sammelbande vom Jahre 1813 auf Seite 365—378 abgedruckt worden ist. Diese Veröffentlichung astronomischen Inhalts erregte den Neid des Klassenkollegen Soldners, des Hofrats und Astronomen Felix Seyffer. Er behauptete, diese Arbeit sei durchaus unwürdig, in die Denkschriften aufgenommen zu werden; die Sache sei längst gedruckt. Diese Angriffe bestimmten Soldner, sich von der Akademie vorerst völlig zurückzuziehen und eine strenge Untersuchung zu fordern, ob er wirklich Plagiarius wäre. Soldner hatte die Genugtuung, daß kein Geringerer als Delambre selbst in der connaissance de temps für 1820 die Arbeit als neu, selbständig und sehr beachtenswert erklärte. Seyffer veranlaßte nun seinen Schüler (Anton v. Steffenelli) zur Abfassung einer Gegenschrift mit dem Titel: „Beiträge zur Berechnung beobachteter Azimute", die reichlich mit Seyfferschem Geiste durchtränkt ist.

Diese Tatsache und noch ein anderes Ränkespiel Seyffers verschärften die Situation. Die Sachlage ist folgende: Franz v. Spaun, ein mathematischer Querulant, überschüttete seinerzeit die mathematisch-physikalische Klasse der Münchener Akademie der Wissenschaften mit Abhandlungen über (meistens eingebildete) neue, von ihm gemachte Entdeckungen. Die Sitzungsberichte der mathematisch-physikalischen Klasse der damaligen Zeit weisen fast jedesmal einen Einlauf von Fr. v. Spaun nach, die Soldner als der einzige Mathematiker der Akademie begutachten mußte. So hatte Fr. v. Spaun zu Anfang des Jahres 1814 der Akademie der Wissenschaften zu München einen Aufsatz mit dem Titel: „Eine neue Entdeckung in der höheren Analysis" vorgelegt, den Soldner der Aufnahme in den Denkschriften als nicht würdig befunden hatte, weil, wie er sich in einem umfangreichen Gutachten darüber ausdrückt, die Spaun'sche Entdeckung lediglich einen Sonderfall der längst bekannten Kosinusreihe darstellt. Den Inhalt dieses Gutachtens hat Fr. v. Spaun vorzeitig erfahren, was nur durch die Indiskretion eines Mitgliedes der Akademie möglich war. Der beleidigte Fr. v. Spaun eilte in seinem ersten Zorne zu Soldner, und dieser mußte sich mit dem Querulanten stundenlang herumstreiten. Damit war Soldners Geduld erschöpft, und in einem am 30. Mai 1814 an die Hofkommission

Digitized by Google

der Akademie der Wissenschaften gerichteten Gesuch bat er um Entlassung aus der Akademie. Dieses Enthebungsgesuch Soldners enthält ein langes Sündenregister Seyffers. Die Antwort auf das Entlassungsgesuch Soldners liegt in der Tatsache, daß Seyffer der Stelle eines Direktors der akademischen Sternwarte enthoben und der hiemit frei gewordene Posten am 26. November 1815 dem Steuerrate Soldner übertragen wurde mit dem Auftrage, den schon längst geplanten Bau einer Sternwarte endlich zur Durchführung zu bringen. Trotz dieses Stellungswechsels blieb Soldner Referent bei der Steuervermessungskommission in München für vermessungstechnische Fragen mathematisch-geodätischer Natur. Dieser Verpflichtung konnte er in der nächsten Zeit um so leichter nachkommen, als er in den ersten zwei Jahren in Verbindung mit Georg Reichenbach nur beim Entwurfe und der Ausführung der Sternwarte mitzuwirken und erst nach völliger Austrocknung ihres Mauerwerks d. i. am Ende des Jahres 1818 die für ihn bestimmte Wohnung zu beziehen und die kostbaren neuen Instrumente aus den Werkstätten von Utzschneider, Reichenbach und Fraunhofer aufzustellen und sie auf ihre Leistungsfähigkeit zu untersuchen hatte. Diese mit eben so großer Gewissenhaftigkeit als Sachkenntnis durchgeführte Untersuchung hat wesentlich mit zu dem Ruhme der genannten Werkstätten beigetragen, sodaß sie wahre Pflanzschulen der Feinmechanik wurden, die damals nirgends ihresgleichen hatten. Die im Archiv der Sternwarte zu München-Bogenhausen, dem Landesvermessungsamt zu München, dem Gaußarchiv zu Göttingen noch vorhandenen Briefen von und an Soldner stützen die Ansicht, daß Soldner viele Instrumente aus den vorhin erwähnten Münchener Werkstätten vor ihrer Versendung an den Besteller auf seiner Sternwarte auf ihre Güte und Brauchbarkeit hin geprüft hatte.

Von dem Augenblick an, wo Soldner sicher war, daß die auf seiner Sternwarte sich befindlichen Instrumente den höchsten an sie zu stellenden Anforderungen genügten, ungefähr zu Anfang des Jahres 1820, widmete er sich mit dem nämlichen Eifer, wie zuvor der Geodäsie, nunmehr der praktischen Astronomie. Von seiner neuen Tätigkeit zeugen insbesondere die achtjährigen, höchst sorgfältig angestellten Ortsbestimmungen von Fixsternen und Planeten am Meridiankreise, dann die für eine von Paris ausgehende über München bis Wien sich erstreckende Längengradmessung, ferner der im Vereine mit dem Mannheimer Astronomen Nicolai unternommene Versuch, die Mondbewegungen zur Ermittlung geographischer Längenunterschiede zu benützen. Soldner hatte bereits begonnen, die oben erwähnten Orts-

Digitized by Google

bestimmungen, welche ein glänzendes Zeugnis für die Befähigung Soldners zur praktischen Astronomie darstellen, unter dem Titel „Astronomische Beobachtungen, angestellt an der Sternwarte zu Bogenhausen" in fünf Bänden herausgegeben, und es waren schon zwei Bände im Buchhandel erschienen, als gegen den Druck der übrigen von Seite einer akademischen Partei unter dem Vorwand geldlicher Erwägungen Anstände erhoben wurden. Diese Bedenken veranlaßten Soldner, auf die weitere Veröffentlichung seiner so sorgfältigen Bestimmungen von Sternörtern zu verzichten. Es geschah dies jedoch nicht, ohne daß sich seiner ein starker Unmut bemächtigte, und diese Verstimmung wurde noch erhöht durch ein schmerzhaftes Leberleiden, welches ihn nötigte, der praktischen Astronomie ganz zu entsagen. Vom Jahre 1823 an überließ Soldner seinem Gehilfen, Lamont, das Feld der Beobachtung ganz, er beschränkte sich lediglich auf die Leitung der Sternwarte. Seine Kräfte verfielen zusehends mit der Steigerung des Leberleidens, und am 13. Mai 1833 beschloß er sein einsames, aber tätiges und wirkungsreiches Leben, tief betrauert von Freunden und Geschwistern, von denen zwei dem am 15. Mai abends 6 Uhr von der Sternwarte aus nach dem Bogenhauser Kirchhofe sich bewegenden Leichenzuge folgten. Seine Ruhestätte an der Westseite der Kirche bezeichnete eine schlichte Gedenktafel aus Stein.

Die Charaktereigenschaften Soldners lassen sich aus den Worten erkennen, mit denen der damalige Präsident der Akademie der Wissenschaften zu München, Schelling, am 26. März 1834 den Nachruf auf Soldner beendet hatte: „In seinem Leben war er einfach und zurückgezogen. Er hegte aufrichtige Achtung für wissenschaftliches Verdienst und schätzte den Umgang mit gründlichen Gelehrten. Dagegen war es ihm freilich unmöglich, auch nur zum Schein im guten Einverständnis mit denjenigen zu leben, die in Ermangelung wahrer Kenntnisse durch gehaltlose Schriften oder eingebildete Entdeckungen nach Popularität streben. Er selbst bewies sich frei von Eitelkeit und allem Bestreben zu glänzen; er arbeitete nur für die Wissenschaft und um der Wissenschaft willen. Möge ihm ein Nachfolger werden, der im gleichen Sinne mit ihm und seinem Geiste wirke!" Der Schlußsatz dieses Zitats deutet an, daß Franz Gruithuisen, damals Professor der Astronomie an der Universität München wider Wunsch und Erwarten der großen Astronomen wie Gauß in Göttingen und Bessel in Konigsberg u. s. w. zu Soldners Nachfolger ernannt werden könnte — denn dieser war nur beobachtender und beschreibender Astronom und war in der Sternkunde jeder höheren theoretisch-mathematischen Einsicht bar. Diese in

Digitized by Google

dem Nachruf Schellings ausgesprochene Befürchtung trat nicht ein, da Joseph Lamont, Soldners langjähriger Gehilfe und Mitarbeiter, zum Direktor der Sternwarte zu Bogenhausen ernannt wurde.

Zu den wenigen erprobten Freunden, mit denen Soldner Umgang gepflogen hatte, gehörte Joseph Fraunhofer (1787—1826). Ebenso väterlich sorgend wie Schiegg seinerzeit sich um ihn angenommen hatte, bemühte sich er um das Fortkommen und die Anerkennung der optischen Entdeckungen und Leistungen des ehemaligen Glaserlehrlings in der wissenschaftlichen Welt. Wie beeiferte sich Soldner, als der Oberbergrat Moll und der Oberfinanzrat Yelin aus nichtigen Gründen sich der Wahl Fraunhofers zum ordentlichen Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse der bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München widersetzten! Soldner war der einzige Akademiker, welcher der Wahl Fraunhofers das Wort redete und vielleicht das einzige Mitglied der gelehrten Körperschaft, welches die geniale Entdeckung Fraunhofers in ihrer ganzen Tragweite übersah. Bei dieser Richtung seines Wesens konnte Soldner allerdings den Beifall der Dilettanten nicht gewinnen, aber die Achtung einheimischer und auswärtiger bedeutender Forscher und gelehrter Gesellschaften und auch sonstige Anerkennung fehlte ihm nicht. Im Jahre 1825 wurde er auf Friedrich Wilhelm Herschels Antrag zum auswärtigen Mitgliede der astronomischen Gesellschaft zu London ernannt, eine Ehre, deren sich nur die verdientesten Astronome des Kontinents zu erfreuen hatten.

Soldners Schriften sind nicht zahlreich; was sie aber alle auszeichnet, ist ihre Gründlichkeit und Ursprünglichkeit; sie geben in höchst knapper, aber klarer Ausdrucksweise nur Neues und vermeiden es durchaus, bereits Bekanntes auf neue Art zu behandeln.

Eine seiner ersten in Berlin abgefaßten Abhandlungen bezieht sich auf die relative Bewegung der Fixsterne, welcher er später auf der Sternwarte in Bogenhausen eine achtjährige, angestrengte Beobachtungstätigkeit gewidmet hat. Welche Selbstverleugnung eine solche Erforschung des Fixsternhimmels erfordert, ergibt sich aus folgender kurzen Betrachtung. Die Fixsterne sind nicht, wie ihr Name andeutet, unveränderlich an einen bestimmten Ort des Weltraumes gebannt, sondern sie bewegen sich vielmehr auch nach einer von der Natur vorgezeichneten Richtung, ohne daß sich dabei ihre gegenseitige Lage, wie sie uns in den Sternbildern erscheint, verschiebt. Ihre Ortsveränderungen sind aber so außerordentlich klein, daß man deren jährlichen Betrag mit den allerfeinsten Instrumenten nicht zu messen vermag. Wenn jedoch die Lage gegebener Fixsterne gegen gewisse

Digitized by Google

Punkte und Kreise des Himmels Tag für Tag und Jahr für Jahr genau bestimmt und diese Arbeit jahrzehnte- und selbst jahrhundertelang fortgesetzt wird, so ergibt die Vergleichung solcher zeitlich weit auseinandergerückten Lagenbestimmung doch so merkliche Unterschiede, daß aus ihnen sowohl auf das Dasein einer fortschreitenden Bewegung der Fixsterne als auch auf die Richtung dieser Bewegung geschlossen werden kann, wie ja auch auf Grund solcher fast hundertjähriger Beobachtungen geschlossen wurde, daß sich die Sonne in gerader Linie gegen eine bestimmte Stelle im Sternenbilde des Herkules hinbewegt. Nur Selbstverleugnung kann aber einen beobachtenden Astronomen bestimmen, mühsame Arbeiten auszuführen, die ihm zur Zeit ihrer Veröffentlichung und selbst während eines langen Lebens nicht einmal ein bischen Ehre eintragen, da ihr Wert in der Regel erst nach seinem Tode durch Vergleichung mit anderen vorausgehenden und nachfolgenden Beobachtungen festgestellt werden kann. Mit der Abhandlung »Théorie et tables d'une nouvelle fonction transcendente« hat uns Soldner die einzige Untersuchung hinterlassen, die sich ausschließlich mit der reinen Analysis beschäftigt. Trotzdem, daß Soldner diese Abhandlung französisch schrieb, fand die Schrift verhältnismäßig wenig Verbreitung, denn im Jahre 1859 — also fünfzig Jahre später — veröffentlichte Schlömilch eine Anzahl Sätze über den Integrallogarithmus und verwandte Funktionen, die Soldner bereits 1809 in der in Rede stehenden Schrift der Hauptsache nach angedeutet hatte. Von seinen Schriften geodätischen Inhalts ist sein Vorschlag zu einer Gradmessung in Afrika bemerkenswert. Derselbe ist noch heute von Bedeutung und eigentlich jetzt erst ausführbar, da seit 1861 das große wissenschaftliche Unternehmen der zwischenstaatlichen Erdmessnng im Gange und das von Soldner ins Auge gefaßte Gelände, das Kongogebiet, unter den Schutz europäischer Großmächte gestellt ist.

Als Vorläufer seiner Abhandlung über die Berechnung eines geodätischen Dreiecksnetzes ist der Aufsatz mit dem Titel: „Über die kürzeste Linie auf dem Sphäroide" anzusehen. Wird die Erde als Kugel gedacht, so ist der durch zwei Kugelpunkte gelegte Großkreis die kürzeste (sphärische) Entfernung. Wird die Erde aber als abgeplattetes Ellipsoid (Sphäroid) angenommen, ein Drehkörper, der entsteht, wenn die Meridianellipse um die (verkürzte) Polarachse gedreht wird, so ist die kürzeste Entfernung zweier Punkte des Sphäroids keine ebene Kurve mehr, sondern eine Raumkurve. Da man es nun in der Erdmessungspraxis nur mit der Ermittlung von kürzesten

Digitized by Google

Entfernungen zwischen oft weit von einander entfernten Erdenpunkten zu tun hat, so müssen mit den Hilfsmitteln der höheren Mathematik Rechnungsmethoden angegeben werden, die dies ermöglichen.

Bei Soldners Eintritt in die Steuerkatasterkommission hatte Schiegg die fränkische Grundlinie zwischen Nürnberg und Bruck bei Erlangen mit einem neuartigen aus der Werkstätte von Reichenbach hervorgegangenen Basisapparate in einer für jene Zeit ganz ungewöhnlichen Schärfe gemessen und Soldner verwandte deshalb seine ganze Kraft auf möglichst genaue Messung einer großen Anzahl von Winkeln und des Azimuts der Seite München-Altomünster. Diese astronomische Arbeit führte er im März und April des Jahres 1813 auf dem Ausgangspunkte der bayerischen Landesvermessung, der Spitze des nördlichen Frauenturmes in München, nach einer ihm eigentümlichen Methode aus, welche an die Beobachtung der größten östlichen und westlichen Abweichungen (Dipressionen) des Polarsterns vom Nordpol der Himmelskugel anknüpfte.

Hätte Soldner außer seinen zahlreichen und mustergiltigen Winkelmessungen und der letzt erwähnten Azimutbestimmung nichts weiter für die bayerische Landesvermessung getan, so würde sein Name gleichwohl als der des geschicktesten und sorgfältigsten Beobachters in der Geschichte dieses großen und nützlichsten Unternehmens fortleben. Durch seine mathematischen Abhandlungen aber und durch seine neue Methode, die sphärischen Dreiecke des Hauptnetzes und die geographische Länge und Breite aller ihrer Eckpunkte genauer als es vor ihm möglich war, zu berechnen und in die der Vermessungskugel möglichst gut angepaßten Einzelblätter der Gesamtaufnahme des Landes einzutragen, hat er sich als scharfsinniger Mathematiker und zugleich als ein Geodät ersten Ranges erwiesen. Bis auf Soldner wurden die geodätischen Dreiecke nach einem von Delambre angegebenen Verfahren berechnet, das darin bestand, die sphärischen Winkel eines Kugeldreiecks auf die ebenen Winkel seiner Sehnen zurückzuführen und damit die Längen der Sehnen statt der Bögen zu bestimmen. Diese für die französische Gradmessung erdachte und hiefür auch völlig brauchbare Rechnungsmethode ließ sich aber nicht auf eine Landesvermessung anwenden, welche die Kenntnis der Bogenlängen der Dreiecke forderte, um aus diesen die kreisförmigen senkrechten Abstände aller Dreiecksnetzpunkte der Vermessung (die Ordinaten) und anderseits von den kreisförmigen Perpendikel dieses Punktes (die Abszissen) zu finden, die zur systematischen Verbindung des aus Vierecken zusammengesetzten Plannetzes mit dem trigonometrischen Netze erforderlich waren.

Digitized by Google

Mit Hilfe dieser senkrechten Abstände (Koordinaten) konnte man nämlich in jede Masche oder in jedes Blatt des Plannetzes drei Punkte eintragen und hierdurch jedes Blatt selbst genau über jedem der auf ihm bezeichneten Punkte des zu vermessenden Geländes behufs der Kleinmessung mit dem Meßtische aufstellen und nach den im wesentlichen mit den Himmelsrichtungen übereinstimmenden Vermessungsachsen richten.

Bei einer Landesvermessung sind viele logarithmische Rechnungen auszuführen, die eigentlich mit einer acht- oder meist zehnstelligen Logarithmentafel ausgeführt werden müssen, will man die Genauigkeit der Längengrößen auf mindestens 3 cm genau haben; denn der vom Erdmittelpunkt ausgehende Winkel von einer Sekunde umspannt an der Erdoberfläche einen Bogen von 30 m = 3000 cm. Sollen die Längen also auf Zentimeter genau sein, so müssen in den Zwischenrechnungen Tausendel von Sekunden eingeführt werden. Dies leistet die handliche siebenstellige Logarithmentafel nicht. Soldner erdachte ein Rechnungsverfahren, das ohne jedes andere Hilfsmittel als eine von ihm entworfene Tabelle (die Additamententafel) ermöglichte, aus dem siebenstelligen Logarithmus des Sinus eines Bogens die Bogenlänge selbst bis auf einen Zentimeter richtig anzugeben. Hier beschritt Soldner einen anderen Weg als Legendre, der 1787 in dem nach ihm benannten Satz eine neue Methode angab, sphärische Dreiecke leicht und schnell auszurechnen. Das Wesen des Legendre'schen Satzes besteht in der Zurückführung des sphärischen Dreiecks auf ein ebenes. mit gleichen Seiten, aber veränderten Winkeln. Soldner ging den umgekehrten Weg, indem er zwei Winkel des sphärischen Dreiecks beibehielt und die Längen der Dreiecksseiten veränderte. Der Satz von Legendre empfiehlt sich bei Berechnung eines einzelnen Dreiecks oder bei seltener Anwendung durch seine Unabhängigkeit von allen besonderen Hilfsmitteln; dagegen bei Berechnung von ganzen Dreiecksnetzen, mit vielen zusammenhängend zu rechnenden Dreiecken ist Soldners Methode vorteilhafter. Ein weiterer Vorteil besteht darin, daß nur eine Aufschreibung der Dreieckswinkel geführt zu werden braucht, während für den Legendre'schen Satz eine zweite Tabelle mit den veränderten Winkeln nötig ist, die nicht nur die Akten vermehrt, sondern auch Irrtümer veranlaßt.

Soldners hinterlassene Druckschriften: über die relative Bewegung und Aberration der Fixsterne. Bodes Jahrbuch 1803. — über die Ablenkung eines Lichtstrahls von seiner geradlinigen Bewegung. Bodes Jahrbuch 1804. — über die Bahn des von Piazzi entdeckten Kometen. Monatl. Korresp.

Digitized by Google

Bd. IV, 1801. — Vorschlag zu einer Gradmessung in Afrika. Monatl. Korresp. Bd. IX, Aprilheft 1804, S. 357. — Über die kürzeste Linie auf dem Sphäroide. Monatl. Korresp. Bd. XI, 1805. — Über die allgemeinen Gesetze der Expansivkraft des Wasserdampfes durch Wärme, nach Daltons Versuchen. Gilberts Annalen, 1804 XVII. Bd., S. 44. 1807, XXV. Bd. S. 411. — Über die schwedische Gradmessung. Bodes Jahrbuch, 1806. — Über den Einfluß der Feuchtigkeit auf das barometrische Höhenmessen, Formel; und von den Wolken, und ein neues Hygrometer. Gilberts Annalen, 1809, Bd. XXXII S. 204. — Théorie et tables d'une nouvelle fonction transcendente München 1809. — Über seine „nouvelle fonction." Monatl. Korresp., 1810, Bd. XXIII, S. 182. — Theorie des Lichtes, der Wärme und von einer Arbeit aus der Integralrechnung. Gilberts Annalen, XXXIX, 1811, S. 231. — Über die Länge von München. Monatl. Korresp., 1812, Bd. XXVI, Augustheft, S. 104. — Bestimmung des Azimuts von Altomünster, u. dadurch der Lage des Meridians auf dem nördlichen Frauenturm zu München. München 1813. — Neue Methode, beobachtete Azimute zu reduzieren (Denkschrift der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu München), 1813, S. 365—378. — Über die Reduktion astronomischer Beobachtungen auf einen gemeinschaftlichen Punkt. Bodes Jahrbuch 1818. — Rechnungen in Bezug auf die Mondtheorie. Monatl. Korresp., 28. Bd. 1813. — Beobachtung der Kometen vom Juli 1819. Bodes Astronom. Jahrbuch, 1823. — Astronomische Mitteilungen. Bohnenberger-Lindenau, Zeitschr. f. Astr., II, 1816, und III, 1817. — Astronomische Mitteilungen. Schumacher, Astr. Nachr. Bd. I—XII. — Astronomische Beobachtungen von 1819 bis 1827 auf der Sternwarte zu Bogenhausen, 3. Bd., 1833—1835. — Metrologische Beobachtungen, aufgezeichnet auf der Sternwarte zu Bogenhausen in den Jahren 1825—1837 von Soldner und Lamont. München 1837.

Quellen: Orff: Die bayerische Landesvermessung in ihrer wissenschaftlichen Grundlage. München 1878. — Bauernfeind: J. G. von S. und sein System der bayerischen Landesvermessung. München 1885; auch Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. XXXIV. S. 557—563. — Amann: Die bayerische Landesvermessung in ihrer geschichtlichen Entwicklung. München 1908. — Müller: J. G. v. S., der Geodät. München 1914. — Akten und Briefe im Archiv der Sternwarte München, Akten des Landesvermessungsamtes München. — Briefe im Gaußarchiv zu Göttingen.

Franz Johann Müller (Augsburg).

47. Stählin, Adolf von, Präsident des bayerischen Oberkonsistoriums 1823—1897.

Stählin, Adolf, wurde am 27. Oktober 1823 in Schmähingen bei Nördlingen als ältester Sohn des Pfarrers Martin Stählin und seiner Ehefrau Ida, einer Tochter des Kantors Thomas Brack, geboren. Beide Eltern stammten aus Memmingen, wo schon seit der Reformationszeit mehrere Familien des Namens Stählin nachzuweisen

Digitized by Google

sind. Seine Knabenjahre verlebte Stählin in Westheim am Hahnenkamm, wohin sein Vater schon 1825 versetzt worden war. Später, im Jahre 1841, siedelte der Vater nach Weiltingen über, wo er 1855 im Alter von 73 Jahren starb. Die äußeren Verhältnisse in dem kinderreichen Pfarrhause waren sehr knapp, so daß die Kinder aufs einfachste erzogen wurden. Nachdem Adolf einige Jahre von seinem Vater unterrichtet worden war, kam er 1833 in die lateinische Schule nach Memmingen und im folgenden Jahre in das Wilhelmsgymnasium nach München. Aber auch hier blieb er nur ein Jahr; im Herbst 1835 fand er Aufnahme in die evangelische Erziehungsanstalt des Kollegiums bei St. Anna in Augsburg. Hier erhielt er eine gründliche humanistische Bildung. Der bedeutendste unter seinen Lehrern war ohne Zweifel der Rektor des Gymnasiums Georg Caspar Mezger; ihm vor allem verdankte er die gründliche Kenntnis der alten Sprachen und die Vertrautheit mit den besten Schriftstellern der Griechen und Römer. Noch wichtiger vielleicht war der Einfluß, den Mezger durch seinen Religionsunterricht auf Stählin ausübte. Während Stählins Vater ein Vertreter der rationalistischen Theologie war, gehörte Mezger der positiven Richtung an, die sich in jenen Jahren um das von Pfarrer Heinrich Brandt gegründete homiletisch-liturgische Korrespondenzblatt scharte. Vor allem durch Mezger wurde Stählin mit der neuen Richtung bekannt; unter schweren inneren Kämpfen rang sich Stählin zu dem Standpunkt des lutherischen Bekenntnisses durch, dem er dann sein ganzes Leben hindurch treu blieb.

Im Jahre 1840 bezog er die Universität Erlangen, wo vor allem die Philologen Döderlein und Nägelsbach und die Theologen Harleß, Hofmann und Thomasius auf ihn Einfluß gewannen. Den Einfluß, den Döderlein auf ihn ausübte, hat er selbst in einer Rede zur Feier von dessen 100. Geburtstag lebendig geschildert. Die Erinnerung an seine theologischen Lehrer spiegelt sich in seinem Nekrolog auf Oberkonsistorialrat von Staedelen (Beil. z. Allgem. Zeitg. 1891 Nr. 270). „So klein die Universität Erlangen damals auch war," heißt es hier, „so glänzend erhob sich die theologische Fakultät; sie war eben daran, sich in dem Charakter zu konsolidieren, in welchem sie sich im wesentlichen durch ein halbes Jahrhundert erhalten hat. Der vulgäre Rationalismus war im Großen und Ganzen, war prinzipiell in Bayern bereits überwunden; es war dies hier früher als wohl in irgend einer andern Landeskirche geschehen. Aber Nachklänge dieser Richtung zeigten sich doch noch genug auf der Kanzel und in der Lehrstube. Wer aus dieser Atmosphäre in die Hörsäle

Digitized by Google

eines Harleß und Hofmann zog, dem ging eine neue Welt auf, dem sprudelte es wie frische Wasserquellen erquickend und belebend entgegen. Eine imponierende, ritterliche Erscheinung, stand in jener Zeit Harleß auf dem Katheder, das volle Feuer akademischer Beredsamkeit mit scharfer Dialektik verbindend; der geniale Hofmann zeigte schon jetzt seine Befähigung, der Schriftforschung und Systematik neue Bahnen zu öffnen; zu beiden kam noch Thomasius, diese leibhafte Syntheſe gründlichſter theologischer Schulung und reicher praktischer Begabung und Erfahrung. Das rege Leben der Fakultät teilte sich von selbst den Studierenden mit."

Auch Stählin gab sich dem reichen geistigen Leben der Universität mit Leib und Seele hin; so erwarb er sich trotz drückender äußerer Verhältnisse und einer sehr schwachen Gesundheit während seiner Studienzeit umfassende und tiefe Kenntnisse. Mit gleichgesinnten Freunden, die er in der christlichen Studentenverbindung Uttenruthia gefunden hatte, stand er in regem Gedankenaustausch. So verließ er 1844 innerlich gereift und mit Kenntnissen wohlgerüstet die Universität. Nach vorzüglich bestandenem Examen verlebte er zwei Jahre in dem Münchener Predigerseminar.

Dann folgten einige Wanderjahre, in denen Stählin teils vorübergehend Stellungen als Hauslehrer oder Pfarrvikar innehatte, teils wegen seiner Kränklichkeit im elterlichen Hause in Weiltingen lebte. Im Jahr 1850 machte er in Ansbach die Anstellungsprüfung. Bald darauf übernahm er das Vikariat bei Dekan Brandt in Kattenhochstadt bei Weißenburg a. S. und blieb dort fünf Jahre, bis er nach 11jähriger Kandidatenzeit 1855 die Pfarrei Tauberscheckenbach bei Rothenburg erhielt. Der Aufenthalt bei dem trefflichen Brandt, der sich nach einem arbeitsreichen Leben in das stille Altmühltal zurückgezogen hatte, war für Stählins Entwicklung von großer Bedeutung, wie auch der warm empfundene Nachruf Stählins auf Brandt zeigt.

Im Kattenhochstädter Pfarrhause fand Stählin auch seine Lebensgefährtin in Brandts jüngster Tochter Lina, mit der er sich einige Monate nach Übernahme der Pfarrei Tauberscheckenbach im Mai 1856 vermählte. Die Ehe blieb kinderlos; aber um so mehr schlossen sich die Ehegatten zusammen, und in 41jähriger glücklicher Ehe war die treue Gattin stets bestrebt, ihrem Manne alle äußeren Sorgen abzunehmen und ihm ungestörtes Versenken in seine geistigen Arbeiten zu ermöglichen.

Mit großer Freudigkeit und Kraft widmete er sich den Aufgaben des Pfarramts; doch blieb ihm noch Zeit zu wissenschaftlicher Arbeit,

Digitized by Google

zu der öfters Synodalarbeiten die äußere Anregung gaben. Durch diese Arbeiten, vielleicht noch mehr durch seine Predigten, begann man allmählich auf ihn aufmerksam zu werden; 1858 wurde er, der jüngste Geistliche des Kapitels, zum Senior gewählt; zwei Jahre später wurde er Mitglied der Prüfungskommission bei dem ersten theologischen Examen in Ansbach. Im gleichen Jahre, im Dezember 1860, übernahm er die Pfarrei St. Leonhard bei Rothenburg; doch blieb er auch hier nur wenige Jahre: im März 1864 wurde er zum Stadtpfarrer in Nördlingen ernannt. Hierdurch war ihm ein größerer Wirkungskreis eröffnet; für seine Predigten fand er hier besonders zahlreiche und dankbare Zuhörer. Stählin war ein hervorragender Prediger; ausgerüstet mit reicher wissenschaftlicher, namentlich auch geschichtlicher Bildung, verstand er es, die religiösen Gedanken stets in einen großen Zusammenhang weltgeschichtlicher Betrachtungsweise hineinzustellen; dazu kam eine große natürliche Beredsamkeit, eine edle, glänzende Sprache und eine außerordentliche Lebendigkeit des Vortrags, die von seiner eigenen Ergriffenheit zeigte und die Zuhörer mit fortriß. Ihm selbst war es innerstes Bedürfnis, Zeugnis von seinem Glauben abzulegen und mit eindringlichen Worten für ihn zu werben. Darum folgte er auch später, als mit seiner Amtstätigkeit keine Predigten mehr verbunden waren, gern den zahlreichen, an ihn gelangenden Aufforderungen, bei besonderen Anlässen die Festpredigt zu übernehmen. Überall, wo er die Kanzel betrat, gelang es ihm rasch die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu fesseln und sie durch seinen von heiliger Begeisterung durchglühten Vortrag mit sich fortzureißen. Was er ihnen bot, erweckte durch die Lebendigkeit und Unmittelbarkeit des Vortrags den Eindruck, als seien Worte und Gedanken Eingebungen des Augenblicks. Aber das war nicht der Fall; vielmehr beschäftigte ihn jede derartige Predigt von dem Tage an, wo er sie übernommen hatte, unablässig; für die großen Festpredigten, Reden, Vorträge hat er sich monatelang gerüstet; in seinen nachgelassenen Papieren fanden sich die ausführlichsten, wieder und wieder durchgearbeiteten Entwürfe, die zeigten, mit welch gewissenhaftem Fleiß er den Stoff sammelte, die Gedanken ordnete, den Ausdruck wählte. Alles, was er sprach, war wohl überlegt; aber beim Reden selbst floß ihm das Wort vom Munde mit der Gewalt eines Stromes, von dem er selbst getragen und hingerissen wurde.

In Nördlingen war Stählin auch Referent für das städtische Schulwesen und gab selbst in der Oberklasse der neugegründeten Töchterschule Religions- und Kirchengeschichtsunterricht. So sah er

Digitized by Google

sich genötigt, sich eingehend mit Schulfragen zu beschäftigen. Eine Frucht dieser Tätigkeit ist die auch heute noch wertvolle Schrift „Zur Schulreformfrage. Mit besonderer Berücksichtigung der Denkschrift des bayerischen Volksschullehrervereins, Nördlingen 1865." Er kam in dieser Schrift den berechtigten Wünschen der Lehrer so viel als möglich entgegen; aber ihre Hauptforderungen lehnte er doch ab, weil sie ihm mit seiner Grundüberzeugung unvereinbar schienen. Ähnlich war es auch in vielen anderen Fällen. Man hat ihm wohl zu große Nachgiebigkeit und zu bereitwilliges Entgegenkommen vorgeworfen; aber bei aller Milde und Versöhnlichkeit ist er seinen Grundsätzen doch nicht untreu geworden und hat auch den Kampf nicht gescheut, wo ihm wertvolle Güter der Kirche gefährdet schienen. Dies gilt sowohl für seine praktische Tätigkeit in Pfarramt und Kirchenregiment als auch für seine Stellungnahme in wichtigen Fragen der Theologie. Seit der Nördlinger Zeit griff er öfters in die theologischen Kämpfe ein. Wenn er auch neben seiner Berufsarbeit nicht dazu Zeit fand, selbst größere Werke zu verfassen, so verfolgte er doch die theologische Literatur mit großer Aufmerksamkeit und griff durch gedankenreiche Aufsätze, meist in Anknüpfung an ein neues Werk, in den Kampf ein. Noch in Nördlingen schrieb er einen Aufsatz: „Christus, der sündlose Menschensohn, der auferstandene Lebensfürst, der ewige Sohn Gottes, ein populärer apologetischer Versuch" (Beweis des Glaubens 3 [1867] S. 385—400), mit dem er Renan bekämpft. Die Werke Vilmars und Martensens über die christliche Ethik, das Werk von Kahnis über Christentum und Luthertum, von H. Schultz über die Lehre von der Gottheit Christi gaben ihm Veranlassung, in eingehenden Besprechungen seine abweichenden Anschauungen darzulegen und zu begründen. Auch zwei kleine selbstständige Schriften verdanken ähnlichen Anlässen ihre Entstehung. Die Schrift „Das landesherrliche Kirchenregiment und sein Zusammenhang mit Volkskirchentum" (Leipzig 1871) ist veranlaßt durch Th. Harnacks Schrift „Die freie lutherische Volkskirche", die Schrift „Justin der Märtyrer und sein neuester Beurteiler" (Leipzig 1880) durch das Buch des Dorpater Gelehrten M. von Engelhardt „Das Christentum Justins des Märtyrers" (Erlangen 1878).

Die erste dieser beiden Schriften ist wichtig, weil sie klar und scharf seine Anschauung über das landesherrliche Kirchenregiment wiedergibt. In der zweiten suchte Stählin im Gegensatz zu Engelhardt nachzuweisen, daß Justins Christentum rein und unverfälscht sei und den biblischen Charakter nicht verleugne. Wenn er auch hierbei den Einfluß

Digitized by Google

der heidnischen und hellenistisch-jüdischen Philosophie auf Justin wohl unterschätzte, zeigte er doch eine gründliche Kenntnis des Kirchenvaters, vor allem aber die Fähigkeit, einen Schriftsteller als Persönlichkeit zu erfassen und aus den einzelnen Zügen seines Wesens ein Gesamtbild zu gewinnen.

Überhaupt war es eine besondere Fähigkeit Stählins, das Wesen einer Persönlichkeit zu zeichnen und aus ihm die Mannigfaltigkeit der Anschauungen und Handlungen verständlich zu machen. Dazu gesellte sich sein tiefes Verständnis für geschichtliche Zusammenhänge und die Eigenart bestimmter Lebenskreise. So erklärt es sich, daß er mit besonderer Vorliebe und großem Geschick Lebensbilder von ihm nahestehenden Persönlichkeiten zeichnete. Von den Nachrufen auf seinen Schwiegervater Brandt und seinen Freund Städelen sowie von seiner Gedächtnisrede auf Döderlein war schon oben die Rede. In der Allgemeinen deutschen Biographie setzte er in eingehender Charakteristik seinem väterlichen Freund, dem Präsidenten von Roth, ein schönes Denkmal. Für die protestantische Realencyklopädie schrieb er das Leben dreier für die Entwicklung der bayerischen Kirche besonders wichtiger Männer, des Präsidenten von Harleß, des Gründers der Neuendettelsauer Diakonissenanstalt Löhe und des Erlanger Theologen Thomasius. Dazu gesellte sich noch der von hoher Warte aus geschriebene Nekrolog auf den Erlanger Juristen Adolf von Scheurl in der Allgemeinen Evang.-lutherischen Kirchenzeitung. Diese fünf Lebensbilder gehören, wie Theodor Kolde mit Recht sagt, „zu dem Wertvollsten, was wir für die Geschichte der bayerischen Landeskirche und der Erlanger Theologie im 19. Jahrhundert besitzen" (Beitr. zur bayer. Kirchengesch. 4, 1898, S. 22). Von kleineren Lebensbildern seien noch erwähnt das seines langjährigen Freundes und Amtsgenossen Christian Seybold (im Vorwort zu dessen Evangelischer Hauspostille) und das seines Freundes Gottfried Braun, Dekans in Eyrichshof (im Vorwort zu dessen Synodalreden).

Aber so anziehend auch diese Lebensbilder, so lehrreich auch manche der andern Schriften sein mögen, Stählins Anlage wies ihn doch mehr auf die praktische als auf die wissenschaftliche Tätigkeit. Namentlich war ihm die Wirkung von Person zu Person ein stark empfundenes Bedürfnis. Als Prediger und Seelsorger, in mündlicher Aussprache mit Einzelnen oder einem größeren Kreis, in einem umfangreichen Briefwechsel wußte er sein Bestes zu geben. Ja auch in sein amtliches Wirken trug er einen persönlichen Zug hinein; von büreaukratischem Wesen hat er sich stets fern gehalten.

Digitized by Google

In Nördlingen, wo gerade diese persönliche Art ihm rasch die Herzen der Gemeinde gewonnen hatte, war seine Amtstätigkeit nur kurz. Eben hatte sich die Verehrung seiner Gemeinde darin gezeigt, daß er zum Hauptprediger und damit zum Dekan gewählt wurde, als er durch den Präsidenten von Harleß in das Konsistorium nach Ansbach berufen wurde. Der Abschied von seiner Gemeinde und vom Pfarramt wurde ihm ungemein schwer; aber allmählich lernte er in dem Ruf seiner Vorgesetzten Gottes Willen erkennen. Im November 1866 siedelte er nach Ansbach über und übernahm mit großer Frische und Freudigkeit die neuen Berufsaufgaben. Auch hier entfaltete er eine große Wirksamkeit durch seine Predigten, die er jeden dritten Sonntag in überfüllter Kirche hielt. Aber auch die engeren Aufgaben des Konsistorialrats, Kirchenvisitationen und Kircheneinweihungen, Ordinationen und Prüfungen, erfüllte er mit neuem Geiste und wußte auch hier starke persönliche Wirkung auszuüben. Seine Gesundheit hatte sich in Nördlingen wesentlich gebessert; so trug er die große Arbeitslast seines Amtes, unter der sein Vorgänger Sixt erlegen war, ohne Beschwerden. Die 13 Jahre, die er in Ansbach zubrachte, waren wohl die arbeitsreichsten seines Lebens. Neben seinem Amt fand er noch Zeit, die wichtigste theologische Literatur zu verfolgen. Die oben erwähnten Besprechungen der Werke von Vilmar, Martensen und Kahnis geben davon Zeugnis. Auch die Schrift über das landesherrliche Kirchenregiment ist in Ansbach entstanden.

Mehr Muße gewann er, als er 1879 als Oberkonsistorialrat nach München berufen wurde. Zwar die geliebte Predigttätigkeit wollte er auch hier nicht ganz aufgeben; an manchem Festtag predigte er in der Matthäuskirche, und an manchem Sonntagabend sammelte er im Evangelischen Diakonissenhaus eine treue Gemeinde um sich. Vor allem aber verwandte er seine freie Zeit dazu, die theologische und kirchliche Literatur zu lesen und zu studieren. In die erste Zeit seines Münchener Aufenthalts (1880) fällt seine Schrift über Justin. Im nächsten Jahre nahm er mit seinem Aufsatz „Zur Christologie" im Theolog. Literaturblatt Stellung zur Ritschl'schen Theologie, deren Entwicklung er mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt hatte.

Eine große Freude war es für ihn, daß ihn die Theologische Fakultät der Universität Erlangen im Jahre 1880 zum Dr. theologiae honoris causa ernannte. Seit seiner eigenen Studienzeit war er mit den Lehrern der Theologie in Erlangen stets in naher Beziehung gestanden; seiner ehemaligen Lehrer gedachte er immer mit rührender

Digitized by Google

Dankbarkeit; in der Rede beim 150jährigen Jubiläum der Universität 1893 hat er seiner dankbaren Liebe begeisterten Ausdruck verliehen (die Rede ist abgedruckt in dem von A. v. Strümpell erstatteten „Bericht über die Feier des 150jährigen Bestehens der Friedrich-Alexander-Universität zu Erlangen", Erlangen 1894, S. 27—29, und in der Allg. Zeitung vom 7. August 1893 Nr. 219). Darum war er glücklich über das neue Band, das ihn durch die Würde des Ehrendoktors mit der Erlanger Fakultät verband. Das von Zezschwitz verfaßte Elogium lautete: De ecclesia patria evangelica tam studiis theologicis ubique atque praesertim in exploranda candidatorum nostrorum scientia assidue promovendis quam in provincia ecclesiastica nostra procuranda ac gubernauda fervore fidelissimo saluberrimoque optime merito.

Die nahe Beziehung zu den Mitgliedern der theologischen Fakultät bewährte und befestigte sich noch, als Stählin 1883 nach dem Tode des Oberkonsistorialpräsidenten Meyer zu dessen Nachfolger ernannt wurde. Manches machte ihn zur Übernahme des verantwortungsvollen Amtes besonders geeignet: die Liebe zur Landeskirche, die in den mannigfachen Stellungen des Pfarramtes und Kirchenregimentes erworbene Vertrautheit mit den Verhältnissen und Bedürfnissen des Pfarrstandes und der Gemeinden, das Vertrauen der bayerischen Geistlichkeit, die nahen persönlichen Beziehungen, die ihn mit vielen Pfarrern verbanden, nicht zum wenigsten seine persönlichen Eigenschaften, seine Liebenswürdigkeit und Milde, seine Hoffnungsfreudigkeit und Weltoffenheit, seine versöhnliche Haltung anderen Bekenntnissen gegenüber. So blieben ihm auch in der leitenden Stellung, die er nun einnahm, schwere Kämpfe erspart, wenn es auch nicht an Kränkungen und Enttäuschungen fehlte. Aber er ließ sich durch solche Erfahrungen die Freude an seinem Beruf nicht trüben. Man kann sagen, daß er gerade als Präsident mit großer innerer Befriedigung und mit Heiterkeit der Seele seines Amtes waltete. Er durfte auch äußerlich viel Anerkennung und Beweise der Liebe und des Vertrauens erfahren, was ihn stets mit warmem Danke erfüllte.

Mit Treue und Eifer pflegte er die Beziehungen zu den anderen deutschen Landeskirchen. An den Tagungen der Eisenacher Kirchenkonferenz, die einer möglichst einheitlichen Gestaltung des gottesdienstlichen und kirchlichen Lebens in Deutschland zu dienen bestimmt ist, nahm er regelmäßig teil und lieferte 1884 ein ausführliches Korreferat über die Frage des Sektenwesens und 1890 ein gründliches, auf tiefgehenden Studien beruhendes Referat über die Perikopenfrage.

Digitized by Google

Höhepunkte seiner Amtstätigkeit waren die bayerischen Generalsynoden, die er dreimal 1885, 1889 und 1893 leitete. Durch gedankenreiche Ansprachen bei Beginn und Schluß der Tagungen, durch lebhafte Teilnahme an den Verhandlungen selbst hat er auch hier manchen fruchtbringenden Samen ausgestreut.

Als Präsident des Oberkonsistoriums gehörte Stählin auch der Kammer der Reichsräte an; die damit verbundenen Aufgaben waren ihm außerordentlich wichtig. Am meisten kam es ihm darauf an, in religiösen, sittlichen und kirchlichen Fragen klare Erfassung des Wesentlichen und gerechte Entscheidung herbeizuführen. So nahm er im Reichsrat zu vielen wichtigen Fragen persönlich Stellung und suchte für die von ihm vertretenen Anschauungen zu werben. In all seiner Tätigkeit lag ihm aber in erster Linie das Wohl seiner Landeskirche am Herzen. Ihr Leben war, wie es in einem Nachruf hieß, gewissermaßen sein Leben; ihre Freude und ihr Leid, ihre Ehre und ihre Schmach war seine innersten persönlichen Angelegenheiten.

In diesem Geiste führte er 14 Jahre das Amt des Präsidenten des Oberkonsistoriums; es waren, im ganzen betrachtet, die glücklichsten Jahre seines Lebens; er erfreute sich in dieser Zeit fast ohne Unterbrechung guter Gesundheit; er liebte München und seine schöne Umgebung. Ein reger Briefwechsel verband ihn mit vielen bedeutenden Männern; an seinem gastlichen Tisch sah er gerne Freunde und die heranwachsende Jugend seiner Verwandten. Das schmerzliche Gefühl der Abnahme der Kräfte blieb ihm erspart. Am 14. Februar 1897 hielt er noch mit großer Frische in Augsburg einen Vortrag über Melanchthon; nach seiner Rückkehr begann er mit den Vorbereitungen zur Generalsynode, die in diesem Jahre wieder tagen sollte. Aber Ende April erkrankte er an Masern und nach kurzem Krankenlager starb er am 4. Mai 1897.

Stählin war von kleiner, unscheinbarer Gestalt; aber aus seinen Augen leuchtete Geist und Güte, und wer mit ihm sprach, erhielt bald den Eindruck eines warmherzigen und geistig bedeutenden Menschen. Ein wohlgelungenes Bildnis nach einer Photographie des Jahres 1885 ist dem unten angeführten, von Otto Stählin verfaßten Lebensbild beigegeben.

Schriften: Lebenslauf des Christ. Phil. Heinrich Brandt, in: Zum Ehrengedächtnis des treuen Knechtes Christi, des hochwürdigen Herrn Christ. Phil. Heinrich Brandt, Nürnberg 1857. — Rede zum Gedächtnis des sel. Kirchenrats und Pfarrers Brandt zu Kattenhochstadt, in: Vorträge zur Feier des 25jährigen Bestehens der Pfarrwaisen-Anstalt zu Windsbach, Ansbach 1862. — Zur Schulreformfrage. Mit besonderer Berücksichtigung der Denkschrift des bayerischen

Digitized by Google

Volksschullehrervereins, Nördlingen 1865. — Christus, der sündlose Menschensohn, der auferstandene Lebensfürst, der ewige Sohn Gottes; ein populärer apologetischer Versuch (Synodalvortrag, gehalten in Nördlingen den 12. Juli 1866), in: Beweis des Glaubens 3 (1867) S. 385–400. — Das landesherrliche Kirchenregiment und sein Zusammenhang mit Volkskirchentum unter besonderer Berücksichtigung von Dr. Th. Harnack's Schrift: „Die freie lutherische Volkskirche", Leipzig 1871. — „Justin, der Märtyrer und sein neuester Beurteiler", Leipzig 1880. — Artikel „Kirchenvisitationen" in der Protestantischen Realencyklopädie, 2. Aufl., 8. Band, 1881, S. 6—11. — Löhe, Thomasius, Harleß. Drei Lebens- und Geschichtsbilder, Leipzig 1887 (aus der Protestantischen Realencyklopädie, 2. Aufl., 8. Band, 1881, S. 711—725; 15. Band, 1885, S. 625–635; 18. Band, 1888, S. 1–40; der Nekrolog auf Harleß zuerst in kürzerer Form in der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben 1, 1880, S. 88—103, 145—160). — Karl Johann Friedrich von Roth, Allgemeine Deutsche Biographie, 29. Band, Leipzig 1889, S. 317–333. — Zur Erinnerung an Johann Georg von Staedelen, Oberkonsistorialrat in München, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1891 Nr. 270. — Zum ehrenden Andenken des Erlanger Philologen Dr. Ludwig von Döderlein. Zwei Reden an dessen 100. Geburtstag in München gehalten von Dr. v. Buchrucker und Dr. v. Stählin, Erlangen und Leipzig 1892. — Zur Erinnerung an Christoph Gottlieb Adolf Frhrn. v. Scheurl, Leipzig 1893 (Sonderabdruck aus der Allgem. Evang. Luth. Kirchenzeitung 26, 1893, Nr. 16—22). — Philipp Melanchthon. Festrede gehalten bei der Melanchthonfeier in Augsburg am 14. Februar 1897, Augsburg 1897. — Referate auf der Eisenacher Kirchenkonferenz: über das Sektenwesen, Allg. Kirchenblatt für das evang. Deutschland 33 (1884) S. 510—539; über die Perikopenfrage, Allg. Kirchenblatt für das evang. Deutschland 39 (1890) S. 475—551.

Größere Rezensionen: Von A. F. C. Vilmar, Theologische Moral, 1. Teil, Gütersloh 1871 in Zeitschrift für die gesamte luth. Theol. und Kirche 32 (1871), S. 718—747; von K. Fr. A. Kahnis, Christentum und Luthertum, Leipzig 1871, ebenda 34 (1873) S. 93 ff.; 277 ff.; 484 ff.; 660 ff.; von H. Martensen, Die christliche Ethik, Allg. Teil, Gotha 1871, ebenda 35 (1874), S. 346–368; von H. Schultz, Die Lehre von der Gottheit Christi, Gotha 1881, im Theol. Literaturblatt 2 (1881) Nr. 40 und 41. —

Ausgaben: Chr. Ph. Heinr. Brandt, Predigtbuch, neu herausgegeben von Ad. Stählin, 7. Aufl., Nürnberg 1861, 8. Aufl., Nürnberg 1894. — Carl Ludwig Auguft Stählin, Lebens- und Sterbensgeschichte eines frühvollendeten Kindes Gottes, in 8. Aufl. herausg. von D. Adolf von Stählin, Leipzig 1887. — Synodalreden von Gottfried Braun, aus dessen Nachlaß herausgegeben und mit einem biographischen Vorworte versehen von Dr. A. von Stählin, Nördlingen 1887. — Evangelische Hauspostille von Dr. theol. Christian Seybold. Mit einem einleitenden Vorwort von Dr. theol. A. von Stählin, 2 Bände, München 1893. Außerdem sind gedruckt zahlreiche Predigten und Reden Stählins (eine Auswahl in dem Anhang der Biographie von O. Stählin s. u.), ferner (meist ohne Namen erschienen) Festartikel in der Allg. Evang. Luth. Kirchenzeitung; im Münchner Evang. Gemeindeblatt.

Quellen: Nekrologe [von K. v. Burger] im Korrespondenzblatt für die evang.-luth. Geistlichen in Bayern 22 (1897) Nr. 21; von K. v. Buchrucker in der Neuen kirchlichen Zeitschrift 8 (1897) S. 673—703; von J. v. Kelber in der

Digitized by Google

Allg. Deutschen Biogr., 54. Band, Leipzig 1908, S. 435—440; von Th. Kolde in den Beiträgen zur bayer. Kirchengeschichte 4 (1898), S. 15—30 (vgl. auch S. 144); von demselben in der Protestantischen Realencyklopädie, 3. Aufl., 18. Band, 1906, S. 737—741; von Kohlschmidt, Biogr. Jahrbuch, herausgeg. von A. Bettelheim, 3. Band, Berlin 1900, S. 395—399; vgl. auch 4. Band S. 72*; J. Schiller, Beilage zur Allg. Zeitung 1898, Nr. 179. — Oberkonsistorialpräsident Dr. Adolf von Stählin. Ein Lebensbild mit einem Anhang von Predigten und Reden herausgegeben von Otto Stählin, München 1898 (das Lebensbild zuerst in kürzerer Fassung in der Allg. Evang. luth. Kirchenzeitung 30, 1897, Nr. 39—45).

Otto Stählin (Erlangen).

48. **Stauffenberg**, Franz, Freiherr von Schenk, Parlamentarier 1834—1901.

Stauffenberg, Franz Dr., Freiherr von Schenk war der Abkömmling einer sehr alten Adelsfamilie, deren Alter, wenn die sogenannte „Zimmerische Chronik" wahr berichtet, sogar dasjenige der Hohenzollern überragen soll. Er wurde am 3. August 1834 zu Würzburg geboren. Hier und in Heidelberg studierte er die Rechtswissenschaft, nachdem er das Gymnasium Augsburgs absolviert hatte. Zwar trat er nach Bestehen der beiden vorgeschriebenen Prüfungen in den bayerischen Staatsdienst ein und wurde bereits 1863 II. Staatsanwalt in Augsburg, allein sein Verbleiben im Amte sollte kein dauerndes sein. Zumal für den Posten eines öffentlichen Anklägers fühlte er sich so ungeeignet wie möglich, und es wurde allgemein geglaubt, daß die Pflicht, sich für Verhängung eines Todesurteiles auszusprechen, seinen längst gehegten Plan des Rücktrittes zur Reife gebracht habe.

Die Familie besaß die beiden Rittergüter Geißlingen (nicht in Württemberg, sondern südlich von Augsburg) und Rißtissen (in Oberschwaben), und auf diesen, zumal auf dem zweitgenannten, brachte nun S. die nächsten Jahre zu. Die Landwirtschaft und Studien aller Art füllten seine Zeit aus. Bald jedoch traten Aufgaben ganz anderer Natur an ihn heran. Der freisinnige Mann, ein Aristokrat im besten Sinne des Wortes, war weiteren Kreisen bereits bekannt geworden als Vertreter jener freiheitlich-vaterländischen Gesinnung, die damals in Bayern stets neue Freunde sich erwarb. In Heidelberg, wo Gervinus, Häußer und Mittermaier auf die akademische Jugend ihren wohltätigen Einfluß ausübten, war aus dem jungen

Digitized by Google

S. der kernfeste Liberale geworden, der er sein ganzes Leben hindurch geblieben ist.

So kam er 1866 in die zweite bayerische Kammer, welcher er, eine kurze Unterbrechung abgerechnet, bis zum Lebensende angehörte. Er vertrat abwechselnd die Wahlkreise Ansbach, Kaiserslautern, München und Fürth-Erlangen. Das Jahr 1866 führte ihn sogleich in eine besonders ernste Periode der Politik hinein. Zwei Jahre später sehen wir ihn im Zollparlamente und wieder zwei Jahre nachher im Landtage zu wichtiger Arbeit berufen. Als es sich darum handelte, ob Bayern im bevorstehenden Kriege neutral bleiben oder handelnd in diesen eingreifen solle, stand S. unter den Rufern im Streite mit an erster Stelle, und als, nachdem eine Anzahl „patriotischer" Abgeordneter die Linke verstärkt, die entscheidende Abstimmung zugunsten der Teilnahme am Kriege stattgefunden hatte, wollte er als erster dem führenden liberalen Blatt die frohe Botschaft überbringen, nicht bemerkend, daß er ohne Kopfbedeckung durch die Straßen geeilt war. Hervorragend tätig war er auch im nächstfolgenden Jahre bei dem Streite um die Annahme der „Versailler Verträge". Daß ihn die Landeshauptstadt bei den ersten Reichstagswahlen zu ihrem Vertreter wählte, hat man allseitig als fast selbstverständlich empfunden. Auch 1874 und 1877 ward ihm das Mandat für München I erneuert.

Anders erging es bei den „Attentatswahlen" des Sommers 1878. Ein überaus buntes Konglomerat von Gegnern brachte ihn in der Stichwahl zu Falle; aber zu diesem Erfolge hatte ihr wesentlich auch ein weidlich ausgenützter Umstand verholfen, der schon erwähnte Austritt S.'s aus dem bayerischen Parlamente. Man erinnert sich, daß 1877 Bismarck ernstlich daran dachte, auch die Liberalen zur Teilnahme an der Reichsregierung heranzuziehen, und der Eintritt R. v. Bennigsen's konnte als gesichert gelten. Sehr mit Recht forderte der vorsichtige Staatsmann indessen auch die Zuziehung eines weiteren Mitgliedes seiner Fraktion, der nationalliberalen. Ihr hatte sich S. von Anfang an angeschlossen, und sie gedachte ihn für den neuen Staatssekretärposten vorzuschlagen. Dazu wurde es als Vorbedingung betrachtet, daß der Ministerkandidat seinen Wohnsitz in Berlin nehme und auch im übrigen die engen Beziehungen zu Bayern aufgebe. Das geschah; allein man weiß, daß die vom Reichskanzler gestellten Bedingungen auch für den gemäßigten Liberalismus unannehmbar waren, und so sah sich im August 1878 S. überhaupt ohne Mandat. Da griff v. Bennigsen helfend ein. Er war wider Erwarten, trotz

Digitized by Google

scharfer Gegenwirkung, in seinem alten hannöverischen Wahlkreis wiedergewählt worden und gleichzeitig hatte ihn der dritte braunschweigische Wahlkreis (Gandersheim-Holzminden) auf den Schild erhoben. Durch die Wahl in Hannover war also hier eine Lücke entstanden, deren Ausfüllung durch S. sich sozusagen von selbst verstand. Von 1881 bis 1893, in welch letzterem Jahre er überhaupt auf die Wirksamkeit im Reichstage verzichtete, war er Abgeordneter für den Wahlkreis Fürth-Erlangen-Hersbruck.

War er schon seit 1871 einer der Präsidenten des bayerischen Unterhauses gewesen, so ernannte ihn 1878 auch das Reichsparlament zum 1. Vizepräsidenten. Lange freilich sollte er diese Stelle nicht bekleiden. Denn im Sommer 1879 kam es anläßlich der Zollvorlagen zu jenem Zwiespalt in der nationalliberalen Partei, der v. Forckenbeck nötigte, als Präsident zurückzutreten, und mit ihm tat den gleichen Schritt der ihm so nahe stehende Kollege S. Er hielt sich später, ohne jemals polemisch einzugreifen, zur „Sezession" und vollzog mit ihr die „Fusion" des Jahres 1884. Die „Deutschfreisinnige Partei" brach bekanntlich vor den Wahlen 1893 auseinander und S. vermochte sich für keine Neubildung mehr zu begeistern. Auch den bis dahin von ihm innegehabten Vorsitz des fränkischen Parteiflügels hat er damals niedergelegt. Im Abgeordnetenhause verblieb er bei der „Liberalen Vereinigung" bis zum Tode. Namentlich als Berichterstatter für den Verkehrsetat wußte er sich bis zuletzt das Ohr des Hauses zu sichern.

Die von der Politik ersparte Zeit wandte er umso eifriger seiner wissenschaftlichen Liebhaberei zu, und hier stand die Literatur der romanischen Länder im Vordergrunde. Spanische und portugiesische Schriftwerke kannte er, wie wenig andere. Gewiß, er wollte selbst nur Dilettant sein; aber berufene Fachmänner sprachen ihm ein selten hohes Maß von Sachkenntnis zu. Merkwürdigerweise jedoch hatte der Mann, der die Leistungen der Druckerpresse so hoch stellte, der eine ausgezeichnete Privatbibliothek sein Eigen nannte, die größte Abneigung gegen jede selbständige Produktion auf literarischem Gebiete. Schriften aus seiner Feder sind nicht vorhanden, und nur mit Mühe gelang es einmal seinen Freunden, ihn zur Abhaltung einiger Vorträge im „Liebig'schen Hörsaale" zu bewegen, die dann vollsten Beifall auslösten. Sehr mit Recht hatte aber 1882, anläßlich ihres dreihundertjährigen Jubiläums, die Universität Würzburg dem scharfsinnigen, zielbewußten Volksmanne das Ehrendiplom eines Doktors der Rechte verliehen.

Digitized by Google

S. war körperlich eher eine zarte, denn eine robuste Natur zu nennen, und nur durch kluge Diät, sowie durch den mit peinlicher Genauigkeit wiederholten Besuch von Karlsbad war er dem chronischen Nierenleiden zu widerstehen befähigt, das ihn fast zwei Jahrzehnte lang gelegentlich stark mitnahm. Seine Familie, bestehend aus seiner Gemahlin, einer geborenen Gräfin Egmont-Geldern, drei Töchtern und einem Sohne, war natürlich ernstlich darauf bedacht, ihm manche schwere Lebenslast zu erleichtern. Durch den Tod der Gattin und die Verheiratung der Töchter wurde er in den letzten Jahren mehr und mehr vereinsamt, ohne daß doch seine Freunde eine erkennbare Abnahme seiner Kräfte wahrgenommen hätten. So bedeutete für sie der durch eine plötzlich eingetretene akute Krankheit hervorgerufene Tod am 3. Juni 1901 eine schmerzliche Überraschung.

Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, 6. Band, Berlin 1904, S. 220 ff. — Die Woche, III, 1000. — Gartenlaube, 1901, Nr. 25, Beil. 2. — Freiherrliches Taschenbuch, 1903, S. 659.

S. Günther (München).

49. Stöckl, Albert, katholischer Theologe und Philosoph 1823—1895.

Stöckl, Albert, ein Bahnbrecher der neuscholastischen Philosophie in Deutschland, war der Sohn eines schlichten Volksschullehrers in Möhren bei Treuchtlingen (Mittelfranken). Dort wurde er am 15. März 1823 geboren. Er genoß einen trefflichen Elementarunterricht in der Schule seines Vaters und kam so gutvorbereitet an die Lateinschule nach Eichstätt. Während der ganzen Dauer seiner humanistischen Ausbildung zeichnete sich der überaus gut begabte und fleißige Knabe in allen Fächern aus. Mit glänzendem Zeugnis verließ er im Jahre 1843 das Gymnasium, um an dem vom Bischof Karl August von Reisach eben gegründeten Eichstätter Lyzeum seine philosophischen und theologischen Studien zu machen. Auch hier war sein wissenschaftlicher Eifer und Erfolg außergewöhnlich, was sich besonders darin bekundete, daß er als Alumnus des Klerikalseminars die von der Münchener Fakultät gestellte Preisaufgabe über die Liturgie der alttestamentlichen Opfer in trefflicher Bearbeitung löste. Am 22. April 1848 wurde der hoffnungsvolle, für die Ideale des Priestertums und der kirchlichen Wissenschaft begeisterte junge Mann zum Priester ge-

Digitized by Google

weiht. Schon auf seiner ersten Seelsorgerstelle, als Kaplan in Wemding, konnte er sein philosophisches Wissen in besonderer Weise dadurch vertiefen und ausnützen, daß er die Kleriker des Wemdinger Kapuzinerklosters in der theoretischen Philosophie unterrichtete. Stöckl's praktische Seelsorgetätigkeit währte nicht lange: Bischof Georg von Ottl berief ihn bereits im Jahre 1850 nach Eichstätt zurück und bestellte ihn zum Dozenten der Philosophie am bischöflichen Lyzeum dortselbst. Am 1. November 1852 erfolgte die Ernennung zum ordentlichen Professor.

Mit hingebender Begeisterung und zäher Ausdauer arbeitete Stöckl als Lehrer und Gelehrter. Die große Anzahl seiner philosophischen und philosophiegeschichtlichen Aufsätze und Werke beweisen, wie ernst er es mit seiner eigenen philosophischen Durchbildung nahm. Die mittelalterliche Philosophie und Theologie hatten ihn von jeher angezogen und nun verlieh ihm seine Kenntnis der alten aristotelisch-scholastischen Philosophie, besonders seine Kenntnis des hl. Thomas von Aquin den Mut und die Befähigung, in der breiten Öffentlichkeit für die Wiedererneuerung der Scholastik zu wirken. Sein langes Leben hindurch stritt er neben und mit Männern wie K. Werner, Kleutgen, Plaßmann, Haffner, Gloßner, T. Pesch, Gutberlet und namentlich in rühriger Gemeinschaft mit seinen Eichstätter Kollegen Schneid und Morgott für dieses Ziel; sein Name wird in der Geschichte der neuscholastischen Bewegung stets eine hervorragende Stelle behaupten. Dem Eichstätter Lyzeum hat vor allem Stöckl ein vielbeneidetes Ansehen gewonnen. Nach außen legte er den Grund zu seiner auf die Scholastik eingestellten Lebensarbeit durch eine Dissertation über Nominalismus und Realismus in der Geschichte der Philosophie, wofür ihn die philosophische Fakultät der Würzburger Universität 1855 zum Doktor promovierte. Im Jahre 1862 wurde Stöckl als Philosophieprofessor an die Akademie nach Münster i. W. berufen, wo er bis 1870 tätig war. Das dortige Wirken wurde ihm durch die dogmatischen Streitigkeiten der Jahre 1869 und 70 erschwert und verekelt und so entschloß er sich 1871 in seine geliebte Eichstätter Heimat zurückzukehren. Dort war er kurze Zeit Pfarrer in Gimpertshausen (Oberpfalz); 1872 wählte ihn das Domkapitel zum Kanonikus und in dieser Eigenschaft übernahm er, vom Bischof v. Leonrod dazu bestimmt, die Professur der praktischen Philosophie und Pädagogik am Eichstätter Lyzeum. Nun fühlte er sich wieder ganz in seinem Element und arbeitete mit seiner vollen Manneskraft auf dem Boden, auf dem er gewachsen war. Sein Wirken im Dienste der kirchlichen Wissenschaft fand weit und breit, über Deutschland hinaus, Aner-

Digitized by Google

kennung. Von Rom wurde es geehrt durch die Ernennung Stöckls zum ordentlichen Mitgliede der von Leo XIII. gegründeten Akademie des hl. Thomas von Aquin. Der gelehrte Professor verschloß sich aber nicht vor der Welt; die Geltendmachung seiner kirchlichen und wissenschaftlichen Überzeugung war ihm eine Lebensaufgabe, die er durch Förderung der Presse, namentlich der Eichstätter Lokalpresse, und durch Teilnahme am politischen Leben zu verwirklichen trachtete. 1878—1881 war er sogar Reichstagsabgeordneter. Sein Lehr- und Gelehrtenberuf war und blieb ihm freilich die Hauptsache. Nach 44jährigem treuem Dienst im Lehramt starb er am 15. November 1895, aufrichtig betrauert von der großen Anzahl derer, die seinem Wort und seiner Schrift die Einführung in den Geist der mittelalterlichen Wissenschaft verdankten.

Stöckl war ein überaus fruchtbarer Schriftsteller. Aufsätze und Besprechungen von seiner Feder (im Katholik, im Kirchenlexikon, Staatslexikon, in der Literarischen Rundschau u. s. w.) waren begehrt und zugkräftig. In seinen Büchern sprach ebenso wie in seinen kleineren Arbeiten der leichte Fluß und die Klarheit der Darstellung an. Die Art, wie er die abstrakten und schwierigen Gedankengänge der scholastischen Philosophie zu ergreifen, zu vereinfachen, nahezubringen wußte, verschaffte seinen Werken eine sehr große Verbreitung im deutschen und fremden Sprachgebiet. Besonders seine philosophischen Lehrbücher genossen einen guten Ruf weit über Deutschland hinaus und werden heute noch benützt. Mit vollem Recht ist oft gesagt worden, daß die Leichtigkeit der Form nicht immer hinwegzutäuschen vermochte über den manchmal vorhandenen Mangel an tiefer und scharfer Erfassung des Problems, an einschneidender Kritik und sorgfältiger historischer Begründung. Zudem war seine ganze Beurteilung neuerer Fragen auf dem Gebiete der theoretischen und praktischen Philosophie allzufest — auch in nichtwesentlichen Dingen — eingestellt auf die thomistische Anschauung. Daraus mußte sich da und dort eine gewisse Einseitigkeit, vielleicht sogar Engherzigkeit ergeben. Doch lag das alles wohl daran, daß Stöckl eben zu jenen gehörte, die als erste dem scholastischen Denken mitten in dem Chaos der nachhegelianischen Philosophie wieder zu dem gebührenden Recht zunächst innerhalb der katholischen Kreise zu verhelfen suchten. Und in diesem erfolgreichen Bemühen ruht das Hauptverdienst Stöckls, das ihm keine noch so scharfe Kritik seiner wissenschaftlichen Einzelarbeit wird rauben können.

Es dürfte an dieser Stelle nicht zweckdienlich sein, ein vollständiges Verzeichnis der Arbeiten Stöckls zu geben (vgl. Romstöck, Personalstatistik und Biblio-

Digitized by Google

graphie des Bischöflichen Lyzeums in Eichstätt (1894), S. 157 ff.). Ich hebe nur folgende heraus: Die dreibändige Geschichte der Philosophie des Mittelalters (1864—1866) bildete in gewissem Betrachte die geschichtliche Grundlegung der Lebensarbeit Stöckls. Das Werk war für seine Zeit von großem Werte, kann aber naturgemäß der heutigen Forschung längst nicht mehr genügen. — Das Lehrbuch der Philosophie (1. Auflage 1868 in 2 Teilen) erlebte zu des Verfassers Zeiten 7 Auflagen; Stöckls Nachfolger in der Eichstätter Professur, Georg Wohlmuth, begann 1905 das Werk in vollständiger Neubearbeitung, die vom alten Bestand freilich wenig übrig ließ, zum achten Mal herauszubringen. — Die Grundzüge der Philosophie erschienen 1892; eine 2. Auflage besorgte Mathias Ehrenfried im Jahre 1910. — Das Lehrbuch der Geschichte der Philosophie (in erster Auflage 1870) gab A. Kirstein in 2. Auflage 1911 heraus. — Das Lehrbuch der Religionsphilosophie erlebte 1878, das Lehrbuch der Pädagogik 1880 eine zweite Auflage; vom Lehrbuch der Ästhetik kam 1889 eine dritte Auflage. — 1895 erschien das zweibändige Lehrbuch der Apologetik, dem die drei Bände über das Christentum und die großen Fragen der Gegenwart (1879—1880) bereits vorgearbeitet hatten.

Literatur: Romstöck, Personalstatistik (s. oben im Text); [J. Pemsel,] Dr. Stöckl, eine Lebensskizze (1896); Morgott in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon XI² (1899) Sp. 826 ff.

Georg Wunderle (Würzburg).

50. **Strauß**, Andreas, Historiker und Bibliothekar des Klosters Rebdorf 1751—1805.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts taucht in Eichstätt der Buchbinder und nachmals Buchdrucker Franz Strauß von zur Zeit unbekannter Herkunft auf, der am 21. Juli 1727, 75 Jahre alt, gestorben ist. Dieser war der Urgroßvater des nachmaligen Rebdorfer Canonikus Andreas Strauß. Des letzteren Großvater Franz Joseph Anton und Vater Johann Anton Joseph, der am 27. November 1747 sich mit Maria Elisabeth Templer verheiratete und am 21. November 1751 gestorben ist, waren, wie der Urgroßvater, Eichstätter Buchdrucker. Andreas war unter den vier Kindern des letztgenannten Buchdruckers das jüngste und wurde in Eichstätt geboren am 10. Aug. 1751. Die Eichstätter Dompfarreigeburts-Matrikel besagt, daß er auf den Namen Lorenz Adam getauft worden ist. Da aber sein Pathe, Bäckermeister und Mitglied des äußeren Rates, namens Kern, den Vornamen Andreas hatte, scheint man das Kind schon in jungen Jahren nach demselben „Andreas" genannt zu haben. Der Vater starb schon bald nach der Geburt desselben; so nahm sich des heran-

Digitized by Google

wachsenden Knaben der Spiritual des Eichstätter Jesuitenkollegs Plank an und gab ihm den ersten Unterricht, welchen nach dem Tode dieses Lehrers Hausinformatoren fortsetzten. Im 9. Lebensjahre schickte man ihn in die Eichstätter Domschule und in dieser machte er so gute Fortschritte, daß er zu den besten Schülern zählte und man daran denken konnte, ihm eine höhere Ausbildung zu Teil werden zu lassen. Daher schickte man ihn von 1762 an in das Jesuitengymnasium, das er bis 1767 besuchte. Nach vorgerückten Studien verteidigte er zu Eichstätt zweimal öffentlich Sätze aus der Philosophie. Am 1. Dezember 1770 bekam er die Aufnahme in das Stift der Regularcanoniker in Rebdorf. Schon am 8. Dezember 1771 legte er daselbst Profeß ab. Hier begann er mit großer Ausdauer seine Fachstudien der Theologie und des kirchlichen und weltlichen Rechtes. Aber nicht zufrieden mit dem, was ihm seine Lehrer boten, wendete er auch allen Fleiß an, durch Studium der Werke anderer Autoren das in der Schule Gelernte zu erweitern und zu vertiefen. Da er am 24. September 1774 die Priesterweihe erhielt, so oblag ihm von da ab natürlich auch die Pflicht, sich als Prediger auszubilden und verschiedene seelsorgliche Arbeiten zu übernehmen. Bald darauf starb der Klosterbibliothekar Michael Stein. Dieser Todesfall war der Anlaß, daß man ihm die verwaiste Bibliothekarstelle und zugleich die Professur des canonischen Rechtes übertrug. Auf diesen beiden Gebieten war jedoch der junge Gelehrte keineswegs so vorgebildet, wie es die Wichtigkeit dieser beiden Tätigkeiten verlangt hätte. Aber da man den Fisch einmal ins Wasser hineingeworfen hatte, mußte er eben schwimmen lernen. Dank seiner Übung für angestrengte Arbeiten, die er sich schon früher zu eigen gemacht hatte, und seines großen Fleißes, durch den er der ihm gewordenen Aufgabe gerecht werden wollte, gelang es ihm bald, die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Die Korrespondenz mit literarischen Freunden, z. B. mit dem kurmainzischen Geheimrat Zapf, mit dem Nürnberger Gelehrten Panzer, mit Herrn Am Ende zu Kaufbeuren halfen dem Bibliothekar; gesteigertes Privatstudium und viele lehramtliche Disputationen halfen dem jungen Professor in die Höhe. Seine von Jahr zu Jahr wachsenden Kenntnisse verschafften ihm vornehme Freunde und Gönner, so den Wormser Weihbischof von Würdtwein, den Eichstätter Fürstbischof Johann Anton von Zehmen und den gelehrten Eichstätter Dompropst von Cobenzl. Trotz seiner vielen Berufsarbeiten mußte er 1784, alles Sträubens ungeachtet, auch noch die Stelle eines Novizenmeisters übernehmen. Da inzwischen der Umfang seines Wissens sich bedeutend

Digitized by Google

erweitert hatte, drängte es ihn auch, eine Reihe von Werken herauszugeben, um auch anderen die Früchte seines Fleißes nutzbar zu machen. Im Jahre 1787 erschienen seine Monumenta typographica der Bibliothek des Rebdorfer Klosters, 1790 die Opera rariora derselben Bibliothek, 1791 seine historisch-topographische Beschreibung der Stadt Eichstätt, 1799 seine viri scriptis, eruditione ac pietate insignes, quos Eichstadium vel genuit vel aluit. Diesen reihen sich noch eine gute Anzahl anderer Arbeiten an, die er teils einzeln, teils in Verbindung mit anderen erscheinen ließ. Hätte ihm der Tod nicht schon in der Vollkraft seines Lebens — er zählte noch nicht 54 Jahre — am 7. Februar 1805 die Feder gewaltsam aus der Hand gerissen, so hätte er sicher der Eichstätter Diözesangeschichte noch eine weitere Reihe von Arbeiten hinterlassen, die heutzutage nicht weniger gern benützt würden, wie jene, die er uns wirklich hinterlassen hat.*)

(Seine Biographie mit Bild im 2. Bd. der Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer, herausgegeben von Christoph Wilhelm Bock; Meusel, das gelehrte Teutschland, Bd. 7 und 10.)

Professor Romstoeck (Eichstätt).

51. **Thalhofer,** Valentin,
Dompropst und Lyzealprofessor in Eichstätt
1825—1891.

Thalhofer, Valentin, geboren am 21. Januar 1825 in dem bei Ulm gelegenen Pfarrdorfe Unterroth, entstammte einer einfachen Halbbauernfamilie. Im Jahre 1836 kam er an die Lateinschule nach Dillingen, wo er auch 1843 seine humanistischen Studien beendete. Dann trat er zu zweijährigen philosophischen Studien an das Lyzeum in Dillingen über. 1845 bezog er die Universität München und fand als Alumnus Aufnahme im Georgianeum. Die Liebe und der Eifer, mit dem er sich hier den theologischen Studien widmete, veranlaßten ihn, die von der theologischen Fakultät für das Jahr 1847 gestellte Preisfrage: „Ritus und Wirkung der unblutigen Opfer im Alten Bunde" zu bearbeiten. Die Fakultät erkannte seiner Arbeit den Preis zu, womit ihm der Weg zum theologischen Doktorate

*) In die Zeit, während welcher Andreas Strauß Klosterbibliothekar in Rebdorf war, fällt auch die Plünderung dieser Bibliothek durch die Franzosen. Suttner hat im Eichstätter Pastoralblatt 1866 S. 107, 108, 110—112, diese Plünderung ausführlich beschrieben. Hier soll dieselbe wenigstens erwähnt werden.

Digitized by Google

geebnet war, das ihm im Juli 1848 zuteil wurde. Im August des gleichen Jahres zum Priester geweiht, erhielt er seine erste Anstellung — entgegen seinem Wunsche nach Betätigung in ländlicher Seelsorge — als Präfekt im Klerikalseminar zu Dillingen. 1850 erhielt er die Professur für Exegese und biblische Archäologie am dortigen Lyzeum. 13 Jahre später wurde er auf den einstimmigen Vorschlag der theologischen Fakultät München zum Direktor des Georgianums und Professor der Pastoraltheologie ernannt.

Die Jahre, welche Thalhofer als Direktor des Georgianums verlebte, gehören zu den mühevollsten und sorgenreichsten seines Lebens. Überlastet mit den kleinen und kleinlichen Sorgen, die mit der Leitung einer so großen Anstalt stets verbunden sind, mußte er auch den Pflichten eines akademischen Lehrers und der heiligen Aufgabe eines Erziehers künftiger Priester gerecht werden, und dies noch dazu in den stürmischen Jahren der an das vatikanische Konzil sich anschließenden Bewegung. Die bekannten Vorgänge in der Münchener theologischen Fakultät veranlaßten mehrere bayerische Bischöfe, ihre Theologiekandidaten zurückzuziehen. Wären ihrem Beispiel auch die Oberhirten der Diözesen München-Freising und Augsburg gefolgt, so wäre der Bestand des Georgianums, dieser alten Wittelsbacher Stiftung, ernstlich in Frage gestellt gewesen. Es war einzig das Vertrauen, welches Erzbischof Gregor v. Scherr und Bischof Pankratius v. Dinkel zur Person Thalhofers hegten, das sie von einer gleichen Maßnahme zurückhielt. Nur mit Tränen in den Augen pflegte noch in späteren Jahren der damalige Subregens Th., Andreas Schmid, von den Aufregungen jener Tage zu erzählen. Für Th. war aber allmählich die Bürde zu schwer geworden. Er sank nicht zusammen unter der Last der Arbeit, sondern unter dem Druck der mannigfachen Sorgen, denen sein weiches Gemüt nicht genügend Widerstand entgegen zu setzen vermochte. Unter dem 9. Dezember 1876 wurde ihm auf sein Gesuch hin die Domdekanstelle in Eichstätt verliehen.

Schweren Herzens verließ er München und den dortigen lieben Freundeskreis; — „ich gehe wie in die Verbannung" äußerte er sich zu einem Freunde — nicht ahnend, daß seiner in Eichstätt ein neuer segensreicher und glanzvoller Wirkungskreis harren sollte. Schon im Jahre 1877 wurden ihm die Vorlesungen über Liturgik am dortigen bischöflichen Lyzeum übertragen, zu einer Zeit, als infolge des Kulturkampfes in Preußen norddeutsche Theologiestudierende in großer Zahl das Eichstätter Lyzeum aufsuchten, so daß er des öfteren mehr als 200 Hörer zu seinen Füßen zählen konnte, die nachmals

Digitized by Google

begeistert Th. Ruhm in ganz Deutschland verbreiteten. Thalhofers Arbeitslust ließ es mit der Abhaltung von akademischen Vorträgen nicht bewenden: eifrigst nützte er seine Zeit zu reger literarischer Tätigkeit. Sein Kunstverständnis machte ihn auch seinem Bischof bei der Restauration des Domes zum geschätzten Berater. An äußeren Ehren mangelte es Th. nicht in dieser Lebensperiode: 1885 wurde er zum päpstlichen Hausprälaten, 1889 zum Dompropst ernannt. Gleichwohl war sie für ihn eine Zeit unsäglicher Leiden. Sein nervöses Gemütsleiden, wozu er die Anlage von seiner Mutter ererbt hatte, hatte sich unter dem Druck der aufreibenden, von Sorgen bedrückten Tätigkeit in München immer mehr gesteigert. Während er seine Triumphe als Lehrer feierte, in idealen Lebensverhältnissen wirkte, war sein Gemüt stets zur Traurigkeit gestimmt. Auch die Nacht brachte ihm keine Linderung, da der Schlaf ihn floh. Liebevolle Freunde, die sich um den gemütvollen Schwaben auch in Eichstätt in großer Zahl gesammelt hatten, fürchteten bereits ernstlich für ihn. Da nahte sich ihm der Tod als Erlöser. Am 17. September 1891 schied er in seinem Geburtsort Unterroth infolge einer Lungenentzündung aus diesem Leben und fand, wie er stets gewünscht, in dem dortigen Friedhof seine letzte Ruhestätte.

Thalhofer gehört zu den bedeutendsten Vertretern der katholischen Theologie in Deutschland. Bahnbrechend wirkte er vor allem in der wissenschaftlichen Erforschung der Liturgie. Nicht eigene Wahl führte ihn auf dieses Gebiet, sondern eine glückliche Fügung seiner äußeren Lebensumstände. Seine erste Neigung wies ihn zur Exegese und den Exegeten hat er auch niemals in seinem späteren Leben verleugnet. Der Exegese gehört seine Erstlingsschrift an: „Die unblutigen Opfer des mosaischen Kultus: ihre Liturgie, ihre symbolisch-typische und dogmatische Bedeutung". Regensburg 1848. Gewissermaßen als Ergänzung hiezu ließ er 1870 zu Regensburg erscheinen: „Das Opfer des Alten und des Neuen Bundes, mit besonderer Rücksicht auf den Hebräerbrief und die katholische Meßopferlehre exegetisch-dogmatisch gewürdigt." Als Präfekt im Klerikalseminar zu Dillingen mußte er die Kandidaten des Priestertums in den kirchlichen Ritus einführen. Sein tief angelegter Geist ließ ihn nicht zufrieden sein, nur den äußeren Vollzug der kirchlichen Zeremonien zu lehren. Er suchte seine Schüler auch in die Schönheit der kirchlichen Gebräuche und in deren historisches Verständnis einzuführen. Die Übernahme der Professur für Exegese hinderte ihn zunächst auf dem betretenen Wege weiterzuschreiten, ohne ihn jedoch gänzlich zu vergessen. Dies zeigt

Digitized by Google

sein 1857 vollendetes Werk: „Erklärung der Psalmen mit besonderer Rücksicht auf deren liturgischen Gebrauch im römischen Brevier, Missale, Pontificale und Rituale", noch nach seinem Tode von Peter Schmalzl und Franz Wutz (8. Aufl. 1914) wiederholt herausgegeben. Die Anweisungen, die hier Th. gibt, die Psalmen nach ihrer verschiedenen liturgischen Verwendung zu interpretieren, haben das Buch beim katholischen Klerus außerordentlich beliebt gemacht.

Seine Tätigkeit als Universitätslehrer verwies ihn ganz und gar auf die liturgische Wissenschaft. Als solcher hatte er Pastoraltheologie zu dozieren, zu welcher nach josephinischer Tradition auch die Liturgik gehörte, d. h. nach damaliger Auffassung, die Unterweisung in den kirchlichen Zeremonien. Thalhofer unterzog sich dieser Aufgabe in seinem Sinne, er veredelte die Rubrikenlehre zur wissenschaftlichen Liturgik. Allerdings kam er in München unter der Last der Geschäfte nicht dazu, in größerem Umfang auf diesem Gebiete literarisch tätig zu sein. Doch verlor er nie sein Ziel, die gesamte Liturgik in einem größeren Werke darzustellen, aus dem Auge. Das umfangreiche Material zu seinem Lebenswerke hat er größtenteils in jenen mühevollen Jahren gesammelt. Vieles, was er später als reife Frucht bot, ist in seinem Keime bereits damals im geistigen Kontakt mit seinen Schülern entstanden. Erst im stillen Eichstätt fand er die nötige Muße, an die Ausarbeitung seines Hauptwerkes, des „Handbuches der katholischen Liturgik" zu gehen. Es war ihm nur vergönnt, den ersten umfangreichen Band der Öffentlichkeit zu übergeben (1883). Vor Vollendung des zweiten nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand (Auch die zweite Auflage, besorgt 1894 von Adalbert Ebner, ist ein Torso geblieben. Gänzlich umgearbeitet und vervollständigt konnte das Handbuch erst 1912 erscheinen).

Eine Liturgik, wie sie Th. schrieb, war bis dahin von deutschen Theologen nicht geboten worden. Th. verleugnet zwar nicht die alte Richtung, die mittelalterliche, oft spielende Symbolik hat er häufig zu hoch eingeschätzt. Als Kind einer Zeit, die eben erst mit dem flachen Rationalismus gebrochen, gibt er sich zuweilen dem Überschwang der Gefühle hin in einem Maße, daß ihm die nüchterne Betrachtungsweise nicht mehr zu folgen vermag. Gleichwohl sucht er sich stets zu orientieren an den gesicherten Ergebnissen der historischen Forschung und hat letztere selbst durch die umfangreiche Geschichte der Quellen und der Literatur der Liturgik, wie sie noch kein Handbuch der Liturgik geboten hatte, erleichtert und gefördert.. Seine Kenntnis der Liturgie und ihrer historischen Entwicklung empfahl ihn auch seinem Bischof als Redaktor

Digitized by Google

des kleineren und größeren Eichstätter Diözesanrituals. Zarte Rücksichtnahme auf historisch gewordene Gebräuche war ihm bei dieser Arbeit oberster Grundsatz.

Die literarische Tätigkeit Th. ist damit noch nicht erschöpft. Zahlreiche Aufsätze in theologischen Zeitschriften entflossen seiner Feder. 1860—63 war er auch Redakteur des Augsburger Pastoralblattes. Vor allem muß noch auf das Verdienst hingewiesen werden, das sich Th. durch die Übernahme der Redaktion der „Bibliothek der Kirchenväter, Auswahl der vorzüglichsten patristischen Werke in deutscher Übersetzung" erworben hat. Begründet wurde dieses Unternehmen durch Professor Reitmayr; nach dessen Tod (1872) führte es Thalhofer weiter und brachte es bis zum Jahre 1888 auf die stattliche Zahl von 80 Bändchen.

Thalhofer war — das sei zum Schluß hervorgehoben — ein akademischer Lehrer von Gottes Gnaden. Ein kurzes Diktat leitete seinen Vortrag ein, dann erhob er sich, um in freier Rede, aus übervollem Herzen — ex abundantia cordis war einer seiner Lieblingsausdrücke — begeistert und begeisternd sich über die gebotene Skizze zu verbreiten. Keiner seiner Schüler konnte sich dem überwältigenden Eindruck seiner Persönlichkeit entziehen; mochte er dem gefühlvollen Süden oder dem nüchternen Norden entstammen: in der Begeisterung für „Vater Thalhofer" waren alle einig.

Andreas Schmitt, Dr. Valentin Thalhofer, Dompropst in Eichstätt, Lebensskizze. Kempten 1892. — Alois Knöpfler, Art. Thalhofer in Allgem. Deutsche Biographie.

Dr. Ludwig Eisenhofer (Eichstätt).

52. Thon, Christian August, Eisenachscher Kanzler 1755—1829

und dessen Familie:

Thon, August, Universitäts-Professor in Jena, 1839—1912.

Thon, Georg Philipp Friedrich, Amtmann von Lichtenberg und Stadtrichter zu Ilmenau, 1761—1834.

Thon, Gustav, großherzoglich Sachsen-Weimarscher Staatsminister, 1804—1882.

Thon, Heinrich Christian Kaspar, herzoglich sächsisch-eisenachscher Hofrat und Amtmann von Lichtenberg, 1730—1807.

Digitized by Google

Thon, Heinrich Christoph, Hofadvokat in Eisenach, 1756—1835.
Thon, Heinrich Johann Wilhelm, königl. württemb. Salinendirektor, großherzogl. sachsen-weimarscher Legationsrat, 1759—1834.
Thon, Johann Heinrich Christian, herzoglich sächsisch-eisenachscher Amtmann von Lichtenberg, 1699—1784.
Thon, Johann Karl Salomo, Oberkonsistorialdirektor in Eisenach, 1752—1830.
Thon, Karl, großherzoglicher Kammerpräsident in Weimar, 1795—1880.
Thon, Karl Christian, von Dittmer, Bankier in Regensburg, 1763—1831.
Thon, Ottokar, Geheimer Legationsrat in Weimar und Mitbegründer des Deutschen Zollvereins, 1792—1832.
Thon, Theodor, Universitätsprofessor in Jena, 1792—1838.
Thon, Therese, vermählte Pfennig, Kaufmannswitwe, 1800—1890.

Um das Jahr 1729 bezog Johann Heinrich Christian Thon, Sohn des Bürgers Martin Thon in Eisenach und dort 1699 geboren, die 2,5 km nördlich von Ostheim vor der Rhön gelegene, damals noch leidlich erhaltene und bewohnte Lichtenburg, um die Stelle des Vogts (d. h. Amtsschreibers und Rentverwalters) des ehemals gräflich hennebergischen, zwischendurch von den Äbten zu Fulda und dem Stift Würzburg innegehabten, 1586 an den Landgrafen von Thüringen gekommenen Amtes Lichtenberg einzunehmen, welches nunmehr zum Herzogtum Sachsen-Eisenach gehörte, aber rings von Würzburger Gebiet umschlossen war und nach seiner landschaftlichen Eigenart, der Abstammung seiner Bewohner, sowie sprachlich zu Unterfranken zu rechnen ist. Nachdem er 1758 zum herzoglich sächsischen Amtmann befördert worden war, siedelte J. H. C. Thon von der Lichtenburg, in der man „mit Dohlen und Käuzchen hauste", nach Ostheim über, wo die Lichtenberger Amtleute seit 1680 in dem Heßberger Hof ihre Dienstwohnung hatten. Er erwarb die im Streugrund gelegene „Tannische" oder „Außenmühle", die seitdem „Amtmannsmühle" heißt, sowie das halbe Dorf Willmars und starb 1784.

Am 24. Februar 1729 hatte er sich mit Magdalene Johanne Juliane, Tochter des Diakonus Limpert in Ostheim, verheiratet. Diesem Ehebunde entstammten fünf Söhne und drei Töchter und in weiterer Nachkommenschaft eine Reihe hervorragender Rechtsgelehrter höherer Verwaltungsbeamter besonders des Großherzogtums Sachsen, weshalb das (mit der jetzigen Rechtschreibung allerdings nicht mehr

Digitized by Google

im Einklang stehende) Witzwort umging „im Weimarischen sei Thon der beste Boden", während minderbegabte Mitarbeiter zuweilen besorgt fragten, „ob denn die Ostheimer Mergelgrube noch nicht erschöpft sei".

Von seinen Söhnen zeichnete sich namentlich der jüngste, Johann Karl Salomo Thon, geboren am 1. Januar 1752 auf der Lichtenburg, gestorben 1830 als Geheimer Rat und Oberkonsistorialdirektor in Eisenach, durch Begabung und Regsamkeit aus. Sein Vater ließ ihn an der Waisenhausschule in Halle, an der ein älterer Bruder als Lehrer tätig war, erziehen. Nach Beendigung des Studiums der Rechtswissenschaft, dem er in Jena drei Jahre lang oblag, wurde J. K. S. Thon, der sich besonders zu den Kameralwissenschaften hingezogen fühlte, dem herzoglichen Kammerkollegium in Eisenach beigegeben und dann, noch in jungen Jahren, zum Kammerrat ernannt. Als 1809 die Eisenacher Kammer mit der zu Weimar vereinigt wurde, blieb J. K. S. Thon als Deputierter des Kollegiums in Eisenach zurück und besorgte für den Eisenacher Kreis auch weiterhin die laufenden Geschäfte, also namentlich die Leitung der Rentereien, die Beaufsichtigung der Kammergüter, die Verwaltung des Bergregals, die Ausnutzung der kammerfiskalischen Teiche und Fischwasser u. s. w. Besonders ließ er sich die Vervollständigung und Verbesserung des Straßennetzes angelegen sein. So wurde die von Eisenach nach Wilhelmsthal führende Landstraße nach seinen Anordnungen erbaut. Die unterhalb der „Hohensonne" an einer Felswand angebrachte Inschrift: „Des wohltätigen Herrschers Wort gab den Wanderern hier sichere Straße auf wüsten Gebirgen" rührt von ihm her. Als Oberkonsistorialdirektor stand ihm die Aufsicht über die gesamten Erziehungsanstalten und über die protestantische Kirche zu. Als Mitglied der Immediatkommission für das katholische Kirchen- und Schulwesen hatte er auch hinsichtlich dieses die Rechte und Pflichten des Staates zu wahren. Ein ihm vom Herzog erteilter Auftrag, das Archiv der Wartburg zu ordnen, veranlaßte ihn zu dem seinerzeit viel gelesenen Buch „Schloß Wartburg. Ein Beitrag zur Geschichte der Vorzeit" (1792), durch welches er, als erster, allgemein das Interesse auf den Zauber der von Geschichte und Sage in tausend Jahren umwobenen Burg hinlenkte. Geringeren Beifall würde heute sein 1817 ausgeführter Beschluß finden, die Lichtenburg, die Stätte seiner Geburt und Jugend, einigen Ostheimer Bürgern zur Verwertung der Steine für Häuser- und Straßenbauten zu überlassen. Dem weit vorgeschrittenen Zerstörungswerk wurde glücklicherweise dadurch

Digitized by Google

Einhalt getan, daß der über 30 m hohe Bergfrit 1819, die letzten sonstigen Mauerreste 1843 von dem Fiskus zurückgekauft wurden. Wie Thon das Waisenhaus, die Hospitäler und die übrigen ihm unterstellten Wohltätigkeitsanstalten Eisenachs besonders dadurch zu fördern verstand, daß er alleinstehende vermögende Leute zu letztwilligen Zuwendungen an sie bestimmte, hinterließ auch er, da seine Gattin, die geistvolle Dichterin Eleonore Rödern, und sein einziger Sohn — dieser im österreichischen Heeresdienst — vor ihm verstorben waren, seine Habe den Armen. Ein liebenswürdiger und frohgemuter, für sich überaus anspruchsloser alter Herr, hielt er in seinen Anschauungen und in seinem äußeren Auftreten an dem bewährten Hergebrachten fest und vermochte sich z. B. von seinem langen Zopf und seinen kurzen Hosen nicht zu trennen.

Der 1730 auf der Lichtenburg geborene älteste Sohn des Amtmanns J. H. C. Thon, Heinrich Christian Kaspar Thon ließ sich 1754 als Hofadvokat in Kaltensundheim nieder und wurde zugleich Verwalter des Marschall von Ostheimschen Patrimonialgerichts Waltershausen. 1758 übernahm er als Nachfolger seines Vaters die Vogtei des Amtes Lichtenberg. Während der letzten Lebensjahre seines Vaters vertrat er diesen als Amtmann und erhielt nach dessen Tod 1784 seine Stelle mit dem Titel „Kommissionsrat", den er 1796 mit dem Titel „Hofrat" vertauschte. Für Hingabe halb Willmars' erwarb er das Rittergut und Dorf Weimarschmieden und erbaute die dortige Kirche. In späteren Jahren befand er sich, wie aus Andeutungen in einem Briefe eines seiner Söhne zu schließen ist, infolge der erheblichen Aufwendungen, die er für die Ausbildung seiner Kinder machte, in etwas beengten Vermögensverhältnissen. Er hinterließ einige Schulden. Außer einer Beschreibung der Rhön und anderen Schriften veröffentlichte er namentlich eine „Auf Akten und Urkunden gegründete Darstellung der gegenwärtigen ganerblichen Verfassung im Amte Lichtenberg in Beziehung auf die von ihrem Ursprung her entwickelte Herzoglich Sächsische Landeshoheit daselbst" (1796), in der er die Hoheitsrechte des Herzogs gegen die Ansprüche der zahlreichen in Ostheim ansässigen Adligen verteidigte. Er wurde 1807 durch den Tod abberufen. Im Sterberegister des Ostheimer Kirchenbuchs wird er als „ein grundgelehrter Mann" bezeichnet, „der wegen seiner Erfahrung und durchdachten Kenntnisse einem jeden als Beispiel dienen könne, gegen welchen ein jeder das volle Maß der Hochachtung fühlen müsse und den nachzuahmen man verbunden sei. Dem Hause Weimar habe er 62 Jahre (tatsächlich waren es nur 52) als ein tätiger und

Digitized by Google

treuer Staatsdiener nicht nur in seinem Amte, sondern auch in den von dem Durchlauchtigsten Herzog aufgetragenen mancherlei Kommissionen gedient. Er sei ein rechtschaffener Christ gewesen, der auf Kirche und Schule ein beständig aufmerksames Auge gehabt habe."

Seit 1753 war er mit Juliane Christiane Regina Heuchelin, Tochter des Amts- und Polizei-Kommissars in Kaltensundheim verehelicht, welche dem Ostheimer Kirchenbuch zufolge einem 1636 aus Ungarn der Religion wegen ausgewanderten adligen Geschlecht entstammte und als treffliche Mutter gerühmt wird.

Wie sein Vater hatte auch H. C. K. Thon fünf Söhne und drei Töchter. Mit berechtigtem Stolz wird ihn erfüllt haben, daß seine Bemühungen um die Erziehung seiner Kinder sich in reichem Maße belohnt machten, daß seine Söhne und Schwiegersöhne im Leben vorwärts kamen und sämtlich gesicherte und geachtete Stellungen errangen.

Sein zweiter Sohn, Heinrich Christoph, geboren 1756, war zuerst herzoglich sächsischer Rentsekretär, dann Hofadvokat in Eisenach. Er lebte dort, nachdem er den Titel „Wirklicher Rat" erhalten hatte, zuletzt als Rentner, bis 1835. Er übernahm von seinem Vater das Lehngut Weimarschmieden, erbte von seiner Frau das Gut die „Spicke" bei Eisenach und war an dem Blaufarbenwerk „Sophienaue" bei Eisenach beteiligt.

Ein Sohn Heinrich Christoph Thons wieder war der Universitäts-Professor Theodor Thon in Jena, 1792 in Eisenach geboren. Er erlangte 1812 die venia docendi an der Universität Jena, reichte jedoch die Habilitationsschrift nicht ein, sondern bemühte sich in seiner Vaterstadt um eine Stelle. Er war dort zuerst als Sekretär des russischen Kommandanten, dann als Adjutant des Landsturm-Kommandeurs, hierauf als Rechnungsführer der Etappenkommission, schließlich als Registrator der Landesdirektion tätig. 1821 fand er Beschäftigung beim Landesindustrie-Kontor in Weimar, wo er sich namentlich als Zeichner und Kupferstecher ausbildete. 1834 wurde er von neuem an der Universität Jena als Privatdozent zugelassen. Er las über Naturgeschichte, Mineralogie, Zoologie und Entomologie, aber auch über Architektur, Technologie, Kupferstechkunst und Stenographie, um deren Vervollkommnung er sich verdient machte. Er steuerte zu der von der Verlagsbuchhandlung B. F. Voigt, zuletzt in Leipzig, unter dem Namen „Neuer Schauplatz der Künste und Handwerke" herausgegebenen Sammlung von technischen Hilfsbüchern mehrere Hefte z. B. über die Kupferstich- und Holzschneidekunst, über die Drehkunst, über

Digitized by Google

die Reißkunst und über Dekorationsmalerei bei. Er schrieb über Insekten, Käfer und Schmetterlinge und gab ein deutsches Universal-Kochbuch heraus. Auch auf schöngeistigem Gebiete versuchte er sich durch Abfassung dreier Novellen, die er unter dem Schriftstellernamen Guido Romito veröffentlichte. Er war dreimal verheiratet und hinterließ zwei Söhne, von denen Sixt Thon ein nicht unbegabter Maler war. Nach dem Tode seines Vaters ging auf ihn die Erb- und Lehnsherrschaft von Weimarschmieden über. Er starb schon 1838 als außerordentlicher Professor am Typhus (Allgemeine deutsche Biographie Band 54, S. 700).

Der dritte Sohn des Amtmanns H. C. K. Thon, Heinrich Johann Wilhelm, geboren 1759, erwarb und betrieb Salzbergwerke in Württemberg und im Elsaß und lebte zuletzt, durch den Titel eines großherzoglich sächsischen Legationsrats ausgezeichnet, in Nürnberg. Der vierte, Georg Philipp Friedrich, 1741 geboren, schlug die in der Familie herkömmliche Laufbahn ein, indem er 1784 Amtsvogt und Aktuar, 1796 Amtsverweser, 1808 Amtmann des Amts Lichtenberg wurde. Nach dessen Vereinigung mit dem Vordergericht Ostheim 1816 wurde er als Justizamtmann und Stadtrichter nach Ilmenau versetzt, wo er sein Leben 1834 als Justizrat beschloß. Der fünfte Sohn des Amtmanns H. C. Thon, Karl Christian, geboren 1763, wendete sich nach Regensburg und vermählte sich dort mit Friederike Amalie v. Dittmer, der Besitzerin ausgedehnter Landgüter in der dortigen Gegend. Daraufhin wurde er unter Verleihung des Namens Thon von Dittmer geadelt. Dessen Sohn wieder, Gottlieb Thon v. Dittmer, wurde Bürgermeister von Regensburg und 1848 bayerischer Minister. Er starb am 10. August 1831.

Der älteste Sohn des Amtmanns H. C. K. Thon, Christian August, dessen Leben im Nachstehenden ausführlicher behandelt werden soll, war nach dem Ostheimer Kirchenbuch am 1. Januar 1754 (nach der wohl richtigen Aufschrift auf seinem Grabdenkmal 1755) in Kaltensundheim geboren. Er verlebte seine Kindheit dort, auf der Lichtenburg und in Ostheim. Vom 13. Lebensjahr an ließ ihn sein Vater das Pädagogium der Frankeschen Stiftungen in Halle besuchen, wo er noch eine kurze Zeit mit seinem nur drei Jahre älteren Oheim, Johann Karl Salomon Thon (s. o.), zusammen war. Er scheint namentlich in Latein eine vorzügliche Durchbildung genossen zu haben. Noch als Greis fließen ihm lateinische Verse und Sprichworte oft aus der Feder, während Citate aus der zeitgenössischen klassischen Zeit in seinen Briefen sich nicht finden. Besonders nahe

Digitized by Google

schloß er sich an seinen Mitschüler A. H. Niemeyer an, der später in Halle als Professor der Theologie und Pädagogik, Direktor der Frankeschen Stiftungen und Kanzler der Universität zu hohen Ehren und großem Einfluß gelangte. Mit ihm blieb Thon sein Leben lang in enger Freundschaft verbunden. An die Schulzeit knüpfte sich ein einjähriges juristisches Studium in Halle an. 1772 kehrte er in sein elterliches Haus zurück und erhielt da zusammen mit einer Anzahl anderer junger Juristen von seinem Vater rechts- und staatswissenschaftlichen Unterricht. 1773 bezog er die Landeshochschule Jena zu einem dreijährigen Rechtsstudium, welches sich um so fruchtbringender gestaltet haben wird, als er von der vorausgegangenen praktischen Unterweisung eine lebendige Anschauung von dem Zweck und der Wirksamkeit der Rechtsinstitute mitbrachte und diese für ihn zunächst nicht bloße Begriffe und theoretische Schemen waren. Im letzten Studienjahr übernahm er die Führung des Studierenden Friedrich Wilhelm v. Harstall aus Eisenach. Er promovierte mit der Dissertation: de effectu fori concursus creditorum ratione bonorum territorii alieni. In die Heimat zurückgekehrt, bestand er 1776 die juristische Staatsprüfung, wobei er eine Proberelation aus 13 Aktenbänden schon am dritten Tage ablieferte (Sein Sohn Ottokar bedurfte zur Ausbildung seiner Prüfungsarbeit gar nur 24 Stunden. Allerdings war ihm die Aufgabe durch einen Freund einige Zeit vorher verraten worden). C. A. Thon erhielt darauf 1777 den Titel „Hofadvokat".

Im übrigen fand sich auf der Lichtenburg und in Ostheim für ihn zurzeit kein Unterkommen, da die Stelle des Amtsvogts noch von seinem Vater, die des Amtmanns von seinem Großvater eingenommen wurde. Er war deshalb genötigt, sich nach einer anderweiten Tätigkeit umzusehen, wobei sein Augenmerk hauptsächlich auf die Vervollkommnung seiner juristischen Ausbildung gerichtet war. Damals eröffnete einem Juristen die genauere Bekanntschaft mit den reichsritterschaftlichen Verhältnissen und mit dem Reichskammergerichts-Prozeß besondere Aussichten. Thon leistete deshalb einer Einladung des Hofrats und ritterschaftlichen Konsulenten Philipp Ernst v. Schegk in Schweinfurt Folge und arbeitete sechs Jahre bei diesem. Die folgenden fünf Jahre bekleidete er das Amt eines ritterschaftlichen Sekretärs bei dem Minister und Ritterhauptmann Freiherrn von Lichtenstein in Gotha. Da er zum Hildburghausischen Rat ernannt worden war und hoffte, in der eingeschlagenen Laufbahn bald zu einer befriedigenden Lebensstellung gelangen zu können, schlug er 1787 die Aufforderung seines Landesherrn, als Assessor bei dem Regierungskollegium in Weimar einzutreten, aus.

Digitized by Google

Seine Erwartungen erfüllten sich in Gotha jedoch nicht. Er bewarb sich deshalb, als infolge des Todes des Hof- und Regierungsrats v. Hollfeldt bei der Regierung in Eisenach eine der vier Ratsstellen frei wurde, durch seinen Vater um diese. Es bestanden damals im Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach noch zwei Regierungskollegien, eines für den weimarischen, eines für den Eisenacher Kreis. Ihnen lag die oberbehördliche Erledigung der Justiz- und Polizeisachen, die Aufsicht über die Gemeinden und deren Vermögen, ferner die Regelung der damals noch zahlreichen Lehensangelegenheiten, sowie die Wahrung der landesherrlichen Hoheitsrechte ob. Thon wurde 1788 zum Regierungsrat in Eisenach ernannt und erhielt 1791 den Titel Hofrat. Im selben Jahre verheiratete er sich mit Karoline Barbara Eichel, der 1768 geborenen einzigen Tochter des vermögenden Handelsherrn Benjamin Eichel, Oheim des Fabrikbesitzers Friedrich v. Eichel, des Begründers der in Eisenach jetzt noch blühenden v. Eichel-Streiberschen Familie. Benjamin Eichel war ein vielgereister, erfahrener und freundlicher Herr. Die Schwiegermutter Thons, Barbara geb. Schubert, stammte aus Straßburg und scheint eine vorwiegend französische Erziehung erhalten zu haben, bediente sich wenigstens bis an ihr Lebensende im schriftlichen Verkehr meist der französischen Sprache.

Thon tat sich durch Eifer, Geschick und Gelehrsamkeit in dem Maße hervor, daß ihn der Herzog Carl August 1802 nach Weimar zum Wirklichen Geheimen Assistenzrat mit Sitz und Stimme im Geheimen Konsilium berief, wie damals die oberste Landesbehörde, das spätere Ministerium, bezeichnet wurde. Thon hatte gemeinsam mit dem Geheimen Rat, nachherigen Staatsminister v. Voigt, besonders die Kirchen- und Schulangelegenheiten zu bearbeiten. Die damals erlassenen Konsistorialordnungen z. B. sind von ihm entworfen.

Schon in Eisenach war Thon zuweilen von einer sonderbar gedrückten Stimmung und Kleinmütigkeit befallen gewesen. In Weimar, das er, wie er später einmal schreibt, zuerst von Galgen (dem westlich davon gelegenen Galgenberg) aus erblickte, trat das Übel von neuem auf. Trotz aller Anerkennung hielt Thon seine Leistungen für gänzlich ungenügend. Dazu gesellte sich ein lebhaftes Zurückverlangen nach den Eisenacher Bergen und Wäldern und bei seiner Frau die Sehnsucht nach dem elterlichen Hause. Als sich 1806 durch den Tod des Kanzlers v. Bechtolsheim die Gelegenheit dazu bot, meldete sich Thon daher zum Wiedereintritt in das Eisenacher Regierungskollegium und wurde nunmehr zu dessen Vizekanzler, zugleich aber zum Oberkonsistorialdirektor ernannt. Nach Erledigung der Stelle des Kanzlers infolge des Todes

Digitized by Google

des Geheimen Rats v. Damnitz rückte Thon 1814 in die Kanzlerstelle ein und wurde daneben mit den Geschäften eines Chefs der Landespolizeidirektion betraut, die 1805 in Eisenach neu eingerichtet worden war, während er die Stelle des Oberkonsistorialdirektors seinem Oheim, Johann Carl Salomon Thon (s. o.), überließ. — Derartige Vereinigungen mehrerer oft recht verschiedenartiger Ämter in einer Person waren in damaliger Zeit nichts Außergewöhnliches und bildeten eines der Mittel zur Erhöhung der meist recht bescheidenen Besoldungen. Als Regierungsrat bezog Thon zuerst ein Gehalt von 500, dann von 600, als Assistenzrat ein solches von 1200 Thalern. Das Diensteinkommen als Vizekanzler wird nicht wesentlich höher gewesen sein. Die Verdienste Thons wurden 1816 durch Verleihung des Ritterkreuzes des am 18. Oktober 1815 von dem Großherzog Carl August erneuerten Ordens vom weißen Falken, 1818 zur Taufe des Erbprinzen, nachmaligen Großherzogs Alexander, durch Verleihung des Komturkreuzes und 1825 aus Anlaß des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Carl Augusts durch das Prädikat „Geheimrat" anerkannt. Von etwa 1825 ab fing Thon an zu kränkeln und wurde deshalb 1826 von allen Geschäften außer den eigentlichen Direktorialobliegenheiten befreit. Er starb nach längerem Krankenlager am 19. Februar 1829, ein Jahr nach dem Heimgang seines fürstlichen Gönners, Carl August, an einer Herzkrankheit. Sein und seiner Gattin Grab befindet sich auf dem alten Eisenacher Friedhof unter alten Bäumen nördlich der Gottesackerkirche.

Von seinen 38 Dienstjahren fiel mehr als ein Viertel in die Zeit der napoleonischen Kriege. Er sah das alte römische Reich mit dem Reichskammergericht und den reichsritterschaftlichen Einrichtungen, auf die er seine Zukunft hatte gründen wollen, zusammenbrechen. Die Truppendurchmärsche, Einquartierungen und Requisitionen, welche, da Eisenach immer an der französischen Etappenstraße lag, sieben Jahre lang andauerten, die Aushebung des Weimarischen Kontingents, die durch den Krieg hervorgerufene Teuerung werden das Regierungskollegium während dieser Zeit in Atem gehalten haben. Ein besonders verhängnisvolles Ereignis war für Eisenach die am Abend des 1. September 1810 erfolgte Explosion dreier französischer Pulverwagen, wodurch 50 Einwohner getötet, 15 Häuser völlig zerstört und ein ganzes Stadtviertel schwer beschädigt wurde. Die Heilung der Schäden, wozu namentlich öffentliche Sammlungen veranstaltet wurden, und vorbeugende Maßnahmen, z. B. die Anlegung eines um die Stadt herumführenden „Pulverwegs", bildeten eine wichtige Aufgabe der

Digitized by Google

Landesregierung. In der Folge gab ihr die Eingliederung der nach dem Wiener Kongreß dem Herzog zugesprochenen Teile des aufgelösten Großherzogtums Frankfurt sowie einiger kurhessischer Ämter in den Eisenacher Kreis, ferner die Reorganisation der Behörden des zum Großherzogtum erhobenen Staates (1815) und die Einführung der Verfassung Carl Augusts (1816) besondere Beschäftigung. In den wegen des Wartburgfestes (1817) sich entspinnenden Streite wurden die Eisenacher Behörden mit hineingezogen, weil sie die Vertreter der Burschenschaft (auf höhere Weisung) entgegenkommend aufgenommen hatten. Thon sah sich zur Veröffentlichung einer Rechtfertigungsschrift veranlaßt. Dann folgte die Zeit der Metternichschen Reaktion und Demokratenverfolgung, die bis nahe an das Ende Thons anhielt.

Thon war das Urbild eines Weimarischen höheren Beamten aus der Goethe-Zeit: aufgeklärt, literarisch gebildet und auch selbst Verse schmiedend, gemäßigt und jeder politischen Schablone abhold, gehörte er nicht zu den Kraftnaturen, deren Element das rücksichtslose Befehlen, der politische Kampf und das gewaltsame Niederwerfen von Widerständen ist. Ihn zeichnete unermüdlicher Fleiß, treueste Pflichterfüllung und eingearbeitete Sachkenntnis aus, sowie die Gabe, zu beobachten, geduldig auszuharren, dann aber die sich bietende Gelegenheit tatkräftig und umsichtig auszunutzen. Er gehörte zu denen, die zu überleben suchen, was sie nicht zu ändern vermögen. In dem Verkehr mit Höhergestellten würdig und unbefangen, war er seinen Untergebenen ein wohlwollender und leutseliger Vorgesetzter. Ein Grundzug seines Wesens war eine unbeirrbare Gerechtigkeitsliebe, die mit einer gewisse Härte gegen sich selbst verbunden war, welche ihn z. B. zu dem Verbot jeder lobenden Leichenrede oder rühmender Nachrufe bestimmte.

Nach seiner Rückkehr nach Eisenach gestaltete sich das Zusammenleben mit seinen Schwiegereltern auf das erfreulichste. Infolge der Pulverexplosion war auch das von Thon bewohnte Haus Ecke des Markts und der Georgenstraße abgebrannt. Nur dem Zufall, daß die Familie vollzählig einer Einladung der Eltern zu einem Gartenfest Folge geleistet hatte, war die Erhaltung aller ihrer Glieder zu danken. Aber die wertvolle Aussteuer der Frau Vizekanzler war vernichtet. Die Familie bezog nunmehr eine Wohnung am Sonnabendmarkt (jetzt Karlsplatz) mit einem im Stadtgraben gelegenen Garten. Ein Vorteil ihrer Lage war, daß man, ohne die Stadt durchschreiten zu müssen, ungesehen am Stadtwall hin zu dem vor dem Nikolai-Tor (jetzt in

Digitized by Google

der Bahnhofstraße) gelegenen Sommerhaus gelangen konnte, welches Benjamin Eichel besaß und an welches sich ein sich bis zu dem Landkrankenhaus erstreckender schöner Garten mit künstlichem Berg und Teich anschloß. Jetzt wird die Stelle von den Anlagen des Hauptbahnhofs eingenommen. Zahlreiche noch vorhandene Briefe berichten von dem regen Verkehr zwischen den beiden Häusern und manchem gemeinsam verlebten frohen Familienfest, wobei der Handelsherr Eichel die materiellen Hilfsmittel, der Vizekanzler mit Frau und Kindern die Vorschläge zu deren vorteilhaftester Verwendung beizusteuern pflegten. Wie Sommerhaus und Garten, so dienten auch Wagen und Pferde der Eltern fast ebenso der Familie des Vizekanzlers. Aus erhaltenen Beschreibungen von Weihnachtsbescherungen geht hervor, daß der Familie Thon bis 1812 der Christbaum noch unbekannt war und daß er dann zuerst in Gestalt von Lauben und Pyramiden, die aus Fichtenzweigen gebildet und mit Lichtern besteckt wurden, in die gebildeten Kreise Eisenachs seinen Einzug hielt. Auf gemeinschaftlichen Wanderungen hatte die Familie den damals unbewohnten Hof Attchenbach kennen und lieben gelernt, welcher als Rest einer vormaligen Schmelzhütte des noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der Umgegend von Eckartshausen betriebenen Kupferbergbaus unweit Wilhelmstal in einem anmutigen von Wäldern umschlossenen Wiesengrund inmitten von Teichen einsam an dem Eltebach gelegen ist. Benjamin Eichel kaufte dem Hoffischer Bonewitz in Eisenach 1811 den Besitz ab und er wurde von da ab häufig das Ziel kürzerer und längerer Ausflüge der Familie. Namentlich wurde der Margaretentag (13. Juli) regelmäßig dort gefeiert. Nach dem Tode der Eltern ging das Anwesen im Erbwege auf die Frau Kanzler über, welche noch in alten Tagen, zuweilen auch nachts beim Schein der Laterne und nur von einem Diener begleitet, das auf einem Schlackenhügel erbaute freundliche Haus aufgesucht haben soll. 1834 verkaufte sie den Besitz für 3000 Thaler an die Großherzogliche Kammer. Die Verse, welche einige im Garten aufgestellte Felsblöcke noch heute tragen und die zum Teil an fürstliche Besuche erinnern, rühren vermutlich von dem Kanzler her.

Es ist Eltern beschieden, ihre Jugend in ihren Kindern nochmals zu durchleben. Der Kanzler Thon erzog drei Söhne, welche nach einander im Weimarischen Staatsdienst durch ihre Tüchtigkeit sich hervortaten, und eine Tochter.

Von den Söhnen erscheint der älteste, **Ottokar**, 1792 in Eisenach geboren, als der bedeutendste. Er studierte 1810 und 1811

Digitized by Google

in Jena, 1812 in Heidelberg die Rechte. Die Freigebigkeit des Vaters und der Großeltern ermöglichten ihm Verkehr und Auftreten, wie sie damals in der Regel nur begüterten Adeligen beschieden waren, sowie nach Abschluß des Fachstudiums einen halbjährigen Aufenthalt in Yverdun in der Schweiz zur Ausbildung in der französischen Sprache. Auf die Nachricht von der Erhebung des deutschen Volks im April 1813 trat der junge Thon von Yverdun aus in die reitende Abteilung des bei Dresden stehenden Lützowschen Freikorps ein und beteiligte sich an dessen Unternehmungen in Sachsen und Thüringen. Bei dem verräterischen Überfall von Kitzen am 17. Juni 1813 wurde auch Thon mitgefangen genommen und in die Pleißenburg in Leipzig abgeführt. Mit Hilfe der Kastellanin gelang es ihm, nachts durch den Sprung aus einem Fenster zu entweichen und obwohl auf ihn geschossen wurde, die Pleiße zu durchschwimmen. Er flüchtete zunächst nach Jena zu seinem damals dort studierenden Bruder Karl und von da nach Eisenach zu seinen Eltern. Er wurde anfangs in dem Sommerhaus der Großeltern, dann, weil er hier nicht sicher erschien, auf dem großelterlichen Gut Hämbach bei Salzungen verborgen gehalten. In seiner Bedrängnis schrieb der Vizekanzler am 23. Juni 1813 einen Brief an den Geheimen Rat v. Gersdorff, der ihn dem Herzog vorlegte. Der Brief, der für das Verhältnis des Kanzlers zu seinem Fürsten als charakteristisch erscheint, sei mit den von der Hand Gersdorffs, offenbar auf Diktat Carl Augusts, beigefügten Randbemerkungen wörtlich wiedergegeben:

„Ew. Exzellenz erlauben mir nach Ihrer mir bisher geschenkten Gewogenheit, daß ich in einer mir eben vorkommenden Verlegenheit und Pflichten-Collission eine Gewissensfrage in ehrerbietigem Vertrauen mittheilen dürfe: Es betrifft einen Vater, dessen Sohn von guter Hoffnung, nachdem er die Universität Jena und Heidelberg nicht ohne Lob verlassen hatte, eine Reise in die Schweiz machte, sich aber dort, in einer jugendlichen Aufwallung eines unpolitischen Patriotismus entschloß, zu einem Corps Freiwilliger zu treten, um den Feldzug mitzumachen. Er war glücklich durch alle Gefahren gekommen, bis der Waffenstillstand den Operationen dieses umherschweifenden Corps ein Ziel setzte und es nöthigte, über die Elbe zurückzugehen. Allein die Truppen, die dasselbe bis dahin geleiten wollten, überfielen es und bemächtigten sich derer, die nicht zusammengehauen wurden, oder sich durchgeschlagen hatten. Er war unter den Gefangenen, fand aber Gelegenheit, sich von ihnen wieder los zu machen. Es entstehen nun die Fragen:

Digitized by Google

1. Ob er, ohne Nachtheil seiner Ehre, von dem Rest jenes Corps Freiwilliger ohne weiteres zurückbleiben könne, oder nicht vielmehr müsse, weil er, ohne ausdrückliche Erlaubniß seines angeborenen Landesherrn und seiner Eltern, den Schritt that, oder ob er seine dort einmal übernommenen Verbindlichkeiten dennoch ferner zu erfüllen schuldig sei? — 2. Ob er von seiner Landesherrschaft gnädigste Verzeihung erwarten könne? (Antwort am Rande „Ja"). — 3. Ob er, da er während des Waffenstillstandes auf eine schwerlich zu rechtfertigende Art zum Gefangenen gemacht wurde, wegen Entweichung zur Verantwortung gezogen werden könne? (Antwort: „Ja und Nein, Geschichte muß nicht zu laut werden".) — 4. Ob, wenn das dennoch de facto geschehen, diesem nicht (etwa mittelst einer Verwendung durch den k. französischen Gesandten) zuvorzukommen sei? (Antwort: „Gott behüte! Geschichte decken, ist die Hauptsache".) — 5. Ob den Eltern wegen einer Theilnahme an dem letzten Akte aus natürlicher Liebe und aus Versorgungspflicht von einer oder der anderen Seite etwas zur Last gelegt werden könne? (Antwort: „Ganz und gar nicht, das Beste wäre die Entfernung des jungen Mannes auf einige Zeit außer Landes. K. A.")

Ich bitte um hochgeneigte Verzeihung dieser Behelligung, da ich ein Conzept behalten, nur um ein Ja oder Nein zur Nummer, indem ich die vertrauensvolle Verehrung versichere, mit der ich bin

Ew. Exzellenz gehorsamster Diener
Christian August Thon."

Am letzten Tage der Völkerschlacht bei Leipzig wurde der junge Thon plötzlich zum Herzog nach Weimar befohlen und kurz darauf unter Ernennung zum Premierleutnant zum persönlichen Adjutanten Carl Augusts bestellt. Als solcher begleitete er den Herzog ins Feld, wobei ihn ein Beinbruch, den er infolge des Sturzes mit dem Pferde erlitt, lange Zeit an das Bett fesselte, und dann auf den Wiener Kongreß. Einen Beweis seiner ungewöhnlichen politischen Reife und Befähigung gab der kaum 23jährige in einer wahrscheinlich aufgrund von Auslassungen des Herzogs, des Geheimen Rats und späteren Ministers v. Gersdorff und einiger preußischer Kongreßteilnehmer ausgearbeiteten Denkschrift „Was wird uns die Zukunft bringen?", in der er bis in alle Einzelheiten das ein halbes Jahrhundert später von Bismarck durchgeführte Programm: Bildung eines Bundes des Nordens unter Führung Preußens, ständische Verfassung und freiheitliches Regiment, allgemeine Wehrpflicht, Krieg gegen Österreich und gewaltsame Trennung von ihm, Annexion Hannovers, Kaiser

Digitized by Google

und Reich, deutsches Parlament und Oberhaus der Fürsten, Einheit in Handel und Wandel, einheitliche Gesetzgebung und Rechtspflege; Krieg mit Frankreich und Zurückeroberung von Elsaß-Lothringen, entwickelte (Vergl. Treitschke. Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Bd. I. S. 675.) Nach Rückkehr Napoleons trat Thon als Leutnant in das preußische Heer ein, nahm jedoch nicht mehr an den Kriegshandlungen teil. Nach dem Friedensschluß fand er bei der Regierung in Erfurt Beschäftigung, hauptsächlich in Steuersachen, die ihn aber nur wenig befriedigte. Von seinem Vater hatte er dessen Schwermut und Unzufriedenheit mit sich selbst geerbt, die ihn vom 20. Lebensjahr ab peinigten und sich damals bis zu krankhafter Mikromanie steigerten. Er ging damit um, nach Amerika auszuwandern. Der Kanzler setzte durch, daß er sich zur Wiederherstellung des Gleichgewichts seines Gemüts ein Jahr lang auf einem Gut in Gerstungen der Landwirtschaft befleißigte. Von da ab verlor sich das Übel. 1819 wurde Thon nach mehrfachen vergeblichen Versuchen des Kanzlers, ihm eine Stelle als Hofadvokat zu bereiten, endlich als Kammer-Assessor in Weimar angestellt. Zwei Jahre darauf verheiratete er sich mit Therese Kirsten, Tochter eines Bergrats in Weimar, dem Urbild eines der beiden Ratsmädel in den „Ratsmädelgeschichten" ihrer Enkelin, der Schriftstellerin Helene Böhlau. Thon war namentlich bei der Neuordnung des Steuerwesens des Großherzogtums tätig und wurde 1828 als dessen Vertreter zu Verhandlungen in Zoll- und Steuerangelegenheiten mit Preußen nach Berlin entsendet, ein Kommissorium, aus dem sich allmählich die Stelle eines ständigen Bevollmächtigten der Gemeinschaft der thüringischen Staaten herausbildete. Als solcher wirkte Thon namentlich bei der Begründung und dem Ausbau des deutschen Zollvereins in einem die Größe und Bedeutung der von ihm vertretenen Länder weit übersteigendem Maße mit. Die Berichte, die er über seine Tätigkeit und über die verschiedensten damals zur Verhandlung stehenden staatsrechtlichen Fragen erstattete, füllen neun Aktenbände des Finanzdepartements des Großherzoglich Sächsischen Staatsministeriums und harren wissenschaftlicher Bearbeitung. Er starb am 16. März 1842 als Geheimer Legationsrat in Weimar an Herzbeutelwassersucht, die sich aus Gelenkrheumatismus entwickelt hatte.

Sein Bruder **Karl**, 1795 geboren, nahm, nachdem er in Jena studiert hatte, als freiwilliger Reiter mit den weimarischen Truppen am Feldzug 1815 teil und wurde 1828 Regierungsreferendar in Weimar. Er stieg zum Geheimen Staatsrat uud Kammerpräsidenten

Digitized by Google

empor, machte sich aber durch die Entschiedenheit und den Eifer, womit er die Rechte des großherzoglichen Kammervermögens vertrat, bei der Bevölkerung verhaßt und mußte seine Stelle in den Märztagen 1848 niederlegen. Er lebte noch 32 Jahre lang in Eisenach im Ruhestand und starb da im 85. Lebensjahre.

Der dritte Bruder, Gustav, geboren 1804, verursachte seinem Vater dadurch einige Verlegenheit, daß er 1823 in Jena in die verbotene Burschenschaft eintrat und dieserhalb in Untersuchung geriet. In der Folge war er zuerst als Rechtsanwalt tätig. Die Bewegung des Jahres 1848, die seinem Bruder Karl verderblich geworden war, verhalf ihm zum Eintritt in das weimarische Ministerium. Er war lange Zeit Chef des großherzoglichen Ministerial-Departements der Finanzen und schied 1882 als weimarischer Staatsminister aus dem Leben.

Die Tochter Therese, 1800 geboren, verheiratete sich zwei Jahre vor dem Tode des Kanzlers mit dem Kaufmann Pfennig in Eisenach, der in Treffurt an der Werra eine Fabrik besaß. Wenige Tage nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise kam Pfennig von seinem ersten Gang in sein Eisenacher Büro nicht wieder. Nach langer Zeit entsetzlicher Aufregung der Angehörigen wurde bei dem Dorfe Falken seine Leiche in der Werra gefunden. Nach Aufzeichnungen in ihrem Tagebuch glaubte die junge Witwe den Verlust nicht überdauern zu können, lebte dann aber noch 63 Jahre, von den Ihrigen als Haupt der Familie und von den Armen Eisenachs als Wohltäterin verehrt, in dem vormals Eichelschen Sommerhaus in der Bahnhofstraße, welches ihr mitsamt dem Garten im Erbweg zugefallen war.

In herzlichem Miterleben nahm der Kanzler Anteil an den Schicksalen seiner Kinder stets hilfsbereit und verständnisvoll für ihre Anliegen, besonders den Söhnen mit seiner abgeklärten Weisheit und reichen Lebenserfahrung immer als ein getreuer Eckardt zur Seite stehend. Auch die Frau Kanzler war eine opferbereite und leidenschaftlich um ihre Kinder bemühte Mutter, im übrigen, trotz mancherlei romantischen Anwandelungen eine — entsprechend der rationalistischen Strömung ihrer Zeit — mehr durch den Verstand, als das Gefühl geleitete Natur.

Der einzige Sohn des Weimarischen Staatsministers Gustav Thon, August, (1839 bis 1912) brachte es als Professor des Zivilrechts, Oberlandesgerichtsrat und Vorsitzender der juristischen Prüfungskommission in Jena zu hohem Ansehen und machte sich durch das

Digitized by Google

rechtsphilosophische Werk „Rechtsnorm und subjektives Recht" bekannt. Leibeserben blieben ihm versagt.

Die Ehen der beiden anderen Söhne des Kanzlers, Ottokar und Karl, waren nur mit Töchtern gesegnet. Die Familie erlosch daher im Mannesstamme. Der in der höheren Beamtenschaft des Großherzogtums einst so häufige Name „Thon" ist darin nicht mehr vertreten. Auch sonst ist die Nachkommenschaft des ehemaligen Lichtenberger Amtmanns J. H. C. Thon, welche in vier Generationen einen bayrischen und einen großherzoglich sächsischen Minister, einen Geheimen Legationsrat, einen Oberkonsistorialdirektor, mehrere Geheime Justizräte und zwei Universitätsprofessoren aufzuweisen hatte, im Mannesstamme in der Mehrzahl der Linien erloschen, in den übrigen sehr zusammengeschmolzen.

So bildet die Familie Thon das Beispiel eines Geschlechts, das sich aus kleinen Verhältnissen emporarbeitend, durch mehrere Generationen eine große Anzahl, und zwar nach derselben Richtung — der juristisch-kameralistischen — hin besonders begabte und erfolgreiche Vertreter hervorbrachte, sich damit aber auch erschöpfte.

Quellenangabe: 1. Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte. „Das ehemalige Amt Lichtenberg" von Binder. Band 9 Heft 2 S. 192 ff. — 2. Neuer Nekrolog der Deutschen. a) Nachruf für den Kanzler Christian August Thon in Eisenach. Jahrgang 7. 1829. Erster Teil. S. 188; b) Nachruf für den Geheimen Rat und Oberkonsistorialdirektor Johann Karl Salomon Thon in Eisenach. Jahrgang 8. 1830. Erster Teil. S. 215. — 3. Ottokar Thon, ein Lebensbild von Frau Therese Thon. Als Manuskript gedruckt 1895 bei Hermann Böhlau in Weimar (vergriffen). — 4. Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens. Heft 37, S. 241 und 277 f. — 5. Das Geheime Haupt- und Staatsarchiv in Weimar. Eisenacher Abteilung. Dienersachen. — 6. Hinterlassene Briefe des Geheimen Legationsrats Ottokar Thon an seine Eltern und diese an ihn; 7 Bände, im Besitz der Frau Geheimen Staatsrat Marie Vollert, geb. Böhlau, in Jena.

Ein Olbild der Frau Kanzler Thon befindet sich im Besitz der Frau Geheimen Justizrat Gertrud Wernick, geb. Borneman in Eisenach.

M. Vollert (Jena).

Digitized by Google

53. Virchow, Rudolf,
Professor der pathologischen Anatomie
1821—1902.

Virchows Name ist einer der glänzendsten in der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts. Mit ihm ist die Reform der Pathologie und der Aufstieg der gesamten Medizin verknüpft. Virchows Verdienst war es, daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Deutschland die Führung der Nationen in der medizinischen Forschung übernahm; vorher hatten die deutschen Ärzte ihre Ausbildung im Auslande gesucht; in kurzer Zeit kehrte sich der Strom um und Franzosen, Engländer, Amerikaner, Russen und Italiener kamen über unsere Grenzen, um sich anzueignen, was aus deutschem Geiste entsprungen war. Die Anerkennung dessen, daß die medizinische Weltwissenschaft durch unsere Nation die stärkste Befruchtung erfahren hat und daß diese auch in dem nachwirkt, was später von fremdländischen Forschern durch eigene Arbeit gefunden wurde, ist erst während des Weltkriegs künstlich und gewaltsam durch unsere Gegner ausgelöscht worden. Wie unbestritten und tief eingewurzelt sie vordem war, und welchen Anteil man Rudolf Virchow daran zusprach, läßt die Feier von dessen 80. Geburtstag am 13. Oktober 1901 erkennen, dessen auf dem ganzen Erdenrund ehrend gedacht wurde und der dem greisen Gelehrten Huldigungen der ärztlichen und wissenschaftlichen Gesellschaften aus allen Weltteilen eintrug.

Ein wichtiger Abschnitt dieses langen und erfolgreichen Lebens hat sich in Würzburg abgespielt; es waren wohl Virchows glücklichste Jahre und diejenigen, in welchen er sich, wie Kölliker in seinen Abschiedsworten sagte, erst zu dem entfaltet hat, was er war.

Rudolf Ludwig Karl Virchow stammte aus Pommern; in der kleinen Landstadt Schivelbein wurde er am 13. Oktober 1821 als Sohn von Karl Christian Siegfried Virchow, der neben der Bewirtschaftung seines kleinen Besitztums das Amt des Stadtkämmerers führte, und dessen Frau Johanna Maria geb. Hesse, geboren. Der Vater war nach der Schilderung der Enkelin, Rudolf Virchows Tochter, ein eigenartiger und schwieriger, aber intelligenter Mann; wenn auch, wie seine Briefe an den Sohn erkennen lassen, das Leben in Schivelbein dem Gesichtskreis ziemlich enge Grenzen zog, pflegte er doch geistige Interessen verschiedenster Art und war dementsprechend auf eine sorgfältige Erziehung seines einzigen Kindes bedacht. Je-

Digitized by Google

doch hat Rudolf Virchows ungewöhnlich frühe geistige Selbständigkeit ihm seinen eigenen Weg gewiesen; ein Drang zum Wissen und zu intellektueller Betätigung auf den verschiedensten Gebieten und eine auffallend frühe Reife des Denkens und Urteilens tritt in allen Äußerungen seiner Jugendzeit hervor und sie erklären die erstaunliche umfassende Bildung des fertigen Mannes und erklären es, daß er schon in jungen Jahren, welche bei anderen dem Lernen und Aufnehmen gewidmet sind, produktiv mit Leistungen größter Bedeutung sich hervortat.*)

Nach Ablegung der Reifeprüfung auf dem Gymnasium in Köslin Ostern 1839 siedelte Rudolf Virchow als Zögling des militärärztlichen Friedrich-Wilhelms-Instituts nach Berlin über; im Frühjahr 1843 rückte er in die Stelle eines „Charité-Chirurgen" ein, als welcher er nacheinander an den verschiedenen klinischen Abteilungen der Charité Assistentendienste versah, um dann die neugegründete Station für chemische und mikroskopische Untersuchungen zu übernehmen, die ihn in nähere Berührung mit dem Prosektor der Charité, Medizinalrat Froriep brachte. Nachdem er schon vorher, am 21. Oktober 1843, auf Grund einer Dissertation »De rheumate praesertim corneae« unter dem Dekanat des berühmten Physiologen Johannes Müller promoviert worden war, unternahm er auf Frorieps Rat die Bearbeitung eines speziellen Themas, der nach Amputationen häufig auftretenden verhängnisvollen sogenannten Venenentzündung. Es war eines der die damalige Pathologie beherrschenden Probleme, und als Neuling hat Virchow dasselbe so tief erfaßt, bei den Vorarbeiten dazu so grundlegende Entdeckungen ans Licht gezogen, daß er dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Und als Froriep 1846 nach Weimar übersiedelte, wurde Virchow, nachdem er im Winter 1845/46 sein Staatsexamen abgelegt hatte, zu dessen Nachfolger ernannt und eröffnete Privatkurse über pathologische Anatomie für Ärzte und bald für Studierende. Das war der entscheidende Punkt seines Lebens; denn dadurch wurde seine Absicht, als Militärarzt zur Truppe zu gehen, zerstört und er für die Dauer an die wissenschaftliche Arbeit gefesselt. 1847 erfolgte seine Habilitation als Privatdozent. Der Wirkungskreis, welcher sich ihm auftat, war ein aus-

*) Das Bild von Rudolf Virchows Persönlichkeit in seiner Jugend ist wesentlich vervollständigt worden durch die mehrere Jahre nach seinem Tod (1906) von seiner Tochter Marie Rabl herausgegebenen Briefe an seine Eltern aus den Jahren 1839—64, d. h. seit seinem Abgang vom Gymnasium bis zum Tode seines Vaters. Sie stellen geradezu eine Selbstbiographie dar.

Digitized by Google

sichtsreicher und lockender; während die pathologische Anatomie damals in Wien durch Rokitansky und in Prag bereits in Blüte stand, entbehrte sie in Berlin noch jeder Bearbeitung und war dem Denken der Ärzte noch völlig fremd. In unerhört raschem Aufstieg gewann Virchow für dieselbe Interesse und für seine Person Ansehen und Berühmtheit; zielbewußt machte er die pathologische Anatomie zur Grundlage der gesamten Medizin und im Jahre 1846 gründete er mit seinem Freunde Dr. Benno Reinhardt eine neue Zeitschrift, das „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medizin", welches unter dem Namen „Virchows Archiv" den Ärzten der ganzen Welt bekannt ist und in welchem sich Jahrzehnte hindurch die Entwicklung der Medizin verkörperte; nach Reinhardts frühem Tod hat er allein die Redaktion bis zum 170. Band geführt.

Virchow vereinigte in sich Sinn für natürliche Fröhlichkeit und Geselligkeit mit strenger Selbstzucht und einer unermüdlichen Arbeitskraft, die aus dem faustischen Drang nach Erkennen entsprang, einen hohen Grad von Selbstbewußtsein und ein bis zur Selbstaufopferung gehendes Empfinden für das Wohl der Niederen und Armen. Als 21jähriger schrieb er an seinen Vater: „Was ich aber am höchsten schätze, ist die Erfahrung, daß ich für keinen Teil des Lebens erstorben bin, daß jede Erscheinung der ewigen Natur und des menschlichen Geistes mich mit aller Regsamkeit anspricht und in mein Bewußtsein übergeht. Jede allgemeine Bedeutung, alles Große und Universelle hat mich besonders angezogen." Schon in der Zeit des Werdens regte sich in ihm die scharfe Kritik aller Zustände und sein freiheitlicher Geist lehnte sich auf gegen veraltete Doktrinen, gegen Stagnierendes und Unvollkommenes sowie gegen alles Ungerechte und Despotische sowohl im äußeren Leben als in der Medizin und drängte ihn früh zu einer Stellungnahme in den politischen und sozialen Fragen, welche die Zeit bewegten, wie auch zu einer Reform der Medizin. Die Selbständigkeit des Denkens sowohl, als die Fähigkeit zu sprechen, gaben Anlaß, daß er mehrmals noch vor Ablegung des Staatsexamens bei öffentlichen Feiern der Charité als Festredner bestimmt wurde, und dabei unternahm er es, vor den höchsten medizinischen Autoritäten Berlins gegen althergebrachte ärztliche Vorstellungen Sturm zu laufen; und in temperamentvoller Form macht sich in den Briefen ins Elternhaus die innere Auflehnung gegen das absolute Regiment des Königs und seiner Minister Luft. Den unmittelbaren Anlaß zu seinem schließlichen Eintreten ins praktische politische Leben gab der ihm im Februar 1848 vom Kultusministerium

Digitized by Google

erteilte Auftrag, den in Oberschlesien herrschenden Hungertyphus, welcher große Teile der Bevölkerung dahinraffte, wissenschaftlich zu studieren. Ein grenzenloses Elend tat sich dort vor ihm auf: Schlechte Dörfer, meist Blockhäuser, „die Zimmer ganz klein, das Vieh bei den Menschen, die Fenster klein und nicht zu öffnen," „und die Menschen schreckliche Jammergestalten, mit den bloßen Füßen auf dem Schnee gehend, die Füße meist wassersüchtig, das Gesicht blaß, die Augen trüb." Gegen diese vernachlässigten sozialen Zustände, die er der Knechtung des Volkes durch die katholische Hierarchie und preußische Bureaukratie zur Last legte, erhob er kraftvoll seine Stimme, indem er die Notwendigkeit darlegte, aus der Medizin eine soziale Wissenschaft zu machen und ihr Einfluß auf die Gesetzgebung zu verschaffen; er gründete zu diesem Zwecke mit Leubuscher eine Zeitschrift, die „Medizinische Reform", ließ sie allerdings nach 1jährigem Bestand wieder eingehen, da ihm die Realisierung der demokratischen Forderungen in der Medizin nach dem Ausgang der Berliner Revolution zunächst unmöglich schien. Seit den oberschlesischen Erfahrungen aber hat Virchow dauernd sein besonderes Interesse den Volksseuchen zugewandt. Die Märzrevolution von 1848, welche wenige Wochen nach seiner Rückkehr aus Oberschlesien einsetzte, zog ihn vollkommen in ihren Strudel: Virchow war Barrikadenkämpfer in den Straßen Berlins, er fühlte sich ganz als Arbeiter im schroffen Gegensatze zur Bourgeoisie und schildert mit flammender Begeisterung seinem Vater die Erfolge des 18. März. Aus den Aprilwahlen ging er sowohl für die deutsche als die preußische Deputationswahl als Wahlmann hervor und blieb auch weiterhin als Vorsitzender der Volkspartei in scharfer Opposition gegen die wieder gestärkte Regierung. Diese intensive politische Betätigung brachte ihn in die Gefahr, seine Stellung zu verlieren. Unter der Beschuldigung, die Februarwahlen des Jahres 1849 in der Charité unter Mißbrauch seines Amtes beeinflußt zu haben, wurde er vom Ministerium desselben enthoben, und nur das Eintreten einflußreicher Männer, besonders aus der Ärzteschaft, vermochte diese Entscheidung derart zu mildern, daß er die Prosektur behielt und nur die Wohnung und Beköstigung verlor.

In diese Zeit fiel Virchows Berufung an die Universität Würzburg, wo nach Mohrs Tod für ihn eine ordentliche Professur für pathologische Anatomie geschaffen wurde. Im November 1849 siedelte Virchow nach Würzburg über und bald folgte ihm als junge Gattin die Tochter des Berliner Frauenarztes, Geheimen Sanitätsrates Dr. Mayer nach, welche ihm sein langes Leben hindurch als treue

Digitized by Google

und verständnisvolle Gefährtin zur Seite gestanden hat. Dieser Wechsel beendigte die Sturm- und Drangperiode des unruhigen Geistes, und es begannen für den vom Druck des Berliner Lebens Befreiten frohe Jahre, in denen er das Aufblühen der eigenen Familie, den Ausbau seiner Stellung und die Entfaltung erfolgreichster wissenschaftlicher Arbeit und Lehrtätigkeit erlebte und die Schönheit des Frankenlandes genoß. 1832 war der Kliniker Schönlein in Würzburg wegen seines Freisinns seiner Professur entsetzt worden; jetzt herrschte dort der freiheitliche Geist der Forschung, getragen von Männern wie Kölliker, dem medizinischen Chemiker Scherer, dem vielseitigen, als Polikliniker, Pädiater, Dermatolog und Psychiater tätigen Rinecker, dem Geburtshelfer Kiwisch, welcher bald danach durch Scanzoni ersetzt wurde, dem Chirurgen Textor, und dem inneren Mediziner Marcus.

Aus der Zusammenarbeit mit diesen Männern hat Virchow für seine eigene Forschung viel gewonnen, noch mehr aber, wie Kölliker bei und nach seinem Weggang öffentlich bekannt hat, an Anregung gegeben. Vor allem trat er Kölliker nahe: als Arbeitsstätte diente beiden der Gartenpavillon des Juliusspitals; 1853 erhielt das pathologische Institut einen Teil des neugebauten Anatomiegebäudes, des jetzigen medizinischen Kollegienhauses. In dem nachbarlichen und zum Teil von denselben Fragestellungen ausgehenden Untersuchungen der beiden Geistesheroen wurzelt die cellularpathologische Lehre, welche Virchow im Jahre 1855 zuerst aussprach als eine die medizinische Forschung auf neue Bahnen leitende Doktrin. Unmittelbar vor Virchows Eintritt in die Würzburger Universität war daselbst die physikalisch-medizinische Gesellschaft gegründet worden; Virchow wurde sogleich zu ihrem Sekretär und zum Mitglied der Redaktionskommission und bald zum Vorsitzenden gewählt und kaum eine ihrer Sitzungen ist vorübergegangen, die er nicht durch einen Vortrag oder eine Demonstration oder wenigstens durch eine Beteiligung an der Diskussion belebt hätte. Dem von ihr verfolgten Zweck der naturhistorischen und medizinischen Erforschung des fränkischen Landes diente er durch das Studium der Hungersnot im Spessart und durch eine eingehende Verfolgung des in Unterfranken endemischen Kretinismus. Namentlich diese letztere hat weit über die Grenzen des lokalen Interesses hinausgehende Bedeutung gewonnen; sie gab Anlaß zu den wichtigen Untersuchungen über die Vorgänge bei dem normalen und pathologischen Schädelwachstum, aus denen sich erst das Verständnis für die zu den Merkmalen des Kretinismus gehörende abnorme Kopf-

Digitized by Google

und Gesichtsbildung ergibt, vor allem aber wurzelt in diesen Arbeiten Virchows Interesse für Anthropologie, welches später einen immer breiteren Raum einnahm. Das Sektionsmaterial steigerte Virchow dadurch, daß er die Vornahme von Sektionen aus der Stadtpraxis auf dem Friedhof einführte, eine Einrichtung, welche noch heute fortbesteht und für das pathologische Institut, die Poliklinik und die Ärzte wertvoll ist. Die systematische ausgedehnte Lehrtätigkeit zog immer mehr Studenten herbei, sodaß 1855 die Zahl der Mediziner auf etwa 300 (bei über 700 Gesamtfrequenz) gestiegen war; damals begann die Blüte der Würzburger Universität, welche Jahrzehnte anhielt. Die wachsende Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bedeutung machten es ihm möglich, für die Herausgabe eines großen Handbuchs der speziellen Pathologie und Therapie die Mitarbeit der bedeutendsten deutschen Kliniker zu erhalten. 1852 suchte ihn die Universität Zürich für die Leitung der medizinischen Klinik zu gewinnen, später für eine neugeschaffene Professur für pathologische Anatomie und Physiologie, beide Male vergeblich. Dagegen erfolgte 1856 ein anderes Anerbieten, welchem sich Virchow nicht entziehen konnte: die Rückberufung nach Berlin als ordentlicher Professor, nachdem Heinrich Meckel gestorben war, welcher die Prosektur der Charité innegehabt und als außerordentlicher Professor an der Universität gewirkt hatte. Virchow erhielt die Zusage des Baues eines neuen pathologischen Institutes, der ersten selbständigen Anstalt dieser Art, und einer Krankenabteilung an der Charité, und im Oktober desselben Jahres kehrte er nach Berlin zurück.

In den weiteren 46 Jahren seines Lebens ist Virchow aufs Engste mit der Universität und Stadt Berlin verwachsen. Sein Institut war der Mittelpunkt der pathologisch-anatomischen Arbeit in Deutschland, und als die Zahl der pathologischen Anstalten an den Universitäten sich mehrte, wurden viele Jahre hindurch die neuen Professuren mit Virchow'schen Assistenten besetzt. Der neuerrichtete Bau wurde bald zu eng für das, was er umschloß; namentlich die pathologische Sammlung verlangte weitere Räume; so wurde der Plan eines großen, in der Charité zu errichtenden, aus mehreren Gebäuden bestehenden Neubaus ins Auge gefaßt, und an seinem Lebensabend, im Jahre 1899, war es Virchow vergönnt, den ersten fertiggestellten Teil desselben, das große Museum mit mehr als 20,000 Präparaten, einzuweihen.

Das geschlossene stille Forscherleben der Würzburger Zeit erlaubte ihm die Großstadt nur wenige Jahre fortzusetzen; bald zogen ihn

Digitized by Google

viele Fäden zugleich ins praktische Leben hinüber, sowohl solche der öffentlichen Gesundheitspflege, als solche der Politik: 1861 wurde er in das Stadtverordnetenkollegium gewählt und gehörte demselben bis zu seinem Tode an. Hier fand er für die ihm als Ziel vorschwebende soziale Verwertung der Medizin einen fruchtbaren Boden. Die Sanierung der Stadt Berlin durch Kanalisierung ist in erster Linie sein Werk und um die Hebung des Spitalwesens durch den Bau von Kranken- und Irrenanstalten, sowie die Schulhygiene hat er sich größte Verdienste erworben; seine Tätigkeit war, wo er auch angriff, reformatorisch und führend, und ihre Erfolge in Berlin veranlaßten andere Städte, wie Prag und Leipzig, und andere Regierungen in hygienischen Fragen ihn als Berater anzurufen. Noch in anderer Weise suchte Virchow das Volkswohl zu heben, dadurch nämlich, daß er durch populäre Darstellungen in Wort und Schrift Aufklärung über medizinische und biologische Fragen verbreitete. Diesem Zweck dienten die Herausgabe der „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge, die er mit Holtzendorff unternahm, und Vorträge, welche er in dem unter seiner Mitwirkung gegründeten und dauernd von ihm geförderten Handwerkerverein hielt. Er blieb trotz aller äußeren Ehren, welche seine wissenschaftliche Tätigkeit ihm eintrug, ein Mann des Volkes und räumte der Arbeit für das Volk einen großen Teil seiner Lebensaufgabe ein. Auch in seiner politischen Tätigkeit im preußischen Abgeordnetenhaus, in welches er 1862 eintrat, sowie im Reichstag, welchem er 1880—1893 angehörte, stand er auf der Seite der Demokratie; er gehörte zu den Gründern und Führern der Fortschrittspartei. In den Kriegen von 1866 und 1870 beteiligte er sich erfolgreich an der Ausgestaltung der freiwilligen Krankenpflege; 1870 betrieb er die Einrichtung von Lazarettzügen und geleitete den ersten derselben selbst nach Frankreich.

Es ist Virchow erspart geblieben, geistig zu altern; trotz seines hohen Alters hat er in seinem akademischen Beruf und seiner wissenschaftlichen und praktischen Arbeit ausgeharrt, bis ein Unfall im Anfang des Jahres 1902 dieselbe jäh unterbrach: Durch einen Sturz erlitt er einen Bruch des Schenkelhalses. Noch einmal hat er sich darnach in sein Institut fahren lassen, um die von seiner Verletzung gemachte Röntgenaufnahme mit den in der Sammlung vorhandenen Präparaten zu vergleichen. Am 5. September 1902 endete das reiche Leben.

Die universelle Bedeutung Virchows ist darin begründet, daß er, ausgehend von der pathologischen Anatomie, durch Einführung

Digitized by Google

der exakten Methoden die Medizin zur Naturwissenschaft machte. Wohl hatten einzelne klarblickende Männer schon für ihre Disziplin dies als notwendig erkannt und durchgeführt, besonders der Physiolog Johannes Müller und der innere Kliniker Lukas Schönlein. Aber niemand hat mit solcher Kraft und Konsequenz wie Virchow die Herrschaft der alten Methoden bekämpft und gebrochen und die gesamte Medizin auf die naturwissenschaftliche Grundlage gestellt. Das Wesen dieser naturwissenschaftlichen Methode klingt für unsere heutigen Begriffe einfach und fast selbstverständlich: es ist die voraussetzungslose gründlichste Untersuchung des Objektes mit allen Mitteln, namentlich unter Anwendung des Mikroskopes, welches seit der ersten Verwendung der Linsen durch Malpighi (gest. 1694) in der pathologischen Anatomie nur eine nebensächliche Rolle gespielt hatte, und unter Hinzufügung des Experiments. Diese sollten, das war Virchows Ziel, mit einer objektiven Krankenbeobachtung zusammengefaßt werden, um eine pathologische Physiologie, d. h. die Lehre von den krankhaft gestörten Funktionen zu schaffen; die pathologische Physiologie sollte den Mittelpunkt der ganzen Medizin abgeben, pathologische Anatomie, klinische Beobachtung und pathologisches Experiment ihre Hilfsquellen sein. Also Beweise setzte Virchow an Stelle von Spekulationen und willkürlichen Konstruktionen, eine Autorität der Tatsachen an Stelle der Autorität der Meinungen. Bis dahin waren die Gesetze im Ablauf des organischen Lebens nicht aufgesucht, sondern ausgedacht und an flüchtige Beobachtungen mystische Vorstellungen geknüpft worden. Im 18. Jahrhundert wurden die letzteren namentlich von den wechselnden philosophischen Systemen beherrscht, die sich ganz besonders in der Auffassung der „Lebenskraft" wiederspiegelten. So war die Entdeckung der tierischen Elektrizität durch Galvani, bevor dieselbe ihre wissenschaftlich begründete Stellung in der Medizin fand, Quelle reiner Spekulationen über eine physikalische Lebenskraft geworden, aus denen sich die wirre Vorstellung des tierischen Magnetismus entwickelte. Und über diese hinweg hatte die naturphilosophische Richtung in der Medizin breiten Boden gewonnen; sie beherrschte während der ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts die wissenschaftliche Medizin; das aprioristische Denken stand an Stelle des Forschens. Die Überleitung zur objektiven Beobachtung, welche für die Naturwissenschaften sich besonders an Alexander v. Humboldts Namen knüpft, verdankt die Medizin in erster Linie der Einführung eines neuen Wissenszweiges, der pathologischen Anatomie, welche nächst der normalen Anatomie und der Physiologie durch ihre Beschäftigung mit dem realen Objekt,

Digitized by Google

der eigentlichen Materie, ganz besonders befähigt war, ein Gegengewicht gegen die unfruchtbare Spekulation zu bilden. Der Begründer dieses Faches war Morgagni in Padua, welcher in seinem berühmten großen, 1768 abgeschlossenen Werke »De sedibus et causis morborum« nicht nur alles, was er durch seine eigenen umfangreichen Untersuchungen, sowie die seines Lehrers Valsalva über die materiellen Veränderungen der Krankheiten kannte, zusammenfaßte, sondern auch in Beziehung zur klinischen Beobachtung setzte. Am raschesten gewann die pathologische Anatomie an Boden in Frankreich, nächstdem in England und in Österreich, und in Paris und Wien wurden Schulen mit berühmten Namen ins Leben gerufen, während Deutschland in der Ausführung pathologischer Sektionen im Rückstand blieb. Erst Virchow bürgerte sie, über das, was in anderen Ländern geleistet worden war, weit hinausgehend, ein und machte die pathologisch-anatomischen Erfahrungen zum Mittelpunkt des ärztlichen Denkens; unter seiner Hand reihte sich eine neue Beobachtung an die andere und eine große Zahl der Krankheitsbilder und der pathologischen Vorgänge, welche die Grundlage unseres heutigen Wissens bilden, Thrombose, Embolie, Leukaemie 2c., sind von ihm aufgestellt, resp. erkannt worden. Die wertvollste Frucht der exakten Forschung ist die Cellularpathologie, deren Kern der ist, daß die Organe und Gewebe des Körpers dauernd aus Zellen zusammengesetzt und die Zellen Träger der normalen Lebensfunktionen sind, und daß jede Krankheit in einer Störung der Zellfunktionen beruht. Bezüglich der Entstehung der Zellen aber sprach Virchow im Jahre 1855 den fundamentalen Satz aus: »Omnis cellula e cellula«, welcher als Gesetz für die ganze belebte Welt gilt, d. h. die Zellen entstehen nicht wie der Entdecker der tierischen Zelle, Schwann, angenommen hatte, frei aus einem unorganisierten Blastem, wie Kristalle aus einer Mutterlauge, sondern jede Zelle geht durch Teilung aus einer Mutterzelle hervor, jede Urzeugung, jede Neuschaffung ist ausgeschlossen und es besteht eine Kontinuität des Lebens für die höchsten wie die niedersten Organismen seit dem Beginn der Welt, und alle Erblichkeit ist an die Zellen geknüpft. Abgesehen von der umfassenden biologischen Bedeutung war der Einfluß dieser Erkenntnis auf die allgemein-pathologischen Anschauungen und auf das ärztliche Handeln ein außerordentlich großer. Unter den pathologischen Anatomen der Zeit, in welche Virchow eintrat, ragte Rokitansky, der Begründer der Wiener Pathologie mit glänzendem Namen hervor; er hatte in großem Umfange und gründlich das tatsächlich Vorkommende erforscht, aber aus seinen

Digitized by Google

Beobachtungen eine Theorie entwickelt, welche ebenfalls zum System gemacht wurde, zu dem der „Humoralpathologie". Kurz gesagt, nahm dieselbe an, daß alle aus Zellen zusammengesetzten Neubildungen, wie Geschwülste, tuberkulöse Wucherungen u. s. w. aus einer fehlerhaften Mischung des Blutes, einer „Dyskrasie" hervorgingen, derart, daß die fehlerhaften Bestandteile, vor allem abnorme Eiweißstoffe, in Körperhöhlen und Gewebe als Exsudate ausgeschieden würden und nun durch freie Zellbildung den oder jenen gewebelichen Charakter gewönnen. Die Cellularpathologie trat in schroffen Gegensatz zu dieser humoralen Lehre; nach letzterer sind die betreffenden Krankheiten zunächst Allgemeinkrankheiten von konstitutioneller Art und fordern eine Allgemeinbehandlung heraus; dagegen lokalisiert die Cellularpathologie sie von Anfang an in den Organen und Geweben und weist dem ärztlichen Handeln feste Angriffspunkte zu. Unter der zunehmenden Befestigung der Cellularpathologie ist die Humoralpathologie vollständig in sich zusammengesunken und Rokitansky selbst noch ein Anhänger der ersteren geworden.

Es wurde schon erwähnt, daß durch die Schädelwachstumsuntersuchungen die Anthropologie in Virchows Interessenkreis gezogen wurde und in steigendem Maße seine Arbeitskraft auf sich lenkte. Er hat ihr als Wissenschaft durch die Begründung der Gesellschaft für Anthropologie und einer Fachzeitschrift Wurzel schlagen helfen und sie durch unzählige Spezialuntersuchungen gefördert. Ermittelungen über die Haut-, Haar- und Augenfarbe der Schulkinder in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Belgien in größtem Umfange (mehr als 10 Millionen Kinder wurden untersucht) hatten den Zweck, Fragen der Rassenverteilung zu klären, und brachten wichtige Ergebnisse über die Verbreitung der germanischen Rasse in von Slawen besetzten wendischen, litauischen und ostpreußischen Gebieten. Ferner widmete Virchow ausführliche Untersuchungen den Burgwällen und Pfahlbauten der Mark und Pommerns und kam zu dem Schluß, daß dieselben in der überwiegenden Mehrzahl nicht germanischen, sondern slawischen Ursprungs sind. Ganz erstaunlich ist das universelle Wissen, welches er bei dieser Forschungsrichtung bekundete; die zahlreichen für den Anthropologen unerläßlichen Hilfsquellen beherrschte er vollständig; die erwähnten Anschauungen bezüglich der Burgwälle z. B. gründete er auf das Studium der Urnen-Formen und Ornamente.

Eine wichtige Förderung hat Virchow den trojanischen Ausgrabungen Schliemanns zuteil werden lassen. Er hat denselben die

Digitized by Google

allgemeine wissenschaftliche Anerkennung verschafft und selbst die dabei zutage geförderten Knochen bearbeitet. Auch sonst widmete er vielfach den Skelettfunden, welche bei Bloßlegung von Gräbern aus vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit gemacht wurden, eingehende Forschungen, namentlich mit Rücksicht auf die Frage, ob die daran zutage tretenden Besonderheiten des Baues als Rassenmerkmale oder individuelle pathologische Erscheinungen aufzufassen seien; so ist er auch in die Diskussion über den vielumstrittenen Neandertal-Schädel eingetreten und zu der Meinung gekommen, daß das, was man als ein Charakteristikum des diluvialen Menschen überhaupt ansehen wollte, auf krankhafte Störungen im Schädelwachstum des betreffenden Individuums zurückgeführt werden muß.

Es ist vielfach beklagt worden, daß diese Beschäftigung mit der Anthropologie Virchow der Pathologie, seinem eigentlichen Fache, entfremdet hätte. Es ist wohl nicht richtig, dies zu sagen; alle Arbeiten Rudolf Virchows sind nicht als Spezialforschungen zu betrachten, sondern standen unter höheren Gesichtspunkten, sie vereinigten sich zu der „Wissenschaft vom Menschen", deren Ergründung sein Lebenszweck war.

Literatur über Rudolf Virchow: W. Becher: Rudolf Virchow. Eine biographische Studie. Berlin, S. Karger, 1891. — F. Marchand: Rudolf Virchow als Pathologe. Gedächtnisrede gehalten am 21. Oktober 1902 in der medizinischen Gesellschaft zu Leipzig. München, J. F. Lehmann, 1902. — F. v. Recklinghausen: Nachruf auf Rudolf Virchow, gesprochen beim Beginn der Tagung der Deutschen pathologischen Gesellschaft, 22. September 1902. — Rud. Beneke: Rudolf Virchow. Gedächtnisrede, gehalten im naturwissenschaftlichen Verein zu Braunschweig. Naturwissenschaftliche Rundschau XVIII. Jahrg., 1903. — W. Ebstein: Rudolf Virchow als Arzt. Stuttgart, F. Enke, 1903. -- M. B. Schmidt: Worte der Erinnerung an Rudolf Virchow. Gesprochen im Unterelsäß. Ärzteverein i. Straßburg. Archiv für öffentl. Gesundheitspflege in Elsaß-Lothringen, B. XXII, 1903. — O. Bollinger: Rudolf Virchow, zum Gedächtnis. München, med. Wochenschrift, 1902, Nr. 39. — Zahlreiche Artikel in medizinischen Zeitschriften anläßlich des 70. Geburtstages und des Todes. — Marie Rabl: Rudolf Virchow. Briefe an seine Eltern 1839—1864. Leipzig, W. Engelmann, 1906.

M. B. Schmidt (Würzburg).

Digitized by Google

54. Wagner, Johann Peter, Bildhauer 1750—1809.

Wagner, Johann Peter Alexander, als Peter Wagner in der Kunstgeschichte bekannt, wurde am 26. Februar 1750 zu Obertheres geboren und ist am 7. Januar 1809 in Würzburg gestorben. Wenn auch die Rechnungsbücher über die Würzburger Residenz und andere Akten magere Notizen verschiedenfacher Art bringen, so wissen wir doch soviel wie nichts über den Werdegang des Künstlers, wie überhaupt ältere Schriftsteller, so auch Nagel in seinem Künstlerlexikon herzlich wenig über ihn zu berichten haben. Selbst die Würzburger Handbücher versagen fast ganz. Auch das, was H. G. Lempertz in seiner Monographie von Peter Wagner (Köln 1904) sagt, ist mehr wie lückenhaft. Die besten Quellen sind seine überall in Unterfranken verstreuten Werke. Seine Tätigkeit hat sich durchaus auf sein Heimatland beschränkt; darüber hinaus ist er nie gekommen. Das zum Studium des Meisters Bedeutsamste ist die aus Wagners Nachlaß stammende Modellsammlung im städtischen Museum (Luitpoldmuseum). Weiteres bedeutendes Material birgt die Handzeichnungssammlung der Universität, wo ein Skizzenbuch und zahlreiche Einzelentwürfe aufbewahrt sind. Auch die Briefe seines Sohnes Martin ebendort geben hie und da einige Auskunft.

Peter Wagner entstammte einer alten Bildhauerfamilie. Wie sein Großvater war auch sein Vater Bildhauer. Joh. Thomas W., geboren zu Gebsattel am 26. Mai 1691, war spätestens 1722 nach Obertheres übergesiedelt, wo er wohl an dem nach Greisings Plänen seits 1715 vorgenommenen großen Klosterneubau beschäftigt war; im genannten Jahre hat er dort die Anna Maria Grubelt geheiratet. In der Werkstatt des Vaters hat der junge Peter offenbar das Handwerk gelernt. Werke seines Vaters, eine Kanzel in Ostheim sei genannt, lassen einen mittelmäßigen Künstler in der Manier des auflockernden Barock erkennen. Aber der Ehrgeiz ging weiter hinaus. 1747 ging der junge Künstler, wie es damals in dem durch die Schönborn mit Wien eng verknüpften Würzburg üblich war, nach der Kaiserstadt, um sich auf der dort zu Ende des 17. Jahrhunderts gegründeten Akademie weiterzubilden. Der Geist seiner Werke läßt immer den Schulzusammenhang mit Wien und mit der Donnerschule erkennen. Vielleicht haben wir in einer in Würzburger Privatbesitz

Digitized by Google

befindlichen kleinen Kopie nach einer der Nymphen des Donner'schen Brunnen am neuen Markt eine Schülerarbeit des jungen Künstlers zu erkennen. Freilich war Raphael Donner schon 1741 gestorben und wird Peter wohl bei seinem Schüler Baltasar Moll, der 1751—54 Professor an der Akademie war, in die Lehre gegangen sein.

Etwa 1753 verläßt der Künstler Wien und wandert über Salzburg, München, die Schweiz nach Paris. Von dort kehrt er über Köln und Mannheim in seine Heimat zurück. 1756 taucht er wieder in Würzburg auf und scheint in die Werkstatt des damals die bildhauerische Kunst Würzburgs beherrschenden Joh. Wolfgang von der Auwera eingetreten zu sein. Schon in demselben Jahre starb derselbe. Im Februar 1759 heiratet Peter W. dessen Witwe Cordula, die, wiederum die Tochter des Bildhauers Curé, ihm die Bildhauerwerkstatt Auweras verschafft. Derartige Fälle, daß Gesellen die Witwe ihres Meisters heimführen und sich so eine kostbare Werkstatt erheiraten, sind ziemlich zahlreich. Übrigens hatte der Künstler, wie sich aus urkundlichem Material ergibt, mancherlei Scherereien mit den Kindern der Frau aus erster Ehe und auch bei seinem Tode entstanden schwere Differenzen und Auseinandersetzungen mit Mitgliedern der Auwera'schen Familie, d. h. mit den Kindern des Lukas Auwera, die offenbar noch an dem Besitz der Werkstatt Anteil hatten. Interessant ist eine Notiz auf der letzten Seite von Auweras Skizzenbuch. „Treu und beständig in der Still ich dich allzeit lieben will, MCIR Anno 1757 P. W." (Peter Wagner); vielleicht hat sie Bezug auf das Verhältnis der beiden zueinander. 1760 wird er aus nicht genannten Gründen von der Steuer befreit. 1764 stirbt seine Frau; der Witwer heiratet 1767 in zweiter Ehe Margareta Rössinger. Von den neun Kindern dieser Ehe, die fast alle bald starben, ist Johann Martin, geb. am 24. Juni 1777, hervorzuheben; aber auch seine Tochter Anna Margareta, geb. 2. Febr. 1780, war bildhauerisch tätig als einzigste Schülerin seines Vaters. In ihnen vererbte sich das Künstlerhandwerk in die vierte Generation. Eine Zeichnung der Universitätssammlung von Martins Hand gibt uns den Künstler im Kreis seiner Familie.

Zu seiner künstlerischen Tätigkeit übergehend müssen wir feststellen, daß sie der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehört, demnach nicht mehr reines Rokoko sein kann. Der Künstler ist schon ein Meister des Zopfstiles, und geht in der späteren Zeit ganz in das Fahrwasser des Klassizismus über. Also nicht schmuckhaftes Rokoko haben wir zu erwarten, sondern sich allmählich versteifende Formen.

Digitized by Google

Die vornehme Eleganz der Wiener Schule fällt in seinen Werken grade gegenüber der etwas groben, mehr realistischen Weise der aus den Niederlanden zugewanderten Auwera auf, die damals den Charakter der Würzburger Plastik beherrschten. Gleich das erste in Würzburg nachweisbare Werk, der nördliche Chorbogenaltar der Augustinerkirche, läßt bei dem Vergleich mit dem südlichen Chorbogenaltar von der Hand des Joh. Wolfgang Auwera diese Stilunterschiede besonders deutlich erkennen. Da letzterer 1756 starb, wird auch Wagners Arbeit in diese Jahre zu setzen sein. Der Aufbau ist bei beiden der gleiche und stammt von Auwera; aber an Stelle der lebhaft bewegten, derb realistischen Formen und der schwülstigen Gewänder Auweras ist eine etwas steife Haltung, eine Geste getreten; die Proportionen erscheinen in die Länge gestreckt, die Falten sind viel mehr glatt und dünn gezogen. Selbst wenn er sich direkt an das Vorbild Auweras anlehnt, wie etwa bei der Figur rechts vom Altarbild, beobachten wir, wie an Stelle der dramatischen Bewegung des Vorbildes die leere Geste tritt. Auch in den Gewändern zeigt sich gegenüber dem gekräuselten, wild aufgewühlten Faltenspiel Auweras eine auffällige Gradlinigkeit, die phantasielos erscheint und nichts von der barocken Manier hat, die damals die Würzburger Plastik in der Gefolgschaft der Auwera und Tietz beherrschte. Trotz deutlicher Entlehnungen von Auwera Vorbild wird eine durchaus eigne Weise offenbar, die er wohl von Wien mitgebracht hat.

Mehr vom Würzburger Geist spürt man in dem 1761 ausgeführten Hochaltar zu Maria-Limbach. Wiederum ein typisch Auwerascher Altaraufbau mit mächtigen freistehenden Säulen und geschwungener Bekrönung. Dazwischen stehen zwei Heiligengestalten von ähnlich unbeweglichen Formen, wie vorhin; aber schon kräuseln sich die Mantelsäume, die Falten sind weicher und tiefer ausgehöhlt und eine gewisse Stofflichkeit charakterisiert die Gewänder. Der Einfluß des Auwera verstärkt sich sichtlich, wenn auch langsam. Wir spüren gerade an diesem, nur mählichen Sicheinfügen in den schwunghaften Geist der Würzburger Hochrokoko, der Meister wie Auwera, Tietz, Antonio Bossi, Oegg u. a. hervorgebracht hat, daß des Künstlers schwerfälliges Temperament sich nicht recht zur schäumenden Siedehitze dieser Kunst emportreiben ließ.

Immerhin lernt er in der gemeinsamen Werkstatt. Das offenbaren besonders seine zahlreichen Modellskizzen und Zeichnungen, die wir grade aus diesem Jahrzehnt besitzen. Und schließlich erhebt sich seine Kunst in dieser zweiten Epoche zu einer ersten Höhe, wo er

Digitized by Google

noch stark von Rokokosentiment bewegt erscheint. Zwei Seitenaltäre in der Bürgerspitalkirche von 1764 mit leicht schwingendem Rokokorahmenwerk und zierlicher Volutenbekrönung erweisen grade im Vergleich zu dem 1742 von J. Wolfgang ausgeführten Hochaltar ebenda, wie P. Wagner sich über das immer noch Barocke in Aufbau, wie es die Auwera selten ganz überwinden, hinwegsetzt und den elegant dekorativen Geist des Rokoko zu verstehen lernt. Entzückende Putten in farbiger Fassung, wie überhaupt heitere Buntfarbigkeit hier noch dominiert, sind der einzige figürliche Schmuck.

Verfolgen wir zunächst einmal seine kirchliche Kunst bis in die nächste Epoche, wo er sich nach dem Tode des Lukas Auwera von der früheren Richtung allmählich lossagt, bis zum beginnenden Klassizismus (um 1780) weiter. Wir haben vorzüglich in Grafenrheinfeld die beste Gelegenheit, die Entwicklung des Meisters in diesen Jahren der Befreiung von Auwera's Beeinflussung kennen zu lernen. Er war in der dort von Joh. Michael Fischer erbauten Kirche bei deren Ausstattung seit 1766 beschäftigt. Dabei wird er schon im Akkord vom 11. März 1766 als Hofbildhauer bezeichnet, wenn er auch das offizielle Amt eines solchen damals noch nicht inne gehabt hat. 1767/68 erhält er 1568 fl. für den Hochaltar und zwei Nebenaltäre samt Kanzel und 20 fl. für Aufrichtung der Altäre. 1768 werden ihm 80 fl. für zwei Chorstühle und 1774 44 fl. für den Taufstein ausgezahlt; 1778/79 erhält er 200 fl. für den Kreuzaltar. Der Aufbau entspricht genau dem des Hochaltares in Limbach. Aber die schwunghaft bewegten Gestalten — es sind hier vier Heiligenfiguren, während es dort nur zwei waren — gewinnen eine außergewöhnliche Elastizität und gewisse Monumentalität, wie sie Peter Wagner kaum wieder erreicht hat. Großzügig in der Silhouette, breit im Faltenwurf, durchdrungen von einem schwunghaften Pathos in den Gesten erscheinen sie als das Beste, was Peter Wagner in dieser zweiten Epoche geschaffen hat, wenn sie nicht gar seine vorzüglichste Leistung großfiguriger Kirchenplastik genannt werden müssen. Dazu stehen die Figuren viel mehr als in Limbach wirkungsvoll frei in dem bewegten Umriß zwischen dem gelockerten Rahmenwerk des Altares. Zwei schöne Modelle im Luitpoldmuseum scheinen hierher zu gehören, sie stammen zum mindesten aus der gleichen Zeit. — Hier seien als ganz verwandt in der großen Haltung und schwunghaften Geste wie in der Einfachheit breit gelegter Gewandung die beiden Heiligen Petrus und Paulus am Pfarraltar von Stift Haug genannt, die darum wohl dem Meister selbst und zwar in der Zeit um 1768

Digitized by Google

zuzuschreiben sind. Auch das schöne Rokokotabernakel ebenda ist von ihm.

Zurückkehrend nach Grafenrheinfeld hat des „verstorbenen Hofbildhauers Auwera Ehrennachfahrer Peter Wagner", wie es im Kontrakt heißt, die beiden Nebenaltäre des hl. Sebastian und der Verkündigung verfertigt. Sie sind wesentlich einfacher gehalten. Zwei Heilige stehen zu Seiten des von Säulen getragenen Aufbaues, der nach oben in schwunghaft bewegten Voluten ausklingt. Aber nicht diese ziemlich flüchtig gearbeiteten Gestalten, sondern das fein gegliederte innere Rahmenwerk mit entzückend leicht bewegten Putten macht den Hauptreiz derselben aus. Das Gleiche ist von der Kanzel zu sagen, wo ebenfalls nur Putten den lockeren Rokokoaufbau beleben. Man halte den mehr als zehn Jahre später entstandenen Kreuzaltar ebendort dagegen, um den Verlust an Linienschwingung, und an anmutig leichter Erfindung zu ermessen. Bei dem späteren Stück sind die architektonischen Formen schwerfällig, die Gestalten in Haltung und Bewegung steif geworden. Man weiß nicht, ob das Edle der Erscheinung ausreicht, uns für den Verlust an Grazie und Liebreiz zu entschädigen. Immerhin ist die Bildung des Christus am Kreuz dem Schönsten zuzurechnen, was der Meister geschaffen hat. Er weist uns zugleich auf eine ähnliche Kreuzigung, die sich in Unterdürrbach befindet, wo die Formschönheit der Gestalt gepaart mit feinem Sentiment bei weicher Oberflächenbehandlung, dazu die lieblichen Putten uns Wagners Kunst auf der Höhe seelischer Verinnerlichung zeigen. Ebenso edel, aber noch mit Schwungkraft und reichem Faltenspiel belebt sind die Gestalten der Maria und des Johannes. Das Fleisch ist weißlackiert und die einfarbigen Gewänder sind von glänzenden Lichtern belebt. Ähnlich glatt ist die Politur auf den beiden andern Figuren, den hl. Rochus und Sebastian, die aber etwas leer in der Pose erscheinen. Diese Einfarbigkeit, der Verzicht auf buntschillerndes Farbenspiel ist ebenso charakteristisch für das Absterben des heiteren Rokokogeistes, wie die Versteifung der Linien, die Graderichtung der Gesimse, die Einführung klassisch-ruhigen Faltenwurfes und die strengere Haltung der Figuren.

Im Großen und Ganzen hatte der Künstler in dieser dritten Epoche, d. h. in den siebziger Jahren, dank der großen Aufträge für die Residenz, wenig Zeit andere Arbeiten zu übernehmen. Von den verschiedenen Altartabernakeln sei nur das in Stift Haug genannt, wo der Künstler wirklich in sprühenden Rokokoformen schwelgt und das darum sicher noch in die sechziger Jahre zu setzen ist. Ebenfalls noch

Digitized by Google

lockeres Rokokorahmenwerk und lebhaft bewegte reizende Puttengestalten zeigt eine Kanzel in Windheim von 1770. Ein Altaraufbau in der Kirche zu Trimberg weist nur in den beiden seitwärts stehenden Heiligen, die stark an Auwera erinnern, und in dem Rokokotabernakel in diese Zeit. Das Mittelstück mit der Krönung der Maria in beruhigtem, etwas schwerem Reliefstil muß späteren Datums sein. Die Figuren sind fast steif und wenig bewegt, der Faltenwurf glatt und gradlinig. Hier scheint auch der letzte Hauch des Rokoko dahin. Das ist ausgesprochener Klassizismus.

Wir haben damit die kirchlichen Werke des Meisters der zweiten und dritten Epoche zusammenfassend vorausbehandelt, um die Entwicklung kurz zu charakterisieren, und kehren nun zu der Zeit seiner gemeinsamen Tätigkeit mit Lukas Auwera zurück. Es steht außer Zweifel, daß der Künstler, als er mit dem Tode des Joh. Wolfgang A. und durch die Verheiratung mit dessen Witwe dessen Erbteil übernahm, sich in die Werkstatt mit dem Bruder Lukas teilen mußte. Dafür spricht nicht nur die zunehmende Beeinflussung Wagners durch die Auweras, in deren Manier er sich mehr und mehr hineinarbeitete, sondern es deuten auch verschiedenfache Reibungen mit deren Nachkommen darauf hin; selbst nach seinem Tode treten diese bei der Testamentsvollstreckung mit Ansprüchen an seine Erben heran. Ferner erscheint manches Stück in Würzburg und Umgebung wie ein Zwischending zwischen beiden Künstlern und die Bestimmung des Meisters ist nicht immer leicht, so etwa bei einer Kreuzigung von 1766 in Kürnach oder bei den Fassadenfiguren von St. Peter, die, freilich schon späteren Datums, in P. Wagners Werkstatt ausgeführt wurden.

Endlich jedoch wird die Zusammenarbeit beider Meister zweifellos am Vierröhrenbrunnen zu Würzburg dokumentiert. Der Entwurf Auweras, signiert „Lukas v. Auwera invenit et delineavit" von 1763, befindet sich in der Universitätssammlung. Aber von seiner Hand ist höchstens die Frankonia-Figur und das Wappen, während die allegorischen Figuren, die vier Kardinaltugenden darstellend, deutlich Wagners Handschrift tragen. Zwar hatte sich der Künstler an den Entwurf des älteren Meisters zu halten und so entfernt er sich stark von der Wiener Schule. Er lenkt hinein in den realistisch bewegten Geist des Würzburger Rokoko, wie er in der Plastik durch die Auwera, Ferdinand Tietz und Antonio Bossi vertreten wird. Vorzüglich in den schlanken, zierlichen Formen und der dünnlinigen Gewandung wird Wagners Eigenart erkenntlich, während das Geschraubte in den Bewegungen, die flatternden Gewandstücke und ge-

Digitized by Google

krauſten Falten weſentlich auf Auweras Entwürfe zurückgehen. Auch eine gewiſſe Oberflächlichkeit in der Behandlung der Materie charakteriſiert ſie als Wagners Arbeit, während bei den Auweras immer das Stoffliche mehr ſinnlich-realiſtiſch herausgeholt iſt. So iſt es ſicher, daß beide Künſtler in einem Atelier gearbeitet haben. Das beſtätigt auch ein weiterer 1767 an Wagner ergangener Auftrag zu den Stationen am Käppele, von denen die frühen Stücke noch ſo in der Manier des Lukas Auwera gehalten ſind, daß die Vermutung, ſie ſeien von dieſem, laut geworden iſt, aber ſicher mit Unrecht. Grade das am meiſten in deſſen Art gehaltene Stück, die Grablegung, wird im Auftrag an Peter W. ausdrücklich genannt. Auch die ähnlich realiſtiſch aufgeregte Kreuzigung iſt ſicher von Wagners Hand, da in der Modellſammlung des Luitpoldmuſeums eine ſignierte Skizze erhalten iſt. Immerhin können wir vorzüglich an dieſen Arbeiten die Wandlung im Stil Wagners feſtſtellen, die ſich Ende der ſechziger Jahre vollzog und zu völliger Befreiung vom Einfluß der Auwera führte. Freilich müſſen wir aber den Weg im Gegenſinn der jetzigen Reihenfolge machen, da der Künſtler mit der Grablegung begonnen hat. 1767 war auch Lukas Auwera als letzter Vertreter eines unruhigen Rokokoſtiles geſtorben. Faſt zu gleicher Zeit ſetzte in Würzburg die klaſſiziſtiſche Gegenbewegung ein. Die Erinnerungen an ſeine Wiener Lehrzeit wurden in Wagner wach und werden ihm geholfen haben. Jedenfalls zeigen die zuletzt entſtandenen Gruppen ein fortſchreitendes Sichverſteifen der Haltung und Bewegung, ein deutliches Strengerwerden in der Formgebung. Auch die Typen werden immer akademiſcher. Man vergleiche die erſte Station mit Chriſtus vor Pilatus und die letzte der Grablegung, die zeitlich in umgekehrter Folge entſtanden, um den Abſtand vom Anbeginn der Arbeit bis zum Ende zu charakteriſieren. Auch das anfänglich wild Bewegte und Maleriſche in der Gruppierung wie in der aufgeregten Silhouette läßt ſichtlich nach, wenn auch der Künſtler zum Schluß doch noch nicht zu einem antikiſierenden Reliefſtil kommt. Das Maleriſche und Bildmäßige, wie es ſich in der Rokokoplaſtik ſo ſtark entwickelt hatte, geht auch weiterhin bei ihm beſonders im Relief nie ganz verloren. Freilich ſind die gemalten landſchaftlichen Hintergründe erſt bei einer neuerlichen Reſtauration zugefügt worden, ebenſo wie damals leider auch die hübſchen Oegg'ſchen Gitter verſchwunden ſind. Beachtungswert ſind die vielen Modellſkizzen im Luitpoldmuſeum, die vielleicht noch beſſer den Wandel in Stil und Ausdrucksweiſe des Meiſters erkennen

Digitized by Google

lassen, der sich mehr auf sein ruhiges, eignes Wesen und die Wiener Schule besinnt.

Den ersten großen Aufträgen in Grafenrheinfeld und fürs Käppele folgten aber bald weitere. Der mit dem Tode der Auwera in den Vordergrund tretende Künstler übernahm bald die Führerschaft in der Würzburger Plastik. Dort, wo mitzuarbeiten der höchste Ehrgeiz jedes Würzburger Künstlers sein mußte, an der Residenz, fand er weitgehende Beschäftigung. Schon 1759 wird er bei Ausführung eines Tisches genannt und war wohl schon früher bei kleineren Arbeiten und derartiger „Schneidwaar" beschäftigt. In seinem Skizzenbuch und unter seinen Zeichnungen finden sich zahlreiche Entwürfe zu Tischen, Stühlen, Tabernakeln und anderen Gebrauchsgegenständen. Überall überwiegt in ihnen anfänglich noch der Geist des bewegten Rokoko, der ganz allmählich durch strengere Formen ersetzt wird. Gerade an diesen kleinen mehr dekorativen Arbeiten pflegen sich die Wandlungen im Stilempfinden einer Zeit am ungetrübtesten zu offenbaren. Wie unter den Zeichnungen sich manches leicht bewegte Rokokostück befindet, so wird auch dies oder jenes Möbel in den Prunkzimmern der früheren Zeit von P. Wagner sein. Urkundlich überliefert sind von seiner Hand die Stücke im grünlackierten Zimmer und mancherlei im Ingelheimer Bau. In allen wird schon nüchterne, klassizistische Versteifung der Formen zu magerer Gradlinigkeit offenbar.

Der Wandel im Stil der Zeit hatte sich in Würzburg etwa seit der Mitte der sechziger Jahre vollzogen, als man nach einer Pause von etwa zehn Jahren an den weiteren Ausbau der Residenz ging. Luigi Bossi und in seiner Gefolgschaft Materno Bossi brachten an Stelle der schwunghaften, sinnlich starken Dekoration des Hochrokoko, wie sie so glänzend von Antonio Bossi geschaffen war, eine klassizistische Ernüchterung. Schon die steifen Kassetten-Stukkaturen im Vestibül und im Treppenhaus offenbaren dies ebenso wie die Ausstattung der drei letzten Prunkzimmer der Gartenseite. Peter Wagner nahm diese Stilwandlung der Zeit offensichtlich gern auf. Kam sie doch seinem etwas matten Temperament nur entgegen. Noch 1766 wird er nur bei kleineren Arbeiten genannt. Die Arbeiten im Treppenhaus ziehen sich hin. An Stelle der anfänglich geplanten, von Oegg auszuführenden schmiedeeisernen Balustrade, will man 1767 eine aus Marmor. Zunächst figuriert noch F. Tietz als Hofbildhauer und man gibt ihm auch den figürlichen Schmuck in Auftrag. Aber schon 1771 stirbt er. Peter Wagner tritt an seine Stelle. Des Künstlers Ehrgeiz geht darnach, dessen Nachfolger zu werden. War ihm doch

Digitized by Google

schon 1770 zur Ausschmückung des Residenzgartens ein großer Auftrag zugeteilt. Ende dieses Jahres macht er eine Eingabe zwecks Ernennung zum Hofbildhauer. Im November 1771 erneuert er dieselbe und am 22. Dezember bestätigt der Fürstbischof den Vorschlag der Kammer. In dem Protokoll der Hofkammer figuriert er zunächst als Konservator mit einem Jahresgehalt von 40 Gulden. Weiterhin wird der Künstler zur Ausführung der Kolonnadenfiguren — schon seit 1769 plante man einen glänzenden Schmuck der Zufahrtstraßen — herangezogen, wie er überhaupt fast alle bildhauerischen Arbeiten der Seinsheimepoche bis zu dessen Tode in die Hand bekommt. Dahin gehören weiterhin auch die späteren Gestalten des Veitshöchheimer Hofgartens, deren Vollendung sich freilich noch bis in die neunziger Jahre hinzog, während die Arbeiten an der Residenz in der Hauptsache 1778 vollendet waren. Am 1. April 1776 erhält er 13 Statuen, 7 Kindergruppen, 6 Urnen mit 2030 fl. bezahlt. Es sind wohl besonders die Figuren des Treppenhauses. Am 26. Februar 1778 erfolgt die letzte Bezahlung für Kolonnadenfiguren. Am 27. Februar desselben Jahres erhält er 1536 fl. für 13 Statuen des Residenzgartens. Am Schluß stehen die beiden Athenafiguren im Vestibül, die am 24. April 1779 mit 384 fl. bezahlt werden, und die Alabasterfigur des Christus an der Säule, dereinst im Schlafkabinett des Fürstbischofs, jetzt im Luitpoldmuseum, die 1780 mit 55 fl. 22 B. bezahlt wird. Endlich ist das Grabmal des Fürstbischofs Adam Friedrich von Seinsheim im Dom, das er 1778 ausführte, zu nennen.

Wir haben hier die fruchtbarste Epoche des Künstlers vor uns. Es sind durchweg der antiken Mythologie entnommene Gestalten, die er ausführt. Wenn er an den älteren Figuren, etwa an denen des Rennwegertores oder besonders der südlichen Kolonnaden immer noch eine gewisse Beweglichkeit zeigt, so kommt allmählich mehr Ruhe und Haltung in die Erscheinungen. Hie und da, etwa bei den Gruppen des Residenzgartens, dem Raub der Proserpine und (von 1775) der Europa, klingen Erinnerungen an die Auweras nach. Sie wirken außergewöhnlich wuchtig und massig. Mehr und mehr vereinfacht sich aber die Formsprache im Geiste der klassischen Antike, die eben nicht nur die geistigen Motive, sondern auch bald die Typen und Formen, die Gewandmotive und Gesten lieferte. Allein in einer gewissen Geschmeidigkeit und Zierlichkeit der noch nicht allzu straffen Formen und Bewegungen, in einer zarten Weichheit des Fleisches und Feinheit der Oberflächenbehandlung klingt noch der Geist des

Digitized by Google

malerischen Rokoko nach. Das gilt besonders auch von den Figuren des ersten Treppenabsatzes, den vier Jahreszeiten, Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Von letzterem befindet sich eine vorzügliche Skizze im Luitpoldmuseum, die noch ganz an Tietz erinnert. Man vergleiche mit diesen zierlich bewegten und zugleich geschmeidigen Gestalten, die offenbar dem Anfang der siebziger Jahren angehören, die anderen Figuren des mittleren und oberen Absatzes, um die fortschreitende Ernüchterung der Formgebung und die Versteifung der Bewegung im Sinne des Klassizismus zu erkennen. Dasselbe gilt natürlich auch von den ornamentalen Formen, etwa von den Urnen, die immer strenger werden. Das Reizvollste jedoch, was Wagner hier geschaffen hat, sind die vielfachen Puttengruppen im Treppenhaus und besonders im Residenzgarten, die wildes und heiteres Spiel der Kinder in lebhaftem Wechsel der Motive bringen und die besonders den Namen des Künstlers beliebt gemacht haben. Die weichen rundlichen Formen, die lockeren Haarbüschel und die kindliche Frische zeichnen sie vor allem aus. An mancher Kanzel und vielen Altären sind derartige Putten der einzige Schmuck und man erkennt gerade an ihnen leicht die Hand des Meisters. Die Originale der Gartenfiguren befinden sich heute im Luitpoldmuseum und im Nationalmuseum zu München. Sie sind im Garten durch Kopien ersetzt. Am strengsten von allen Figuren sind die 1778 geschaffenen Athenagestalten im Vestibül. Ein Zwischending von weicher Sentimentalität und etwas gesuchter Pose ist der erwähnte Christus im Luitpoldmuseum, technisch eine sehr feine Arbeit in Alabaster, mit der man diese glänzende Epoche des Künstlers abschließen möchte. Noch klingt in ihm der leicht schöpferische Geist des Rokoko, nur macht sich überall schon das Streben nach Vereinfachung und mehr klassischer Formgebung bemerkbar. Es ist das, was wir Zopfstil nennen.

Der in letzten Werken des siebziger Jahre immer stärker hervorbrechende Drang nach strengerer Stilisierung wird dann in der letzten Epoche des Meisters bestimmend. Das klassizistische Element gewinnt durchaus die Oberhand und zwar im Figürlichen wie in dem dekorativen, architektonischen Beiwerk. Schon beim Grabmal des Adam Friedrich von Seinsheim ist der Aufbau ganz klassizistisch, während die Figuren noch Rokokozierlichkeit zeigen. Es scheint fast, als ob der Künstler seine gewiß nie allzugewaltige Kraft verbraucht hätte. Im allgemeinen arbeitet er mit alten Formeln. So wirkt der Hochaltar in Lengfurt von 1779 wie eine Reminiszenz des Grafenrheinfelder Hochaltares. Vorzüglich in den dekorativen

Digitized by Google

Teilen, etwa an den Sockeln und den steifen Kränzen wie Guirlanden, wird der Wandel im Stil erkenntlich. Die Heiligen an den Seiten überraschen durch eine gewisse Überfülle im Faltenwurf und durch die schweren Verhältnisse. Die Taufe in der Mitte ist so ganz typisch für Wagners matte Sentimentalität, die leicht weichlich wird, wenn sie zugleich ins Posenhafte übergeht. Derartigen gesuchten Bewegungen begegnen wir auch weiterhin sehr oft, wie er überhaupt keinen allzureichen Formenschatz aufzuweisen hatte und sich selten nur zu einer kraftvollen Energie der Bewegung oder Formgestaltung zusammenzuraffen vermochte. Nicht viel anders steht es mit den Altären in Zellingen (1788), Heidenfeld (1791), Rohrbach (1789/99) u. a., die für die Bereicherung des Formenschatzes im Figürlichen doch nur sehr wenig bedeuten. So wiederholt er sich sehr oft und wird vielerlei seinen Gesellen überlassen haben.

Bezeichnend für die Zeit ist, daß er dabei die Neigung zu einer gewissen bildmäßigen Gestaltung bewahrt, die besonders in seinen zeichnerischen Entwürfen offenbar wird. Er bleibt auch da ein Kind des Rokoko, so sehr er auch geistig davon wegstrebt. Am besten beweisen das seine Reliefs kleineren Formates, wie er sie später gerne als Schmuck der Kanzeln und Chorstühle verwendete. So fügen sich auf einer Kanzel in Bergrheinfeld aus dem Jahre 1794 die sitzenden Evangelisten geschmeidig in das Relieffeld ein. Auch hier ist es vorzüglich die architektonische Umrahmung, die in ihren klassizistischen Formen und dem dekorativen Detail uns den strengen Geist dieser Zeit offenbart. Dasselbe ist von den Kanzeln in Höchberg (1786) und in Heidenfeld (1791) zu sagen. Immerhin sind auch in der Freifigur manche in der Haltung edle Bildungen zu verzeichnen wie etwa eine Madonna in Fährbrück oder Maria und Johannes am genannten Zellinger Altar.

Für das Figürliche ist vor allem jedoch seine Tätigkeit im Hofgarten von Veitshöchheim bedeutsam, die in den siebziger Jahren beginnt, aber sich bis in das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts hinzieht. Hier nun, wo der Künstler in Konkurrenz mit Auwera und Tietz, die vor ihm den Garten mit zahlreichen Statuen, Urnen, Bänken u. a. geschmückt hatten, schuf, wird der klassizistische Geist seiner Kunst besonders offenbar. Auwera noch sinnlich barock, Tietz schon gelockertes Rokoko, dazu Wagners Mäßigung und viel mehr strenge Haltung. 1768 schon erhält der Künstler 1985 Thaler, ferner 1775 weitere Bezahlungen; über die späteren Arbeiten geben die Rechnungen keinen Ausweis. Zu den frühesten Stücken gehören die Gruppen des

Digitized by Google

Treppenhauses, die spätesten befinden sich am Dianabad. Reizende Puttengruppen wechseln mit antiken Gestalten, unter denen sich einige Nymphen von weitgehendster Strenge der Stilisierung befinden. Im gleichen Geist gehalten ist die Ewiglichtfigur im Juliusspital, streng und glatt zugleich.

Im Grunde erfreut uns diese nüchterne figürliche Gestaltung der letzten Epoche recht wenig. Das Beste, was der alternde Meister geschaffen hat, sind sein dekorierte Chorstühle, die er für Ebrach seit 1782 und für Triesenstein, letztere wie genaue Wiederholungen wirkend, geschaffen hat. Das Figürliche beschränkt sich auf kleine Reliefs und Putten, die Medaillons haltend auf dem oberen Gesims stehen. Vornehme Einfachheit des Ornaments in seiner dem Louis-XVI.-Stil entsprechenden schlichten Gradlinigkeit, dazu die auf Weiß und Gold beschränkte Bemalung lassen den Meister von seiner besten Seite dekorativer Gestaltung erkennen. Es ist, als ob seine einfache Natur in dieser strengen, auf jeden großen Schwung verzichtenden Weise seine Eigenart gefunden hätte. Im Nachlassen der Kraft fand der alternde Künstler auch da sein bescheidenes Genügen.

Alles in allem hat Peter Wagner nicht als genialische Kraftnatur zu gelten. Aber gemessen mit bescheideneren Maßen gehört er zu den besten Bildhauern des Jahrhunderts, in dessen zweiter Hälfte er die Würzburger Schule durchaus beherrscht hat. Über Unterfranken heraus ist nicht, wie bei Tietz und den Auweras, sein Ruf erschallt. Aber die Kirchen in der Umgebung sind voll von Werken seiner Hand. Nur ein Bruchteil derselben konnte hier aufgeführt werden. Am besten werden wir ihn immer an der Modellsammlung des Luitpoldmuseums kennen lernen, während anderseits seine Zeichnungen absonderliche Schwächen seiner Zeichenkunst erkennen lassen. Am ungezwungensten tritt er uns in seinen Gartenfiguren, vor allem in den Puttengestalten entgegen.

Als er starb, galt die Kunst seiner Jugend und seiner besten Jahre als überlebt und auch er wird mit der Verachtung des Eklektikers auf diese Schöpfungen freier Phantasie herabgeschaut haben. Mußte er es doch selbst noch erleben, daß die schönsten Rokokozimmer der brutalen Stilreinigungswut des Empire zum Opfer fielen. Manches der von ihm einst gearbeiteten Stücke mag auch damals auf die Straße geworfen worden sein. Aber er wird wiederum mit Befriedigung sich zugestanden haben, daß auch er den Weg zur Stilveredlung — denn dafür hielt sich die Ernüchterung im Klassizismus, man könnte lieber von Verödung reden — bis

Digitized by Google

zur Verleugnung eigner Art mitgegangen ist. Wir denken heute anders. Uns gilt das lebensprühende, ungebundene Rokoko unendlich viel mehr als der starre, eklektische Klassizismus.

Fritz Knapp (Würzburg).

55. Wetzel, Friedrich Gottlob (Karl), Arzt, Dichter und Tagesschriftsteller 1779—1819.

Seine Wiege stand in Bautzen in der Oberlausitz, wo er als zweiter Sohn eines nicht mit Gütern, aber nach und nach mit acht lebenden Kindern gesegneten Tuchmachers am 14. September 1779 geboren wurde. Bereits am Gymnasium, in das er 1791 eingetreten war, versuchte er sich in lateinischen und deutschen Versen. Seine lateinische Rede über den mannigfaltigen Nutzen der Naturkunde vom 19. März 1797 verrät seine Neigung für Naturwissenschaft ebenso wie das Gedicht „Das Weltgebäude", mit dem er zu Ostern 1798 als Sprecher seiner Mitschüler die Abiturienten beglückwünschen durfte. Zeigt sich hierin seine Geltung bei den Lehrern, so hat andererseits er seiner Verehrung für den Rektor der Anstalt, Gedicke, einen Bruder des Berliner Aufklärers, in einer frühen Ode Ausdruck gegeben, und man versteht, daß Wetzel nach dem Zeugnisse eines Mitschülers „ein ungemein belebendes und anregendes Element für das ganze Gymnasium" war.

Mit dem Sommersemester 1799 bezog der junge Wetzel die Universität Leipzig, um Medizin zu studieren. Während seiner ganzen Studienzeit hatte er mit Not und Entbehrung zu kämpfen, die erst durch seine Verehelichung für kurze Zeit gehoben wurde. So mußte er mit seiner Feder etwas zu verdienen suchen: Gelegenheitsgedichte zu Promotionen, Hochzeiten und Taufen brachten einiges ein. Buchhändler, die leichte Romane für literarisch anspruchslose Kreise brauchten, oder die durch Umarbeitung älterer Bücher unter neuem Titel Geschäfte zu machen hofften, setzten junge Literaten in Arbeit, und es dünkte dem Medizinkandidaten ein „ungeheures" Geld, wenn er für den Bogen solcher Fabrikware $1\frac{1}{2}$—2 Taler erhielt. So seien, erzählte er später seinem Bamberger Verleger Kunz, ein paar Romane entstanden, an deren Namen er sich nicht einmal mehr erinnere. Nach den Untersuchungen von F. Schultz ist kaum mehr daran zu

Digitized by Google

zweifeln, daß darunter die mehr durch den Streit über den Verfasser als durch ihren eigenen Gehalt berühmt gewordenen „Nachtwachen von Bonaventura" sich befanden. Erst durch diese Hypothese ist die Aufmerksamkeit wiederum auf den längst vergessenen Wetzel gelenkt worden.

In Leipzig schloß dieser mit dem späteren Erlanger und Münchener Professor Gotthilf Heinr. Schubert eine innige, von letzterem über das Grab hinaus treu bewahrte Freundschaft. Noch im hohen Alter feiert Schubert in seiner Autobiographie begeistert den „von seiner Zeit nur wenig gekannten, wahrhaft seltenen Menschen." „Mich wandelt," schreibt er, „wenn ich seiner gedenke, eine Wehmut an gleich jener, womit man noch im Alter eines Bruders gedenkt, der an Gaben des Geistes und Gemütes der beste, der vielversprechendste unter seinen Geschwistern, im blühenden Knabenalter plötzlich von dem Strome, an dessen Ufern er für die Seinen beschäftigt war, dahingerissen und zu Grabe getragen wurde." Derselbe Schubert gibt uns sodann eine launige Schilderung der schrullenhaft primitiven, dafür aber auch sehr wohlfeilen, nach den damals aufgekommenen Brown'schen Grundsätzen eingerichteten Lebensweise, die beide Freunde mit einigen Landsleuten Wetzels als Leipziger Studenten eine Zeitlang führten. Im Mai 1801 siedelten beide, vor allem von Schuberts Freunde Joh. W. Ritter und von Schelling angezogen, welch letzterer auf sie einen nachhaltigen Eindruck machte, nach Jena über. Während Schubert dort seine Studien durch die Promotion abschloß, hingen diese Trauben für den älteren Studiengenossen noch zu hoch. In seinem Roman „Kleon, der letzte Grieche" (1802) übergoß er das Promotionswesen mit beißendem Hohn und führte die nächsten Jahre ein unstetes Wanderleben, meist bei Freunden oder deren Angehörigen verweilend und ihre Gastfreundschaft unbefangen in Anspruch nehmend. Endlich im Jahre 1805 ward er, einer der letzten, an der sterbenden Erfurter Universität zum Doktor der Medizin promoviert, und am 19. September desselben Jahres verheiratete er sich mit Johanna Heuäcker, der Schwester eines Studienfreundes aus Thüringen, die er im Mai 1803 kennen gelernt hatte. Von den 10000 Talern ihrer Mitgift lebten die Ehegatten einige Jahre sorglos in Dresden, wo bald auch Schubert und seine Frau, F. A. Koethe und im Verlauf noch weitere Freunde sich einfanden. Dort gründete Friedrich Laun 1805 die (ältere) „Dresdener Abendzeitung"; Wetzel war ihr eifrigster Mitarbeiter, auch seine Freunde beteiligten sich und waren für ihren romantischen Charakter mitbestimmend. Nachdem diese Zeitschrift

Digitized by Google

mit dem Jahre 1806 eingegangen, lieferte Wetzel zu dem von Adam Müller und Heinrich von Kleist herausgegebenen „Phöbus" zahlreiche, durch „jugendliches Feuer, kräftige Unbefangenheit, satirische Schärfe wie formale Schmiegsamkeit" sich auszeichnende Beiträge; auch an Seckendorfs und Stolls „Prometheus" wirkte der fruchtbare Schriftsteller — und hier wie dort auch seine Freunde — mit. Vorlesungen über Homer, die er begann, fanden keinen Anklang. Eine Zeitlang dachte er an eine Übersiedlung nach Heidelberg, das sich durch Görres, Brentano und Achim v. Arnim empfahl, aber der Plan kam nicht zur Ausführung.

Als die von seiner Frau mitgebrachten Mittel zur Neige gingen, mußte Wetzel auf eine Stellung Bedacht nehmen, die den Mann und seine Familie nährte. Schubert war im Januar 1809 durch Schellings Verwendung Rektor der Realschule in Nürnberg geworden. Seinen und Hegels Bemühungen gelang es, im Dezember 1809 Wetzel als Redakteur an dem „Fränkischen Kurier" in Bamberg (vorher „Bamberger Zeitung" geheißen) mit einem Gehalt von 600 fl., die sich nachmals zu 1000 fl. steigerten, unterzubringen. Diesen Beruf ergriff der vaterländisch gesinnte Dichter gerne in der Hoffnung, im Sinne der deutschen Einheit und Größe auf sein Volk einwirken zu können. Am 28. Dezember 1809 kam er in Bamberg an, am 1. Januar 1910 erschien bereits die erste Nummer des Merkur. Aber Schubert hatte nur zu sehr recht mit der freilich erst viel später ausgesprochenen Überzeugung, daß der ideal veranlagte Dichter damit „in eine Stellung hineinverschlagen ward, darin nur noch das armselig Gewöhnlichste seine mühselige Aufgabe" war. „Als einziger Redakteur und alleiniger Schreiber einer Zeitung, ein kräftiger Geist, öfters aber vom Sturme leiblicher Krankheit heimgesucht", konnte er zur Beschäftigung mit seinen poetischen Liebhabereien „nur selten eine frühe Morgenstunde oder die Augenblicke des Wartens auf die Korrekturen in der Druckerei benutzen." Seine Tätigkeit mußte sich auf ein Sichten, Ausziehen, Zusammenstellen und Bearbeiten der Nachrichten der großen französischen und englischen Zeitungen und der bedeutenderen deutschen Tagesblätter beschränken; der Privatkorrespondenzen aus wichtigeren deutschen Städten und aus der Schweiz waren es nicht zu viele. Bei den damaligen Begriffen von Preßfreiheit waren Leitartikel über die politische Lage durch das Mißtrauen der Regierungen überall verpönt, doppelt natürlich für einen in Bayern schreibenden Preußen, der als Haupt des „Deutschen Bundes" (Nachfolgers des „Tugendbundes") in Bamberg und als

Digitized by Google

heimlicher Agent seines nordischen Heimatstaates galt. Einem Manne wie dem allmächtigen bayerischen Minister Montgelas, dem nach Wetzels Wort „alles was deutsch ist ein Greuel" war, konnte der Eifer des großdeutsch gesinnten Redakteurs, der einer der Hauptveranstalter der ersten Jahresfeier der Leipziger Völkerschlacht war, dessen patriotische Lieder — das Feuer- und das Berglied (die auch 100 Jahre später, bei der Feier am 18. Oktober 1914, wieder erklangen) — zu wiederholten Malen von der begeisterten Menge gesungen wurden, nur im höchsten Grade widerwärtig und verdächtig sein. So durfte wegen eines kurzen, mißliebigen Artikels (vom 10. Januar 1815) über eine Koburger Steuerverordnung der Merkur zum größten Schaden des Verlegers, der den Ausfall auf weit über 3000 Gulden anschlug, über einen Monat lang nicht erscheinen; auch nachher mußte statt des gewandten Redakteurs, der die Zahl der Bezieher zu vervierfachen gewußt hatte, ein Strohmann zeichnen. Zu Anfang des Jahres 1817 gelangte an Wetzel ein Kabinettsbefehl des Inhaltes, daß er unverzüglich die bayerischen Staaten zu verlassen habe. Die Ausführung ward durch den Sturz von Montgelas freilich vereitelt. Aber selbst dieser Umschwung brachte dem Verdächtigen keine Erleichterung, da der Kampf mit dem bayerischen Partikularismus, den namentlich der Freiherr Christoph v. Aretin vertrat, nach wie vor weiterging. Seit dem Jahre 1817 durfte die Gedächtnisfeier der Leipziger Schlacht nicht mehr begangen werden, was unsern Dichter zu den prophetischen Worten veranlaßte: „Es könnte die Zeit kommen, wo die Fürsten alles drum gäben, wenn von der Begeisterung des 18. Oktober noch ein Funke unter der Asche glühte." Ob die Ereignisse unserer Tage diesem Seherblicke vor 100 Jahren nicht recht geben?

Dem im Leben so viel Geplagten sollte nicht einmal ein ruhiges Sterben gegönnt sein. Religiös und christlich gesinnt, wie sein Freund Schubert, die konfessionellen Schranken aber wenig beachtend und über die katholische Kirchendisziplin nur mangelhaft unterrichtet, ließ Wetzel in schwerer Krankheit mangels eines protestantischen Geistlichen den damals in Bamberg als Geistlichen Rat weilenden, bald durch seine „Wunderkuren" weithin berühmt gewordenen Prinzen Alexander von Hohenlohe zu sich rufen. Dieser Mann, dessen Stärke pastorale Klugheit niemals war, achtete zu wenig auf die religiös-kirchliche Richtung und unklare Anschauung des Typhus-Kranken, so daß er dessen Bitte ums Abendmahl als Verlangen der Aufnahme in die katholische Kirche deutete und diese anscheinend vollzog. Hierauf

Digitized by Google

spendete er ihm das Abendmahl und die letzte Ölung. Die Kunde, Dr. Wetzel sei katholisch geworden, durcheilte bereits am Abend desselben Tages wie ein Lauffeuer die Stadt; in der Zeit des noch stark nachwirkenden Indifferentismus erregte ein solches Ereignis natürlich gewaltiges Aufsehen. Daraufhin ließ Frau Dr. Wetzel am 8. Juli den protestantischen Pfarrer des benachbarten Walsdorf — der von Bamberg weilte eben in München — kommen, in dessen und zweier Zeugen Gegenwart der Kranke erklärte, er habe nie daran gedacht, katholisch zu werden, er sei und bleibe Protestant. Zugleich empfing er mit seiner Frau von dem protestantischen Pfarrer das Abendmahl. Hohenlohe, der am selben Abend wiederkam, ward von der Frau „mit wilder Geberde" und dem Vorwurf empfangen, er habe ihr und ihres Mannes Vertrauen mißbraucht; den Zutritt zum Kranken verwehrte sie ihm. Ein erregter Wortwechsel entspann sich, dem ein heftiger Federkrieg folgte. Ganz klar dürfte die Sache umsoweniger jemals werden, da Wetzel und seine Frau sich anfänglich offenbar selbst nicht klar waren über ihre Stellung, und da Hohenlohe, dessen Glaubwürdigkeit — ich will nicht sagen Wahrheitsliebe, obwohl auch die stark in Zweifel gezogen wurde — öfters in bedenklichem Lichte erscheint, sich in seinen Äußerungen nicht gleich geblieben ist. Wetzel hat diese Kämpfe, die begreiflicherweise nicht eben zu seiner Genesung beitrugen, teilweise noch erlebt; er starb am 27. Juli 1819.

Die Urteile aller, die mit dem Frühverstorbenen in nähere Berührung kamen, lauten durchweg sehr günstig. „Wetzel war," so äußerte sich G. H. Schubert wenige Jahre nach seinem Tode — „einer der geistvollsten und, was mehr ist, einer der aufopfernd liebendsten Menschen unter allen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe." Ähnlich sprachen sich andere seiner Freunde und Bekannten über ihn aus. Seine literarischen Leistungen haben von einem Kenner wie F. Schultz ebenfalls eine sehr anerkennende Würdigung gefunden.

Die Schriften Wetzels verzeichnet (wenigstens bis 1810 vollständig) Schultz (s. u.) S. 223—231. Hervorgehoben seien (über die „Nachtwachen von Bonaventura" s. o.): 1. Strophen, Lübben 1802 (wohl auch unter dem Titel: Gedichte, erster Band, 1803). — Kleon, der letzte Grieche. Nach dem Neugriech., Ronneburg und Leipzig 1802. — 3. Sieg über die Hypochondrie (medizinisch). Erfurt 1805. — 4. Briefe über das Studium der Medizin. Leipzig 1805 (anonym). — Briefe über Browns System der Heilkunde. Leipzig 1806. -- 6. Magister Spiegel, darin zu schauen die Zukunft Deutschlands und aller umliegenden Lande . . . von Theophrast, genannt Teutonicus. 1806 (nach Brockhaus' Konv.-Lex.[13] XV, 470, eine prophetische Vorausſage dessen, was 1806 und 1807 wirklich geschah). —

Digitized by Google

7. Sieben Briefe des Mannes im Monde an mich. Heliopolis im Jahre 1808. — 8. Fischers Reise von Leipzig nach Heidelberg im Herbst 1805. Görlitz 1808. — 9. Rhinozeros. Ein lyrisch-didaktisches Gedicht in einem Gesange. Anhang zu Liedges Urania. Nürnberg 1810 (2. Aufl. 1818). — 10. Fünfzig Freymaurerlieder. Aus und nach dem Englischen [übers. von Wetzel]. Nürnberg 1814 (vgl. Funck 1, 251 [mit der Beifügung: W. selbst war nicht Maurer]; Rosenbaum, Euphorion X [1903], 251). — 11. Prolog zum großen Magen. Leipzig und Altenburg, Brockhaus 1815. — 12. Aus dem Kriegs- und Siegesjahre 1813. Vierzig Lieder nebst Anhang. Leipzig und Altenburg, Brockhaus 1815. — 13. Schriftproben. Mythen, Romanzen, lyrische Gedichte [I.] Bamberg 1814; II. ebenda 1818. — 14. Jeanne d'Arc. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Leipzig und Altenburg, Brockhaus 1815. (Vor mir liegt ein Nachdruck Wien 1825, Chr. Fr. Schade. Brockhaus Konv. Lex. a. a. O.: „mit Shakespearischem Geiste ausgeführt"; „was die Anlage und die szenische Behandlung betrifft, besonders wegen der viel größeren Treue, mit welcher sie der Geschichte folgt, der Schiller'schen Jungfrau von Orleans nicht unwürdig"). — 15. Hermanfried, letzter König von Thüringen, Trauerspiel in 5 Aufzügen. Berlin 1818 (Brockhaus a. a. O.: „gehört zu den originellsten dramatischen Schöpfungen jener Zeit"). — 16. Gesammelte Gedichte und Nachlaß, herausg. von Z. Funck. Leipzig, Brockhaus 1838. — Pierers Universal-Lex., 2. Aufl., 3. Ausg. XXXIV, 20, führt noch zwei weitere Schriften auf: Über die Hämorhoiden, Pirna 1809; Über die Wiederherstellung des geschwächten Zeugungsvermögens, ebenda 1809. — Eine Monographie über W. bereitet Hr. Oberstudienrat O. Krenzer in Bamberg vor. Einstweilen muß man sich behelfen mit: Z. Funck, Erinnerungen aus meinem Leben in biograph. Denksteinen I: E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel, Leipzig, Brockhaus 1836, S. 173—315. (Unter dem Anagramm des Verfassernamens verbirgt sich „der schöngeistige Wein- und Buchhändler" C. F. Kunz, der ganz verarmt im Spital verstorbene „Freund" Wetzels; das Büchlein ist mit Vorsicht zu benützen, siehe Schultz, 203). — F. A. Koethe in den Blättern für lit. Unterhaltung 1837, Nr. 96—99. — C. B. Meißner, Biographie Koethes vor des letzteren „Geistlichen Liedern", Leipzig 1851. — G. H. v. Schubert, Der Erwerb aus einem vergangenen . . . Leben, zuerst I (Erlangen 1854), 333 ff., dann öfters. — Brockhaus' Konv. Lexikon in den älteren Auflagen; die mir vorliegende 5. Aufl. (X. Bd., Leipzig 1820) hat den Namen noch nicht; ich benützte die 12. Aufl., XV. Band, 1879. — D. A. Rosenthal, Konvertitenbilder I, 1, 270 f. (in den folgenden Auflagen ist der Artikel, nach dem oben Berichteten mit Recht, weggelassen). — E. Koch, die Sage vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser. Leipzig 1886², S. 22, 28, 46 ff. — A. Hüttemann, Kath. Dichter des 19. Jahrh., Hamm 1898, S. 49—51 (trotz der Zurücknahme Rosenthals!). — K. Goedeke - E. Goetze, Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung ³VII (Dresden 1900), 845 f. — F. Engel, Einige Briefe von F. G. Wetzel, Leipzig 1903 (Privatdruck). — Bibliographisches Repertorium I (Zeitschriften der Romantik), Berlin 1904, S 12 u. ö. — F. Schultz, Der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura, Berlin 1909, bes. S. 199 ff. (bahnbrechend). — J. Bobeth, Die Zeitschriften der Romantik, Leipzig 1911, S. 187 (Beiträge zum Phöbus) und 317 (Beiträge zur Wünschelrute). — F. Neubner, Nochmals Wetzel. Bautzener Geschichtsblätter III (1911), Nr. 12. — F. Ranke, Mitteilungen über F. G. Wetzel, Euphorion XVIII (1911), 741—746. Vgl. ebendort XXI (1914), 400, 405. — O. Krenzer, Eine Preßaffäre des Dr. Fr. G. Wetzel

Digitized by Google

im Jahre 1815, im LXX. Jahresbericht des hist. Vereins Bamberg. 1912, S. 61—98. — Derselbe, Die Jahresfeier der Völkerschlacht bei Leipzig in Bamberg am 18. und 19. Oktober 1814, ebd. LXXI, 1913/14, S. 95—122. — L. Sebastian [Bischof von Speyer], Fürst Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst (1794—1849) und seine Gebetsheilungen, Kempten und München 1918, S. 27 ff. (Wetzels angebliche Konversion).

Sebastian Merkle (Würzburg).

56. **Windischmann**, Karl Joseph Hieronymus, Arzt und Philosoph, Professor an der Universität Aschaffenburg 1775—1839.

Windischmann, Karl Joseph Hieronymus (geboren am 24. August 1775 zu Mainz, gestorben am 23. April 1839 zu Bonn), hängt in doppelter Weise mit Franken zusammen. Er hat in Würzburg die entscheidende Wendung seines Geistesganges vollzogen und in Aschaffenburg lange Jahre, zuerst als Universitäts-, später als Lyzealprofessor, Einfluß auf die studierende Jugend jenes Teiles von Franken ausgeübt, der durch die östlichen Grenzen des alten Mainzer Kurstaates bestimmt war. Möglich ist, daß er noch durch ein drittes Band mit Unterfranken verknüpft war. Sein Name Windischmann (= „Wendischer Mann") war nicht nur einst in Aschaffenburg, sondern ist auch auf dem Lande bei Aschaffenburg und bei Miltenberg zu Hause. In Mainz scheint der Name selten gewesen zu sein. Daher könnte die Famlie seines Vaters, eines Advokaten beim Kurfürstlichen Hofgericht, vom mainzischen Spessart oder Odenwald her stammen.

Nach Würzburg kam W., nachdem er in Niederwalluf die Elementarschule besucht und auch den ersten lateinischen Unterricht empfangen, sodann in Mainz das Gymnasium hinter sich gebracht und seit 1792 die dortige Universität eine Zeit lang genossen hatte. Der Wechsel geschah, weil in seiner Vaterstadt durch die Folgen der französischen Invasion die Studien gestört wurden. Am 26. November 1793 trug sich der 18jährige in das Matrikelbuch der Mainuniversität ein. Sein Onkel Carl Joseph Hieronymus Kolborn (Colborn), der spätere Weihbischof und Hauptthelfer Carls von Dalberg, früher Dechant (Kanonikus) von St. Stephan in Mainz, hatte die Übersiedlung des Neffen gewünscht und ihm Jurisprudenz als Fach angeraten. Aber vom 23. März 1794 ab war der junge Student, nachdem er den

Digitized by Google

philosophischen Kurs vollendet, „der Arzneikunde beflissen“ (wie mir Herr Professor Th. Henner aus dem Würzburger Matrikelbuch [jetzt gedruckt] mitteilte). Über die Würzburger Lehrer, die Wohnung und die genaue Dauer des Aufenthaltes war nichts zu erfahren. 1796 muß er Würzburg verlassen haben. Denn vom 11. bis 13. Juli d. J. legte er in Mainz, das „mittlerweile die Deutschen wieder eingenommen hatten“, die medizinische Fachprüfung ab, um am 13. Juli die Doktorwürde zu erhalten und am gleichen Tage als Assessor extraordinarius zur medizinischen Fakultät dort zugelassen zu werden. Welche Philosophen und Mediziner W. zwischen 1793 und 1796 in Würzburg hören konnte, sagt die Geschichte der Würzburger Universität.

Auch nach Aschaffenburg brachte den seit 1797 in Mainz habilitierten Privatdozenten ein Einfall der Franzosen. Am Neujahrstag 1798 waren die Scharen Custines zum zweiten Mal in Mainz eingerückt. W., der sich damals viel mit Philosophie und Geschichte beschäftigte, hatte eine ihm auf seines Freundes Nikolaus Vogt Vorschlag angebotene Professur für Geschichte an der dort errichteten Hochschule französischen Stiles abgelehnt und folgte 1801 dem in Aussicht gestellten Rufe an die neue Residenz des Kurfürsten Franz Joseph von Erthals als Hofmedicus. Auch begann er sogleich an der Aschaffenburger Universität, die sich seit 1798 als die eigentliche Fortsetzung der Mainzer, zunächst ohne Neuordnung und nur als starkes Bruchstück der Vorgängerin, in theologischen, philosophischen und juristischen Vorlesungen betätigte, über Naturgeschichte und Philosophie vorzutragen. Sicher hatte Kolborn, der mit Erthal nach der kleinen Mainstadt gegangen war und bis zu seinem Tode das Leben Ws. mitbeherrschte, wieder in das Leben des Neffen eingegriffen.

Die medizinische Wirksamkeit Ws., der sich nach der Würzburger Zeit besonders in Wien bei Joh. Peter Franck und an den praktischen Anstalten der dortigen Universität weiter ausgebildet hatte (1796/97) und in seiner Mainzer Dissertation als Kritiker der mechanischen Medizin sowie der auch von Franck ursprünglich sehr begünstigten Brownschen Erregungstheorie aufgetreten war, war vielseitig. So hatte er 1803 den Kopf des in Aschaffenburg verstorbenen Dichters Wilhelm Heinse zu sezieren. Auch dem Nachfolger Erthals, Carl von Dalberg, leistete er ärztliche Dienste. Später mag er sich mehr auf Rat und Gutachten eingeschränkt haben. Doch rühmt noch 1818 Friedrich Schlegel, der W. in Aschaffenburg nähergetreten war, seinem Bruder August Wilhelm den wohltätigen ärztlichen Einfluß des

Digitized by Google

Mannes. Unter bayerischer Herrschaft erhielt W. am 13. November 1816 den Medizinalratstitel.

An der von Dalberg gleich 1802 begünstigten, 1804 besser geordneten und 1808 als Universität auch förmlich anerkannten Lehranstalt trat W. neben Engel, Ladrone und G. J. Braun als Lehrer der Philosophie und außerdem als Historiker hervor. Er wurde 1806 zum ordentlichen Professor der Philosophie und Universalgeschichte, mit Einschluß insbesondere der Naturphilosophie ernannt. Auch las er die Geschichte der Philosophie. Der Lehrauftrag für Universalgeschichte ist insofern von einem gewissen Reiz, als sich kurz vorher Schiller, dem Jena sehr mißbehagte, berechtigte Erwartungen auf eine Unterkunft bei Dalberg in Mainz oder in A. (vermutlich Aschaffenburg) gemacht hatte, so daß wir W. als den Inhaber einer ursprünglich für Schiller bestimmten Professur ansehen dürfen.

Seinen „Vorlesungen der Geschichte" legte W. einen von ihm selbst verfaßten schriftlichen Abriß und Breyers Universalgeschichte zu Grunde. Er unterscheidet von der Spezialgeschichte die Universalgeschichte in dem Sinne, daß Gegenstand der letzteren die Entwickelung und Erziehung des Menschengeschlechtes als eines Ganzen nach treuer Beobachtung aller Spuren der göttlichen Gerechtigkeit sei. W.s Auffassung der Ereignisse scheint wesentlich auf die Empirie aufgebaut gewesen zu sein und verband in bemerkenswerter Weise geographische mit naturgeschichtlichen Gesichtspunkten. Der Verlauf der Geschehnisse wird aus den sittlichen Eigenschaften der Völker abgeleitet, der Poesie und der Religion ein besonderes Augenmerk zugewendet. Lessing, Herder und sein für Herder begeisterter Gönner Nikolaus Vogt (s. über ihn Magdalene Herrmann, Nikolaus Vogt. Münchener Diss. 1916) haben W. stark beeinflußt. Die „Geschichte der Philosophie" behandelte Windischmann ähnlich, hier wie dort vom Orient ausgehend. Seine „Philosophie der Geschichte der Natur und des Menschen" will alle einseitigen Gesichtspunkte auf Grund der Harmonie des Sinnlichen mit dem Vernünftigen in einheitlicher Weise verbinden; der physische Erkenntnisfortschritt solle mit der ethischen Bildung parallel erscheinen. Sternenwelt und Erde werden eingehend, letztere bis auf Pflanzentiere und Tierpflanzen, dargestellt. Der Mensch gilt als harmonischer Abschluß des Erdlebens, das Menschengeschlecht als die Verwirklichung des „Geistes der Erde". In diesem Gedanken, der ein berühmtes Wort Nietzsches vorwegnimmt, berührt sich W. zum Teil mit einer Idee Klopstocks und seines späteren Bonner Kollegen Delbrück.

Digitized by Google

Die Philosophie W.s stand unter dem Einfluß des Entwicklungsgedankens; Spinoza und die Mystiker zogen ihn innerlich an. Aber vorwiegend sind es doch platonische Denkweisen, die ihn beherrschen. Von Scholastik hatte W. damals nur sehr entfernte Kenntnisse. Kirchlichkeit war ihm nicht gegeben, außer insoweit die Richtung Dalbergs und Kolborns unwillkürlich auf den Philosophen übergriff. Es ist begreiflich, daß W. sich für Schellings und für Hegels Systeme sofort begeisterte, sobald er sie kennen lernte, zumal er von Kant abgestoßen, sich einst innerlich vor allem an Fichte erbaut hatte. Trotzdem ist W. kein strenger Anhänger beider. Ideenreich und eigenartig vorgebildet wie erfahren versteht er es selbständige, manchmal sonderbare, ja prophetisch klingende Sätze zu entwickeln. Seit 1812/13 trug er, nachdem Seber weggegangen war, noch praktische Philosophie und seit 1816 auch Metaphysik vor.

Aus der schriftstellerischen Tätigkeit W.s, die zu Aschaffenburg ans Tageslicht kam, seien hervorgehoben: 1) eine „Darstellung der Begriffe der Physik" 1802, 2) „die erste deutsche Übersetzung des platonischen Timaios" 1803, 3) „Ideen zur Physik" 1805, 4) ein Dialog über „die Selbstvernichtung der Zeit" 1807, 5) „Versuch über den Gang der Bildung in der heilenden Kunst" 1808, 6) „Erinnerungen" an den Freund Wendelin Ruf 1809, 7) eine Vorlesung: „Was Johannes Müller wesentlich war und uns ferner sein müsse" 1811, 8) eine Gedenkrede auf den Indologen und Musiker Friedrich Hugo von Dalberg 1812, 9) „Das Gericht des Herrn über Europa" 1814. Hierzu gehört eine Reihe von Besprechungen zu Schriften Herders, Schellings, Hegels, Goethes in Eichstädts Jenaischer Allgemeiner Literaturzeitung und an anderen Orten. W. ist der Herold der idealistischen Philosophie und erkennt zuerst die Bedeutung der Hegelschen Phaenomenologie (1809/10).

In der Bonner Universitätsbibliothek ist die Schrift: „Luthers katholisches Monument oder kritische Betrachtung verschiedener Urteile" usw. Frankfurt a. M. 1817, einem H. Windischmann, bei Chr. Gottl. Kayser und darnach wohl im Catalogue des British Museums unserm Windischmann zugeschrieben, meist aber dem Joh. Lorenz Doller (s. auch Katholik 1825). Für W. könnten die Hinweise auf Müller (230) und Zacharias Werner (285), sowie die enge Beziehung zu Dalberg und Kolborn (403 ff.) sprechen, aber der Stil ist zu trocken.

Neben der wissenschaftlichen Tätigkeit ging seit 1811 die Verwaltung der Hofbibliothek (der sog. Erthal'schen), seit 1813 auch die der Universitäts- (später Lyzeal-) Bibliothek einher.

Digitized by Google

Das Familienleben W.s war überaus innig. Seine Frau Anna Maria, eine geborene Pizzala, schenkte ihm eine Schar schöner Kinder; darunter war der spätere berühmte Sprachforscher Friedrich Hugo W. und der zu früh verstorbene talentvolle Schüler des Physiologen Joh. Müller Karl W. Doch nahm ihm der Tod in A. zwei Töchter; der Verlust der einen, der mit einer eigenen schweren Typhuserkrankung nahezu zusammenfiel, brachte tiefliegende Keime der Religiosität in der Seele des weichen Gelehrten zur Blüte.

Sein durch Nik. Vogt genährtes Bedürfnis nach enthusiastischer Freundschaft veranlaßte ihn zu Reisen, zu einem vielseitigen Verkehr und zu einem reichen Briefwechsel. Mainz, Frankfurt a. M., Heidelberg und Würzburg sahen ihn öfter. Anderseits wurde er, der Verwandte des mächtigen Kolborn, von auswärts aufgesucht oder der Historiker Joh. Müller und Goethe vermittelten Besuche. So kam der literaturgewaltige Eichstädt, die Gattin Schillers, Zach. Werner vor seiner Priesterweihe, dieser auch zum Wohnen, Helmine von Chézy, Friedr. Schlegel zu ihm. Unter W.s Briefen*) sind einzelne von dem Wunsche eingegeben, aus den ihn drückenden Aschaffenburger Verhältnissen in einen freieren und größeren Wirkungskreis zu gelangen: ein (vielleicht nervöses) peinigendes Augenleiden, nicht gerade anregende Umgebung und Kollegenschaft und deshalb gewollte Vereinsamung, gelegentliche Verstimmung Kolborns, die Qual, die ihm das Studium der Geschichte der Magie bereitete, verstärkten den Eindruck seiner schlechten wirtschaftlichen Lage. Oft war es auch ein Buch, das literarische Beziehungen herbeiführte. Auf diese Weisen ist W. gerade in Aschaffenburg mit vielen Größen in Gedankenaustausch gekommen. So mit Schelling (1797—1814?), Hegel (1809—1829?), Goethe (1804 bis 1824?), Görres (1805—1839), Joh. Müller (1806—09?), J. H. Voß (1806 ff), Fr. Schlegel (1806, engst befreundet seit etwa 1812?), G. H. Schubert (um 1811), Krause (1811), Gebrüder Boisserée (seit 1811), Clemens Brentano (seit ?). Zwei jetzt der Bonner Universitätsbibliothek gehörige Briefe W.s atmen frohe Stimmung über den herrlichen Genuß, den ihm das Studium des platonischen Timaios bereitet hat; er bietet da einem Würzburger Professor (J. J. Wagner?), der ihm den zweiten Band von Spinoza verschaffen soll, die Freundschaft an (9. Februar 1804) und teilt dessen Lossagung von Schellings Jahrbüchern wegen Schellings „brutalster", kleinlicher und hoffärtiger Erwiderung auf die Zusendung der

*) Von hier an handelt alles von Briefen!

Digitized by Google

„Ideen zur Physik" mit (13. Oktober 1804). Vielleicht rührt seine Beziehung zu dem späteren bayerischen Minister Abel aus den Tagen her, da er in Aschaffenburg mit Kronprinz Ludwig von Bayern verkehrte.

Unter den Aschaffenburger Schülern W.s ragt der Begründer der Sprachvergleichung, Franz Bopp aus Mainz, hervor. Max Lenz (Gesch. d. kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin II. Halle 1910 S. 282 ff.) zeigt hübsch, wie die Idee der Sprachvergleichung entstand; sie ist eigentlich von W. ausgegangen. In Franken bedeuteten auch der Aschaffenburger Lyzealprofessor Hofrat Merkel, der Historiker Jakob May, der Natur- und Geschichtsforscher M. B. Kittel, der Dichter F. J. Sibin etwas.

Als 1816 W.s Oheim Kolborn gestorben war, fiel der entscheidende Grund weg, der ihn eben 1816 bewogen hatte, einen Ruf als Schulrat beim Regierungskollegium in Coblenz abzulehnen und unter der ihm keineswegs wohlwollenden, neuen bayerischen Regierung aus der Ära Montgelas zu bleiben. 1818 empfing er einen von Joh. Schulze nicht veranlaßten, aber doch bald lebhaft unterstützten, sehr ehrenvollen Ruf an die neu errichtete Universität Bonn. Am 13. Oktober d. J. ward ihm die nachgesuchte Entlassung aus dem bayerischen Staatsdienst und einige Tage darnach ging er an den Rhein. Dort vergaß er die „alte liebe Heimat" Aschaffenburg nicht, über deren gesellige Verhältnisse er einst in einem Brief an Joh. von Müller bitter geurteilt hatte, und kehrte gelegentlich gerne dahin zurück.

W. war eine ernste, tiefsinnige, innige Natur. Über seine große, durch Mutter, Onkel und seinen Lehrer Vogt früh geförderte Begabung herrscht kein Zweifel. Ein vom Jahre 1790 stammendes Verzeichnis der Mittelschüler, die zur öffentlichen Prüfung in Mainz bestimmt waren (zu einem Programm von Ph. Ludwig Haus), enthält auch seinen Namen. Seine Interessen waren sehr mannigfaltig: Sprache, Kunst, auch Musik, fehlten neben seinen Fächern nicht. Nur das Recht, für das ihn der 1785 als Professor des geistlichen Rechts „nach katholischen Grundsätzen" an die Universität Göttingen berufene Kolborn (Magazin der Philosophie und der schönen Literatur. Mainz 1785 I S. 84) hätte einnehmen können, tritt in seinem Denken sehr zurück. W. war mehr ein Anreger, als ein Bahnbrecher. Die meist unglückliche Form seiner Darstellung und die Sonderbarkeit einzelner Gedanken hat seiner Wirkung großen Abbruch getan. Ungemein wohltuend sticht aber die Güte seines Wesens nnd die Neigung und Fähigkeit, trotz nicht stets auskömmlicher eigener Verhältnisse für andere

Digitized by Google

zu sorgen oder zu vermitteln, überall hervor. Unter anderem sucht er für den Maler Cornelius bei Goethe zu werben (1811) und bezeichnend ist es, wie eifrig er für einen sehr dürftigen Geistlichen 1816 den Verkauf von zwei Handschriften aus dessen Eigentum an das Fürstlich Ottingen-Wallerfteinsche Archiv betreibt. Er bedient sich dabei des Hofrats Martin in Würzburg und des Rechtskonzipienten Kohler in Wallerstein (Mitteilung des Fürstl. Rats Dr. G. Grupp; vgl. Nördlinger Jahrb. 1917/18). Dieser Charakterzug W.s blieb auch in Bonn, wo er übrigens von dem Spinozismus seiner Aschaffenburger Zeit gründlich abkam, dafür aber eine Lehre von der wahren Mystik ausbildete.

Seine von vielen gesegnete, von anderen bekämpfte und verspöttelte Wirksamkeit als Bonner Ordinarius der Philosophie und Medizin, sein bitterer Streit mit dem Hermesianismus, sein Tod fallen aus dem Rahmen dieser Bilder heraus.

Literatur: Friedr. Hugo Windischmann, Aus dem Leben eines Katholiken. Histor.-polit. Blätter. 1840 V S. 257 ff. 343 ff. — Adolf Dyroff, Carl Joh. Hieronymus Windischmann (1775—1889) und sein Kreis. Köln 1916. — Heinr. Schrörs, Geschichte der katholisch-theologischen Fakultät zu Bonn, 1818—1831. Veröffentlichungen des Histor. Vereins für den Niederrhein III. Köln 1922. Handschriftliche Quellen in meinem Werke angegeben; inzwischen sind noch die mit wertvollen demnächst zu veröffentlichenden Briefen ausgestatteten Akten des preußischen Kultusministeriums eingesehen worden und hat noch Prof. Heidenheimer einiges Neue beigesteuert. — Ein Kollegheft „System der Philosophie" vom Jahre 1828 (Bonn) aus Neuhaeusers Nachlaß im Besitz des Berichterstatters.

Bilder: 2 Stahlstiche im Bonner Stadtarchiv; eines wiedergegeben in Dyroffs Buche.

Adolf Dyroff (Bonn).

57. Wislicenus, Johannes, Professor der Chemie in Würzburg 1835—1902.

Wislicenus, Johannes, ist am 24. Juni 1835 zu Klein-Eichstedt bei Querfurt geboren. Sein Vater Gustav Adolf war der Pfarrer dieser Gemeinde und entstammte einem Geschlechte von Geistlichen, in dem in langer ununterbrochener Reihenfolge der Sohn dem Berufe des Vaters gefolgt war. Auch die Mutter Emilie geb. Giese war die Tochter eines Predigers, der in Schwanebeck in Pommern und später in Stargard lebte. Johannes war der älteste Sohn, dem

Digitized by Google

im Laufe der Jahre noch 7 Geschwister folgten. Die Familie siedelte im Jahre 1841 nach Halle über, wo der Vater Pfarrer an der Laurentiuskirche auf dem Neumarkt wurde. Sehr bescheiden waren die Lebensverhältnisse, doch ein inniges Familienglück erfüllte diese Zeit, das um so heiliger gehalten wurde, als beide Eltern lange schwere Jahre hatten durchleben müssen, ehe sie sich die Hand zum Bunde reichen konnten. Als junger Hallenser Student der Theologie war Gustav Adolf — bald nachdem er sich verlobt hatte — wegen seiner Teilnahme an den Bestrebungen der Burschenschaft in Untersuchung gezogen worden. Nach mehrjähriger Haft zu 12 Jahren Festung verurteilt, hatte er 4 Jahre in Magdeburg verbüßt, als ihm und seinen Mitgefangenen ein Gnadenerlaß die Freiheit wieder gab. Er vollendete dann sein Studium, und als er 1834 die Pfarrstelle von Klein-Eichstedt erhalten hatte, konnte er die Braut heimführen, die ihm 11 Jahre Liebe und Treue bewahrt hatte. Von sittlich ernstem, einfachem und mildem Wesen war er nach dem Zeugnis seiner Gemeindeglieder, allen ein Muster der Rechtlichkeit, der Wohltätigkeit, Liebe und Wahrhaftigkeit. Doch war er bald in Gegensatz gekommen zu der kirchlichen Reaktion jener Zeit und hatte sich den „protestantischen Freunden" angeschlossen. Anfänglich hatte er sich in diesem Kreise trotz seiner lebhaften Teilnahme nicht öffentlich hören lassen, bis ihn zu Pfingsten 1844 sein unerschrockener Wahrheitsmut drängte, auf einer Versammlung zu Cöthen einen entscheidenden Schritt zu tun. In einem Vortrag, der nachmals unter dem Titel: „Ob Schrift, ob Geist?" gedruckt wurde, stellte er sich auf die Seite des „uns innewohnenden lebendigen Geistes der Wahrheit". Dies Eingreifen hat ihm 1846 sein geistliches Amt gekostet. Doch waren ihm viele seiner Gemeindeglieder treu geblieben, hatten andere an sich gezogen und in Halle eine freie Gemeinde gegründet, deren Sprecheramt Gustav Adolf Wislicenus übertragen wurde.

Den jungen Johannes Wislicenus haben diese bewegten Jahre nicht in seiner Entwickelung gestört, ja sie werden ihm durch die geistige Regsamkeit, durch den Verkehr bedeutender Männer im Vaterhause keine geringe Förderung gewesen sein.

Nach dem Besuch der Bürgerschule des Waisenhauses zu Halle trat er 1848 in die Realschule der Franke'schen Stiftungen ein. Professor Ernst Beckmann*), der in den Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft einen Nachruf veröffentlicht hat, hat sich die Mühe ge-

*) Johannes Wislicenus, Nachruf, Berlin, R. Friedländer & Sohn, 1905.

Digitized by Google

geben, Nachrichten von näheren Freunden auch aus jener Zeit zu sammeln. Wir hören, daß Johannes Wislicenus als Primaner bei Mitschülern und Lehrern besondere Achtung genoß und von den letzteren augenscheinlich mit Auszeichnung behandelt wurde. Am 1. März 1853 war die Schulzeit zu Ende. Das Reifezeugnis trug die Zensur „vorzüglich". In den Ferienzeiten hatte er das Glaserhandwerk erlernt und erinnerte sich später gerne dieser Fertigkeit. An der Universität seiner Vaterstadt begann er dann mit dem Studium der Naturwissenschaften und gewann dort namentlich in dem Professor der Chemie Wilhelm Heintz einen Förderer, mit dem ihn in späteren Jahren eine enge Freundschaft verband. Heintz fand ihn soweit vorbereitet, daß er ihm schon im 1. Semester eine Hilfsassistentenstelle übertrug.

Da wurde er aus diesem Streben und Schaffen jäh herausgerissen. Mit Eltern und Geschwistern verlor er Heimat und Vaterland, die Familie mußte in den Vereinigten Staaten von Amerika Schutz vor drohendem Unheil suchen. Das war so gekommen. Die freien Gemeinden hatten unter dem Druck der Reaktion schwer zu kämpfen und zu leiden. Die Hallische Gemeinde zwar hatte unter der Führung des Vaters Gustav Adolf lange jeden Konflikt glücklich vermieden, aber es war ihr schwer, ihren Bestand zu sichern, schwer, auch für den Lebensunterhalt ihres Sprechers zu sorgen. Der Gedanke an Auswanderung drängte sich Gustav Adolf Wislicenus schon damals auf, wurde aber auf Bitten seiner Gemeindeglieder wieder aufgegeben. Eine rege schriftstellerische Tätigkeit hat ihm neben der Hilfe seiner Gemeinde das Verbleiben im Lande ermöglicht. Da ließ er im Jahre 1853 eine Reihe von Betrachtungen unter dem Titel: „Die Bibel im Lichte unserer Zeit" erscheinen, die, obwohl sie objektiv und leidenschaftslos gehalten waren, ihm eine Anklage eintrugen. Er und mit ihm seine Anhänger hielten eine Verurteilung für undenkbar und er bereitete seine Verteidigung vor. Da wurde ihm wenige Tage vor der Gerichtsverhandlung von unbekannter Hand die Mitteilung gemacht, daß eine Verurteilung sicher erfolgen würde. Dieser wollte er sich nicht mehr aussetzen und reiste am Morgen vor dem Verhandlungstage unbehelligt nach Hamburg und von da nach Hull. Nur seine Frau und sein ältester Sohn wußten darum. Am 16. September 1853 sprach ihn das Kreisgericht zwar frei von der Anklage auf Gotteslästerung, verurteilte ihn aber in contumaciam wegen „Verspottung der Bibel und Störung des öffentlichen Friedens" zu zwei Jahren Gefängnis.

Digitized by Google

Nun lag dem 18jährigen Sohne Johannes ob, der Mutter bei der Auflösung des Haushaltes beizustehen und die Reise nach Amerika vorzubereiten. Nachdem er trotz seiner Militärpflicht einen Auslandspaß erhalten hatte, reiste die Familie ihrem Oberhaupt nach und traf mit ihm in Liverpool wieder zusammen. Am 27. Oktober wurde die Fahrt über den Ozean angetreten, sie verlief aber zunächst unglücklich. Das an sich neue und große Segelschiff führte im Zwischendeck eine große Zahl Auswanderer mit sich, unter denen die Cholera ausbrach und viele Opfer forderte. Johannes leistete dem Arzte Dienste als Dolmetscher bei den Deutschen, und hat über die unerhörten Zustände einen ergreifenden Bericht erstattet.*) Überdies brach am vierten Tage der Reise ein heftiger Sturm aus, der das Schiff fast in ein Wrack verwandelte und es auf die gefährliche Südküste Irlands zutrieb. An die Weiterfahrt war nicht mehr zu denken. Der Kapitän lief Belfast an und ließ sein Schiff nach Liverpool zurückschleppen, wo es am 10. November wieder eintraf. Das zweite Mal wählte die Familie einen Postdampfer, der am 9. Dezember im Hafen von Boston einlief. „Wir waren," so schreibt der Vater, „ohne bestimmtes Ziel und Plan hier angekommen, sodaß uns nichts übrig zu bleiben schien, als daß wir an irgend einem Orte, wo sich einige Gelegenheit zu Tätigkeit und Erwerb darböte, überwinterten und erst die Verhältnisse näher kennen zu lernen suchten." Von den ansässigen Deutschen mit Rat und Hilfe unterstützt, blieben sie den Winter in Boston, siedelten aber im folgenden Frühjahr (1854) nach Hoboken bei New-York über. Während der Vater deutschen Unterricht gab, Vorträge in der freien Gemeinde hielt und schriftstellerisch tätig war, mußte sich der älteste Sohn nach eigenem Erwerb umsehen. Er hat manches versucht und auch Enttäuschungen erlebt, aber es gelang schließlich, das noch so junge chemische Können zu verwerten. Im Laboratorium der Harward-Universität in Cambridge wurde er von Professor Horsford mit Analysen beschäftigt, wofür er 6 Dollar die Woche erhielt. Später fand er, 20 Jahre alt, eine Stellung als „Professor" an dem „Mechanics Institute" zu New-York, einer Privatlehranstalt, wo er Vorlesungen z. B. über Gerberei, hielt und praktischen Unterricht erteilte, auch chemische Analysen im Auftrag ausführte. Freilich schrieb er damals an Verwandte, daß er lieber „Fuchs" in Halle als „Professor" in New-York wäre. In seinen beruflichen Arbeiten ist er aber nicht völlig aufgegangen. Eifrig ver-

*) G. H. Wislicenus, Aus Amerika. Leipzig, Eiggand 1854, S. 45 ff.

Digitized by Google

folgte er zusammen mit seinem Vater die damals lebhaft betriebene Antisklavereibewegung, war tätig in deutsch gesinnten Vereinen und fand Zeit zu botanischen Ausflügen. Doch ihm wie den Seinen ist Amerika nicht zur Heimat geworden, die Sehnsucht nach Deutschland hat er in seinem Tagebuch und in Gedichten geoffenbart. Zur Bereicherung seiner Lebenserfahrung ist ihm diese Zeit von großem Wert geblieben.

Sein Vater hatte inzwischen festeren Boden gefunden, indem er eine Unterrichtsanstalt begründete, in der auch Pensionäre aufgenommen wurden. Und doch reifte der Entschluß der Rückkehr aus der Fremde allmählig heran. Es waren weniger die Entbehrungen durch schwierige Wohnungsverhältnisse und Klima, als das Abstoßende im öffentlichen Leben, das der idealen Gesinnung widersprach. Dem Eifer, zu helfen und zu bessern, der in Gustav Adolf Wislicenus lebte, war die fremde Nationalität hinderlich. Er mußte Zuschauer bleiben und namentlich für das Glück seiner Kinder fürchten, die ihr ganzes Leben hindurch Amerika als Verbannungsort empfinden sollten. Mit dem eigenen Volke leiden, aber auch leben und arbeiten, dünkte ihm das Bessere. Die Schweiz bot ihm, wie so vielen Deutschen in jener Zeit eine neue Heimat; im Frühsommer 1856 ließ er sich mit den Seinen in Zürich nieder. Wieder war es eine Erziehungsanstalt, der er neben schriftstellerischer Tätigkeit nnd Vorträgen seine Arbeit widmete. Johannes Wislicenus hat ihm beigestanden, indem er englische Stunden gab; bald aber erteilte er auch Unterricht in Mathematik und Naturwissenschaften in der Beust'schen Privatschule. Daneben besuchte er Vorlesungen von Moleschott über Physiologie, von V. Vischer, Escher von der Linth, wobei ihn namentlich Moleschott gewaltig anregte. Rege war der Verkehr unter den ansässigen und durchreisenden Deutschen und mancher Name, der später allgemein bekannt geworden ist, kommt in seinen Tagebüchern vor. In den Freistunden hat er sich mit Malen und Dichten beschäftigt. Für kurze Zeit tauchte in ihm der Plan auf, sich der Philosophie zu widmen, doch hatte es das Schicksal anders bestimmt. Sein erster akademischer Lehrer, der Chemiker Wilhelm Heintz, rief ihn als Privatassistenten zu sich nach Halle und gab damit seinen Studien die endgültige Richtung.

Am 19. April 1857 löste er sich vom Vaterhause und reiste — unterwegs von den Verwandten als Heimgekehrter mit größter Herzlichkeit begrüßt — nach Halle. In Zürich aber hatte er sich kurz vorher mit Katharina Sattler aus Schweinfurt verlobt, der Enkelin

Digitized by Google

von Wilhelm Sattler, dem bekannten Erfinder des Schweinfurter Grüns, die damals mit Mutter und Geschwistern in der Schweiz lebte.

In Halle wurde im Laboratorium — oft schon von 6 Uhr an — fleißig gearbeitet. Doch fand sich noch Zeit für Lateinstunden und philosophische Vorlesungen. Ein freundschaftlicher Verkehr band ihn an das Haus seines Lehrers Heintz; mit ihm zusammen wurden die ersten wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlicht. Ohne einer eigentlichen studentischen Korporation anzugehören nahm er doch am akademischen Leben lebhaften Anteil; das besondere Ansehen, in dem er stand, hat ihn wiederholt an die Spitze studentischer Versammlungen gestellt. Als Mitglied einer freiern Vereinigung, die sich der Burschenschaft anschloß, hat er das schwarz-rot-goldene Band getragen. Auch der freien Gemeinde gehörte er an und beteiligte sich durch Vorträge an ihren Zusammenkünften. Dies ist ihm von der Universitätsleitung übel vermerkt worden und mag ihn mit veranlaßt haben, die Studien nicht in Halle zu beenden. Im Herbst 1859 kehrte er nach Zürich zurück und erwarb sich dort am 7. Januar 1860 den Doktortitel. Kurz darauf (15. Februar) habilitierte er sich sowohl an der Universität Zürich wie auch am eidgenössischen Polytechnikum (12. März). Am 21. März 1860 führte er die Braut als Gattin heim und es begann für ihn eine Zeit der angespannten Berufsarbeit. Zunächst übernahm er Lehrstellen an der Industrieschule und der Tierarzneischule, bis er 1864 außerordentlicher Professor und Direktor des chemischen Laboratoriums an der Universität wurde. 1867 folgte die Ernennung zum ordentlichen Professor. Als Leiter eines eigenen Laboratoriums hatte er nun Gelegenheit, seine besondere Lehrbegabung und Lehrfreude zu entwickeln. Der Einfluß seiner hervorragenden persönlichen Eigenschaften sammelte immer mehr Schüler um ihn, und fesselte sie nicht nur für ihre kurze Studienzeit, sondern vielfach für das ganze Leben an ihn. Daneben breitete sich sein Ruf als Forscher aus. Besonders waren es seine Arbeiten über die Milchsäure, welche für die Entwicklung der Chemie von großer Bedeutung geworden sind. Bekannt ist auch die von Adolf Fick angeregte und 1865 mit ihm gemeinschaftlich durchgeführte Arbeit über die Quellen der Muskelkraft geworden. Seinen Erfolgen als Lehrer und Forscher hatte er im Jahre 1868 einen Ruf an die Universität Basel zu verdanken, den er aber ablehnte. Dagegen wurde ihm im Jahre 1870 die Professur für allgemeine Chemie am eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich übertragen und am 1. Oktober 1871 wurde er auf zwei

Digitized by Google

Jahre zum Direktor dieser Hochschule ernannt, ein Amt, das er nur ein Jahr bekleidet hat.

So ist die Schweiz der Boden geworden, auf dem sich die Kraft seiner Persönlichkeit entfalten konnte, auf dem sich sein Ruf als Gelehrter begründete. Wenn er auch in seinem Herzen stets in erster Linie deutsch fühlte, so ist ihm Zürich zu einer zweiten Heimat geworden. Schon im Jahre 1860 hatte er das Züricher Bürgerrecht erworben; es war ihm zur Schließung einer rechtsgültigen Ehe notwendig, da er damals eine andere Staatsangehörigkeit nicht besaß. Glück, aber auch Leid waren ihm dort in reichem Maße beschieden. In herrlicher aussichtsreicher Lage bewohnte er ein eigenes Haus in der Gemeinde Oberstraß. Seinen 6 Kindern ist jenes Heim, der schöne in Terrassen ansteigende Garten in der damals noch halb ländlichen Umgebung ein gesunder Tummelplatz gewesen. Die nahe Wohnung der Eltern und Geschwister war fast jeden Sonntag nachmittag der Schauplatz einer Familienzusammenkunft. Ein anregender Verkehr verband ihn mit den zahlreichen geistig bedeutenden Deutschen, die damals in Zürich lebten und auch nicht wenigen Schweizern ist er freundschaftlich näher getreten. In der Studentenschaft, die ihm aus Anlaß der Ablehnung des Rufes nach Basel einen großen Fackelzug brachte, war er beliebt und verehrt. Doch auch Unglück ist ihm in jenen Jahren nicht fern geblieben. Sein Bruder Hugo verunglückte 1866 am Tödi und wurde lange vergeblich gesucht, ein zweiter Bruder, Ulrich, war aus dem französischen Kriege, den er als Arzt freiwillig mitgemacht hatte, heimgekehrt, erkrankte und starb aber nach wenigen Tagen am Typhus. Die geliebte Gattin verfiel kurz vor der Übersiedelung nach Würzburg in schwere Krankheit, von der sie nie wieder genesen ist.

In welchem Maße sich unter den zahlreichen in Zürich ansässigen Deutschen die Persönlichkeit Geltung verschafft hat, zeigte sich darin, daß er im März 1871 zum Leiter der Friedensfeier gewählt wurde, welche in der Tonhalle abgehalten werden sollte. Deutlich klingt aus seiner Eröffnungsrede, die mit einem Hoch auf das deutsche Reich und das deutsche Volk schloß, die hohe Erhebung, welche nach den gewaltigen Ereignissen der Jahre 1870/71 die Söhne des gemeinsamen Vaterlandes in Stolz und Freude vereinte. Wie jenes gemeinsame Fest durch französische internierte Offiziere der Bourbaki'schen Armee und durch deutschfeindliche Pöbelmassen gestört wurde, ist allgemein bekannt geworden und hat nicht nur in Deutschland, sondern auch bei der Mehrheit der besonnenen Schweizer Entrüstung

Digitized by Google

hervorgerufen. Die Festteilnehmer mit ihren Frauen mußten damals stundenlange Belagerung und Steinhagel ertragen. Unter der Leitung von Johannes Wislicenus haben sie eine rühmliche Ruhe bewahrt, die jüngeren unter den Männern verteidigten, wo es nötig war, in kräftiger Gegenwehr die Zugänge zum Festraum. Die Polizei hatte sich dem Ansturm gegenüber als zu schwach, schnell aufgebotene Truppen sogar als unfreundlich erwiesen. In den folgenden Tagen breitete sich die Volksbewegung aus, der Versuch zur Befreiung von Gefangenen, welche am Festabend gemacht worden waren, brachte die Massen in Gegensatz zur Züricher Regierung und führte zu einer Revolte, welcher erst die aus andern Kantonen herbeigerufenen Bundestruppen ein Ende bereiten konnten.

Es war nicht ohne Blutvergießen abgelaufen. Gefahren drohten einige Tage hindurch auch den Deutschen und namentlich der Leiter des deutschen Friedensfestes wurde mit Drohbriefen unflätigster Art bedacht. Dies gab der Züricher Regierung Anlaß, das Haus von Johannes Wislicenus einige Tage und Nächte militärisch besetzen zu lassen, während die Familie in einen Gasthof einquartiert wurde. Indessen war das Gefühl der Unsicherheit nur ein vorübergehendes und die ein halbes Jahr später erfolgte Ernennung zum Direktor des eidgenössischen Polytechnikums muß Johannes Wislicenus gezeigt haben, daß ihm das öffentliche Vertrauen und die Achtung der Mitbürger nicht geschmälert worden war.

Immerhin lockte das alte Vaterland, nachdem es einig geworden war und die ehemaligen freiheitlichen und auf die Einheit gerichteten Bestrebungen nicht mehr mit Verfolgung bedrohte, nunmehr mit stärkerer Kraft und als die bayerische Regierung auf Antrag der Universität Würzburg eine Berufung auf den durch Adolf Streckers Tod erledigten Lehrstuhl der Chemie ergehen ließ und durch ehrende Anerbietungen stützte, da folgte ihr Johannes Wislicenus im Oktober 1872. Würzburg und Unterfranken sind ihm eine neue Heimat geworden. Fand er doch dort von Anfang an alte Freunde wie vor allem Adolf Fick und seinen Schwager, Ferdinand Regelsberger. Auch die Nähe von Schweinfurt, der Vaterstadt seiner Frau und des Wohnsitzes vieler naher Verwandter derselben, hat ihm das Einleben erleichtert. In dem chemischen Laboratorium, das 1866 erbaut heute als städtisches Museumsgebäude mit seiner palastartigen Sandstein-Außenfront die Maxstraße ziert, begann eine neue Zeit der Berufsarbeit, die ihm eine stets wachsende Anzahl von Schülern zuführte. Sie ist wissenschaftlich gekennzeichnet durch die Arbeiten über den

Digitized by Google

Acetessigester, einem Gebiet der organischen Synthese, das im Würzburger Laboratorium zu einer außerordentlichen Bedeutung heranwuchs. Von 1878 an stellten sich auch regelmäßig Ausländer, vor allem Engländer ein, die ihre chemische Ausbildung unter Johannes Wislicenus vollenden wollten. Von den Assistenten haben mehrere die akademische Laufbahn eingeschlagen. Ludwig Medicus, der schon Assistent in Würzburg war, als Johannes Wislicenus die Leitung des Laboratoriums übernahm, ist später der Nachfolger Rudolf Wagners in dem Institut für angewandte Chemie in Würzburg geworden, Max Conrad war Professor der Chemie an der Forstlehranstalt Aschaffenburg, Felix Hermann wandte sich der Technik zu, C. A. Bischoff war später Professor an der Technischen Hochschule zu Riga. Bei all der Arbeit, die Lehrberuf und Forschertätigkeit mit sich brachten, entstand auch noch in den Jahren 1873—1879 die Neubearbeitung von Regnault-Streckers Lehrbuch der Chemie in zwei Bänden, das in vielen Händen gewesen ist. Zu einer weiteren Auflage, die von der Verlagsanstalt gewünscht wurde, fehlte aber später die Zeit. Aus dem Bedürfnis, den Studierenden persönlich näher zu treten und sie so stärker wissenschaftlich anzuregen, ist die chemische Gesellschaft entstanden. An die Vorträge knüpften sich Besprechungen an, an denen sich nicht nur die akademischen Lehrer beteiligten. In weitern Kreisen Würzburgs ist das alljährlich um den 1. Februar gefeierte Stiftungsfest der chemischen Gesellschaft bekannt geworden, bei dem in Vorführungen aller Art der guten Laune die Zügel gelassen wurden und kleine Anmerkungen über die Lehrer nicht fehlten. Was seine Schüler ihm dankten, äußerte sich bei Gelegenheit des 25jährigen Doktorjubiläums am 6. Januar 1885. Ohne sein Wissen wurde es zu einem Festtage gemacht, zu dem zahlreiche alte Schüler von auswärts erschienen waren.

Am politischen Leben hat sich Johannes Wislicenus lebhaft beteiligt. Deutsche Art und deutsche Tüchtigkeit gingen ihm über alles. Die Größe, die Freiheit und das Glück des nun in einem Staat vereinigten deutschen Volkes vertrat er mit allen seinen Kräften. Diesem Ideal hatte sein Vater schon schwere Opfer gebracht. Ihm selbst hat der Aufenthalt im Auslande die Liebe zum Deutschtum, den Sinn für die höchsten Belange des Vaterlandes gefestigt und geweitet. War er doch nicht nur als beobachtender Besucher in der Fremde gewesen, sondern als Auswanderer gezwungen, sich der fremden Bevölkerung einzugliedern, um sich den Lebensunterhalt zu erstreiten. So lehnte er alle Sonderbestrebungen konfessioneller und einzelstaat-

Digitized by Google

licher Art ab, wenn sie ihm den allgemeinen deutschen Interessen Abbruch zu tun schienen. Welche Rolle ihm dabei zugefallen ist, ergibt sich aus einer Adresse, die ihm bei Gelegenheit des Doktorjubiläums der nationalliberale Verein zu Würzburg überreichen ließ. Es heißt da: „Beseelt von einer die vaterländischen Interessen über alles hochhaltenden liberalen Gesinnung haben Sie in wirre politische Verhältnisse das lichtende Wort gerufen und der Erfolg war, daß auf hiesigem Boden eine achtunggebietende nationalliberale Partei erstand." Es konnte nicht ausbleiben, daß er auch politische Gegner fand. Es darf ihm aber das Zeugnis gegeben werden, daß er niemals leidenschaftlich geworden ist, und daß er auch im heißesten Wahlkampf versuchte, dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Der Grad der öffentlichen Achtung, die er sich erworben, führte ihn im Jubiläumsjahr 1882 an die Spitze der Universität und verschaffte ihm eine Stellung in der schönen Mainstadt, die wohl als selten bezeichnet werden darf. Schon 1880/81 hatte er das Rektorat bekleidet; für das 300jährige Jubiläum der Alma Julia wurde ihm die Führung und Vertretung der Universität zum zweiten Mal anvertraut. Es war ein Jahr nicht immer leichter, ja durch mancherlei Hemmnisse geradezu erschwerter organisatorischer Arbeit, die aber dank freudiger und tatkräftiger Unterstützung von vielen Seiten die glanzvollen Tage des 1. bis 6. August 1882 wirksam vorbereitete. Auf den Verlauf und die Bedeutung des Festes einzugehen, ist in einer Veröffentlichung zur fränkischen Geschichte wohl nicht nötig. Die Persönlichkeit des Rektors wird bei einer Beschreibung jener Ereignisse nicht übergangen werden. So mag es bei einigen Zeugnissen sein Bewenden haben, die der eigentlichen Festliteratur nicht angehören, die aber für Johannes Wislicenus kennzeichnend sind. Hören wir zuerst den politischen Gegner. Das „Fränkische Volksblatt" schreibt am 5. August 1882: „Über die tatkräftige Durchführung des offiziellen Festprogramms durch den Herrn Rektor haben sich alle Festgäste einstimmig günstig ausgesprochen; er war, wenn man von der politischen Haltung des Mannes absieht, vielleicht die geeignetste Persönlichkeit zur Übernahme dieses schwierigen Amtes. Wirkte doch seine stattliche Figur in der ihm so kleidsamen Professorenrobe mit Rektoratskette sehr imponierend und verfehlte ihren Eindruck nicht." Auch seine Kollegen mögen hier zu Worte kommen. Sie haben ihm nach dem Feste ein Album mit ihren Photographien überreicht mit einer Widmung, die beginnt wie folgt: „Dem hochverehrten Rektor magnificus des Jahres der dritten Centenarfeier unserer Alma Julia Maximiliana,

Digitized by Google

dem nie ermüdenden, stets opferbereiten, unübertroffenen Leiter der Jubiläumsfestlichkeiten vom 1.—6. August 1882, dem Manne, dessen Umsicht und Takt es zuzuschreiben ist, daß unser Jubelfest jenen unvergleichlichen Charakter der harmonischen friedlichsten Einheit und Freundschaft erhielt, der ihm die Bezeichnung als „einziges Fest" erworben hat." . . .

Es hat Johannes Wislicenus nicht an Ehrungen und Auszeichnungen gefehlt, er hat sie aber nicht gesucht. Auf den persönlichen Adel, der ihm mit der Verleihung des Verdienstordens der bayerischen Krone zustand, hat er verzichtet. Tiefe Freude empfand er aber, wenn er Zeichen der Zuneigung und Anerkennung von Kollegen, Mitbürgern und Schülern erfuhr. Seine Sinnesart zeigte sich auch in einem Zuge, der nicht an die Öffentlichkeit kam. Die Unterbeamten und Bediensteten der Universität hatten vom Jubiläumsfest viel Arbeit und wenig Festesfreude gehabt. Er suchte ihnen seinen Dank durch eine Einladung in die Weinstube des Juliusspitals abzustatten. Wie heimisch er inzwischen in Unterfranken geworden war, geht auch daraus hervor, daß er sich ein kleines Sommerhaus in Schonungen am Main, neben der Farbenfabrik seines Schwagers Wilhelm Sattler erbaut hatte. Es ist bis zu seinem Lebensende die Stätte seiner Ferienruhe geblieben und noch im Besitze seiner Kinder.

Die vielfachen persönlichen Beziehungen, die er in Würzburg pflegte, können nicht alle angeführt werden. Besonders nahe standen ihm Adolf Fick, Ferdinand Regelsbergers, Ed. von Rindfleisch, Rich. Schröder, Friedrich Kohlrausch, A. v. Tröltsch. Auch in studentischen Kreisen weilte er, wenn einmal ein freier Abend es ermöglichte; insbesondere war er Ehrenmitglied des akademischen Gesangvereins.

Es ist ein schwerer Entschluß für Johannes Wislicenus gewesen, Würzburg zu verlassen. Ein Ruf nach seiner Vaterstadt Halle im Jahre 1880 hatte ihn nicht verlocken können. Als aber im Jahre 1885 die Universität Leipzig ihn als Nachfolger seines einstigen wissenschaftlichen Gegners Hermann Kolbe berief, da entschloß er sich noch einmal zu einem Wechsel. Es war nicht nur der größere Wirkungskreis in dem bedeutend größeren Laboratorium, was ihn zur Annahme der Berufung bestimmte, sondern Erwägungen persönlicher Art, namentlich die Rücksicht auf die kranke Gattin, haben dabei mitgewirkt.

Leipzig sah ihn bald in einem neuen Abschnitt seiner wissenschaftlichen Forschung eintreten. Dort ist in den Berichten der kgl. sächsischen Akademie der Wissenschaften seine berühmte Abhandlung:

Digitized by Google

„Über die räumliche Anordnung der Atome in organischen Molekulen" erschienen und die Mehrzahl seiner experimentellen Arbeiten schloß sich an diesen Gegenstand an. Im größeren Verhältnis kam auch dort seine Persönlichkeit zur Geltung. Professor Beckmann nennt ihn eine der repräsentativsten Persönlichkeiten unter den deutschen Gelehrten. In Zeitungsberichten ist er bei Gelegenheit öffentlichen Auftretens als einer der glücklichsten Redner bezeichnet worden.

Im Jahre 1893 wurde er Rektor der Universität Leipzig, von 1894 an bekleidete er das höchste Amt in der kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, das eines Sekretärs der mathematisch-physikalischen Klasse. Als solcher hatte er Anteil an der Gründung der internationalen Association der Akademien. Zahlreiche dieser Gesellschaften, auch viele ausländische, hatten ihn zu ihrem Mitglied erwählt. Als Präsident hat er je ein Jahr an der Spitze der deutschen Chemischen Gesellschaft (1889) und der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte (1895) gestanden. Auch der Stadt Leipzig hat er eine Zeitlang seine Dienste als Stadtverordneter zur Verfügung gestellt.

Politisch blieb er tätig als Mitglied der nationalliberalen Partei. Seiner ganzen vaterländischen Denkart entsprach sein Eintreten für deutsche Kolonien und für die deutsche Flotte. Auch zu den Begründern des Alldeutschen Verbandes hat er gehört. Als am Himmelfahrtstage 1895 1500 Leipziger ihren Ehrenbürger Bismarck in Friedrichsruh aufsuchten, hatte er die Ansprache übernommen. Dagegen hat er es immer als mit seinen Amtspflichten unvereinbar abgelehnt, sich als Kandidat bei den Reichstagswahlen aufstellen zu lassen.

Dieses Leben voll erfolgreichem Wirken in Amt und Öffentlichkeit stellte große Anforderungen, denen nur seine gestählte Gesundheit standhalten konnte. Aber auch diese große Kraft, die Johannes Wislicenus eigen war, brauchte sich auf, zumal häusliche Sorgen, die unheilbare Krankheit der Frau, der Verlust zweier Söhne in den Jahren 1889 und 1890, nicht ausblieben. In den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts blieb die gewohnte Erholung Auffrischung durch die Ferien aus, im Sommer 1902 mußte er seine Vorlesungen abbrechen und für das Wintersemester Urlaub nehmen. Er konnte aber Leipzig nicht mehr verlassen und ist am 5. Dezember 1902, 67 Jahre alt, ruhig entschlafen.

Die Trauerfeier, die an seiner Bahre im Hörsaal des chemischen Laboratoriums am 7. Dezember abgehalten wurde, vereinigte viele Abordnungen und Schüler, die von auswärts herbei geeilt waren. Die Gedächtnisrede hielt Professor Dr. E. Beckmann im Auftrag der

Digitized by Google

Leipziger philosophischen Fakultät. Auch die Universität Würzburg hatte sich durch Professor Dr. A. Hantzsch vertreten lassen. In allen Ansprachen fand die große Liebe und Achtung, welche Johannes Wislicenus in seltenem Maße zuteil geworden ist, den letzten ergreifenden Ausdruck. Unter dem Geleit der Studentenschaft wurde die irdische Hülle zum Thüringer Bahnhof gebracht, um nach dem Krematorium zu Gotha überführt zu werden.

Wilh. Wislicenus (Tübingen).

58. Yelin, Julius Konrad, Oberfinanzrat und Physiker 1771—1826.

Yelin, Julius Konrad, wurde am 22. Oktober 1771 zu Wassertrüdingen als der Sohn des Stadtvogteiadjunkten Friedrich Andreas Yelin und seiner Ehefrau Anna Dorethea Henrika, geborene Jönkin, geboren. Er starb am 26. Februar 1826 zu Edinburg in Schottland. Nach dem Besuch der einheimischen lateinischen Schule kam er an das Gymnasium zu Ansbach und von da auf die Universität zu Erlangen, wo er neben juristischen und kameralistischen ausgreifende mathematische, physikalische und technologische Studien betrieb. Dieses Studium schloß er 1794 mit einer unter Leitung des Mathematikers Tobias Mayer, dem Jüngeren, entstandenen mathematischen Doktordissertation ab, die sich mit der Bestimmung der Oberfläche eines schief abgeschnittenen Kreiskegels beschäftigt und die Tobias Mayer im 5. Bande seiner praktischen Geometrie (Göttingen 1808) als äußerst gelungen bezeichnet.

Seine amtliche Laufbahn begann er 1797 als preußischer Kammer- und Domänenassessor bei der Domänenkammer in Ansbach, bald darauf wurde er zum Professor der Physik und Mathematik am dortigen Gymnasium berufen, wo er privatim den Geodäten und Astronomen Soldner aus Feuchtwangen, den nachmaligen Begründer der wissenschaftlichen Grundlagen der bayerischen Landesvermessung, zum Mathematiker erzog, den er 1795 in der Bauernjacke zugeführt erhielt. Im Jahre 1803 wurde er zum Kriegs- und Domänenrat in Ansbach ernannt und beim Übergang der Markgrafschaft Ansbach an den Staat Bayern als Finanzrat übernommen, 1811 ging er als Schuldenliquidationskommissär nach Augsburg; 1813 endlich

Digitized by Google

wurde er als Oberfinanzrat nach München berufen, wo er wegen seiner Verdienste als experimentierender Physiker am 3. Februar 1813 zum ordentlichen Mitgliede der mathematisch-physikalischen Klasse der dortigen Akademie der Wissenschaften ernannt wurde, in welcher Stellung er meist mit Beantwortung praktischer Fragen, dem Elektro- und Thermomagnetismus beschäftigt war.

Nach dem Tode des Konservators des physikalischen Kabinetts von Schlichtegroll wurde Yelin 1823 zu dessen Nachfolger erwählt. In der Folge ernannten ihn mehrere ausländische gelehrte Gesellschaften zu ihrem auswärtigen Mitgliede. Im Frühjahr 1815 gründete er in München in Gemeinschaft mit dem Oberbaurat und Akademiker Schlichtegroll, dem Kaufmann Zeller und dem Oberapotheker Dr. Buchner zur Förderung der einheimischen Industrie und des Gewerbefleißes den bis heute noch bestehenden Polytechnischen Verein in Bayern.

Dieser Vorgang war das Gegenstück zu der im Jahre 1810 erfolgten Gründung des Landwirtschaftlichen Vereins zur Hebung der Land- und Forstwirtschaft in Bayern. Erste erfreuliche Wirkung dieser Vereinsbestrebung war der Staatsauftrag, nach welchem Yelin zum Studium der Fortschritte auf dem Gebiete der Industrie und des Gewerbes in das Ausland gesandt wurde. Am 27. März 1825 trat er gemeinsam mit dem Regierungsrate Freiherrn von Eichthal diese technologische Reise an und besuchte nacheinander außer Württemberg und die Rheinlande Frankreich, Holland, England und Schottland. Mehrere Briefe an den Oberbergrat Freiherrn von Moll zeugen von seinem Streben, in den fremden Ländern alle Neuerungen auf gewerblichem und industriellem Gebiete kennen zu lernen, um sie in der Heimat nutzbringend zu verwerten. Besonders fesselnd sind die Schilderungen über den Eindruck, den der Anblick der ersten Dampflokomotive auf den gereiften Mann ausgeübt hat. Diese Studienreise erhielt jedoch einen jähen Abschluß, da Yelin am 26. Februar 1826 schnell und unerwartet zu Edinburg verstarb, wo man ihm einen ehrenvollen Begräbnisplatz neben dem Geschichtsschreiber Hume einräumte. Freiherr von Moll schreibt nach dem Bekanntwerden des Todes von Yelin an einen seiner Freunde: „Ich hätte gewünscht, einige Nachrichten über seine Krankheit und seine letzten Tage zu erhalten, und wandte mich deshalb an seinen Reisegefährten, Bernhard Freiherrn von Eichthal; aber ich wurde durch einen Freund belehrt, daß auch dieser in Rom gestorben sei. Gewiß ein schmerzlicher Verlust, nicht nur für die Akademie, sondern für das Vaterland überhaupt,

Digitized by Google

in das er außer den Schätzen wissenschaftlicher Fortschritte, reich an hochwichtigen Kenntnissen für Industrie, Fabrik, Manufaktur, Handwerk, Gewerbe aller Art zurückgekehrt wäre."

Yelin ist auch der Verfasser der Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", derentwegen Joh. Palm, Inhaber der Steinschen Buchhandlung zu Nürnberg, auf Befehl Napoleons in Braunau erschossen wurde.

Er ist Verfasser folgender Schriften: Dissertatio inauguralis mathematica: De superficie coni scaleni determinanda. Erlangen 1794; Lehrbuch der experimentellen Naturlehre. Ansbach 1796. — Rede, gehalten in der Versammlung des Verwertungsausschusses des polytechnischen Vereins am 26. August 1818. München 1818. — Über Magnetismus und Elektrizität. München 1819. — Das Kaleidoskop, eine bayerische Erfindung. München 1819. — Versuch zur näheren Kenntnis der Zambonischen trockenen Säule. München 1820. — Die Akademie der Wissenschaften und ihre Gegner. Eine Beilage zu der Rede des Herrn Präsidenten, Freiherrn von Weinbach, in der Kammer der bayerischen Ständeversammlung am 20. April 1822. — Über Blitzableiter aus Messingdrahtstricken. München 1823. — Über den am 30. April 1822 erfolgten merkwürdigen Blitzschlag auf dem Kirchturm zu Roßstall im Rezatkreise. Zur Belehrung und Beruhigung. München 1824. — Dann stehen mehrere Abhandlungen Yelin in Gilberts Annalen der Physik.

Quellen: Neuer Nekrolog der Deutschen, IV. Jahrgang. 1826 II. Teil. Ilmenau 1828. S. 857. — Des Freiherrn Karl Erenbert von Moll Mitteilungen aus seinem Briefwechsel (Podromus seiner Selbstbiographie). Augsburg 1835. — Poggendorfs: Biographisches literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften. Leipzig 1851. — Fr. Schultheis: Glaubwürdige aus jetzt unbekannten Quellen nachgewiesene Mitteilungen über den Verfasser der Schrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung." Nürnberg 1860.

Franz Josef Müller (Augsburg.)

59. Zipperer, Wilhelm, Schulmann und Dichter 1847—1911.

„Bäume sind wir, die im Sommer prangen,
Die des Wand'rers sehnendes Verlangen,
Ihren Schatten milde spendend streu'n."
Aus W. Zipperers Lyrik.

Das war Zipperer, der im Sommer seiner Wissenschaft, seines Gedächtnisses prangend, großzügig, aller Schablone abhold, Freunden und Schülern die Fülle seiner Bildung und seines Humors milde spendete.

Digitized by Google

Als ältester von sechs Geschwistern wurde Wilhelm Zipperer am 18. Dezember 1847 zu München geboren. Vom Vater, dem Buchhändler Paul Zipperer, erbte er die sarkastische Ader, den allzeit bereiten Witz, die Freude an den Büchern, unter denen der kleine „Bibliophile" aufwuchs. Die Mutter Elisabeth, aus dem alten Bürgergeschlechte der Fahrer, senkte in des Kindes Herz tiefe Religiosität, die auch der spätere Lehrer stets als ersten Leitsatz seinen Schülern empfahl. In gleicher Weise fand aber auch die Scheu vor jeder politischen Äußerung in des Vaters Hause, wo der Parteikampf genährt wurde, Boden. „Politik verdirbt den Charakter", — ein beliebter Satz von Zipperer setzte sich schon in des Kindes Gemüte fest. Nachdem er im Jahre 1866 das Wilhelmsgymnasium in München vorzüglich absolviert hatte, galten seine ersten Universitätsstudien der Theologie, zu der ihn wohl Männer wie Haneberg und Döllinger gewiesen hatten. Döllingers Einfluß war so groß, daß der junge Student noch lange auf Seiten des Propstes von St. Kajetan stand, als dieser schon stark von Rom abgerückt war. Der Infallibilitäts-Kampf führte Zipperer auch vom anfangs beabsichtigten Studium weg.

Er wurde „Kandidat der Philologie, was ihn kaum übermäßig entzückte." Das Verzeichnis der belegten Vorlesungen und die Kollegienhefte beweisen aber seinen Eifer, der auch von allen, besonders von Christ anerkannt wurde. Christ, der ihm die ganzen Jahre über ein wohlwollender Gönner blieb, verdankte er in erster Linie das Reisestipendium, das den angehenden jungen Gelehrten 1875/76 nach Rom und Athen brachte. Bursian, der damalige Dekan der philosophischen Fakultät, bemerkt, daß Zipperer „das Stipendium bestens zur Erweiterung seiner archäologischen und philologischen Kenntnisse verwendet hat." Keinem Würdigeren konnte es verliehen werden. Tausendfach haben alle Schüler in einem herrlichen begeisternden Unterricht von dessen Früchten gezehrt.

Nach sehr gut bestandenen philologischen Prüfungen kam Zipperer als Assistent im Jahre 1874 an die Studienanstalt in Würzburg. Dort wurde er 1878 definitiv angestellt und kam 1886 als Professor an die neu eröffnete Anstalt, das neue Gymnasium. 1875 hatte er mit seiner Arbeit »De Euripidis Phoenissarum versibus suspectis et interpolatis« den Doktorgrad »magna cum laude«! Vielleicht war die zum Teil gerügte mangelnde kritische Schärfe in der Dissertation Veranlassung dieser Einschränkung »magna« durch den Referenten Schanz. Bald blieben dann auch wissenschaftliche Nachrichten von

Digitized by Google

Zipperer aus; er wandte sich ganz zu seinem eigentlichen Berufe als gottbegnadeter παιδαγωγός. Den Söhnen des Frankenlandes, das seine zweite Heimat wurde, galt sein ganzes Leben. Bei ihnen weckte der Jugendbildner den Sinn für die Schönheit der Antike wie der deutschen Meister. Mit seinem packenden Vortrage, seiner klangvollen Stimme nahm er Kopf und Herz aller Schüler gefangen.

Er regte ihr Interesse an, indem er sowohl in das Gymnasium, wie in die Musikschule, wo er ebenfalls bis 1898 wertvollen Unterricht erteilte, Kunstmappen aus seinem Besitze herbeitrug. Als einer der ersten hatte er die Bedeutung des Anschauungsunterrichtes erkannt. Turnspiele waren von ihm, dem Rektor, eingeführt worden, lange ehe ein Ministerium deren Wichtigkeit betont hatte. Auch außerhalb der Schule machte die Sorge, die er seinen Schülern bekundete, nicht Halt. Das Wohlergehen des Einzelnen lag ihm am Herzen. Er wollte nicht nur der Lehrer, sondern auch der Freund sein. So gehörten auch die Sonntage mit wenigen Ausnahmen den Schülern. Kasperlkomödien aus eigenem und aus Franz Poccis Repertoire schafften kleinen und großen Zuschauern heitere Stunden. Ausflüge in die Umgebung von Würzburg und Münnerstadt, wobei Gaumen und Magen nicht zu kurz kamen, wurden bald „sprüchwörtlich". Wenn dies auch nicht immer nach dem Geschmacke aller Kollegen war, so herrscht doch fast nur eine Stimme darüber, daß Zipperer, der nie ein Buch über Pädagogik aufgeschlagen, Erfolge erzielte wie wenige. Die beiden Rektoren Miller und Bergmann wußten wohl, welch' nützliche Kraft ihnen in Zipperer erwuchs.

Seit 1880 von ihnen als Fachlehrer verwendet, erteilte er deutschen Unterricht in der Oberklasse, den er bis zu seinem Tode behielt. In einer so langen Zeit nicht zur Korrigiermaschine zu werden, gleich anregend und wechselreich in den Themen zu bleiben — zahllose kleine Vorbereitungsheftchen sind hierfür ein beredtes Zeugnis — das ist eine eigenartige Leistung.

Gleich geschätzt wie bei den Schülern war Zipperer bei den Kollegen, bei den Universitätsprofessoren, kurz in allen Kreisen des geistig in höchster Blüte stehenden Würzburgs. Seine Redegewandtheit, seine prächtige Erzählergabe, ließ ihn meist die Unterhaltung an sich reißen. So war er ein gerne gesehener Gast der katholischen Studentenverbindungen, ein beliebtes Mitglied des Deutsch-Österreichischen Alpenvereines, der „Niederländer", der Societät der „Kumpeern". Der Stammtisch im „Schwanen" und im Gardisten-Kloster

Digitized by Google

verdankte ihm manch' vergnügte Stunde. Daß überall, wo Zipperer erschien, auch gute Kost und guter Tropfen nicht fehlen durften, das wußte jeder. So sahen auch Urlichs in seinem gastlichen Hause, Gerhardt in Würzburg und im schönen Gamburg des Taubertales und all' die andern führenden Männer der Wissenschaft gerne Zipperer als frohen Tafelgenossen. Wie er in der Philologisch-historischen Gesellschaft anregend von seinen Reisen zu berichten wußte, so schüttete er auch sonst überall sein Füllhorn des Wissens und des Humors auf die Gesellschaft aus. Ideale Romantik mit derber Realistik gepaart — viel wesensverwandtes finde ich in ihm mit dem von ihm so bewunderten Klassiker der Puppenkomödien, Franz Pocci — trat er als Festredner auf. Seine Abiturienten-Reden, seine Kommersgedichte und Kapuzinerpredigten, nicht zuletzt seine reine Lyrik harren des Druckes. Zipperer, den unersetzlichen Schulmann, kennt jeder, den Dichter wohl nur seine Kollegen und Freunde. Vielleicht ist er selbst daran schuld. Seine Furcht vor der Kritik, wohl auf eine kleine Dosis Eitelkeit zurückzuführen, verhinderte ihn stets an die Öffentlichkeit zu treten. Nur einmal konnte er sich entschließen, ein Bändchen oberbayerische Gedichte herauszugeben, dem recht unvernünftiger Weise in einer Besprechung vorgeworfen wurde, daß es Nummern enthalte, in denen der katholische Geistliche die Rolle spielt. Bekannt wurde Zipperers Dichtkunst eigentlich nur — ein grotesker Treppenwitz der Literatur — durch sein Bauernbundlied, das sogar im bayerischen Landtage zum Besten gegeben, weit über die weißblauen Grenzpfähle hinaus vorgetragen und gesungen wurde. Wenn Zipperer wohl zum Vorteile seiner Schüler Junggeselle blieb, — »robur et aes triplex circa pectus« pflegte er zu sagen —, so erregten geistig bedeutende Frauen doch sein Interesse.

Allseitig war daher das Bedauern, als Zipperer 1898 zum Rektor in Münnerstadt ernannt Würzburg verlassen mußte, — das Bedauern und das Erstaunen; denn wie oft hatte er betont, man dürfe ihn nicht zum Rektor machen, da er nicht dazu passe. Als er dann schließlich doch der „Rektoritis" zum Opfer fiel und selbst um die Beförderung „nur nicht nach Münnerstadt" nachsuchte, zeigte es sich, daß er wohl für kleinliche Bureaukratenarbeit nicht geeignet sei. Er nahm aber sein Bestes mit in die Rhönstadt, in der Hoffnung, „die künftigen Pflegebefohlenen zu idealerer Anschauung, zu Schwung und Begeisterung für das Schöne und Gute hinreißen zu können". Allerdings schimpfte er bei jeder Gelegenheit über das Nest und hielt auch mit einem derben Witze nicht zurück, — waren doch auch Freunde

Digitized by Google

vor seiner sarkastischen Verulkung nicht geschützt — allein aus dem in Münnerstadt Geleisteten weiß jeder, daß es Zipperer nicht bös meinte. Die Gründung des Bades in der Lauer, des Wilhelmsbades, die Schülerfahrten zu Musteraufführungen nach Meiningen sind Taten, die heute noch dankbar in der ganzen Gegend erwähnt werden. Ungern sah denn auch die „Universität der Rhön" den „Fürscht von Mürscht" im Jahre 1905 wieder nach Würzburg zurückkehren, wo er zum Rektor des Neuen Gymnasiums ernannt und am 1. Januar 1909 Oberstudienrat wurde. Freudig begrüßte man wieder die typische Erscheinung in den Straßen der alten Bischofsstadt. Wohl war die einstige schlanke Gestalt behäbiger geworden, aber das helle Auge war geblieben, der durchgeistigte Kopf mit dem lockigen Haar. Nicht nur der geschätzte Lehrer und beliebte Kollege im Gymnasium, auch der geistreiche Humor erschien wieder, wenn er als Pater Paphnutius

„ein Säcklein aufgeladen
von guten Lehren und Zitaten,
gesammelt in den heil'gen Schriften
und anderweit'gen Geistestriften!"

den „Niederländern" oder „Kumpeern" die Wahrheit sagte.

Neben der Eitelkeit, die Zipperer vielleicht unbewußt, jedenfalls ungewollt, bisweilen ungerecht gegen Kollegen werden ließ, die ihn förmlich zwang im wahrsten Sinne des Wortes aus der Schule zu schwätzen, ist noch ein großer Fehler zu erwähnen, ein Fehler, den Menrad so vornehm eine Tugend nennt: seine mangelnde Menschenkenntnis, die Zipperer viele Enttäuschung, viele trübe Stunden bereitete. Sie machte es manchem Schüler, der es wohl nicht verdient hätte, möglich, die Schwächen des gutmütigen Lehrers auszunützen und sein Vertrauen zu mißbrauchen. Man hat daraus folgern wollen, daß Zipperer Lieblingsschüler habe, daß er besonders Söhne höherer Kreise bevorzuge. Das stimmt nicht. Er förderte jeden, bei dem er Talent zu finden glaubte. Daß er gerade Kinder Minderbemittelter heranzog, beweisen die unzähligen Wohltaten und Unterstützungen, die er ihnen in hochherziger Weise fast über sein Können hinaus angedeihen ließ. Der Schüler Wohlergehen, ihre Zukunft erfüllten bis zuletzt sein ganzes Denken. Als er schon schwerkrank noch einmal zur Arbeit zurückkehrte, kamen gewisse Erleichterungen, die man ihm anbot, zur Sprache. Die Rektoratsgeschäfte wollte er gerne missen, den Unterricht durfte man ihm aber nicht nehmen. Das hätte er seinen Schülern „die ihn doch so notwendig brauchten", nicht an-

Digitized by Google

getan. So konnte er denn mit Aufbietung aller Kraft das Schuljahr mit einer herrlichen Abschiedsrede beenden. „Nach diesem gewaltigen Aufraffen klappte er zusammen". All die vielen Pläne, die er nach seinem Abschiede, nach seiner Genesung auszuführen hoffte, blieben unerfüllt. Nach schweren Monaten harten Leidens, das er mit edelster Geduld ertrug, schloß er am 9. Oktober 1911 die Augen.

Ein schlichtes Denkmal bildhauerlicher Kunst von Heinrich Schiestl zeigt den Platz, wohin ein unermeßlich großes Geleite von Schülern und Kollegen, Freunden und Bekannten die sterbliche Hülle des segensreichen Mannes gebracht hatte. Wir aber grüßen ihn in der Erinnerung mit seinen eignen Versen:

Aber Dein Erdenleid nahet dem Ende!
Jenseits des Tores harren die Lieben,
Da steht mit güldenen Lettern geschrieben:
Immortalitas!

Franz Pocci (Ammerland a. Würmsee).

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01515 4639

Digitized by Google

Digitized by Google

X-sch 2102 85,-
1008972
85,-
FUND/geom

Digitized by Google